3 1761 05064663 7

DER RVSSISCH JAPANISCHE KRIEG

von

Graf E. Reventlow

Graf E. zu Reventlow

Der Russisch-Japanische Krieg.

Band I.

Alle Rechte insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.

Der Russisch-Japanische Krieg

von

Graf E. zu Reventlow.

Nebst einer Beschreibung von Japan, Korea, Russisch-Asien u. einer Geschichte dieser Länder

von

Dr. H. Döring.

Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Kunstbeilagen und einer mehrfarbigen Karte des Kriegsschauplatzes.

Band I.

Berlin-Schöneberg
Internationaler Welt-Verlag
1905.

LIBRARY
AUG 20 1970
UNIVERSITY OF TORONTO

DS
317
K58
Bd. 4

Druck von Hallberg & Büchting (Inhaber L. H. Klepzig), Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

I. Teil.

Vorgeschichte des Krieges von Dr. H. Döring . . . . . I—VIII

Die Kriegsereignisse vom Februar bis Mai 1904 von Graf E. zu Reventlow.

	Seite
Der Ausbruch des Krieges	1
Vor dem Sturm	1
Japan schlägt los	7
Port Arthur — Vor dem Angriff	15
Der erste Torpedoangriff	17
Allgemeine Betrachtungen	23
Die Kämpfe vor Port Arthur u. Tschemulpo	35
Das Gefecht vor Tschemulpo	40
Kampfplatz und Streitmittel	59
Die russische Flotte	88
I. In Ostasien bei Ausbruch des Krieges	88
II. Die Ostseeflotte	91
Die japanische Flotte	96
Weiterer Verlauf des Krieges im Februar 1904	101
Allgemeine Betrachtungen	101
Das Wladiwostocker Geschwader	104
Die Japaner in Korea	106
Japanische Truppentransporte und Landungen	110
Neues Vorgehen gegen Port Arthur	117
Die letzten Ereignisse zur See im Februar 1904	126
Rückblick	130
Überseeische Transporte	135
Verstärkung der japanischen Flotte	139
Über Kontrebande	142
Die neutralen Mächte	147
Die Stimmung in Rußland	157
Die Stimmung in Japan	166
Die japanischen Führer	170
Die Ereignisse zur See im März 1904	178
Beschießung von Wladiwostock	179
Neue Seekämpfe vor Port Arthur	185
Beschießung von Port Arthur	190
Das Geschwader von Port Arthur unter Makaroff	194
Neue Vorstöße gegen Port Arthur	195
Neue Sperrversuche der Japaner	199
Die Armeen	205
Die russische Armee	205
Das japanische Heer	228
Die Landoperationen im März 1904	245
Die ersten Gefechte	246
Die Ereignisse im April 1904	255
Allgemeine Betrachtungen	255
Maßnahmen des Admirals Togo	258
Der Tod des Admirals Makaroff	262
Allgemeine Betrachtungen	271
Japans Seeherrschaft	278
Russischer Bericht über eine Rekognoszierungsfahrt Makaroffs	280
Neue Unternehmungen des Wladiwostock-Geschwaders	287
Weitere Landoperationen	298
Die Schlacht am Jalu	301
Ein neuer Sperrversuch vor Port Arthur	315

	Seite
Die Ereignisse im Mai 1904	323
Truppenlandungen der Japaner	323
Verluste der japanischen Flotte	326
Vergleich der Verluste beider Flotten	344
Noch etwas v. japanischen Soldaten	346
Die Erstürmung der Höhen von Kintschau	349
Verhängung der Blokade	362
Besetzung von Dalny durch die Japaner	367
Beginn der Belagerung von Port Arthur	369
Rückblick	373

II. Teil.

Japan und die Japaner von Dr. H. Döring.

	Seite
Einleitung	1
Japan und die Japaner	4
Geographischer Überblick	4
Charakter des Landes	7
Die Japaner als Menschenrasse	9
Eindringen der europäischen Zivilisation	11
Kleidung, Wohnung und Nahrung	13
Geistige und Charaktereigenschaften	21
Die Samurais	27
Harakiri und Blutrache	32
Religiöse Zustände	38
Familienleben	54
Vergnügungen und Feste	63
Die Landwirtschaft	81
Der Bergbau	101
Kunst und Kunstgewerbe	104
Münzwesen	128
Verkehrsmittel	130
Handel und Industrie	134
Verfassung und öffentliche Zustände	151
Recht und Rechtspflege	168
Verwaltung und Polizei	179
Heerwesen und Flotte	185
Unterrichtswesen	188
Sprache, Schrift und Literatur der Japaner	194
Deutsche in Japan	197

I. Teil.

Die Kriegsereignisse vom Februar bis Mai 1904

von

Graf E. zu Reventlow.

Vorgeschichte des Krieges.

Das weltgeschichtliche Schauspiel eines Krieges zwischen dem großen russischen Staat, der sich von den Küsten des baltischen Meeres bis zu den fernen Gestaden des Stillen Ozeans erstreckt, und dem kleinen japanischen Inselreich, zwischen der alten europäischen Macht, die immer weitere Ländergebiete sich anzugliedern sucht, und der jungen ostasiatischen, die in den letzten Jahrzehnten eine beispiellos schnelle Entwicklung erlebt hat und selbstbewußt sich mit stolzen und weitgehenden Plänen trägt — dieser Krieg ist nicht überraschend gekommen, sondern er ist durch die Ereignisse der letzten Jahre vorbereitet worden. Schon lange galt er sowohl den Russen wie den Japanern als unvermeidlich, als eine Notwendigkeit.

Als der General Kuropatkin im Frühjahr 1903 die russischen Gebiete in Ostasien besichtigte und am Geburtstage des Zaren in Port Arthur eine glänzende Parade hielt, sprach er die stolzen Worte aus: „My gotowy!“ „Wir sind bereit.“ Auch auf japanischer Seite war man sich längst klar darüber, daß man mit Rußland würde abrechnen müssen. Schon im Frühjahr 1901 sah es so aus, als ob der Krieg losbrechen sollte. Damals schrieb ein Japaner, der russische Bär halte die Mandschurei in seinen Tatzen fest, und es würde von allen Tieferdenkenden schmerzlich empfunden, daß Japan die gute Gelegenheit, ihm seine stolze und vorwitzige Nase zu zerschmettern, habe vorübergehen lassen. Aber es werde auch einmal der Zeitpunkt kommen, wo der Nimmersatt endlich einmal satt werden und dann nicht mehr im stande sein würde, seinen vollen Wanst zu bewegen; in diesem Zustande würde er schließlich von selbst auseinanderplatzen.

Der erbitterte Kampf, der zwischen Rußland und Japan ausgefochten wird, ist ein echt moderner Volkskrieg. Er wird nicht geführt um Zwistigkeiten der Herrscherhäuser, sondern um wirkliche Lebensinteressen der beiden beteiligten Völker, um ihren Handel, um ihre Wehrmacht zu Lande und auf See, um die räumliche Ausdehnung ihrer Staaten Rußland braucht eisfreie Häfen am Stillen Ozean für seine Kriegs- und Handelsflotte; er will seinen ostasiatischen Besitz abrunden und erweitern, und zu diesem Zwecke vor allen Dingen Korea, das auf einer Halbinsel sich in das Chinesische Meer hineinstreckt, seinem Einfluß unterwerfen. Noch wichtiger ist für Rußland der Besitz der Mandschurei.

In allen diesen Beziehungen steht das japanische Interesse dem russischen entgegen. Wenn Rußland die Mandschurei seinem Staate dauernd einverleibt und für den Handel der übrigen Völker mehr oder weniger verschließt, so muß in nicht allzulanger Zeit auch das große chinesische Reich in ein Vasallenverhältnis zu ihm treten. Ebensowenig kann Japan gleichmütig zusehen, wie Rußland seinen Einfluß in Korea befestigt. Dieses Land ist nur durch einen schmalen Meeresarm von Japan getrennt. Japan kann schon im Interesse seiner militärischen Sicherheit nicht dulden, daß die Russen sich dort festsetzen. Auch Handel und Industrie Japans sind auf den Absatz nach Korea angewiesen. Die japanische Ausfuhr dahin ist beträchtlich und nimmt beständig zu, wenn sie auch nicht so bedeutend ist wie der japanische Export nach China. Endlich braucht Japan Korea auch als Kolonialgebiet, um für weitere Entwicklung Platz zu haben. Japan ist übervölkert. Es hat fast so viel Einwohner wie das Deutsche Reich; hierbei ist aber zu bedenken, daß in Japan weite Strecken, besonders Berge und Wälder, fast ganz unbewohnt sind, und daß der größte Teil der Bevölkerung sich in Flußtälern und Ebenen zusammendrängt.

Aus diesem Gegensatz der Interessen ist der Krieg unmittelbar hervorgewachsen, ohne daß es eines speziellen Vorwandes oder Anlasses bedurft hätte. Das ist das Merkwürdige an diesem Kriege. Sonst kommt es häufig vor, daß die gegenseitige Erbitterung der Völker durch ein besonderes Ereignis bis aufs äußerste gesteigert wird, oder auch, daß die Staatsmänner einen Vorwand suchen, um den Krieg, den sie im Interesse ihres Landes für geboten halten, vom Zaun zu brechen. Von alledem ist hier nicht die Rede. Rußland und Japan haben vor Ausbruch des Krieges über die Streitpunkte verhandelt, die zugleich den eigentlichen Grund des jetzigen Kampfes bilden: die Mandschurei und Korea. Die beiderseitigen Interessen waren zu verschieden, als daß eine Einigung hätte erzielt

werden können. Und als Japan den Augenblick zum Losschlagen gekommen glaubte, da brach es die Verhandlungen ab und eröffnete die Feindseligkeiten. Die Sprache der Diplomaten wurde ersetzt durch die Sprache der Kanonen.

Japan hat schon seit Jahrhunderten freundliche und feindliche Berührungen mit Korea gehabt. Alle höhere Kultur war früher in Japan chinesisch; sie ist aber zum größten Teil durch Vermittlung von Korea dorthin gelangt. Und in den letzten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts hat Japan sich Korea militärisch unterworfen. Damals wurde Japan von dem Emporkömmling Hideyoschi beherrscht, einem genialen Feldherrn, den man wohl den japanischen Napoleon genannt hat. Als China von ihm Tribut forderte, jagte er den Gesandten aus seinem Palast und erklärte China den Krieg. Er wollte den Weg über Korea nehmen; als ihm dort der Durchzug verweigert wurde, erklärte er auch Korea den Krieg. Sieben Jahre lang kämpften die japanischen Truppen gegen die vereinigten chinesischen und koreanischen Heere und bestanden viele glorreiche Kämpfe zu Wasser und zu Lande. Korea wurde Japan tributpflichtig, erlangte aber später seine Unabhängigkeit wieder.

In unsern Tagen war Korea der Anlaß zum Kriege zwischen Japan und China. Dieses unglückliche Land ist schon seit längerer Zeit von inneren Unruhen aufgewühlt. Da Korea zu schwach war, um sich selbst zu schützen und im Innern Ordnung zu schaffen, so waren viele der Meinung, man müsse sich unter den Schutz einer auswärtigen Macht stellen. Es gab eine chinesische, eine japanische und eine russische Partei. Lange Zeit hatte China den Anspruch erhoben, daß Korea als sein Vasallenstaat angesehen würde, später erklärte es aber Korea ausdrücklich für einen unabhängigen Staat. Im Jahre 1873 erlaubte sich der König von Korea gegen den japanischen Gesandten eine herausfordernde Beleidigung. Er sagte ihm ins Gesicht, daß er ein Volk verachte, daß seine nationalen Einrichtungen opfere, um die des Westens dagegen einzutauschen. Die öffentliche Meinung in Japan verlangte damals den Krieg. Als aber die japanische Regierung in Peking sich offiziell nach dem Verhältnis von Korea zu China erkundigte, erklärte die chinesische Regierung aus Furcht vor Verwickelungen, Korea sei ein völlig unabhängiger Staat. Im Jahre 1884 wurden die Anführer der chinesischen Partei von der japanischen Partei ermordet. Als nun der japanische Gesandte mit zweihundert japanischen Soldaten in den Palast eilte, um den König zu bewachen, stellte sich dieser unter den Schutz der chinesischen Truppen, von denen dreitausend Mann in Söul lagen. Der japanische

Gesandte mußte fliehen, viele Japaner wurden getötet, und die japanische Gesandtschaft wurde niedergebrannt. In dem Vertrage zu Tientsin, den Marquis Ito mit dem chinesischen Staatsmann Lihungschang abschloß, verpflichteten sich China und Japan, ihre Truppen aus Korea zurückzuziehen, indem sie zugleich die Unabhängigkeit Koreas anerkannten.

Als im Jahre 1894 Unruhen in Korea ausbrachen, entsandte China im Einverständnis mit der koreanischen Regierung Truppen, um den Aufstand zu unterdrücken. Sofort schickten auch die Japaner Truppen nach Korea. Schon wenige Tage später kam es zum Kampfe zwischen Japan und China. An der Mündung des Jaluflusses kam es zu einer Seeschlacht, die unentschieden blieb; die Chinesen, die den Kampfplatz behaupteten, mußten nach Port Arthur steuern, um ihre Schiffe auszubessern. Das japanische Landheer ging über den Jalu und rückte in die Mandschurei ein. Eine andere Armee, die in der Nähe von Port Arthur gelandet war, rückte auf Port Arthur und nahm diese Festung, die schlecht verteidigt wurde, von der Landseite her ein.

Bald darauf landete ein japanisches Heer in der Nähe von Weihaiwei, dem jetzt von den Engländern gepachteten chinesischen Kriegshafen, der Port Arthur gegenüber liegt. Gleichzeitig wurde Weihaiwei von dreißig japanischen Kriegsschiffen von der Seeseite her eingeschlossen. Trotz verzweifelter Gegenwehr wurde die Festung und der Rest der chinesischen Flotte zur Übergabe genötigt.

Nun hielt es China für geraten, Friedensverhandlungen einzuleiten. Obgleich die Japaner gern noch in Peking eingezogen wären, waren sie doch bereit, in Friedensverhandlungen einzutreten. Sie bestanden aber darauf, daß der greise Lihungschang zu diesem Zwecke nach Japan hinüber käme. So wurde der Friede zu Schimonoseki geschlossen, zwischen Lihungschang und dem Marquis Ito. China erkannte die Unabhängigkeit Koreas an. Es trat an Japan ab den Teil der Mandschurei, der südlich vom 41. Breitengrade liegt, vom Jalu bis zum Liaofluß, also mit Einschluß der Halbinsel Liaotung und des Kriegshafens von Port Arthur.

Doch dieser Friede blieb auf dem Papier stehen. Rußland, Frankreich und Deutschland erhoben, wenn auch in freundlicher Form, Einspruch bei der japanischen Regierung. Sie wünschten, daß Japan seine Forderung, dauernd im Besitz von Liaotung zu bleiben, aufgeben sollte, da sonst das Gleichgewicht in Ostasien gestört werden würde. Nach längerem Zaudern willigte Japan zähneknirschend in diese Forderung und erklärte, daß es auch auf eine dauernde

Besitznahme von Port Arthur verzichte, wenn die Kriegsentschädigung erhöht würde. So wurden ihm die Früchte des siegreichen Krieges zum großen Teil entrissen. Es erhielt nur Formosa.

Nach dem Friedensschlusse wurde die uralte Feindschaft zwischen Japan und China begraben. Ein Japaner schreibt darüber: „Nach dem Regen scheint die Sonne, sagt ein nicht nur im Westen, sondern auch im Osten bekanntes Sprichwort. Über China und Japan klärte sich nach Beendigung des Krieges der Himmel auf und in der hellstrahlenden Sonne des Friedens wurden die gegenseitigen Beziehungen der beiden Staaten die denkbar besten und freundschaftlichsten." Zahlreiche Chinesen gingen in den nächsten Jahren nach Japan, um dort in die Armee einzutreten oder Hochschulen aller Art zu besuchen.

In Korea hatten die Japaner schon während des Krieges fast übereifrig auf allerlei Reformen hingearbeitet. Als ihnen dies zu langsam ging, bemächtigten sie sich des Königs und der königlichen Familie und bildeten eine Regierung aus japanischen Anhängern. Der Tai Wen Kun, der Vater des Königs, der während dessen Minderjährigkeit die Regentschaft geführt hatte, der bitterste Gegner der Königin und ihrer Partei, wurde in den Palast gerufen. Der von den Japanern eingesetzte Staatsrat überreichte dem König eine lange Liste von notwendigen Reformen, die im wesentlichen darauf hinauslaufen sollten, Recht und Verwaltung nach europäischen Vorbildern und nach liberalen Rezepten umzugestalten. Die Japaner erreichten aber in dieser Richtung nur wenig. Deshalb wurde der bisherige japanische Gesandte durch den hervorragenden Staatsmann Inuye ersetzt. Er überreichte dem König einen neuen Entwurf einzuführender Reformen, der das ganze öffentliche Leben umfaßte und etwa den Charakter eines Staatsgrundgesetzes hatte. Aber auch er erreichte nicht viel. Die Reformen beschränkten sich im wesentlichsten auf die Umgestaltung der Polizei, die Bildung einzelner Abteilungen unter den japanischen Offizieren und die Organisation des Beamtentums auf neuer Grundlage. Viel böses Blut machte es, daß auch die koreanische Tracht von obenher geändert wurde, eine Maßregel, die sich auch auf die weiten Ärmel der Kleider, die breiten Ränder der Hüte und die langen Rohre der Tabakspfeifen erstreckte. Solche Äußerlichkeiten sind in Ostasien nicht zu unterschätzen; sie werden als ein Beweis dafür angesehen, daß das ganze politische und soziale Leben eine Umgestaltung erleidet. An den Straßenecken wurden Barbiere aufgestellt, die allen vorübergehenden Männern ihren Haarknoten abzuschneiden hatten.

Dem Reformeifer der Japaner stellte sich jedoch die energischste Persönlichkeit entgegen, die es damals in Korea gab: die Königin. Sie wurde als eine sehr intelligente, unterrichtete und liebenswürdige Dame geschildert. Die Abwesenheit des japanischen Gesandten benutzte sie dazu, um das Ministerium zu entlassen und den japanisch gesinnten Premierminister wegen Hochverrats zu verfolgen. Er entzog sich aber seiner Verhaftung durch die Flucht. Inuye kehrte nach Korea zurück, wurde aber schon nach vier Wochen abberufen. Sein Nachfolger wurde ein pensionierter General, Baron Miura. Dieser hatte in den letzten Jahren sehr zurückgezogen gelebt, ohne sich mit Politik zu befassen; er hatte sich mit dem Studium alter Buddhistenschriften beschäftigt. Diesem Manne war jedes Mittel recht, um die japanische Politik zu fördern.

Miura war der Ansicht, daß in erster Linie die Königin dem japanischen Einfluß im Wege stände und daß sie deshalb fallen müsse. Er verbündete sich mit ihren Feinden, vor allem mit ihrem Schwiegervater, dem alten Tai Wen Kun. Dann ließ er den Palast von japanischen Soldaten einschließen. Etwa dreißig Mordgesellen drangen mit gezogenen Säbeln in die königlichen Gemächer. Die Königin hatte mit ihren Hofdamen in einem Zimmer Zuflucht gesucht, als sie den Lärm hörte. Da die Mörder die Königin nicht von Ansehen kannten, so töteten sie der Sicherheit wegen gleich mehrere Frauen. Erst hinterher erkannte man, mit Hilfe einer Photographie, in dem einen Leichnam den der Königin. Man wickelte ihn in einen Teppich, trug ihn in den Garten, und verbrannte ihn mit Petroleumfeuer.

Miura wollte den König zwingen, eine Verordnung zu unterzeichnen, in dem die Königin abgesetzt und zur niedrigsten Klasse der Frauen degradiert wurde. Doch er weigerte sich und warf rasend vor Zorn das Papier zu Boden. So wurde die Verordnung nur von dem Ministerium unterschrieben. Einige Tage darauf wurde die tote Königin mit Rücksicht auf den Kronprinzen zur Konkubine erster Klasse erhöht.

Als der König den Tod seiner Gemahlin erfuhr, wurde er fast wahnsinnig vor Kummer. Er duldete außer dem Kronprinzen nur Ausländer um sich. Um nicht vergiftet zu werden, ließ er sich die Speisen von der Frau eines amerikanischen Missionars bereiten; sie wurden täglich in einem verschlossenen Kasten in den Palast geschickt.

Die Teilnahme Miuras an dem Morde der Königin war zu offenbar. Er und die ganze japanische Gesandtschaft wurden verhaftet und nach Japan

gebracht. Er wurde aber freigesprochen, weil nicht nachgewiesen wäre, daß er direkt an dem Morde schuldig sei, sowie mit Rücksicht auf die patriotischen Beweggründe, die ihn bei seinem Auftreten geleitet hätten.

Doch die Ermordung der Königin brachte den Japanern keinen Vorteil: ihr Einfluß in Korea sank. Im Februar 1896 verließ der König mit dem Kronprinzen in einem verhängten Damentragsessel heimlich den Palast und flüchtete in die russische Gesandtschaft. Die Gemahlin des Gesandten, Frau Waeber, eine Freundin der ermordeten Königin, soll den König hierzu überredet haben. Von diesem Augenblicke an war die Herrschaft der Japaner gebrochen.

Rußland hütete sich aber, sich in ähnlicher Weise als Herrn aufzuspielen, wie Japan dies getan hatte; es kann warten und überstürzt nichts. Allerlei Reformen wurden eingeführt, wobei Herr Waeber dem König als Ratgeber diente. Die Russen hatten vorläufig in der Mandschurei genug zu tun; schon aus diesem Grunde mischten sie sich nicht allzusehr in die koreanischen Angelegenheiten. Ferner waren sie wohl der Meinung, daß auf friedlichem Wege, durch Fortführung der sibirischen Bahn nach Korea und durch ähnliche Maßregeln ihr Einfluß ganz von selber mit der Zeit wachsen müsse. Erst nach einem Jahre kehrte der König in den umgebauten Palast zurück.

Rußland, das im Laufe der Zeit seinen ostasiatischen Besitz immer weiter ausgedehnt und immer mehr entwickelt hat, richtete nun sein Begehren auf die Mandschurei. Im Jahre 1896 erlangte es von China das Zugeständnis, den östlichen Teil der sibirischen Eisenbahn durch die Mandschurei führen zu dürfen. Durch den Vertrag von 1898 pachtete es von China den Kriegshafen von Port Arthur und erlangte das Recht, diesen wichtigen Platz mit der ostsibirischen Bahn durch eine Eisenbahn zu verbinden. Als dann im Jahre 1900 der Boxeraufstand ausbrach, besetzten die russischen Truppen die Mandschurei, eine Maßregel, die von der russischen Regierung als nur vorübergehend bezeichnet wurde. Später richteten sich die Russen in der Mandschurei aber immer mehr häuslich ein; sie zwangen die Chinesen, ihre dortigen Truppen aufzulösen und ihre befestigten Plätze zu schleifen. Sie waren auf dem besten Wege, das große chinesische Reich allmählich in Abhängigkeit von sich zu bringen. Das Prinzip der offenen Tür, wonach in China der Handel allen Völkern in gleicher Weise frei stehen sollte, wurde von den Russen für die Mandschurei nicht anerkannt. In der Nähe von Port Arthur gründeten sie die Hafenstadt Dalny als Stützpunkt für ihren Handel.

Den Japanern war diese Entwicklung sehr unbequem. Sie sahen sich in ihren Lebensinteressen von den Russen bedroht, da ihr Handel nach der Mandschurei ziemlich beträchtlich ist. Während der letzten Jahre wurden unausgesetzt diplomatische Verhandlungen geführt, die sich immer mehr zuspitzten. Es drehte sich dabei immer um die Mandschurei und um Korea. Es war davon die Rede, daß in Korea eine neutrale Zone bestimmt werden sollte, über deren Abgrenzung man sich nicht einigen konnte. Schließlich erklärte Rußland, die Mandschurei gehe Japan gar nichts an; über diese hätte Rußland sich nur mit China auseinanderzusetzen. Da Rußland gleichzeitig offenbarlich zum Kriege rüstete, so brach Japan Anfang Februar 1904 die diplomatischen Verhandlungen ab. Der Tanz der Waffen konnte beginnen.

In Japan hatte die Volksstimmung schon längst den Krieg verlangt. Im Januar 1904 wurde auf einem Festessen, das zu Ehren des englischen und des amerikanischen Militärattachés in Tokio veranstaltet war, von niedlichen Geschas ein Lied gesungen, das in freier deutscher Übertragung folgendermaßen lautet:

Warum denn Furcht vor dem Bären,
Der fremde Länder gern frißt?
Wir trotzen seiner Umarmung,
Wir lachen seiner List.
Wir bändigen ihn!

Nun rüstet Schiffe und Heere,
Hurra, der Krieg ist nah'!
Mit uns ist Europa im Bunde,
Mit uns ist Amerika!
Auf zum Kriege!

Wir kämpfen für unser gutes Recht,
Wir kämpfen mutig und fechten nicht schlecht,
Wir zieh'n tapfer in den Krieg, Mann für Mann,
Wir zeigen der Welt, was Japan kann.

Dr. H. Döring.

Russisches Streifkorps.
(Nach einer Zeichnung von H. Koekkoek.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg

Der Ausbruch des Krieges.

Vor dem Sturm.

Die Morgenröte des Jahres 1904 deutete immer drohender auf Sturm. Auf russischer Seite die Tendenz, den diplomatischen Notenwechsel in Ruhe einem gütlichen Ende zuzuführen, auf japanischer, unter allen Umständen ihn zu beschleunigen und eine klare Situation zu haben, — das konnte nur zum Kriege führen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß Zar Nikolaus bis zum letzten Moment den Frieden gewollt und auch an seine Erhaltung geglaubt hat, trotzdem er im Einverständnis mit seinen leitenden Staatsmännern nicht gewillt war und nicht gewillt sein konnte in dem Punkte, um den sich die Verhandlungen drehten: der Mandschurei, auch nur das geringste Zugeständnis zu machen. Daß es für Rußland tatsächlich eine politische Unmöglichkeit war, hier nachzugeben, daß auf der andern Seite Japan sich nicht mit einigen geringen Zugeständnissen bezüglich Koreas begnügen wollte, geht klar aus der geschichtlichen Entwicklung hervor.

Unter Tränen soll der Zar nach dem Beginne der Feindseligkeiten die Kriegserklärung unterzeichnet haben. Kein Staatsoberhaupt hat dies wohl in neuerer Zeit leichten Herzens getan, und wir wissen, wie auch Kaiser Wilhelm I. die drei siegreichen Kriege seiner Regierung zu führen erst auf sich nahm, nachdem ihn sein großer Staatsmann von ihrer Notwendigkeit und Unvermeidbarkeit überzeugt hatte. Trotzdem nahm ihm diese gewissenhafte Scheu vor dem Kriege nicht den sachlich-politischen Blick und die Erkenntnis, daß vor allem die Kriegsbereitschaft bis auf das Letzte vorhanden sein muß, ob die Lösung des politischen Konfliktes nun friedlich oder kriegerisch sich gestaltet.

Modern-japanische Offiziere.
(Nach einer Photographie.)

Gewiß, man vermehrte auch die russischen Landstreitkräfte in der Mandschurei, und wie schon seit Jahren, wurden verfügbare Schiffe nach dem fernen Osten entsandt, aber das Tempo, jedenfalls zu Lande, war nicht derart, als ob man wirklich erfaßt hätte, daß Krieg und Frieden auf der Schneide des Messers standen! Schon zu oft war es der Geschicklichkeit der russischen Politik gelungen, den Gegner einzuschüchtern oder jedenfalls seine kriegerischen Gelüste zu vertagen. Auch diese früheren Erfolge mögen dazu beigetragen haben, daß trotz der monatelangen, sich immer mehr zuspitzenden politischen Krisis Rußland tatsächlich nicht fertig zum Losschlagen war, als Japan die Feindseligkeiten begann.

Japan war kriegsbereit „bis auf den letzten Hosenknopf", wie ein Deutscher aus Tokio berichtete. Schon seit dem chinesisch-japanischen Kriege, der Japan nicht die erhofften Siegesfrüchte gebracht hatte, stand es für jeden Japaner fest, daß Rußland der Feind sei. Auf den Stand der Rüstungen in beiden Ländern werden wir später noch ausführlich zurückkommen, und diese kurze Betrachtung mehr allgemeiner Natur soll uns auf das Eigentümliche der Lage bis Ausbruch des Krieges hinweisen. Beide Staaten wußten seit Jahren, daß sie eines Tages miteinander zu kämpfen haben würden, beide rüsteten ebenfalls seit Jahren, aber nur Japan in der Weise, daß es, abgesehen von Verstärkung und Vermehrung seiner Streitkräfte, auch tatsächlich schlagbereit war. Dieser Zustand des japanischen Heeres und auch der Flotte konnte natürlich auch Rußland kein Geheimnis sein, und noch weniger die immer heftiger zum Losschlagen drängende Stimmung des japanischen Volkes.

Ein japanischer Festredner sagte kurz vor Beginn des Krieges, Japan habe in den letzten fünfzig Jahren eine Reihe von Entwicklungsstufen durchgemacht, welche den alten Kulturstaaten des Westens drei bis vier Jahrhunderte gekostet hätte. Dies ist nicht ganz unrichtig, jedenfalls wenn man sich auf die Betrachtung des politischen und technischen Lebens des Japaners beschränken will; beiläufig bemerkt, bin ich der Ansicht, daß auf allen andern Gebieten die japanische Kultur nur einen nicht allzudicken Firnis bildet, und die tatsächlichen rapiden Fortschritte äußerer Natur hauptsächlich drei Ursachen haben: die abnorm große Aneignungsfähigkeit des Japaners, die heutzutage so leichte Möglichkeit, sich zivilisatorische Errungenschaften fremder Völker zu nutze zu machen und sie aufzunehmen, und endlich die Abwesenheit aller religiösen Kämpfe und Spaltungen, wie sie in Deutschland so verheerend und hemmend gewirkt haben; der Japaner ist nicht religiös. Wie könnte es uns wundern, wenn ein solches Volk nach einer derartigen äußeren Entwicklung,

Altjapanische Kriegerrüstung.
(Nach einer japanischen Darstellung.)

Marquis Ito,
Premierminister und Schöpfer des modernen Japans.

mit dem stillstehenden und rückständigen chinesischen Reich unter Augen sich selbst für das Volk der Zukunft hält und damit ungestüm auf die Bahn kriegerischer Erfolge drängt? Dabei ist Japan ein armes Land und die Steuerlast eine drückende. Ein höherer japanischer Seeoffizier sagte vor nicht langer Zeit zu einem Deutschen, welcher sich einen der dortigen Kriegshäfen zeigen ließ: „Gewiß, wir haben kein Geld, und deswegen dürfen wir auch nicht auf derselben Stelle bleiben, sondern müssen einer anderen Nation so viel Geld abnehmen, wie wir brauchen." Das klingt naiv, bedeutet aber schließlich ungefähr dasselbe wie „Expansionsbedürfnis" oder „Kulturaufgabe" und „Platz an der Sonne". Als Japan in den Jahren 1894/95 den beinahe wehrlosen chinesischen Gegner überrannt hatte, kam es, wie gesagt, durch die Intervention der drei europäischen Kontinentalmächte Deutschland, Frankreich und Rußland um einen großen Teil der Siegeserfolge. Was es aber trotzdem erreichte, bildete die Grundlage, auf welcher es heute seinen Krieg führt. Aus dem vom besiegten China als Kriegsentschädigung gezahlten Gelde hat es sich seine, wenn auch nicht große, aber in sich vorzügliche Kriegsflotte erbaut und außerdem erreicht, daß das vor dem chinesischen Kriege an China tributpflichtige Korea für „unabhängig" erklärt wurde. Diese Unabhängigkeit bedeutete tatsächlich nur, daß die Abhängigkeit des koreanischen Kaiserreichs von China aufgehört hatte und zu einer solchen von Japan geworden war. Damit aber war schon eine sehr wichtige Chance für den Zukunftskrieg gegen Rußland gewonnen. Um diesen zu führen, mußte Japan Korea in der Gewalt haben, es als Durchgang und Landungsplatz für seine Truppen zu benutzen, und das hätte, solange Korea von China abhängig war, dessen Widerstand hervorgerufen und es auf die Seite Rußlands gedrängt. Wie schon die Ereignisse des Krieges zeigen werden, hatte Japan in Korea völlig freie Hand und nutzte diese Freiheit auch mit

Russische Kriegsschiffe im Außenhafen von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

Umsicht und Energie von Anfang an aus. Schon während des Ganges der diplomatischen Verhandlungen zwischen der russischen und japanischen Regierung befanden sich, wenn auch in verhältnismäßig geringer Stärke, japanische Truppen auf koreanischem Boden, und sicherlich hat man damals an der südlichen Spitze der Halbinsel, in den Häfen von Masampo und Fusan schon sorgfältige Vorbereitungen für Ausschiffung von Truppen getroffen.

Oben sagte ich, Japan habe auf Beschleunigung der diplomatischen Verhandlungen gedrängt. Man könnte daraufhin den Einwurf machen, weshalb es nicht schon früher die Beziehungen abgebrochen hat, da doch die japanischen Staatsmänner schon lange ebensogut wie die russischen wußten, daß es nur ein Aufschub war, in welchem Rußland Zeit gewinnen wollte. Es kam der japanischen Regierung trotz dieser Erkenntnis nach außen darauf an, der politischen Welt gegenüber den Eindruck zu erwecken, als ob es trotz Mäßigung und Geduld die Mittel der Diplomatie erschöpft habe. Dann aber kam noch ein für seine Stärke zur See sehr wichtiger Punkt hinzu; im Januar hatte die japanische Regierung nämlich zwei ursprünglich für die argentinische Regierung bestimmte, aber auf der italienischen Werft Ansaldo vollendete Panzerschiffe käuflich erworben und wollte mit dem Beginn der Feindseligkeiten warten, bis dieser ansehnliche Zuwachs die lange Reise bis zu den chinesischen Gewässern sicher zurückgelegt hatte. Es ist seinerzeit in der Presse kaum beachtet worden, daß beinahe unmittelbar, nachdem die beiden Schiffe „Nisshin" und „Kassuga", den letzten unterwegs anzulaufenden Hafen Singapore verlassen hatten, die diplomatischen Beziehungen abgebrochen wurden.

Die Note, welche am 6. Februar der russischen Regierung und der Welt den Abbruch der diplomatischen Beziehungen so überraschend verkündete, schloß mit dem Hinweise: die japanische Regierung behalte sich nunmehr das Recht vor, nach ihrem Ermessen solche Aktionen einzuleiten, welche sie zur Befestigung und Verteidigung ihrer bedrohten Stellung, sowie zum Schutze ihrer wohlbegründeten Rechte und legitimen Interessen für notwendig halten werde. — Diese Note wurde erlassen, als noch eine russische Antwort auf die letzte vorhergehende japanische im Ausstand war. Dieser Note, welcher hinzugefügt war, daß der japanische Gesandte in Petersburg Befehl habe, sofort abzureisen, lag aber ein Privatbrief des japanischen Gesandten an den Grafen Lamsdorff bei, daß der Abbruch der Beziehungen sich auf möglichst kurze Zeit beziehen werde; also eine ohne Zweifel sehr bewußte Zweideutigkeit, denn der Wortlaut der Note selbst, besonders des Schlusses deutete an, daß Japan während der Zeit des Abbruches nicht untätig bleiben werde.

Japan schlägt los.

Und so geschah es auch mit einer Promptheit, welche zeigte, daß der Moment nicht nach dem Stande der Verhandlungen, sondern dem der Rüstungen zielbewußt gewählt worden war.

Noch am selben Tage, am 6. Februar, lief die japanische Flotte aus ihren Versammlungshäfen Sasebo und Moji aus, vereinigte sich und richtete ihren Kurs nach dem Gelben Meer, um dort in der Nähe des russischen Kriegshafens Port Arthur, aber außerhalb dessen Sichtweite, Stellung zu nehmen. Der genaue Ort ist nicht bekannt; die Russen behaupten, die japanische Flotte habe in oder vor dem Hafen von Weihaiwei gelegen, und das ist auch wahrscheinlich, denn wie die Karte zeigt, ist dieser am Ende der weit gegen Port Arthur vorspringenden Halbinsel Schantung — ein Name übrigens, der uns an den mutigen und ruhmvollen Untergang des „Iltis" erinnert — gelegene Hafen entschieden eine Operationsbasis, wie sie günstiger für das geplante Unternehmen gar nicht gedacht werden kann. Nun ist aber Weihaiwei in englischem Besitz, und es wäre ohne Zweifel eine Verletzung der Neutralität, wenn England die Benutzung, wenn auch nur für kurze Zeit, einer kriegführenden Partei gestattet hätte. Der erste Lord der englischen Admiralität, Lord Selborne, hat es im Parlament lebhaft bestritten und als böswillige Erfindung bezeichnet; jedenfalls wird er im wörtlichen Sinne auch Recht haben, ob aber die japanische Flotte nicht doch den örtlichen Schutz, welchen der Hafen gegen Wind und Seegang bietet — und darauf allein konnte es ihr ankommen — benutzt hat, muß dahingestellt bleiben. Ein russisches Geschwader würden die Engländer ohne Zweifel nachdrücklich und unter Benutzung der Öffentlichkeit weit ab verwiesen haben.

Zugleich mit der Schlachtflotte verließen am selben Tage umfangreiche Truppentransporte die japanischen Häfen. Auch dies zeigt, daß alles bis auf das Letzte vorbereitet war, denn es ist unmöglich, selbst wenn die Truppen am Hafen bereit stehen, sie mit allem Zubehör in wenigen Stunden einzuschiffen; auf die Vorbereitung und Ausführung solcher Truppentransporte komme ich später ausführlich zurück.

Ein Teil der Dampfer begab sich direkt nach Fusan und Masampo, und dort wurden die Truppen schon am Abend des 7. Februar ausgeschifft, während der andere mit im ganzen 2500 Mann nach der Bucht von Tschemulpo dampfte,

wo diese am Abend des 8. Februar landeten. Dieser Transport wurde von dem Panzerkreuzer „Asama", den kleinen Kreuzern „Naniwa", „Takachiho", „Tschiyoda", dem Aviso „Mijako", einem Kanonenboot und sechs Torpedobooten, sämtlich unter dem Befehl des Admirals Uriu, begleitet. Das auf der Reede von Tschemulpo liegende russische Kanonenboot „Korejetz", welches dorthin mit dem großen Kreuzer „Warjag" detachiert war, dampfte, jedenfalls um zu rekognoszieren, aus der Einfahrt hinaus, begegnete dem japanischen Begleitgeschwader und

Port Arthur im Winter.
(Nach einer Photographie.)

zog sich, durch dessen Torpedoboote hart bedrängt, wieder auf die Reede zurück, wo es bald darauf mit seinem Kameraden den Untergang finden sollte. —

Schon am 6. Februar hatten die Japaner sämtliche telegraphischen Verbindungen auf Korea unterbrochen, so daß weder die Koreaner noch auch die nicht direkt mit Port Arthur in Verbindung stehenden russischen Streitkräfte etwas von der Einleitung der Feindseligkeiten erfahren konnten.

Was taten nun die Russen? Es ward berichtet, daß vom 6. bis 8. Februar russische Kreuzer von Port Arthur aus in See gingen, um zu rekognoszieren. Wir wissen aber nicht wieviel und welche Kreuzer es waren, auch

Japanischer Vorposten nimmt Fühlung mit dem Feind.

(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Japanischer Torpedobootzerstörer auf der Suche nach dem Feind.
(Nach einer Photographie.)

nicht, welches Gebiet sie absuchten. Jedenfalls war die Aufklärung eine ungenügende, denn sie hat weder die mächtige japanische Schlachtflotte mit ihren Kreuzern und Torpedobooten gefunden, noch auch den erwähnten, von Kriegsschiffen geleiteten Dampfertransport nach der doch nahe Port Arthur gelegenen Bucht von Tschemulpo. Man könnte vielleicht gerade aus diesem beinahe unbegreiflichen Unsichtbarbleiben der japanischen Schlachtflotte den Schluß ziehen, daß sie tatsächlich unter dem Schutze von Weihaiwei gelegen hat, weil die russischen Kreuzer diese einer neutralen Macht unterstehenden Gewässer natürlich nicht absuchten, nicht absuchen durften. Genug, es wurde nichts gefunden, und dieses negative Ergebnis genügte unglücklicherweise, um die Russen zu Port Arthur in eine Sorglosigkeit hineinzuwiegen, welche sich schon in der nächsten Nacht schwer rächen sollte.

Am Abend des 8. Februar näherte sich die japanische Flotte auf ungefähr vierzig Seemeilen (eine Seemeile hat die Länge von 1852 m); die Schiffe waren völlig gefechtsklar, die Geschütze fertig zum Feuern, die Mannschaften und Offiziere auf den Gefechtsstationen; kein Licht wurde gezeigt, weder die Fahrt- und Positionslaternen, noch auch drang ein Strahl aus den erleuchteten Innenräumen nach außen in die Nacht hinaus: Blenden und dunkle Schirme verdeckten alles.

Ein Signal ruft die Führerboote der Torpedobootsflottillen längsseit des Flaggschiffes, lautlos gleiten sie heran und machen zu beiden Seiten des Schlachtschiffes „Asahi" fest; die beiden Flottillenchefs melden sich beim Chef des Stabes und erhalten in Gegenwart des Führers der Flotte, Admiral Togo, die folgende Instruktion: Die Schnelligkeit des japanischen Vorgehens und der Umstand, daß man bis jetzt keinem einzigen russischen Kriegsschiff begegnet ist, läßt mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß der Feind zunächst noch keinen Angriff erwartet und auch keine umfassenden Maßnahmen zur Sicherheit seiner Häfen und der darinliegenden Schiffe getroffen hat. Diese günstige Konstellation muß schnell und rücksichtslos ausgenutzt werden, und wenn das Glück günstig ist, gestattet sie, dem feindlichen Geschwader noch in dieser Nacht eine beträchtliche Schädigung beizubringen, und zwar durch einen Torpedobootsangriff. Man weiß zwar nicht genau, wo das feindliche Geschwader liegt, aber sicher dürfte sein, daß es auf der Reede von Port Arthur oder des nahe gelegenen Handelshafens Dalny zu finden ist, wenn nicht in allen beiden. Die Torpedoboote haben diese Reede und ihre Umgebungen auf das Sorgfältigste

abzusuchen; begegnen ihnen feindliche Torpedofahrzeuge oder kleine Kreuzer, so sollen sie ihnen nach Möglichkeit unbemerkt ausweichen und sich nur im äußersten Notfall in einen Kampf einlassen. Große Kreuzer und Schlachtschiffe sind dagegen unverzüglich anzugreifen, und wenn man auch des Schusses sicher zu sein glaubt, darf nicht mit Torpedos gespart werden; eher zu viel als zu wenig ist zu feuern. „Wahrscheinlich", so schließt der Admiral, „liegt das gesamte Geschwader auf der Reede von Port Arthur zu Anker; der Chef des Stabes wird Ihnen, meine Herren, Pläne der Reede einhändigen, in welchem die genauen Liegeplätze der einzelnen Schiffe eingezeichnet sind, wie sie vorgestern waren. Der Kapitän Kago hat, wie Ihnen größtenteils bekannt sein dürfte, als Diener unseres Konsuls in Port Arthur verkleidet, Gelegenheit gehabt, sich an Ort und Stelle genau zu orientieren und mir durch vorher verabredete Signale Mitteilung gemacht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Schlachtschiffe ihre Torpedoschutznetze ausgebracht haben."

Die Flottillenchefs sind entlassen. Ihre Boote legen vom Flaggschiff ab und dampfen in die Mitte ihrer Flottillen, welche auf ein Pfeifensignal an ihre Führerboote sich anschließen und an ihnen und untereinander festmachen. Die Torpedobootskommandanten gehen an Bord der Führerboote und erhalten von den Chefs noch eine eingehende Instruktion und Darlegung der vermutlichen Lage; jeder bekommt einen Plan mit den eingezeichneten Liegeplätzen. Außerdem befiehlt der Führer der nach Port Arthur bestimmten Flottille noch das Folgende: In den Kesseln ist höchste Dampfspannung zu halten, die Ingenieure sind besonders darauf hinzuweisen, daß bis zum eigentlichen Angriff nur gute Stückkohlen geheizt und die Feuer ununterbrochen gut instand gehalten werden, damit keine starke Rauchentwicklung oder gar Flamme aus dem Schornstein den Booten zu Verrätern werden. Alle wasserdichten Schotte sind schon jetzt zu schließen, und es ist vor dem Antritt der Fahrt noch einmal genau zu kontrollieren, daß auch nicht der geringste Lichtschimmer aus den Innenräumen, aus Maschinen- und Kesselräumen sichtbar ist. Die bereits vorher scharf gemachten Torpedos sind mit den Netzschneidevorrichtungen zu versehen und vor dem Laden genau zu revidieren, ob sie auch richtig eingestellt sind und nichts vergessen ist; kam es doch im chinesischen Kriege vor, daß ein Kommandant in der Aufregung vergessen hatte, die Laufdistanz eines Torpedos richtig einzustellen. — Dann sind sämtliche Rohre zu laden und die Mannschaften eingehend zu instruieren. Bis auf einige Seemeilen vor der Reede von Port

Arthur wird die Flottille geschlossen fahren, dann, auf ein Pfeifensignal vom Führerboot aus, gruppenweise auseinander dampfen, während das Führerboot mit drei andern die Mitte hält. Von diesem Augenblick an sind die Kommandanten selbständig und haben nur das eine Ziel ins Auge zu fassen: ein feindliches Schiff zu finden und anzugreifen. Wenn irgend möglich, soll auf so nahe Entfernung herangegangen werden, daß das Ziel deutlich zu erkennen und der Schuß sicher ist. –

Die Kommandanten gehen auf ihre Boote, führen mit Ruhe und Schnelligkeit die Befehle aus und nach knapp einer Viertelstunde hat der Flottillenchef

Russische Matrosen am Geschütz.
Nach einer Photographie.

von allen die Meldung „klar zum Angriff". Ein Pfeifensignal ertönt, die Mannschaften lösen die Leinen, welche eben noch die Boote zu einem geschlossenen Körper verbanden, und die Flottille setzt sich in enggedrängter Formation in Bewegung, den Kurs auf Port Arthur.

Dort denkt man nicht an die Möglichkeit eines solchen Angriffs. Das Geschwader liegt, wie Admiral Togo vermutete, auf der Außenreede vor Anker, an denselben Plätzen, in derselben Formation, welche der verkleidete Stabsoffizier festgestellt und berichtet hatte. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der Statthalter und Oberbefehlshaber der gesamten Streitkräfte, Admiral Alexejew, die allgemeine Anweisung gegeben hatte, Vorsichtsmaßregeln und Vorbereitungen

zur Abwehr etwaiger nächtlicher Angriffe zu treffen, aber ebenso fest steht, daß solche nur halb durchgeführt waren. Die Panzerschiffe hatten Torpedoschutznetze ausgebracht, es befand sich scharfe Munition an den Geschützen, und die elektrischen Scheinwerfer waren klar zum Gebrauch, aber nicht nur aus den Schiffen strahlte heller Lichterglanz nach außen, sondern auch das Feuer des Leuchtturmes von Port Arthur und der am Zugang des Innenhafens und der Reede liegenden Leuchtbojen brannte, und die Stadt Port Arthur lag mit ihren hell erleuchteten Straßen und Häusern da wie im tiefsten Frieden. Vielleicht oder wahrscheinlich hat auch zu dieser sonst unbegreiflichen Sorglosigkeit beigetragen

Die Einfahrt des Hafens von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

daß die Rekognoszierungen der Kreuzer während der letzten Tage und Nächte ganz ergebnislos verlaufen waren, und der Hauptgrund ist, was man auch sagen mag, doch wohl gewesen, daß man eine förmliche Kriegserklärung erwartete. Authentische Nachrichten aus russischer Quelle hierüber fehlen. Englischen Zeitungen wurde von ihren im allgemeinen gut unterrichteten Korrespondenten berichtet, und ein deutscher Augenzeuge des nächtlichen Angriffs, an Bord des Dampfers „Columbia", sagt dasselbe: daß ein großer Teil der Seeoffiziere des russischen Geschwaders sich an Land befand. Das wäre natürlich unmöglich gewesen, wenn wirklich genaue und bestimmte Befehle von den in Betracht kommenden Befehlshabern ausgegeben worden wären. Bei den militärischen Verhältnissen in der deutschen Marine dagegen wäre ein derartiger Zustand undenkbar; da würde einfach befohlen werden, ob der Kriegszustand als vorhanden betrachtet wird oder nicht, und im ersten Falle würden eben sämtliche Vorbereitungen derart getroffen werden, daß jedes einzelne Schiff tatsächlich klar zum Gefecht und zur Abwehr irgend welcher Angriffe wäre.

So ist die Halbheit in der Bereitschaft des russischen Geschwaders kaum erklärlich, wenn wir nicht annehmen wollen, daß tatsächlich der Statthalter und Oberbefehlshaber, Admiral Alexejewitsch, seine, sich natürlich nicht auf Einzelheiten erstreckende Befehle gegeben hat, diese aber von den Unterführern nicht derart ausgeführt worden sind, wie es eine solche Lage erforderte. Wir besitzen ja keine authentische Darstellung dieser internen Vorgänge, und eine solche wird vielleicht niemals, oder erst lange nach dem Kriege gegeben werden, aber es scheint, als ob die Schuld, und der Frage nach dieser kann man sich bei unparteiischer Beurteilung nicht entziehen, an dem Befehlshaber der schwimmenden Streitkräfte von Port Arthur, dem Vizeadmiral Stark, hängen bleibt. Auch russische Blätter hatten dieselbe Auffassung durchblicken lassen, und ein Bestreben ihrerseits, nur um jeden Preis einen Sündenbock namhaft zu machen, was ja beinahe in allen Kriegen vorkommt, ist hier ausgeschlossen; hätte der Geschwaderchef seine Pflicht getan, so taten es auch Kommandanten und Offiziere, und die russische Flotte wäre vor schweren Verlusten bewahrt geblieben.

Auf der andern Seite war der erwähnte Brief, welcher die japanische Abbruchsnote begleitete, ohne Zweifel angetan und sollte auch bezwecken, auf russischer Seite den Eindruck zu erwecken, daß man auf japanischer Seite an eine sofortige Eröffnung der Feindseligkeiten nicht dächte; eine echte asiatische

Doppelzüngigkeit und ein Kniff, den wohl jedes europäische Kabinett als unter seiner Würde erachtet hätte. Aber auch das dispensierte die Russen nicht von dem „Toujours en vedette“, und dazu gehörte, daß man sich durch Kundschafter und Emissäre über die Bewegungen und den Aufenthaltsort der japanischen Flotte auf dem Laufenden hielt, außerdem dauernd durch Kreuzer und Torpedoboote die Gewässer um Port Arthur bis zur gegenüberliegenden Küste von Schantung, Weihaiwei nach dem Vorhandensein japanischer Kriegsschiffe absuchen ließ. Daß nichts hiervon geschehen ist, zeigt unter anderm, daß wir vor der Eröffnung der Feindseligkeiten in europäischen Blättern die Nachricht lasen, die japanische Flotte läge bei Weihaiwei; auch diese wichtige Tatsache mußte also schon vorher den Russen bekannt sein, störte sie aber nicht aus ihrer Sorglosigkeit auf.

Port Arthur. — Vor dem Angriff.

So lagen denn am Abend des 8. Februar die Schiffe und Fahrzeuge des Geschwaders auf der freien und leicht zugänglichen Reede von Port Arthur. Der erwähnte Augenzeuge an Bord des Dampfers „Columbia“ sagt, die Mannschaften hätten wie gewöhnlich ihr Abendgebet zur Zeit des Zapfenstreiches gesungen, und man habe nichts bemerkt, was von der gewöhnlichen Tagesroutine abgewichen sei. Das ist nun doch nicht richtig, denn wie die späteren Vorgänge zeigten, hatten die russischen Schiffe Torpedoschutznetze — wahrscheinlich bei oder eben vor Einbruch der Dämmerung — ausgebracht. Hier mögen ein paar Worte zur Erklärung gestattet sein.

Ein Torpedoschutznetz besteht aus stählernen, ineinandergreifenden Ringen und hat eine Breite von ungefähr sechs Metern; ist es „ausgebracht“, so hängt es an einer Anzahl von Spieren — hölzerne oder stählerne runde Balken — die horizontal vom Schiffskörper nach den Seiten abstehen. Diese Spieren liegen eben über Wasser und sind ungefähr acht Meter lang, so daß also das Netz einen seiner Breite oder besser Höhe entsprechenden Gürtel um das ganze Schiff bildet, wie eine Krinoline. Läuft ein Torpedo gegen das Netz an, so dringt sein spitzer Kopf soweit in eine der Maschen ein, wie es deren Größe gestattet, das Netz gibt unter dem Druck des vorwärtsstrebenden Torpedos etwas nach, und dieser explodiert nicht, weil er eben nicht mit seiner Spitze gegen einen harten Gegenstand stößt. Seine Propellerschrauben arbeiten

Ein russisches Torpedoboot.

in dieser Stellung weiter, bis die Preßluft, welche seine Maschine treibt, verbraucht ist. Dann bleibt der Torpedo entweder mit seiner Spitze im Netz hängen, oder, da er nicht mehr gegen das Netz drückt, kommt an die Wasseroberfläche und bleibt bewegungslos schwimmen. Um nun trotz dem Netzschutz den Torpedo am feindlichen Schiff zur Wirkung zu bringen, sind nun Netzschneidevorrichtungen erfunden worden, welche an der Spitze des Torpedos befestigt sind und beim Anstoß gegen das Netz soviel Maschen zerschneider, daß der Torpedo durch das Loch hindurchpassieren kann. Freilich funktionieren die Schneidevorrichtungen nicht immer. In der deutschen Marine sind die Torpedoschutznetze schon seit vielen Jahren abgeschafft, weil sie mancherlei große Nachteile haben; so sind sie z. B. nur dann zu gebrauchen, wenn das Schiff vor Anker liegt, in Fahrt wird die Krinoline sehr hinderlich, und ein schnelles Manövrieren mit häufiger Änderung der Kursrichtung ist völlig ausgeschlossen. Außerdem hängt das Netz nicht mehr gerade nach unten, wenn das Schiff fährt, sondern faltet sich derart, daß es keinen sicheren Schutz mehr bietet. In unserer Marine ist man mit Recht der Ansicht, daß nächtlichen Torpedoangriffen am erfolgreichsten begegnet wird durch schnelle Bewegung des Schiffes, ferner durch Geschütz und Scheinwerfer.

Die letzteren sind am Abend des 8. Februar allerdings fertig zum Gebrauch gewesen, und der Augenzeuge von der „Columbia" erzählt: Als die Dunkelheit vollständig geworden war, hätte man mehrfach Scheinwerferblinken von den russischen Schlachtschiffen ausgehen sehen, woraus er geschlossen habe, daß

Übungen, wie schon öfter in der letzten Zeit, vorgenommen worden seien. Nun wird wohl auch dem Nichtfachmann einleuchten, daß man solche Übungen mit dem Scheinwerfer nicht machen darf, wenn ein Angriff durch feindliche Torpedoboote durchaus im Bereich der Möglichkeit ist. Daß man dies doch annahm, zeigt das Ausbringen der Torpedoschutznetze. Torpedoboote, die feindliche Schiffe angreifen wollen, müssen sie zunächst finden, und das ist unter Umständen gar nicht so leicht; wenn aber diese anzugreifenden Schiffe durch Gebrauch des Scheinwerfers schon auf weite Entfernungen ihren Liegeplatz den Booten verraten, so ist das ein Fehler.

Der erste Torpedoangriff.

Kehren wir nun zu unserer Torpedobootsflottille zurück, die wir auf dem Wege nach Port Arthur verließen. Frohlockend sehen, als man sich der Reede von Port Arthur näherte, die japanischen Offiziere und Mannschaften die hellen Lichter der Stadt und die Scheinwerferübungen der Schiffe, beides Dinge, die ihnen verraten, daß der Feind weder so kriegsbereit, noch zum Äußersten entschlossen ist, wie sie. Liegt schon überhaupt in der Natur des Torpedodienstes, in diesem Vorwärtsstürmen, wo es immer „entweder", „oder" heißt, etwas Aufregendes und Mitreißendes, so noch viel mehr im Kriege, und hier vor der Ausführung des ersten Schlages, welcher den zu überraschenden Gegner schwer treffen sollte. Jahrelang hatte man die junge japanische Flotte in angestrengtester Arbeit dahingebracht, um Schiffe und Menschen zu einheitlichen und lebendigen Organismen zusammenzuschweißen, und jedes Jahr hatten die kriegsmäßigen Manöver der Flotte, deren letztes unter den Augen des Mikado abgehalten worden war, die Fortschritte gezeigt; da kann man sich vorstellen, wie Offiziere und Mannschaften, die sich ihrer Leistungsfähigkeit bewußt sind, zu Mute ist, wenn es nun wirklich an den Feind geht. Und dieser Feind ist nicht etwa ein solcher, wie die Österreicher es im Jahre 1866 für uns waren, ein Volk, das als solches weder Antipathie noch feindliche Gesinnung auf deutscher Seite fand; nein, hier ist es der Russe, der größte Feind jeden Japaners, der das Land der aufgehenden Sonne einst um die Früchte seines Sieges brachte — nach japanischer Auffassung — und ihm auf jede Weise den Weg zum Ruhme zu versperren sucht. So war es auch der Haß, welcher jeden Matrosen der japanischen Marine erfüllte und seine Kaltblütigkeit bei den gewagtesten Unternehmungen bis zum Fanatismus steigerte.

In der Nähe der Reede ertönte das verabredete kurze Pfeifensignal vom Führerboot, und lautlos löste sich die enggeschlossene Flottille in mehrere einzelne Gruppen auf, die nun mit mittlerer Geschwindigkeit sich ohne Geräusch der Reede näherten; zu dieser Lautlosigkeit gehört nämlich für Torpedoboote, welche bei stillem Wasser sich verankerten Schiffen nähern wollen, daß sie keine hohe Fahrt laufen, denn bei der Entwicklung voller Geschwindigkeit ist das Geräusch der das Wasser durchwirbelnden Schiffsschrauben besonders in der Stille der Nacht weithin hörbar. — Aber da, was ist das? sollte man doch im russischen Geschwader nicht so arg- und sorglos sein, wie es den Anschein hat? Unmittelbar vor der Reede gewahrt das Flottillenboot einen mächtigen Schiffskörper, der anscheinend mit langsamer Fahrt hin- und herfährt: also ein Kreuzer auf Vorposten. Entgegen dem Grundsatze, daß das Torpedoboot seinen geringen Vorrat an Torpedos nur für Linienschiffe aufsparen soll, beschließt der Flottillenchef, den Kreuzer — es ist die „Pallada", ein Schiff von ungefähr 7000 t Deplacement — ungesäumt anzugreifen und zwar allein, denn das Schiff wird, weil es kreuzt, keine Torpedoschutznetze ausgebracht haben. Der Flottillenchef läßt sein Boot plötzlich stoppen, und auf sein leises Rufen kommen die beiden folgenden Boote lautlos an Steuerbord und Backbord längsseits; mit wenig Worten teilt er ihnen mit, daß er allein den Kreuzer angreifen will und sie wie die andern unverzüglich die Schlachtschiffe auf der Reede aufsuchen sollen. Im nächsten Augenblick sind die beiden Boote im Dunkel verschwunden, und allein das Flottillenboot liegt bewegungslos auf dem Wasser. Zweitausend Meter ungefähr, so gut man das in der Dunkelheit schätzen kann, ist die „Pallada" entfernt, aber sie nähert sich mit einer Fahrt von acht bis zehn Knoten dem Torpedoboote, immer ohne es zu sichten. Dieses wartet noch einige Minuten, dann ein geflüstertes Kommando, das von Mund zu Mund weiter gegeben wird: die Torpedoausstoßrohre werden mit ihrer Mündung nach Backbord gedreht, denn auf der Seite will der Kommandant den Kreuzer passieren —, dann ein zweites Kommando: „Klar zum feuern, auf die Mitte der Schiffslänge halten! Mannschaften in Deckungsstellungen gehen, beide Maschinen äußerste Kraft voraus! Die Maschinen springen an und sowie das Boot hohe Fahrt aufgenommen hat, sehen auch schon die an ihren Torpedorohren schußbereit stehenden oder knieenden Unteroffiziere den großen schwarzen Schatten in einer Entfernung von 600—700 m sich schnell ihrer Schußlinie nähern. Noch ist alles ruhig drüben, das Boot also nicht bemerkt; da kurz hintereinander ein lautzischender Ton, danach ein

Aufklatschen aufs Wasser. — Die beiden Torpedos haben ihre Rohre verlassen und rennen drei Meter unter der Wasserfläche ihrem Ziele zu. Fast im selben Moment tönen Hornsignale von der „Pallada" her, ja man glaubt sogar Kommandostimmen in höchster Erregung zu vernehmen; zugleich treten zwei Scheinwerfer in Tätigkeit, und ihre Lichtkegel irren suchend auf dem Wasser umher nach der Seite, wo das Torpedoboot mit Aufgebot seiner ganzen Maschinenkraft davoneilt. Zwanzig Sekunden nachdem die Torpedos abgeschossen waren, Sekunden während welcher eine unbeschreibliche Aufregung und Tätigkeit auf der „Pallada" herrschte, durchbebt plötzlich eine heftige Erschütterung das ganze Schiff, gleich darauf ein dumpfer Knall, und eine Wassergarbe wird an der Backbordseite emporgeschleudert, dann plötzlich massenhafter, aus dem mittleren Heizraum ausströmender Dampf: der eine der beiden Torpedos hat in der Gegend des Heizraums getroffen und einen Kessel zur Explosion gebracht. Durch das mächtige Loch strömt das Wasser hinein, und der Heizraum füllt sich.

Da zeigt sich die eiserne Ruhe und das todesverachtende Pflichtgefühl des russischen Seemannes. Ohne sich durch die beiden Gefahren des Wassers und des ausströmenden Dampfes beirren zu lassen, werden die Ventile geschlossen, die Pumpen angestellt und die umliegenden wasserdichten Schottwände mit Balken von außen abgestützt, damit sie den Wasserdruck aushalten können. Das Schiff legt sich schwer auf die Seite, aber es schwimmt noch, und der Kommandant beschließt, auf die Reede zu dampfen, um dort Hilfe zu erhalten, und womöglich nach dem Innenhafen hineingeschleppt zu werden.

Vergeblich haben die Geschütze der „Pallada" den fliehenden tückischen Feind beschossen — es war ein Glück für den Kreuzer, daß der eine der beiden Torpedos schlecht gezielt war und eben vor dem Bug vorbei ging; auch der andere konnte seine größte Sprengwirkung deswegen nicht gegen die Wand des Schiffes zur Geltung bringen, weil er unter einem ungünstigen Winkel spitz auftraf und nicht senkrecht, sodaß nur ein Teil der Sprengladung sich gegen das Schiff selbst äußerte. Sonst wäre der Kreuzer wohl unfehlbar gesunken und hätte die Reede oder gar den Hafen nicht erreichen können.

Beinahe unmittelbar nach diesem ersten Erfolge des Führerbootes der Flottille gelangten verschiedene Boote der anderen Gruppen auf der Reede zum Angriff. Die schlecht abgeblendeten, ruhig an ihren Bojen liegenden Schiffe

machten es ihnen leicht sie zu finden und auch ihre Lage derart festzustellen, daß sie unter einem günstigen Winkel anlaufen und ihre Torpedos lancieren konnten. Es ist nach den vorhandenen Nachrichten nicht festzustellen, wieviele Boote im ganzen angegriffen haben, welche Schiffe sie angegriffen, und wieviel Torpedos sie geschossen haben. Der Augenzeuge von der „Columbia" gibt an, man habe kurz hintereinander drei schwere Detonationen gehört, von denen, wie sicher zu sein scheint, die erste die Frucht des geschilderten Angriffs gegen den Kreuzer „Pallada" gewesen ist. Die nächsten beiden bezeichneten zwei weitere

General Alexejew mit seinem Stab.
(Nach einer Photographie.)

Treffer gegen die Schlachtschiffe „Retvisan" und „Zesarewitsch". Ersterer wurde ganz vorne am Bug getroffen, letzterer ganz hinten am Heck und zwar wurde die Schraube des „Zesarewitsch" den Nachrichten nach beschädigt. Wahrscheinlich ist auch im höchsten Grade, daß das unmittelbar daneben befindliche Ruder nicht unverletzt geblieben ist, und sicher, daß eine oder mehrere der hintersten Abteilungen voll Wasser liefen. Es erscheint auf den ersten Blick wunderbar, daß bei diesen fest vor Anker oder an Bojen liegenden Schiffen, welche doch deswegen ein ganz ausgezeichnetes Ziel boten, nicht die mittleren Teile des Schiffes getroffen worden sind. Gerade auf diese wird der Torpedo lanciert, weil hier die Maschinen- und Kesselanlagen auf ungefähr zwei Drittel der ganzen Schiffs-

länge liegen und man durch ihre Zerstörung die meiste Chance hat, dem Schiffe seine Bewegungsfähigkeit zu rauben; es kommt hinzu, daß eben hier die wasserdichten Abteilungen am größten sind, also bei Entstehen eines Lecks ein viel größerer Raum voll Wasser läuft, als bei einer Verletzung hinten oder vorn. Gerade weil die Umstände für die Torpedoboote so außerordentlich günstig waren, ferner wohl sicher eine große Zahl von ihnen, wenn nicht tatsächlich alle, angegriffen haben, darf man wohl kaum annehmen, daß ihre Schieß-

Die 11. Grenadiere auf dem Marsche.
(Nach einer Originalskizze.)

leistung als solche so minderwertig war. Ich sehe vielmehr die Ursache dieser beiden eigentümlichen Treffer darin, daß die russischen Schiffe im Bereiche ihres ganzen mittleren Teiles durch die Torpedonetze geschützt waren, und die Netzschneidevorrichtungen der Torpedos durchweg nicht funktioniert haben. Auf allen Schiffen, welche Torpedoschutznetze führen, sind zwar auch solche für Bug und Heck vorhanden. Ihr Ausbringen ist aber, wegen der in scharfen Winkeln gebrochenen Schiffsform an den Enden, mit einiger Schwierigkeit und verhältnismäßig großem Zeitaufwand verbunden, und deshalb werden die Russen auch in diesem Punkt es bei halben Vorsichtsmaßregeln haben bewenden lassen, indem

sie nur die Breitseiten der Schlachtschiffe durch Netze deckten. Daß diese Annahme Anspruch auf Richtigkeit hat, geht übrigens auch daraus hervor, daß am andern Morgen der Statthalter Admiral Alexejewitsch an den Zaren berichtete, es sei eine Anzahl japanischer Torpedos aufgefischt worden, an welchen Netzschneidevorrichtungen angebracht waren.

Auf den russischen Schiffen, auch denen, welche auf der Reede lagen, machte sich sofort nach dem Torpedoschuß, welcher den Kreuzer „Pallada" verletzte, eine unbeschreibliche Aufregung bemerkbar. Es wurde Generalmarsch geschlagen, Offiziere und Mannschaften stürzten an die Geschütze, die Scheinwerfer wurden angestellt und einen Augenblick darauf ertönte der Donner der Schnellladekanonen. Die getroffenen Schiffe, deren Kommandanten ihr sofortiges Sinken befürchteten, wurden sofort von ihren Ankerketten oder Bojen gelöst, und soweit es die Nachrichten erkennen lassen, rief man die Kreuzer zur Hilfe herbei. Es ist bisher nicht festgestellt worden, ob die Schlachtschiffe in ihren Kesseln Dampf auf hatten, ihre Maschinen also unmittelbar betriebsfähig waren. Das ist allerdings wahrscheinlich, denn „Retwisan" wie „Zesarewitsch" fuhren unmittelbar nach dem Angriff der Hafeneinfahrt zu und wurden dicht neben derselben, also noch auf der Reede, auf den Strand gesetzt. Andererseits steht aber fest, daß, wie ein russisches Telegramm sich ausdrückt, die Kreuzer trotz der Dunkelheit und allgemeinen Verwirrung tatkräftige Hilfe geleistet haben. Man wird sich diese Hilfe demnach so vorstellen können, daß die Kreuzer längsseit der getroffenen Schiffe gingen, welche zu sinken drohten, sich an ihnen festbanden und durch ihre Schwimmfähigkeit sie so lange oben erhielten, bis sie in das seichte Wasser des Ufers gelangten, und sich dort festsetzten. Hatten die Schlachtschiffe keine betriebsfähigen Maschinen, so haben die Kreuzer sie jedenfalls so weit geschleppt, wie ihnen die Wasserverhältnisse gestatteten, dann die verbindenden Leinen gelöst und die Schlachtschiffe vermöge des Fahrtmoments auflaufen lassen. Wie gesagt, sind die Einzelheiten der Vorgänge jener Nacht nicht bekannt, man kann vielmehr nur vermuten und kombinieren. Unter allen Umständen ist aber sicher, daß die Kreuzer Dampf auf gehabt haben. Ich erwähnte vorher das Lösen von der Ankerkette oder der Boje. Das letztere ist einfach und mit einigen Hammerschlägen getan; will man sich dagegen von der Ankerkette lösen, also nicht sich der langwierigen Arbeit unterziehen, den Anker aufzuwinden, so muß dasjenige Ende der Kette, welches im Schiff befestigt ist, gelöst werden. Eine Arbeit, welche immerhin einiger Vorbereitungen bedarf; daß diese getroffen

waren, ist unwahrscheinlich, und deswegen möglich, daß die Kreuzer auch hier so lange die Schiffe hochgehalten haben, bis die Arbeit des Ankerlichtens oder des Lösens der Kette beendet war.

Allgemeine Betrachtungen.

Über den Umfang der Beschädigungen der drei Schiffe haben die russischen Nachrichten leider keine Einzelheiten angegeben. Der Statthalter gab in einer Depesche der Hoffnung Ausdruck, daß die Reparaturen innerhalb eines kleinen Zeitraumes ausgeführt werden könnten, und dann die Schiffe wieder aktionsfähig sein würden. Nach jüngst eingetroffenen russischen amtlichen Berichten hat es dazu eine Zeit von gegen zehn Wochen bedurft. Die Wirkungen des Torpedos gegen ein modernes Kriegsschiff sind allerdings nicht aus der Kriegspraxis bekannt, weil in den beiden in Betracht kommenden Kriegen, dem spanisch-amerikanischen und dem chinesisch-japanischen, keine erfolgreichen Torpedobootsangriffe gemacht worden sind. Es haben jedoch während der letzten Jahre in England und Frankreich derartige Versuche stattgefunden. Der englische gegen ein altes Schiff abgehaltene ist in seinen Einzelheiten so geheim gehalten worden, daß man keine Schlüsse aus ihm ziehen kann. Dagegen gerieten die Ergebnisse des französischen durch die Indiskretion eines Seeoffiziers an die Öffentlichkeit. Dieser Versuch ist so interessant, daß wir hier kurz auf ihn eingehen wollen. Man beabsichtigte damals, sehr große neue Linienschiffe zu bauen und wollte diesen unter Wasser eine möglichst sorgfältige Einteilung von wasserdichten Schotten und Zellen geben, um sie gegen die Wirkung von Torpedos aufs beste zu schützen. Man baute nun ein großes Ponton, welches den Querschnitt eines solchen Schiffes darstellte und innen genau dieselbe Einrichtung wie die Pläne der Neubauten erhalten hatte. Als das Ponton fertig auf dem Wasser schwamm, befestigte man in einer Tiefe von 3 m unter der Wasseroberfläche entsprechend der voraussichtlichen Trefflinie des Torpedos einen mit 100 kg Schießbaumwolle geladenen Torpedokopf. Dieser war durch elektrische Leitungsdrähte mit einem in einiger Entfernung verankerten Dampfer verbunden und wurde von diesem aus elektrisch zur Detonation gebracht. Wenige Minuten, nachdem dieselbe erfolgt war, kenterte der Ponton und sank unter. Als es nach monatelanger Arbeit gelungen war, ihn zu heben und in ein Trockendock zu schleppen, stellte sich heraus, daß in die Außenwand ein Loch von beinahe

Japanische Infanterie auf dem Marsche.
(Nach einer Originalskizze.)

Transportkamele des russischen Trains.
(Nach einer Photographie.)

20 qm Flächeninhalt gerissen war. Die dahinter liegende Wand, der sogenannte Doppelboden, war ebenfalls durchschlagen und wies ein Loch von 12 qm auf; auch die dann folgenden Schott- und Zellenwände waren durchschlagen, so daß das Wasser in großer Menge in die Räume hineingestürzt war.

Danach war von vornherein anzunehmen, daß die Beschädigungen der russischen Schiffe bedeutend größer waren, als das erwähnte Telegramm durchblicken ließ, und ihr sofortiges Auf-Grundsetzen durch die Kommandanten zeigt, daß sie ein Sinken befürchteten, was auf hoher See wohl nach kurzer Zeit eingetreten wäre.

Die Bedienung der Scheinwerfer verzögerte sich wahrscheinlich unter dem Eindruck des unerwarteten Überfalls, und so konnten die zuerst angreifenden Torpedoboote unverletzt entkommen. Zu richtigem und zweckmäßigem Arbeiten mit dem elektrischen Scheinwerfer gehört viel Geschicklichkeit und vor allem Übung; es handelt sich nicht allein darum, den Scheinwerfer so zu drehen, daß sein Lichtkegel auf das in schnellster Fahrt vorbeisausende Torpedoboot fällt und dauernd durch Weiterdrehen auf ihm gehalten wird, sondern dieses muß auch so beleuchtet werden, daß es den Geschützen ein deutlich sichtbares Ziel bietet. Liegt der Lichtkegel nur ein wenig zu tief, so blendet er die Geschützführer, anstatt ihnen das Zielen zu erleichtern; außerdem muß man sich besonders hüten, die andern Schiffe zu beleuchten, um nicht den feindlichen Torpedobooten den Angriff auf sie zu erleichtern.

Gleichwohl blieb das Geschützfeuer der Russen nicht ohne Erfolg, und wenn wir auch nicht genau unterrichtet sind, so ist doch sicher, daß mindestens zwei, aber wahrscheinlich noch mehr von den japanischen Torpedobooten vernichtet und außer Gefecht gesetzt wurden. Deren Mannschaften sind teilweise von den übrigen aufgenommen und geborgen worden, teils ertrunken.

Immerhin hat diese erste Nacht nicht nur der japanischen Flotte einen ganz gewaltigen Vorsprung verschafft, sondern auch das Prestige der ganzen Nation war mit einem Schlage gesteigert. Wenn vorher die kaum halb zivilisierte Bevölkerung von Korea vielleicht mehr zu einem Anschluß an Rußland, als an die gehaßten Japaner neigte, so änderte sich dies im selben Augenblick beinahe zum Gegenteil; auch den Chinesen gegenüber mußte es das Ansehen Japans ebenso steigern, wie dasjenige Rußlands mindern. Für sie selbst bedeutete dieser große Anfangserfolg, einen bedeutenden materiellen und moralischen Gewinn. Der Nimbus der gewaltigen, unbesiegbaren Macht war den Russen, wenigstens zur See, verloren gegangen. Wenn diese nun auch in der Presse mit Entrüstung auf das hinterlistige Verfahren eines nächtlichen Angriffs ohne vorhergehende Kriegserklärung hinweisen, so konnte man sich gleichwohl eines gewissen Pessimismus der obersten Leitung der russischen Seestreitkräfte gegenüber nicht erwehren. Daß man mit der Möglichkeit eines Torpedobootsangriffs gerechnet hatte, ging aus dem Ausbringen der Torpedoschutznetze hervor, welche aber wie gesagt die Schiffe nicht vollständig deckten. Wer konnte aber, selbst wenn diese Unterlassungssünde nicht begangen worden wäre, voraus wissen, daß die Netzschneidevorrichtungen der japanischen Flotte nicht funktionieren würden? Als einziger Kreuzer versah die „Pallada" den Vorpostendienst vor der Reede, während eine ganze Anzahl von solchen Schiffen eine dichte Kette unter steter Benutzung ihrer Scheinwerfer hätten bilden müssen.

Ein vorsichtiger Geschwaderführer hätte sich auch damit nicht begnügt, sondern er wäre mit seinen Schlachtschiffen und Kreuzern bei Einbruch der Dunkelheit oder schon während der Tagesstunden auf die hohe See hinausgefahren und hätte dort bei völlig gelöschten und abgeblendeten Lichtern während der Nacht mit häufiger wechselnden Kursen und hoher Fahrtgeschwindigkeit gekreuzt. Das ist ein ganz anderes Ding und erschwert Torpedobooten aufs Äußerste, ihren Feind zu finden und auch ihn anzugreifen. Ein solches Verfahren setzt ein ausgebildetes und in sich „eingefahrenes" — wie der Fachmann sagt — Geschwader voraus, dessen Kommandanten und Besatzungen

im Laufe kriegsmäßig abgehaltener Friedensmanöver derartige Lagen mit ihren Gefahren und den Mitteln, diesen entgegenzutreten, durch Erfahrung kennen gelernt haben. Man kann annehmen, daß das russische Geschwader imstande gewesen wäre, diesen Anforderungen zu entsprechen. Die Hafeneinfahrt hätte man durch einige leichte Fahrzeuge, durch auf beiden Seiten am Ufer aufgestellte Scheinwerfer und die Hafenbatterie, eventuell auch noch durch eine vorgelegte Minensperre während der Nachtzeit ausreichend schützen können.

Man hat nun besonders von russischer Seite Japan vorgeworfen, daß es die Feindseligkeiten ohne formelle Kriegserklärung begonnen und damit das Völkerrecht verletzt oder sich von vornherein außerhalb desselben gestellt habe. Wir haben bereits weiter vorn unserer Ansicht über die echt asiatische Doppelzüngigkeit des Briefes, welcher die japanische Abbruchsnote begleitete, Ausdruck verliehen. Aber die Zeiten der Ritterlichkeit sind verschwunden. Auch der Burenkrieg, der griechisch-türkische, der spanisch-amerikanische und endlich der japanisch-chinesische und außerdem eine ganze Reihe von Seekriegen früherer Zeiten wurden ohne vorhergehende formelle Kriegserklärung begonnen.

Die Kriegserklärung, diese moderne Umwandlung des alten Fehdebriefs, kommt praktisch wohl nur in solchen Fällen noch zur Anwendung, wo man durch sie keinen sich sonst darbietenden Vorteil fahren läßt, wie überhaupt das ritterliche Moment dem Kriege gänzlich abhanden gekommen ist. Für den modernen Seekrieg kommt aber noch ein besonderer und wichtiger Punkt hinzu: der Moment der Überraschung. Das heutige Kriegsschiff kann mit einer Schnelligkeit von Ort zu Ort gelangen, mit welcher die Bewegungen von Landtruppen nicht zu vergleichen sind, von der auch die alten Segelschiffe weit entfernt waren, denn sie blieben von Wind und Wetter, abgesehen von der viel geringeren Geschwindigkeit, in bedeutend höherem Grade abhängig. Der rein militärische Zweck der Streitkräfte im Kriege ist die Vernichtung des Gegners, dafür bildet die Überraschung eine der wichtigsten Chancen, weil sie ihn unvorbereitet findet.

Für den Erfolg von Torpedofahrzeugen ist dieses Moment der Überraschung von ganz besonderer Wichtigkeit, denn ohne sie wird es diesen Fahrzeugen in der Regel sehr schwer sein, sorgfältigen Vorsichtsmaßregeln und der mit diesen verbundenen Abwehr zu begegnen. Es mag dahinstehen, ob die Japaner genau orientiert waren, daß man russischerseits keinen Angriff vermutete; wahrscheinlich ist es nicht, denn es lagen, wollen wir die Verhältnisse objektiv be-

trachten, keine Anzeichen für diese Annahme vor, im Gegenteil, Vorbereitungen wurden getroffen, und der Fehler war lediglich der, daß sie nur halb getroffen wurden. Es war auch unmöglich für die japanischen Schiffe, am Nachmittag oder Abend des 8. Februar zu wissen, ob das russische Geschwader im Hafen von Port Arthur lag. Wenn es auch am Tage vorher da noch gesehen war, so blieb doch stets die Möglichkeit, daß es bei Einbruch der Dunkelheit Hafen und Reede verließ. Daß der japanische Admiral mit mehreren Möglichkeiten

Russische Kavallerie belegt ein mandschurisches Dorf.
(Nach einer Photographie.)

rechnete, geht auch schon daraus hervor, daß er die eine Flottille seiner Torpedoboote nach dem nahegelegenen russischen Handelshafen Dalny schickte, wie wir eingangs erwähnten. Diese Boote sind übrigens unverrichteter Sache wieder zurückgefahren, da in der Bucht von Dalny sich kein einziges russisches Kriegsschiff befand. Immerhin darf man wohl annehmen, daß die japanischen Seeoffiziere sich während der letzten Jahre durch Spionage und legitime Beobachtungen ein sachliches und objektives Urteil nicht nur über den Ausbildungsstand des russischen Personals, sondern auch über den Umfang und den Inhalt

der Ausbildungsprogramme und deren Durchführung gebildet haben; ich komme auf diesen Punkt in einem der folgenden Kapitel noch ausführlich zurück, und will hier nur andeuten, daß die Überraschung nicht nur im Wesen des Torpedoboots liegt, sondern auch angesichts der den Japanern bekannten russischen Verhältnisse ganz besonderen Erfolg versprach. Da es sich nun, wie gesagt, in den Kriegen der Neuzeit nicht um Lorbeerkränze und Festreden, sondern vor allem um materielle Güter handelt, so würde wohl keine Nation, deren Streitkräfte im gegebenen Augenblick vollständig schlagbereit sind, diesen Augenblick versäumen wollen. Dies dürfte auch denen einleuchten, welche in Unterlassung vorgehender Kriegserklärung eine Inkorrektheit erblicken, wenn sie sich die Größe des in jener Nacht erzielten Erfolges vergegenwärtigen. Sie kostete den Russen bis zu ihrer Wiederherstellung zwei große Schlachtschiffe und zwar gerade die modernsten, am stärksten armierten und am vollkommensten gepanzerten. Da im ganzen die russische Flotte in Ostasien sieben Schlachtschiffe zählte, so bedeutete das einen Ausfall von über ein Viertel der Gesamtmacht. Auf der andern Seite erhielten die Japaner, welche über sechs moderne und zum größten Teil denen der Russen qualitativ weit überlegene Schlachtschiffe verfügten, damit ein absolutes Übergewicht. So mußten die Folgen dieses Ausfalles sich, solange die von den japanischen Torpedos getroffenen Schiffe nicht wieder aktionsfähig waren oder sich nicht von anderwärts Verstärkungen herbeischaffen ließen, für die Prinzipien der russischen Kriegsführung in ganz hervorragendem Maße geltend machen. Wir werden im weiteren Verlaufe des Krieges sehen, daß diese Folgen für die nächste Zeit sogar bestimmend waren.

In der Schilderung des Überfalls haben wir an der Hand der zur Zeit vorliegenden Nachrichten uns möglichster Objektivität befleißigt. Es würde ein falscher Schluß sein, auf Grund dieses Mißerfolges die russische Flotte als minderwertig gegenüber der japanischen zu bezeichnen, denn die Vorbedingungen waren verschieden:

Die letztere war nicht nur bereit, sondern für ein Unternehmen vorbereitet, welches nur glücken konnte, wenn der russische Admiral nichts von der Absicht ahnte. Man mag nun darüber streiten können, ob das russische Geschwader, trotzdem die Kriegserklärung noch nicht erfolgt war, auf alle Eventualitäten hätte vorbereitet sein müssen, — in der russischen Presse ist diese Notwendigkeit übrigens mit großer Schärfe betont und der damalige

Geschwaderchef, Admiral Stark, abgelöst worden —, jedenfalls kann nicht bestritten werden, daß der Überfall nur gelang, weil man eben glaubte, nicht solche Ereignisse vorsehen zu müssen. Die Leistungsfähigkeit der russischen Seeoffiziere und Mannschaften an und für sich wird damit nicht berührt. Die späteren Torpedobootsangriffe der Japaner gegen die vor Port Arthur liegenden Schiffe sind sämtlich glänzend abgeschlagen worden, und seitdem Admiral Makarow kürzlich den Oberbefehl über die russischen Seestreitkräfte übernommen

Der russische Kreuzer „Pallada".
(Nach einer Photographie.)

hat, macht sich ein frischer, energischer Zug und eine Initiative bemerkbar, welche Rußland zu den besten Erwartungen berechtigt.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Torpedofahrzeuge, welche sich ihrer Aufgabe so erfolgreich erledigt hatten. Wollen wir ihren Typ genau bezeichnen, so müssen sie zu der Klasse gerechnet werden, welche man in Frankreich und England als Torpedobootszerstörer oder Torpedobootsjäger bezeichnet. Mit denen unserer Flotte verglichen, entsprechen sie in manchen Punkten unsern neuen großen Hochsee-Torpedobooten. Sie besitzen Deplacements von rund

300 Tonnen, eine nominelle Geschwindigkeit von 30 bis 31 Knoten und sind auf den englischen Werften von Jarrow und Thornycroft gebaut. Da man wohl im Hinblick auf ihre Aufgaben als Torpedobootszerstörer ihre Artillerie für ein so kleines Fahrzeug unverhältnismäßig stark gemacht hat, führen sie nur zwei Torpedoausstoßrohre, während die deutschen deren drei besitzen. Eigentümlich sind die Namen, welche die Japaner diesen Fahrzeugen beigelegt haben; wir finden darunter solche wie „Morgennebel", „Morgenwolke", „Haufenwolke", „Abendnebel" und „Morgentau".

* * *

Eine später in die Öffentlichkeit gelangte Darstellung des nächtlichen Torpedobootsangriffs am 8. Februar mag hiermit nachgetragen sein. Sie scheint von einer auf der Flotte eingeschifften Persönlichkeit herzurühren, welche jedoch dem ganzen Eindruck nach kein Seeoffizier ist. Dieser Gewährsmann, dessen Darstellung im „Journal de Saint Petersbourg" veröffentlicht worden ist, schildert die Situation ungefähr folgendermaßen:

„Am Abend des 8. Februar gegen 9 Uhr hat zur Übung ein Angriff russischer von Dalny kommender Torpedoboote auf das vor Port Arthur liegende Geschwader stattgefunden. Dasselbe soll sehr sachgemäß ausgeführt und vortrefflich gelungen sein. Ungefähr um Mitternacht verließen die Torpedoboote den Hafen von Port Arthur, um wieder ihren Standort in Dalny einzunehmen. Da die Übung beendet war, wurde die Freiwache an Bord der Schiffe zur Ruhe geschickt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch ein Teil der Offiziere, welche vielleicht Landwohnungen besaßen, von Bord gegangen sind. Die „Pallada" lag außerhalb der andern Schiffe, und der Kommandant hielt sich noch eine Zeitlang nach dem Angriff auf der Kommandobrücke auf. Plötzlich erblickte er sich nähernde weiße und rote Lichter übereinander, eine Zusammenstellung, welche dem Einlaufsignal der russischen Torpedoboote entsprach. Die Fahrzeuge, welche anfangs diese Lichter trugen, begannen darauf verschiedene andere Zusammenstellungen von weißen und roten Lichtern zu zeigen, als ob sie mit der Signalstation von Port Arthur signalisieren wollten. Die Signalstation antwortete jedoch stets mit dem Zeichen, welches bedeutet: nicht verstanden. Dies machte den Kommandanten aufmerksam und er beobachtete scharf die sich nähernden Fahrzeuge. Plötzlich bemerkte er, daß es Torpedoboote waren, und ihre Schornsteine sich nach Zahl und Anordnung völlig von denen der russischen unterschieden. Er ließ sofort die ganze Mannschaft alarmieren, die Geschütze laden und auf die Boote schießen. Gleich darauf nahmen „Retwisan" und „Cesarewitsch" das Feuer auf.

Es wird hierauf von den drei Torpedoschüssen erzählt und daß die durch die Explosion emporgeworfene Wassergarbe bis über die Kommandobrücke der „Pallada" hinaufgespritzt sei.

Nach dieser Darstellung haben also die Russen tatsächlich nicht im entferntesten daran gedacht, daß die Feindseligkeiten von japanischer Seite schon eröffnet werden könnten. Die Torpedoschutznetze sind nur zur Übung ausgebracht

Plan von Port Arthur.

worden, und die „Pallada" hat allem Anschein nach wie die anderen Schiffe vor Anker gelegen und nicht, wie ich in der obigen Schilderung angenommen

Russische Aufklärungstruppen in Nord-Korea.
(Nach einer Originalskizze.)

habe, vor der Reede gekreuzt. Was die Abwehr des Angriffes betrifft, so wird man dem Bericht entgegen wohl weiter annehmen müssen, daß die Torpedoboote auch von der „Pallada" erst Feuer erhalten haben, nachdem sie ganz in der

Nähe angelangt waren, beziehungsweise ihre Schüsse abgegeben hatten, denn man muß das Folgende bedenken: es war eine dunkle Nacht und der Kommandant gab erst den Befehl zum Alarmieren, als er die Schornsteine der sich nähernden Boote genau als nichtrussischen Torpedobooten gehörig festgestellt hatte. Die Boote können also in jenem Moment nicht mehr weit fortgewesen sein. Vom Geben des Alarmsignals aber bis zum ersten Schuß, zumal auf schnellfahrende Torpedoboote, vergeht immerhin eine Reihe von Minuten, und während dieser wird ein Torpedoboot, welches in einer Minute seine 800 m zurücklegt, schon längst auf Angriffsentfernung herangekommen sein.

Im übrigen sei zu der Täuschung durch die Signale bemerkt, daß im Kriege auf jedes Torpedofahrzeug, welches nicht schon auf weite Entfernung sich ganz zweifellos als zur eigenen Partei gehörig ausweisen kann, sofort scharf geschossen wird. Daß der russische Kommandant auch der Ansicht war, zeigen seine Maßnahmen, ebenso bewiesen diese die Tatsache, daß weder „Pallada" noch die anderen Schiffe an einen feindlichen Angriff vorher nicht gedacht hatten.

Die Kämpfe vor Port Arthur und Tschemulpo.

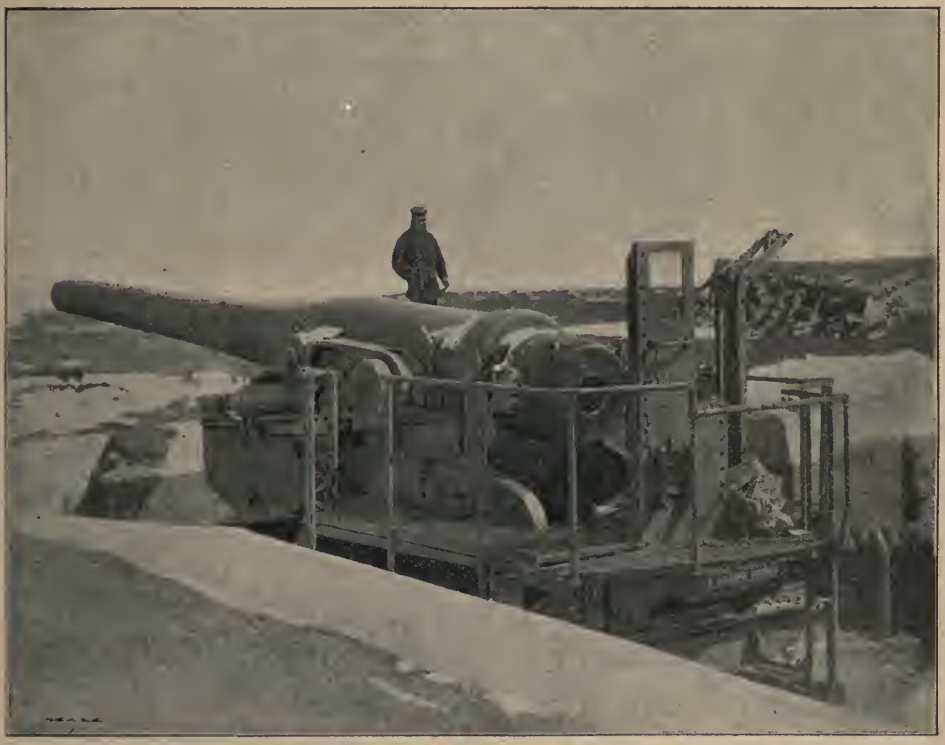
Selbverständlich alarmierte der nächtliche Angriff nicht nur die Schiffe, sondern die ganze Garnison und die umliegenden Festungswerke von Port Arthur; alles wurde in Kriegsbereitschaft gesetzt, Munition an die Küstengeschütze geschafft, und die Mannschaften bereiteten sich zur Abwehr weiterer feindlicher Angriffe vor. Man sollte sich nicht getäuscht haben, denn kaum war am andern Morgen die Dämmerung gewichen, als in langer halbkreisförmiger Reihe eine große Anzahl japanischer Kreuzer außerhalb der Reede von Port Arthur erschienen. Diese Kreuzer bezweckten augenscheinlich nur, die im Hafen liegenden russischen Schiffe genau zu überwachen, und vor allem dem hinter ihnen auf hoher See stehenden japanischen, aus den stärksten Linienschiffen zusammengesetzten Geschwader sofort durch Signale zu melden, wenn etwa die russischen Linienschiffe ausliefen, damit dieses den letzteren sofort die Schlacht anbieten oder die Russen dazu zwingen konnte. Nach dem, was an Nachrichten bekannt geworden ist, gingen auch tatsächlich die unverletzten russischen Schiffe Anker auf und verließen die Reede, jedoch nur, um die Kreuzer zu vertreiben oder wenn möglich zu vernichten; vielleicht haben sie auch erst den Hafen verlassen, nachdem die Küstenbefestigungen ohne Erfolg versucht hatten, die Kreuzer zu vertreiben. Diese zogen sich natürlich vor der Übermacht zurück und schlossen an ihre Schlachtschiffe heran, welche ihrerseits ungesäumt Kurs auf das russische Geschwader nahmen und ein heftiges Feuer bei anfänglich allerdings sehr großer Entfernung auf dasselbe eröffneten. Der russische Admiral beabsichtigte aber nicht, sich zur Entscheidungsschlacht zu stellen, und zog sich vor dem japanischen Gros wieder soweit zurück, daß der nachfolgende Feind auch von den Küstengeschützen unter wirksames Feuer genommen werden konnte. Der schon mehrfach genannte an Bord der „Columbia" befindliche Augenzeuge behauptet, die Japaner hätten anfangs ihr Feuer hauptsächlich auf die drei in der letzten Nacht schwer beschädigten und nahe der Einfahrt zum Hafen auf den Strand gesetzten Schiffe gerichtet, eine Angabe, welche wohl keinen Anspruch hat, besonders ernst genommen zu werden; es mußte vielmehr in erster Linie Ziel und Augenmerk der japanischen Schiffe sein, die noch in vollem Maße kampf- und aktionsfähigen russischen Schiffe zu beschießen. Was sonst dieser Be-

obachter, welcher kein Fachmann war, über die Treffresultate beider Parteien — zumal der Russen — gesagt hat, kann nicht als zuverlässig betrachtet werden, denn die Beobachtung auf so weite Entfernungen wie hier, welche durchschnittlich mindestens 5000 m betragen haben, ist außerordentlich schwierig. Dieses Gefecht hat im ganzen nur ungefähr eine halbe Stunde gedauert und muß auf beiden Seiten mit großer Heftigkeit geführt worden sein. Seinen Verlauf wird man

Blick auf ein Küstenfort von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

sich ungefähr in folgender Weise vorzustellen haben. In aufgelöster Ordnung, also in langer Linie mit weiten Abständen untereinander, bewegten sich die russischen Schiffe in einer solchen Entfernung von der Reede und Küste ihres Kriegshafens, daß die hochgelegenen Strand- und Bergbatterien über sie wegfeuern konnten, ohne sie zu gefährden. 5000 m von den Schiffen gerechnet nach der hohen See zu dampfte ebenso, in langer aufgelöster Linie, die japanische Flotte. In Bewegung hielten sich die Schiffe hauptsächlich deswegen, weil sie stilliegend dem Gegner ein unbewegliches und damit bedeutend leichter zu

treffendes Ziel geboten hätten. Außerdem ist bei einem Schiffsverbande die Bewegung notwendig, weil nur sie ein genaues Innehalten der Ordnung und der Abstände ermöglicht. Liegen Schiffe bewegungslos, d. h. ohne eine bestimmte, durch die Arbeit der Maschinen bewirkte Fahrtgeschwindigkeit auf dem Wasser, so treiben sie durch Wind und Strömung steuerlos durcheinander, so daß der Fall eintreten kann, daß eins das Feuer des andern maskiert, d. h.



Schweres Küstengeschütz in einem Ostfort von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

zwischen ihm und dem Feinde liegt, das außen befindliche also nicht schießen kann. Außerdem muß man das Folgende bedenken: der Geschwaderchef will sich dem Feinde nur bis zu einer gewissen Entfernung nähern, außerhalb derer er sich bis jetzt befindet; er läßt also sein Geschwader in breiter Linie, den Bug der Schiffe dem Feinde zugekehrt, auf diesen zudampfen. Während dieser Periode direkter Annäherung treten sämtliche Geschütze in Tätigkeit, welche nach vorn feuern können, und das sind bei Linienschiffen vor allem die beiden schweren 30,5 cm-

Kanonen des vorderen Panzerturms und ein Teil der Geschütze mittleren Kalibers. Nach einiger Zeit ist nun die Grenze erreicht, jenseits derer der Geschwaderchef ein Verweilen seiner Schiffe nicht für ratsam erachtet, und deswegen gibt er das Signal, links- oder rechtsum zu machen. Ist dies Manöver ausgeführt, so fahren die Schiffe nicht mehr nebeneinander, sondern hintereinander. Sie nähern sich nicht mehr dem Feinde, sondern entfernen sich seitlich von ihm, es feuern nicht mehr nur die Geschütze, welche in der Richtung nach vorn, also der Längsrichtung des Schiffes in Tätigkeit treten können, sondern alle nach der Breitseite verwendbaren. Dies sind sowohl die beiden schweren Geschütze des vorderen Panzerturms, als auch die des hinteren. Außerdem die Hälfte der gesamten Mittelartillerie. Während die Schiffe nun so weiter dampfen, kann die Richtung nach dem Feinde zu schräg werden, und da es leicht einleuchtet, daß es am günstigsten ist, wenn sie senkrecht bleibt, so müssen sie jetzt eine volle Kehrwendung machen und auf annähernd demselben Kurse wieder zurückdampfen, wobei sie dann dem Gegner die andere Breitseite zudrehen. Dies wäre ungefähr das auf einen stilliegenden Feind in Anwendung kommende Verfahren. Bewegt sich dieser auch, wie es das russische Geschwader tat, und dieses hatte natürlich dieselben Grundsätze zu befolgen, um sein Feuer in möglichst wirksamer Weise zur Geltung zu bringen, so beeinflussen sich beide Geschwader in ihren Bewegungen gegenseitig; die einzelnen Manöver lassen sich deshalb naturgemäß nicht beschreiben oder vermuten, jedoch wird der Leser nach dem gegebenen schematischen Beispiel sich ungefähr vorstellen können, wie sich eine derartige Beschießung auf große Entfernungen abspielt.

Die leichten Kreuzer der Japaner und ihre Torpedofahrzeuge hatten sich hinter die Schlachtlinie zurückgezogen, um vor dem Feuer der Russen, dem sie mit Erfolg zu begegnen nicht imstande waren, sicher zu sein. Da machten nun einige russische Kreuzer durch einen kühnen Vorstoß den Versuch, um die Flügel der japanischen Schlachtschifflinie herumzugehen und deren leichte Streitkräfte anzugreifen; besonders hat sich hierbei der Kreuzer „Nowick", ein sehr schnelles, aber in der Wasserlinie nicht gepanzertes Schiff, hervorgetan; für sein kühnes und schneidiges Verhalten wurde der Kommandant mit dem Georgskreuz dekoriert. Ob diese Vorstöße von Erfolg begleitet wurden, d. h. Verletzungen japanischer Fahrzeuge zur Folge hatten, ist nicht bekannt, jedoch wurden sowohl der „Nowick" wie auch die beiden anderen nicht gepanzerten Kreuzer „Askold" und „Diana" durch japanische Granaten getroffen und wohl nicht unwesentlich

verletzt. Von den russischen Schlachtschiffen soll die „Poltawa" schwere Beschädigungen erlitten haben. Die aus Japan stammenden Nachrichten behaupteten anfangs, ihr Geschwader habe überhaupt keine Verluste oder Beschädigungen erlitten. Schien dies von vornherein schon sehr zweifelhaft, so wäre es, wenn die Nachricht auf Wahrheit beruht hätte, ganz unerklärlich gewesen, daß das japanische Geschwader nicht näher als auf 5000 m herangehen wollte. Auf so große Entfernungen konnten sie wohl das eine oder andere russische Schiff treffen und beschädigen, vielleicht auch einen leichten Kreuzer außer Gefecht setzen, aber niemals die Linienschiffe, deren Wasserlinie und schweren Geschütze durch starken Panzer gedeckt sind. Eine Entscheidung herbeizuführen ist vielmehr nur auf Entfernungen unter 2000 m möglich, und wenn die Japaner auf diese verzichteten, ja, sie nicht einmal anbahnten, so haben sie ohne Zweifel ihre guten Gründe gehabt. Man wird in der Annahme nicht fehl gehen, daß besonders die russischen Küstenforts sich als äußerst gefährliche Gegner erwiesen haben. Diese sind mit modernen und weittragenden Geschützen in großer Anzahl ausgerüstet. Es kommt hinzu, daß ein großer Teil der Forts hoch an den Bergen liegt, welche den Hafen von Port Arthur umgeben, also beträchtlich über dem Wasserspiegel erhaben sind. Beschießen sie Schiffe, so feuern sie von oben nach unten, und je näher die Schiffe kommen, desto größer wird der Winkel dieser Richtung nach unten. Kriegsschiffe und auch die stärksten Schlachtschiffe sind aber mit schwerem Panzer nur an ihren senkrechten äußeren Seitenwänden geschützt, während die Schiffsräume nach oben zu an Panzer nur das Panzerdeck oder deren zwei aufweisen, dessen Stärke im allgemeinen 75 mm nicht überschreitet. Nähert sich nun ein Schiff bis auf eine gewisse Entfernung, deren Größe von der Höhe der Küstenbatterie abhängt, dieser, so ist klar, daß ihre Geschosse, wenn sie richtig gezielt sind, nicht gegen den starken Seitenpanzer des Schiffes treffen, sondern von oben auf das Deck schlagen. Eine so zur Wirkung kommende schwere Granate wird nicht nur die oberen Decks völlig durchschlagen (denn das Panzerdeck liegt erst in der Wasserlinie), sondern auch in den Schiffsräumen eine ganz gewaltige Verwüstung anrichten. Führt sie der Zufall gar in den nach oben offenen Schacht der Maschinen, so werden ihre Sprengstücke auch hier großen Schaden anrichten und die Maschine außer Betrieb setzen können. Dasselbe gilt von den schweren Geschützürmen, welche nach oben zu nur einen recht leichten Panzer tragen und den in den oberen Decks befindlichen Kasematten der Mittelartillerie. Es ist danach wohl be-

greiflich, daß der japanische Admiral seine Schiffe nicht der vereinigten Wirkung des russischen Geschwaders und der Küstenforts aussetzen wollte.

Die Japaner zogen sich also zurück, und soweit sich nach dem Nachrichtenmaterial übersehen läßt, erlitten Beschädigungen: das Schlachtschiff „Fuji", die beiden großen Panzerkreuzer „Iwate" und „Jakumo", sowie vielleicht noch ein kleiner Kreuzer und zwei Torpedoboote. Die japanische Flotte dampfte dann auf die hohe See hinaus und wurde von Port Arthur aus nicht mehr gesehen. Auch am folgenden Tage zeigte sie sich nicht. Es war ohne Zweifel nicht richtig, daß die Russen nicht wenigstens einige schnelle Kreuzer oder Torpedofahrzeuge hinter dem Feinde herschickten, um ihm auf den Fersen zu bleiben — natürlich außer Schußweite — und so die in Port Arthur versammelten Streitkräfte auf dem Laufenden über Standort und Kurs der japanischen Streitkräfte zu halten. Tut man dies, so ist man vor Überraschungen gesichert. Die russischen Schiffe zogen sich auf die Reede von Port Arthur zurück, und die beschädigten Schiffe gingen in den Innenhafen, bis auf den „Retvisan", welchen man, wie oben gesagt, vor und etwas seitlich vor der Einfahrt liegen ließ.

Das Gefecht vor Tschemulpo.

Wir müssen jetzt wieder um einige Tage zurückgreifen. Zu Anfang war gesagt worden, daß zugleich mit der japanischen Schlachtflotte am 6. Februar Truppentransporte ausliefen, um teils nach Fusan und Masampho, teils nach der Bucht von Tschemulpo zu dampfen. Der nach Tschemulpo bestimmte Transport, dessen Umfang nach Dampfern wir nicht kennen, kam am Abend des 8. Februar vor der nach dem Orte genannten Reede an. Dort begegnete ihnen das russische alte Kanonenboot „Korejetz". Es befanden sich nämlich, wahrscheinlich schon seit einer Reihe von Tagen, zwei russische Schiffe auf der Innenreede von Tschemulpo: der große Kreuzer „Warjag" und der genannte „Korejetz". Zu welchen Zwecken diese Schiffe hier stationiert worden sind, ist nicht ganz klar, noch weniger klar, warum sie nicht rechtzeitig zurückgerufen wurden. Sie hätten eine solche Nachricht bei sofortiger Aussendung eines Kreuzers oder Torpedoboots von Port Arthur nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen ohne Zweifel noch erhalten können, jedoch kaum über Land, da sich die Telegraphenleitung wohl in den Händen der Japaner befand, oder nicht für die Russen benutzbar war. Sicher ist jedenfalls, daß die russischen Schiffe keine Ahnung hatten, daß eine Eröffnung der Feindseligkeiten

in naher Aussicht stand. Daß der „Korejetz" an jenem Abend auslief, wird darin seine Ursache haben, daß er eine größere Ansammlung von Schiffen herankommen sah und sich orientieren wollte, welches ihre Zusammensetzung und ihre voraussichtlichen Zwecke seien. Bei dieser Gelegenheit nun, behaupten die Japaner, habe der „Korejetz", bevor man ihm gegenüber irgend eine feindselige Absicht gezeigt hätte, auf japanische Torpedoboote gefeuert, und da dieses am Nachmittag des 8. Februar, also 10 Stunden vor dem nächtlichen Überfall in Port Arthur, geschah, so nehmen sie diesen unkontrollierbaren ersten Schuß des „Korejetz" als den ersten Schuß des Krieges überhaupt an, und deuten ihn dahin aus, daß nicht sie, sondern die Russen die Feindseligkeiten ohne Kriegserklärung begonnen hätten. Diese Version ist ja so fadenscheinig, daß es kaum der Mühe lohnt, sie zu widerlegen. Aber andrerseits tritt der asiatische Charakter in ihr so klar hervor, daß es nicht uninteressant scheint, sich die Situation zu vergegenwärtigen.

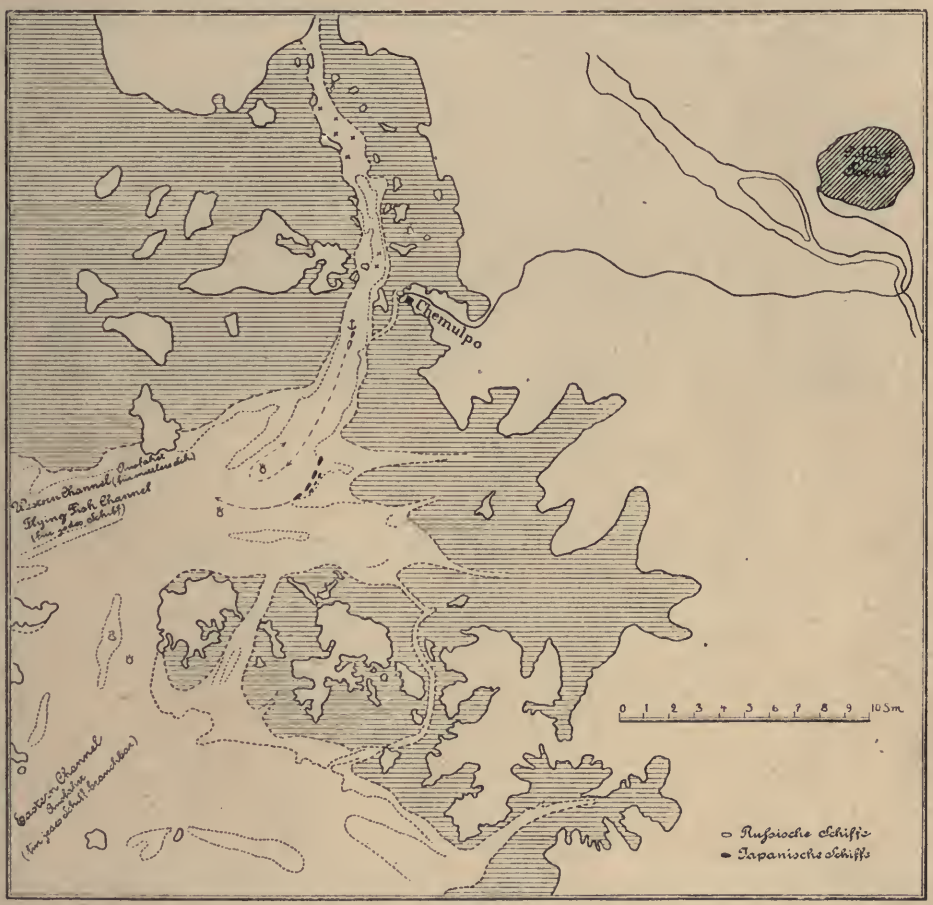
Der japanische Truppentransport wurde von einem vollständigen Geschwader begleitet, welches sich unter dem Kommando des Admirals Uriu befand und aus folgenden Schiffen zusammengesetzt war: dem Panzerkreuzer „Asama", den kleinen Kreuzern „Naniwa", „Takachiho", „Tschiyoda", dem Aviso „Mijako", einem Kanonenboot und sechs Torpedobooten.

Die „Asama" ist ein völlig moderner Panzerkreuzer von beinahe 10 000 Tonnen Deplacement, 21 Knoten Geschwindigkeit und einer Armierung von vier schweren 20,3 cm-Geschützen und vierzehn mittleren Kalibers. Von den kleinen Kreuzern führen zwei je zwei schwere 26 cm-Geschütze. Es konnte also der „Korejetz", welcher gänzlich ungepanzert ist und nur ein Deplacement von 1300 Tonnen besitzt, gar nicht daran denken, sich auch nur mit einem einzigen aller dieser Schiffe, vielleicht ausgenommen dem einen Aviso, zu messen. Es wäre eine ganz zwecklose und so törichte Herausforderung gewesen, daß man sie keinem Kommandanten zutrauen kann. Ohne Zweifel wird später einwandfrei festgestellt werden, wie es sich mit dem ersten Schuß verhalten hat, aber auch wenn das Kanonenboot ihn wirklich abgegeben habe, so geht daraus noch keineswegs hervor, daß es damit die Feindseligkeiten begann. Vielmehr ist weit wahrscheinlicher, daß der japanische Admiral, als er den „Korejetz" von Tschemulpo herauskommen sah, einem oder zwei Torpedobooten durch Signal Befehl gab, ihm entgegen zu dampfen und ihn durch Torpedos zum Sinken zu bringen. Der „Korejetz" hat dann die für jeden Fachmann

ganz unverkennbaren, dem Angriff vorausgehenden Manöver der Torpedoboote erkannt und auf sie geschossen, dann umgedreht und sich feuernd auf die innere Reede von Tschemulpo zurückgezogen.

Für die nun folgende Schilderung des Gefechtes und die zu dessen Verständnis nötige Kenntnis des Schauplatzes sei auf die nebenstehende Karte verwiesen. Das japanische Geschwader mit dem Transport folgte dem „Korejetz" nicht in die schmale Einfahrt hinein, da die Dunkelheit bereits begann, sondern ankerte während der Nacht draußen, und zwar in der Einfahrt an der Stelle, welche in der Karte durch vier große und drei kleine Schiffe bezeichnet ist. „Korejetz" legte sich bei dem großen Kreuzer „Warjag" zu Anker. Am andern Morgen erhielten die russischen Schiffe die Aufforderung von dem Admiral Uriu, den Hafen zu verlassen, sonst würde er sie mit seinen Schiffen auf ihrem Ankerplatz angreifen. Die Erklärung für die Aufforderung ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß dicht neben „Korejetz" und „Warjag" noch mehrere Kriegsschiffe neutraler Nationen lagen, unter anderem der englische Kreuzer „Talbot", der französische „Pascal" und der italienische „Elba". Diese wollte er natürlich nicht durch die Granaten seiner Schiffe gefährden. Die Karte zeigt, daß die russischen Schiffe, wenn sie dieser Aufforderung folgten, durch die Enge der Einfahrt gezwungen waren, dicht an dem japanischen Geschwader vorbei zu dampfen, ihnen also der Untergang gewiß war. Nichtsdestoweniger lichteten sie einige Stunden später die Anker, machten klar zum Gefecht und traten unter den Klängen der russischen Nationalhymne den Todesmarsch an. Der „Warjag" voran, hinter ihm „Korejetz"; vielleicht hat der Kommandant des „Warjag" gehofft, durch die überaus große Geschwindigkeit seines Schiffes noch eine Chance zur Rettung zu haben. Der „Warjag", welcher ein Deplacement von 6600 Tonnen besaß, gehörte nämlich mit einer Maximalgeschwindigkeit von über 23 Knoten zu den schnellsten überhaupt existierenden Kriegsschiffen. Er war in Amerika gebaut worden, trug eine Armierung von zwölf 15 cm-Geschützen und eine Anzahl kleinerer Kaliber; sein Rumpf war aber nicht nur in der Wasserlinie, sondern überhaupt ungeschützt und ohne jeglichen Panzer, nur ein horizontales Panzerdeck schützte die über die Wasserlinie emporragenden Maschinen und Kessel gegen von oben kommende Granatsplitter und ein gepanzerter Turm den Kommandanten. Die Geschütze standen sämtlich auf dem Oberdeck und von ihnen waren nur vier, welche paarweise auf der Back und am Heck standen, durch einen Schild vom 15 cm Stärke geschützt. Jedenfalls geben die ver-

öffentlichten Flottenalmanachs und Skizzen des Schiffs diesen Schutz an. Diese Panzerschilde sind aber sehr klein, nach hinten zu offen und was das Wichtigste ist, sie stehen oben auf dem Deck, setzen sich aber nicht nach unten bis unter die Wasserlinie fort. Es ist dies ein Fehler, welcher auf vielen, auch einigen älteren deutschen Schiffen gemacht worden ist und deshalb hier als solcher er-



Skizze zum Gefecht vor Tschemulpo.
(Die gestrichelten Gebiete sind Watten, die bei Ebbe trocken liegen.)

klärt werden soll. Werden unter einem derart montierten Geschütz Schiffsteile, mögen es nun senkrechte Wände oder Decks sein, durch Granatfeuer zerstört, so gehen dadurch dem Geschütz mit seinem Panzerschild die Stützen verloren, und es stürzt entweder nach unten oder neigt sich so stark nach einer Seite, daß es weder bedient werden, noch schießen kann. Die sämtlichen andern Geschütze standen

Blick auf den Hafen von Tschemulpo.
(Nach einer Photographie.)

in der Breitseite und waren völlig ungeschützt, nach russischen Angaben sogar ohne leichte Panzerschilde. Auch diese würden dem „Warjag" allerdings nichts genützt haben, denn ihre Stärke beträgt in allen Marinen durchweg nicht mehr als höchstens 1—3 cm, kann also nur gegen Feuer von Maschinengewehren Deckung geben.

Inzwischen hatten auch die japanischen Kriegsschiffe klar zum Gefecht gemacht und lichteten die Anker als man bemerkte, daß die Russen auslaufen wollten. Admiral Uriu, welcher sich an Bord des Panzerkreuzers „Asama" befand, ließ Kiellinie formieren, d. h. die anderen Schiffe mit Ausnahme der Torpedoboote setzten sich, mit einigen hundert Metern Abstand von Schiff zu Schiff, hinter der „Asama". Das Geschwader nahm langsame Fahrt auf, um manövrierfähig zu sein. Die Mannschaften luden die Geschütze der Steuerbordseiten und so erwartete man die beiden Opfer, welche sich mit der höchsten Geschwindigkeit ihrer Maschinen, welche allerdings der „Warjag" nach dem „Korejetz" ermäßigen mußte, damit letzterer im stande wäre ihm zu folgen, näherten. Wie die Kartenskizze zeigt, fuhren die Japaner ihnen nicht entgegen, sondern richteten ihren Kurs ebenfalls aus der Einfahrt heraus nach der hohen See zu, fuhren nur langsamer, so daß sie sich von den russischen Schiffen einholen

ließen. Dies war eine wohl überlegte Maßnahme, denn einerseits mußten ja die Russen heraus, und wenn Admiral Uriu ihnen entgegengefahren wäre, so hätte er nach dem Passieren wieder mit seinem Geschwader Kehrt machen und hinterherlaufen müssen. Abgesehen von dem hieraus folgendem Nachteil, daß die Russen einen Vorsprung gewonnen hätten, ist es auch artilleristisch sehr viel günstiger, wenn man einen schwächeren Gegner auf gleichlaufendem Kurse beschießt, als mit großer Geschwindigkeit an ihm vorbei zu fahren, denn

Tschemulpo.
(Nach einer Photographie.)

auch, wenn dieses Vorbeifahren mit langsamer Fahrt geschieht, so wird das eigentliche Passieren doch bedeutend schneller, weil der Gegner nach der andern Seite fährt. Es ist genau derselbe Fall, wie wenn zwei Eisenbahnzüge in entgegengesetzter Richtung aneinander vorbeifahren, auch die Geschwindigkeit ihres Passierens ist gleich der Summe der Geschwindigkeiten jedes einzelnen. Auf gleichem Kurse wie die Russen laufend, konnte dagegen der japanische Admiral die Geschwindigkeit seiner Schiffe genau nach derjenigen der Russen regeln, und es leuchtet ein, daß, wenn zwei Schiffe mit genau gleicher Geschwindigkeit

nebeneinander herfahren, sie immer in derselben Richtung zueinander bleiben, folglich das Schießen von einem auf das andere ebenso leicht und bequem ist, wie wenn beide still lägen.

Ungefähr auf eine Entfernung von 4000 m begannen die japanischen Schiffe auf den „Warjag" das Feuer zu eröffnen, während „Korejetz" als das ungefährlichere der beiden Schiffe ziemlich unbeachtet gelassen wurde. Man hat wahrscheinlich die Befürchtung gehabt, der „Warjag" könne sich vielleicht doch noch durch Ausnutzung seiner hohen Geschwindigkeit auf die See hinaus retten, und konzentrierte deswegen das Feuer auf diesen Kreuzer. Die Berichte über Einzelheiten dieser Schlacht stammen größtenteils, jedenfalls was die Manöver der Schiffe anlangt, von einem englischen Korrespondenten der „Daily Mail". Wenn man auch keinen Anlaß hat, daran zu zweifeln, daß dieser Augenzeuge nach bestem Wissen seine Eindrücke wiedergab, so muß doch auf der anderen Seite berücksichtigt werden, daß er kein Marinefachmann ist und man wird nicht umhin können, das von ihm entworfene Bild hier und da etwas zu ändern. Der japanische Kreuzer „Asama" begann zuerst das Feuer mit seinen schweren und mittleren Geschützen, die anderen Schiffe folgten. Wegen der anfangs großen Entfernung ist man in solchen Fällen genötigt, zuerst langsam zu feuern, und beobachtet mit Fernrohren nach jedem Schuß, ob die Granate vor dem Ziel einschlägt, oder über dasselbe wegfliegt, oder aber ein Treffer ist, ebenso ob sie seitlich nach rechts oder links vorbei geht. Es ist dies natürlich von großer Wichtigkeit, denn abgesehen davon, daß man den Feind treffen und die teuere Munition nicht nutzlos ins Wasser werfen will, braucht man diese Beobachtungen der Geschoßaufschläge auch deswegen, damit die Offiziere und Unteroffiziere sich korrigieren, d. h. die Fehler wieder gut machen können. Die Einleitung eines solchen Geschützfeuers auf einem großen Schiff kann man sich ungefähr in folgender Weise vorstellen; als Beispiel wollen wir den vorderen Panzerturm eines großen Kreuzers annehmen. Der Kommandant des Schiffes erhält vom Batterieoffizier, welchem bekanntlich die gesamte Artillerie des Schiffes unterstellt ist, mit allen Mannschaften, Offizieren und Unteroffizieren, die Meldung, daß die Geschütze fertig zum feuern sind, daß die Munitionstransportvorrichtungen sich in Betrieb befinden, kurz alles, was zur Gefechtsbereitung der Geschütze gehört, klar ist. Der Kommandant entwickelt dem Artillerieoffizier darauf kurz, in welcher Weise er beabsichtigt, den Feind unter Feuer zu nehmen, welche Taktik er voraussichtlich beginnen will; natürlich kann dies alles nur in

großen Zügen angedeutet werden, denn unvorhergesehene Bewegungen des Gegners machen auch den schönsten und sorgfältigsten Plan zu nichte. Der Batterieoffizier setzt dem Kommandanten auseinander, auf welche Entfernung er den Beginn des Feuers für am vorteilhaftesten hält und macht ihm seine Vorschläge, welche Geschoßart er in den verschiedenen Phasen des Gefechts für am zweckmäßigsten erachtet. Es ist dies letztere eine recht wichtige Frage, denn moderne Geschütze besitzen eine ganze Reihe verschiedener Geschoßarten, deren jede ihren bestimmten Zweck hat. Da in den späteren Ereignissen des Krieges uns dieser Punkt wahrscheinlich noch öfter zu ihrer Beurteilung in Frage kommen wird, so sei hier eine kleine Abschweifung gestattet. Jedes schwere und mittlere Geschütz besitzt in seinem Munitionsvorrat Granaten, Panzergranaten und Halbpanzergranaten, außerdem noch in den meisten Marinen Shrapnells. Die Granate weist die bekannte, in ihrem Hauptteil zylindrische und nach vorne zu mit gerundeter Spitze auslaufende Form auf. Ihre Länge ist jedoch größer als sich der Laie im allgemeinen vorzustellen pflegt; man bemißt sie nach Kalibern und es kommt vor, daß eine moderne Granate eine Länge von drei bis vier Kalibern hat. Vergegenwärtigen wir uns, was das bedeutet, so würde sich die Länge einer vier Kaliber langen Granate, welche zu einem 30 cm-Geschütz gehört, auf 30 mal 4 gleich 1,20 m belaufen. Die Granaten sind in ihrem Innern hohl und mit Sprengstoffen angefüllt, und zwar unterscheidet man hier zwei Unterarten, nämlich die gewöhnliche Granate und die Sprenggranate. Die gewöhnliche Granate ist mit grobkörnigem Schwarzpulver gefüllt und an ihrem einen Ende befindet sich ein sehr sinnreich konstruierter Zünder, welcher in Tätigkeit tritt, sobald das fliegende Geschoß plötzlich in seiner Bahn aufgehalten wird. Dann schlägt der Zündstrahl aus dem Zünder in die Sprengladung und diese zertrümmert die Granate in eine große Anzahl von Stücken und Splittern, welche mit ungeheurer Gewalt nach allen Seiten umherfliegen. Diese Gewalt ist so groß, daß die Stücke nicht nur Menschen töten, sondern auch stählerne Wände eines Schiffes durchschlagen, stählerne Deckstützen und Balken fortreißen und Laffeten auch großer Geschütze mit all ihren komplizierten Mechanismen außer Betrieb setzen können. Die Sprenggranate unterscheidet sich von der gewöhnlichen Granate dadurch, daß sie nicht mit gewöhnlichem Pulver, sondern mit einem modernen Sprengstoff gefüllt ist. Als Namen eines solchen Sprengstoffes ist uns aus dem afrikanischen Kriege speziell das Lyddit bekannt. Außerdem hat man noch verschiedene chemische Zusammensetzungen, bekannt als Ro-

Russisches Kanonenboot „Korejetz".

borit, Ekrasit usw. Der Unterschied in der Sprengwirkung ist der, daß sich diese moderne Sprengladung, wenn sie durch den Stoß oder den Zünder zur Explosion gebracht wird, mit ungeheurer Geschwindigkeit, viel schneller als das Pulver, in Gas verwandelt. Die Gewalt dieses Gases, in seinem Bestreben sich auszudehnen, ist dann so groß, daß das Geschoß in ganz kleine, beinahe staubähnliche Splitter auseinander gesprengt wird. Diese selbst richten infolgedessen nur einen sehr geringen Schaden an, und die Wirkung der Sprenggranate beruht auf dem Stoß und Druck der Gase, und die sind, wie man nach den zahlreichen Versuchen gegen alte Schiffe und markierte Festungswerke weiß, größer als die irgend eines anderen Geschosses. Je nach dem Kaliber der Sprenggranate richtet sich die Größe der sogenannten Zermalmungszone, d. h. des Umkreises, in welchem das krepierende Geschoß durch die Gewalt seiner Gase alles vernichtet und wegfegt. Es kommt nun die Panzergranate, diese soll vor allem, wie ihr Name sagt, den Panzer des feindlichen Schiffes durchlöchern oder zerbrechen. Sie besteht aus gehärtetem und geschmiedetem Stahl und endet vorn in einer scharfen Spitze, welche keinen Zünder trägt. Auch besitzt sie keine Sprengladung und nur einen ganz kleinen Hohlraum in ihrem Innern, welcher durch die Herstellungsweise bedingt ist. Die Stahlgranaten stellen schon an und für sich eine Art Kunstwerk dar, denn sie müssen mit der größten Sorg-

Russischer Kreuzer „Warjag".

falt im Material durchgearbeitet werden. Es ist genau zu berechnen, wie ihre Form gestaltet werden und ihre Linien verlaufen müssen, damit sie für das Durchschlagen von Panzern am günstigsten sind. Solche Panzergranaten besitzen aber nur die schweren und mittleren Geschütze, während die kleinen lediglich Granaten feuern können. In der Halbpanzergranate endlich hat man versucht, die Vorzüge der Granate und des Panzergeschosses zu vereinigen. Sie ist ebenso wie die erstere außerordentlich stark gehalten und zumal ihre Spitze in massivem Stahl, während andererseits ihr Inneres in einem größeren Hohlraum eine Sprengladung enthält. Man denkt sich ihre Wirkungsweise in der Art, daß die Spitze ein Stück in den Panzer hineindringen soll, dann die Sprengladung, das Geschoß explodiert und damit den nicht durchschlagenen Teil des Panzers durch Zerreißen zerstört. Wir werden später noch auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Gegen den „Warjag" und „Korejetz" kann natürlich nur die Granate bezw. Sprenggranate in Betracht kommen, da die Schiffe, wie oben ausgeführt, beinahe gänzlich ohne Panzer sind, und der vorhandene aus geringer Entfernung auch durch eine schwere Granate durchschlagen werden kann. Ebenso hätten auch Shrapnells zur Anwendung kommen können, d. h. Hülsen in der üblichen Granatform, welche in der Luft über dem feindlichen Schiff platzen und dann

eine große Anzahl bleierner oder stählerner Kugeln darauf herabfallen lassen. Diese sind allerdings nur imstande Menschen zu töten und vielleicht eine ganz dünne Stahlwand zu durchlöchern, ohne aber weitere Zerstörungskraft zu besitzen. Shrapnells wurden bei Tschemulpo von den japanischen Schiffen mit gutem Erfolge verwandt und zwar gegen die vor Deck stehenden Leute. Überhaupt lag vom artilleristischen Gesichtspunkte aus die Sache ziemlich einfach. In einem Kampfe zwischen großen Panzerschiffen kann dagegen die Frage ziemlich schwierig werden, welche Geschoßart man anwenden will und muß. Auf große Entfernungen, darunter versteht man solche über 4000 m, hat man bei dem heutigen Stande der Panzertechnik auch mit den schwersten Stahlgranaten keine Aussicht, den dicken Panzer feindlicher Schiffe zu durchschlagen. Will man also schon so früh das Feuer eröffnen, so kann man sich nur Erfolge versprechen, wenn man die oberen leicht oder gar nicht gepanzerten Teile des Schiffes trifft, in diesen wiederum würde eine Stahlgranate sehr wenig Schaden anrichten, weil sie eben nur ein rundes Loch schlägt; deshalb beginnt man stets mit Granaten oder Sprenggranaten. Diese dürfen natürlich nicht gegen stark gepanzerte Teile treffen, weil sie an der Außenfläche des Panzers krepieren oder zerbrechen und ihre Stücke ohne Wirkung ins Wasser fallen.

Auch in dieser Hinsicht also bedingt das Feuer auf große Entfernungen eine sehr genaue Schießausbildung der Unteroffiziere und genaue Kenntnis der hier kurz auseinandergesetzten Faktoren. Nähern sich nun die kämpfenden Schiffe oder Geschwader so weit, daß die Durchschlagskraft der Geschosse genügt, um auch gegen den Wasserlinienpanzer des Feindes wirksam zu sein, so wird, jedenfalls für einige Geschütze, ein Wechsel in der Geschoßart geboten sein, indem diese dann nur noch mit Stahlgranaten feuern. Es kommt aber noch eine Komplikation hinzu. Man hat in neuester Zeit das sogenannte Kappengeschoß erfunden, welches an Durchschlagskraft ganz bedeutend der gewöhnlichen Stahlgranate überlegen ist. Soll dies zur Verwendung kommen, so wird auf die Spitze der gewöhnlichen Stahlgranate eine sogenannte Kappe von weichem Eisen aufgesetzt und das Geschoß dann so verfeuert. Theoretisch erklärt man sich die wirklich ganz auffallende Durchschlagskraft infolge jenes kleinen Stückchen Eisens so, daß beim Auftreffen auf die Oberfläche des Panzers die Kappe einen großen Teil der sich durch den Stoß entwickelnden ungeheuren Hitze absorbiert, dadurch die eigentliche Spitze des Geschosses vorm Schmelzen bewahrt und die Fähigkeit, in den harten Panzer einzudringen, erhält. Bis jetzt ist aber noch

der Nachteil der Kappe der, daß sie die Durchschlagskraft nur dann erhöht, wenn sie unter einem Winkel auf den Panzer auftrifft, dessen Richtung um nicht mehr als 20 Grad von der senkrechten abweicht. Man sieht also, wie sehr sich die die verschiedenen Geschütze kommandierenden Offiziere in jedem Moment genau und schnell überlegen müssen, welche Geschoßart sie zur Anwendung bringen wollen. Dazu kommt, daß die Geschosse während des Gefechts je nach der Schnelligkeit des Feuers laufend aus den Munitionsräumen durch hydraulische Aufzüge an das Geschütz befördert werden müssen, denn es ist unmöglich, Geschosse in größerer Menge neben dem Geschütz zu lagern, einmal, weil kein Platz ist, und ferner wegen der Gefahr, welche in der Möglichkeit liegt, daß ein einschlagendes feindliches Geschoß oder ein Granatsplitter eine umfangreiche Explosion hervorrufen würden. Die Leute, welche unten im Munitionsraume stehen, müssen also beständig durch Telephon oder Sprachrohr Befehle erhalten, welche Geschoßart und wie viel Geschosse von jeder sie jedesmal in den Aufzug legen und mit ihm an das Geschütz befördern sollen. Im Nahkampfe wird ohne Zweifel auch nicht von allen Geschützen mit derselben Geschoßart geschossen werden, vielleicht läßt man zwei der schweren Kanonen nur auf die Wasserlinie und die starkgepanzerten Geschützturme des Gegners schießen, also mit Stahlgranaten, während die beiden anderen mit Granaten oder Sprenggranaten fortfahren, die leichtgepanzerten Kasematten oder die ungepanzerten Decksaufbauten zu zerstören.

Diese komplizierten Überlegungen brauchten sich die Kommandanten und Artillerie des japanischen Geschwaders bei Tschemulpo also nicht zu machen. Man hatte einen beinahe wehrlosen Feind vor sich, welcher durch das Fahrwasser gezwungen war, einen bestimmten Kurs zu laufen, so daß man die für am zweckmäßigsten gehaltene Entfernung, aus der man ihn beschießen konnte, zu wählen und zu benutzen imstande war. Demgemäß fiel auch die Instruktion, aus, welche der Artillerieoffizier den ihm unterstellten Offizieren der Türme und Kasematten und Munitionsräume, ferner den Unteroffizieren, welchen bekanntlich das eigentliche Zielen und Schießen obliegt, sehr kurz aus: das Feuer ist vor allem auf den „Warjag" zu richten. Dieses Schiff ist beinahe gänzlich ohne Panzer und wir können also schon auf sehr weite Entfernungen auf die Wasserlinie zielen, um die dort liegenden Maschinen und Kessel zu zerstören und dem Schiffe womöglich mit unsern Granaten ein Leck beizubringen, nachdem die Feinde auf ungefähr 4000 m herangekommen waren. Das Messen der Entfernung wird

durch besondere Apparate festgestellt und alle Minuten wiederholt und telegraphisch den sämtlichen Geschützen übermittelt, welche danach ihr Visier oder, wie es in der Artillerie heißt, ihren Aufsatz, einstellen.

Die Russen wußten, wie schon gesagt, genau, welches Schicksal ihnen bevorstand. Die feindlichen Schiffe besaßen die ungeheure Übermacht, sie waren schwer gepanzert, während „Warjag" und „Korejetz", außer dem Panzerdeck des

Leichenfeier für gefallene japanische Soldaten in Tschemulpo.
(Nach einer Skizze von Fr. Villiers.)

ersteren, nicht den geringsten Schutz besaßen. Der Kommandant des „Warjag" wollte den „Korejetz" nicht im Stich lassen, und nutzte deswegen die hohe Geschwindigkeit seines Schiffes nicht aus. Das enge Fahrwasser, an dessen äußerem Ende das japanische Geschwader wartete, gestattet kein Ausweichen, es war also für die Kommandanten und Offiziere, welche die ebenso einfache wie hoffnungslose Lage übersahen, der Untergang von vornherein gewiß. Das einzige, was sie hätte retten können, wäre bedingungslose Übergabe der Schiffe gewesen und das konnte für einen russischen Offizier natürlich nicht in Betracht kommen. Schon vor dem Ankerlichten hatten die Kommandanten klar Schiff machen

Kosaken vereiteln einen feindlichen
(Nach einem Originale

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg.

ch die Mandschubahn zu zerstören.
von M. Plinzner.)

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

lassen und die Vorbereitungen, die noch möglich waren, getroffen, um die Wirkung des feindlichen Feuers abzuschwächen.

Alle brennbaren Gegenstände, alles Holz, sofern es nicht fest mit dem Schiffskörper verbunden war, wurde entfernt und entweder über Bord geworfen, oder in den untersten Schiffsräumen tief unter der Wasserlinie untergebracht. Als sie dann dicht hintereinander hinausdampften, standen die Mann-

Leichenbegängnis gefallener Japaner in Tschemulpo.
(Nach einer Skizze von Fr. Villiers.)

schaften an ihren geladenen Geschützen bereit zum feuern. Es ist ja kaum anzunehmen, daß die russischen Mannschaften sich vorher klar gemacht haben, was sie erwartete.

Die Begriffe von Panzerdurchschlagskraft und Sprengwirkung werden ihnen fremd gewesen sein und sie gedacht haben, hinter ihren dünnen Wänden und Schutzschilden ebenso sicher zu sein wie beim Exerzieren. Um so höher muß ihre Haltung ihnen angerechnet werden, als plötzlich ein Unwetter hereinbrach, wie sie es sich wohl in keiner Phantasie hätten träumen lassen. Nachdem beobachtet war, wie eine Anzahl japanischer Granaten teilweise

über den „Warjag" hinweggegangen, teilweise vor ihm eingeschlagen waren, hatten sich die Japaner eingeschossen und kurz nacheinander krepierten ihre Geschosse aller Kaliber unter den Geschützmannschaften, durchlöcherten die Seitenwände des Schiffes und schlugen auch nahe der Wasserlinie ein. Eine Granate krepierte auf dem Vorschiff und tötete oder verwundete alle Leute, die sich dort an Deck befanden. Nur die Bedienung des vorderen Turmgeschützes, welche, wie oben gesagt, mit 15 cm starkem Panzer umgeben war, blieb unversehrt. Ein schweres Geschoß traf in die Wasserlinie, durchschlug außer den Außenwänden des Schiffes noch den leicht gepanzerten Schacht, in welchem die Munition von der Kammer bis zum Geschütz hinaufgefördert wird, ihre Sprengstücke brachten eine große Menge von Munition zur Explosion und eine hochaufschlagende, fast den Top des Großmastes erreichende Flamme loderte empor. Ein drittes schweres Geschoß traf die vordere Kommandobrücke, zerstörte sie vollständig und setzte sie in Flammen. Um das Feuer zu löschen und ferner weil die Trümmer an Deck hinuntergefallen waren auf die unter ihnen befindlichen Geschütze und Mannschaften, mußte schon jetzt der „Warjag" sein Feuer auf ungefähr zehn Minuten einstellen.

Der Kommandant des „Warjag" scheint versucht zu haben, die Wirkung des Feuers dadurch etwas abzuschwächen, daß er dem Feinde bald die eine, bald die andere Seite seines Schiffes zudrehte. Er fuhr also im Zickzack, ein Manöver, das einmal insofern ungünstig war, als es die absolute Schnelligkeit der Vorwärtsbewegung verminderte, und andrerseits auch deswegen nicht den beabsichtigten Erfolg haben konnte, weil die Reihe der japanischen Schiffe sich nunmehr halbkreisförmig um die Russen herumzog, und sie so von vorne wie von beiden Seiten unter Feuer nahm. Die an Deck angerichteten Verwüstungen müssen fürchterlich gewesen sein. Es waren nicht nur beide Brücken zertrümmert, sondern auch der Fockmast stürzte herunter und der eine Schornstein wurde völlig zerstört. Einer der geretteten Offiziere sagte in seiner Schilderung des Kampfes, es sei eine wahrhaftige Hölle gewesen, wie erstarrt und betäubt hätten die Mannschaften an ihren Geschützen gestanden, sie mechanisch weiter bedient und abgefeuert; sie seien gänzlich schutzlos dem fürchterlichen Hagel der feindlichen Granaten ausgesetzt gewesen, welche, abgesehen davon, daß sie viele Leute sofort in kleine Stücke rissen und töteten, die schrecklichsten Wunden verursachten. Besonders betont er einen Umstand, welcher in bisherigen Schilderungen von Seeschlachten noch nie zur Erwähnung gelangt ist: nämlich die

glühende Hitze der einschlagenden oder dicht an den Leuten vorbeifliegenden Geschosse und deren Sprengstücke; diese haben jede Wunde zur Brandwunde gemacht. Spätere Berichte eines Arztes nach den Angaben der Verwundeten vom „Warjag" bestätigen das, was man bisher von der Wirkung der Sprenggranaten wußte und annahm. In einem engen Umkreise, welchen wir oben die Zermalmungszone nannten, verwüsten sie alles und zerreißen Menschen, welche sich in dieser befinden, zu Atomen. Eine Anzahl von Matrosen und ein Deckoffizier wurden von einer solchen Granate völlig weggeblasen, es blieb keine Spur mehr von ihnen übrig; von einem Offizier, Grafen Nirod, fand man nur einen Arm. Diese Einzelheiten erinnern übrigens an die Beschießung der Forts von Taku im Jahre 1900; auch hier zerriß eine chinesische Granate den Batterieoffizier des deutschen Kanonenbootes „Iltis" derart, daß keine Spur mehr von ihm oder von seinen Kleidungsstücken übrigblieb. Außerhalb dieser Zone jedoch haben sich auch auf dem „Warjag" die Sprenggranaten von wenig Vernichtungskraft gezeigt, da sie ja in eine ungeheure Menge ganz kleiner Stücke auseinanderfliegen. Ein Matrose erhielt durch solche kleine Sprengsplitter 120 Wunden und ist trotzdem wieder hergestellt worden.

Nimmt man nun noch das furchtbare Getöse hinzu, welches eine Verständigung durch Worte ausschließt, durch das Abfeuern der eigenen Geschütze, durch das der feindlichen und dann die Detonationen der an Bord platzenden Granaten, so wird das Bild der Hölle, welches der russische Offizier auf die Szene anwandte, verständlich und anschaulich. Die Wirkung auf die russischen Seeleute, welche sicherlich nicht nervös sind, war denn auch die, daß sie, im allgemeinen ohne ihre ebenso nutzlose wie heldenmütige Tätigkeit zu unterbrechen, laut weinten.

Signalpersonal an Bord eines japanischen Kriegsschiffes.
(Nach einer Photographie.)

Diese Wahrnehmung, welche uns aus Landkriegen nicht bekannt ist, wo es sich nicht um ausgesprochen schwachnervige Leute handelt, ist höchst interessant. Sie beweist aufs neue, von wie ungeheurem Werte gerade im Seekriege neben der moralischen auch die physische Qualität des Personals ist, denn mögen die Leute auch noch so pflichttreu ihren mechanischen Dienstverrichtungen weiter genügt haben, so liegt doch auf der Hand, daß die Folgen eines derartigen Nervenchocks auf ihre Leistungen in höchst nachteiliger Weise zur Geltung kamen. Das Schießen und vor allem Zielen und Treffen muß dadurch außerordentlich beeinträchtigt werden. — Das Blutbad von Tschemulpo hat aber den Beweis geliefert, daß die russischen Seeleute, wie früher ihre Kameraden in zahlreichen Landkriegen, gezeigt haben, daß sie zu sterben wissen, und so lange sie noch imstande sind ein Glied zu rühren, wie beim Exerzieren die ihnen obliegenden Tätigkeiten verrichten. Ein andrer russischer Offizier hat nachher gesagt: „Überall war Blut, Blut, Blut, abgebrannte Glieder, zerrissene Leiber und zerfetztes Fleisch. Es war ein furchtbares Ende."

Das Schlachtschiff „Asahi".
(Nach einer Photographie.)

Eintreffen von Kriegsnachrichten in St. Petersburg.
(Nach einer Originalzeichnung von F. Mauch.)

Unter diesen Verhältnissen kann es nicht wundernehmen, daß die Wirkung des Feuers vom „Warjag" und „Korejetz" gegen die gepanzerten japanischen Schiffe eine minimale war. Es ist allerdings behauptet worden, daß auch ein japanischer Kreuzer Beschädigungen erlitten habe, diese können aber nur gering gewesen sein. Dazu kommt, daß bei dem oben erwähnten Manöver des russischen Kommandanten, welcher sein Schiff immer von einer Seite nach der andern drehte, seinen Geschützmannschaften ein einigermaßen ruhiges Zielen beinahe zur Unmöglichkeit wurde. Daß sie schlecht geschossen haben, ist also natürlich. Die Japaner zogen allmählich den Kreis um die russischen Schiffe enger und feuerten somit auch auf immer geringere Entfernungen. Kurz vor 12 Uhr mittags war das Feuer eröffnet worden, und eine Stunde später zogen sich „Warjag" und „Korejetz", nachdem sie die Unmöglichkeit durchzukommen eingesehen hatten, wieder nach dem Inneren der Reede zurück. „Warjag" war auch an seinen vitalen Teilen schwer beschädigt; einer seiner Kessel war durch eine Granate außer Betrieb gesetzt und ein im Hinterschiff ausgebrochenes Feuer konnte nur dadurch notdürftig gelöscht oder an weiterer Ausbreitung verhindert werden, daß man die hier befindlichen Abteilungen voll Wasser laufen ließ: die Folge davon war natürlich, daß das Schiff hinten sehr viel tiefer ins Wasser hineinsank, an Manövrierfähigkeit und Schnelligkeit bedeutend verlor. Man scheint in jenem Moment die Russen noch einmal zur Übergabe aufgefordert zu haben, aber natürlich vergebens. Ein englischer Berichte-statter behauptet, der japanische Admiral habe den russischen Kommandanten bis 4 Uhr, also drei Stunden, Bedenkzeit gegeben und ihnen bedeutet, daß er nach Ablauf dieser Zeit ihre Schiffe auch auf der innern Reede bei Tschemulpo und inmitten der neutralen Schiffe nehmen oder vernichten werde. Eine Antwort auf diese Anerbieten ist nicht erfolgt, „Warjag" und „Korejetz" sind bis in die Nähe ihres früheren Ankerplatzes gedampft und haben sich dort hingelegt. Das Feuer war auf beiden Seiten unterbrochen worden. Plötzlich, es war 4 Uhr, sah man sämtliche Boote des „Korejetz" zu Wasser bringen, sich mit Mannschaften füllen und dem „Warjag" zurudern. Einen Moment darauf unterbrach der Donner einer Explosion die Stille, eine schwarze Rauchwolke umhüllte den „Korejetz" und als sie sich verzog, ragten nur noch seine Masten aus dem Wasser empor. Der Kommandant, nicht im stande, sein Schiff erfolgreich zu verteidigen, noch auch es zu retten, hatte es durch Entzündung der Munitionsvorräte in die Luft gesprengt, um es nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen.

Nun setzte sich die japanische Flotte in Bewegung, offenbar in der Absicht, den „Warjag" zu nehmen, und sich diesen modernen Kreuzer, welcher nach einer angemessenen Reparaturzeit wieder völlig brauchbar gewesen sein würde, nicht entgehen zu lassen. Einige japanische Schiffe, jedenfalls waren es die vordersten, eröffneten auch wieder während des Einlaufens in den Hafen das Feuer auf den Kreuzer. Aber sie kamen zu spät. Aus dem hinteren Teil des „Warjag" stieg schon seit einiger Zeit eine Rauchwolke empor, und bald züngelten die hellen Flammen hinauf. Man sah, der Herd des Feuers befand sich tief unten im Schiff, und als gleich darauf die Mannschaft in Booten den „Warjag" verließ, konnte man nicht mehr zweifeln, daß sein Kommandant zu demselben Mittel wie der des „Korejetz" gegriffen hatte. Die japanischen Schiffe stellten das Feuer ein und gegen sechs Uhr abends, als das Feuer die Wände der Munitionsräume glühend gemacht hatte, besiegelte auch des „Warjag" Schicksal eine Explosion, er sank nicht weit vom „Korejetz". —

An der Bergung der Mannschaften beteiligten sich die neutralen Schiffe mit größtem Eifer, „Pascal", „Talbot" und „Elba" nahmen sie auf und überführten sie teils nach dem französischen Kriegshafen Saigon an der Küste von Indochina, teils nach Schanghai und nach den von den Japanern in Tschemulpo eingerichteten Hospital. Die Verluste der Russen an Toten sollen sich auf einen Offizier und 40 Mann, an Verwundeten auf 460 Mann belaufen haben, die Besatzung des „Warjag" zählte 580, des „Korejetz" 179 Köpfe. —

Die auf den Transportdampfern vor Tschemulpo eingetroffenen japanischen Truppen hatten schon am Abend des 8. Februar mit der Landung begonnen und marschierten über die zur Ebbezeit trocken fallenden Watten an das Ufer und von dort auf dem kürzesten Wege nach der Hauptstadt Koreas, Soeul, in einer Stärke von 2500 Mann. Am 9. Februar übernahmen die Japaner von dort aus die Regierungsgewalt über Korea.

Kampfplatz und Streitmittel.

Aus dem geschichtlichen Teile dieses Werkes können wir erkennen, daß die Entwicklung Rußland und Japan immer mehr zu Nebenbuhlern machte, bis zu dem jetzt erreichten Moment, wo die Waffen entscheiden. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, inwiefern diese Entwicklung für jedes der beiden Länder durch zwingende Verhältnisse bedingt worden ist. Was man unter Verhältnissen versteht, kann sehr verschieden definiert werden, und wenn sich hier und da

Stimmen erhoben haben, welche bezüglich Rußlands behaupteten, es sei nicht gezwungen gewesen, in so energischer Weise nach Osten zu expandieren, so läßt sich darüber streiten. Es kann ja kein Zweifel obliegen, daß für Rußland die gewöhnlichen Ursachen, welche man der Notwendigkeit der Expansion im allgemeinen zu Grunde legt, als Übervölkerung oder die Unmöglichkeit, die Bevölkerung des Landes ernähren zu können, keineswegs maßgebend gewesen sind. Auf der anderen Seite aber dürfen wir auch nicht verkennen, daß Rußland gerade Japan gegen-

Eisenbahnbau auf dem Eise des Baikalsees.
(Nach einer Zeichnung von Michael.)

über die Notwendigkeit hatte, auch schon eine weit entfernte Zukunft ins Auge zu fassen, und daß es ein sehr begreiflicher Gedanke der leitenden russischen Staatsmänner war, die russischen Grenzen einerseits bis an den Stillen Ozean, andererseits bis über diejenigen Gebiete hinweg vorzuschieben, welche Japan sonst über kurz oder lang okkupiert haben würde. Es mußte sich, wie der Rußlandkenner General v. Zepelin sagt: „Grenzen schaffen".

Im übrigen bedarf es, abgesehen von dieser beiläufigen Bemerkung, keines näheren Eingehens auf die politische Lage, insofern sie nicht die militärische bedingt. Das tut sie allerdings insofern, als sie direkt die Geographie eines Landes macht und diese wiederum von durchaus bestimmendem Einfluß auf die

Kriegführung zweier Staaten gegeneinander und damit die Vorbereitungen zu der letzteren wird.

Das Vordringen Rußlands in die Mandschurei, seine Besitznahme des Kriegshafens von Port Arthur und des äußersten Endes der Halbinsel von Liautong, auf welcher dieses liegt, andererseits die Ansprüche Japans auf die Halbinsel Korea und die tatsächliche Botmäßigkeit dieses gänzlich unzivilisierten und staatlich kaum organisierten Landes Japan gegenüber, haben die beiden Reiche

Russischer Wachtposten auf dem Stadttore von Ninguta.
(Nach einer Photographie.)

zu Nachbarländern gemacht. Unausgesprochen, aber darum nicht minder stark, wirkt der politische Gedanke bezüglich der Zukunft des chinesischen Reiches. Wie diese sich verhalten mag, das zu sagen ist niemand imstande, und Vermutungen aufzustellen, müßig. Es steht aber fest, daß bis auf lange hinaus das chinesische Reich nicht imstande sein wird, ein selbständig aktiver politischer Faktor zu werden und seine Zukunft selbst zu bestimmen. Außer Rußland haben dort alle europäischen seefahrenden Staaten große Handelsinteressen und teilweise auch chinesisches Gebiet erworben; es liegt im Interesse jedes derselben, einen möglichst

großen örtlichen und damit politischen Einfluß zu gewinnen. Dies zu tun, ist Rußland vermöge seiner geographischen Lage in erster Linie bestimmt, und es hat durch die Okkupation der Mandschurei gezeigt, welche Wege es zu gehen beabsichtigt. Japan auf der anderen Seite hat schon 1894 in seinem Angriffskriege gegen China versucht, seine Herrschaft auch auf chinesischem Boden auszudehnen und es wurde nur durch die Intervention Rußlands, Frankreichs und Deutschlands an diesem Vorhaben verhindert. Trotzdem bildete jener Krieg den Anfangspunkt japanischer Expansionspolitik und zwar einer solchen, welche nur durch Eroberungen und Gebietserwerbungen durchgeführt werden kann. Die Notwendigkeit einer Expansion aus den oben angeführten Gründen wollen wir auch Japan nicht zugestehen, aber dort wie in Rußland werden die Verhältnisse auch schließlich durch Personen gemacht und insofern ist der Begriff der Notwendigkeit überhaupt ein schwer definierbarer.

Wenn die Japaner mehrfach betont haben, und besonders in neuerer Zeit, um ihre Initiative in diesem Krieg zu rechtfertigen, daß sie legitime Rechte zu verteidigen hätten, und den Krieg nur begönnen, um ihre Interessen zu schützen, so ist das eine diplomatische Ausdrucksweise, der man einen sachlichen Wert nicht beimessen kann. Für jeden Unparteiischen bleibt Japan vielmehr der Angreifer und zwar der Angreifer in jeder Beziehung. Es hatte ebenso wenig Recht auf die Mandschurei, wie Rußland, und die von ihm geforderte Integrität Koreas ist auch nur ein Schlagwort. Während des japanisch-chinesischen Krieges, vor welchem Korea an China tributpflichtig und dem chinesischen Kaiser tatsächlich untertan war, hat es diesen Staat von China losgerissen und dessen Selbständigkeit proklamiert, lediglich, um es seinerseits zum Vasallen zu machen. Wir haben es also wie überall in der aktiven Politik nur mit Machtfragen, oder anders ausgedrückt, dem Recht des Stärkeren zu tun, und von Legitimität ist weder auf der einen noch auf der anderen Seite die Rede. Ebenso wenig von irgend welchen Faktoren oder Momenten moralischer Natur. China ist und bleibt vorläufig der „kranke Mann" des Ostens oder wie Graf Bülow einmal, allerdings nicht genau mit derselben Beziehung wie hier, gesagt hat, „der zu teilende Kuchen". Wenn nun auch seine Teilung im Sinne des Wortes auf absehbare Zeit nicht möglich ist, wegen der Interessen so vieler Mächte dort und andererseits der ungeheueren Ausdehnung des Reiches, so liegt trotzdem auf der Hand, daß jeder sich gern ein möglichst großes Stück davon abzuschneiden sucht, sofern er die Macht dazu hat. Man kann sich angesichts dessen,

und der kriegerischen Erfolge Japans vor 10 Jahren, welche diesem Volke mehr zu Kopfe gestiegen sind als tatsächlich gerechtfertigt ist und seines beinahe krankhaften Ehrgeizes nicht wundern, daß es sich an dem Gedanken berauscht, diesem ungeheueren Körper Leben einzuhauchen, seine politische Führung zu übernehmen, ein großes ostasiatisches Reich unter japanischer Flagge zu errichten. Der Krieg gegen das westlich angrenzende Rußland muß schon allein dadurch von Seiten Japans ein reiner Angriffskrieg werden. Das Inselreich ist durch das Meer von allen jenen Gebieten getrennt, welche es beherrschen oder erwerben will, und es ist genötigt, seine Heeresmassen auf asiatischem Boden nicht nur zu überführen, sondern auch sie bis zu den Gegenden marschieren zu lassen, wo die russische Grenze beginnt, ob wir nun unter dieser die des russischen Bodens oder der als eigentümlich beanspruchten russischen Interessensphäre verstehen.

Daß die Entwicklung der Dinge einmal die jetzt klar vor uns liegende Lage herbeiführen würde, war schon nach dem japanisch-chinesischen Kriege nicht mehr zu bezweifeln, und Rußland zögerte nicht, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Im Jahre 1898 erwarb Rußland durch einen Pachtvertrag mit China die Spitze der Halbinsel Liautong mit dem jetzt soviel besprochenen Kriegshafen von Port Arthur, welcher weiter unten ausführlich geschildert werden wird. 1898, ungefähr um dieselbe Zeit, als in Deutschland das erste Flottengesetz zustande kam, bestimmte ein Ukas des Zaren, den Bau einer russischen Flotte von acht großen Schlachtschiffen und 16 Kreuzern, und von jener Zeit ab ging jedes neufertiggestellte russische Schiff ungesäumt nach Ostasien. Man war sich also klar bewußt, daß in dem kurz oder lang eintretenden Krieg mit Japan die Flotte eine Hauptrolle zu spielen habe. So energisch nun auch der Ausbau einer solchen betrieben wurde, ist es den Russen doch nicht ganz gelungen, der großen Schwierigkeiten Herr zu werden, welche sich gerade ihnen entgegenstellten. Vor 1898 war der Bestand an modernen gefechtstüchtigen Kriegsschiffen nur sehr gering, und man kann wohl sagen, daß die Flotte, wenn auch nicht in demselben Maße, wie die damalige deutsche, vernachlässigt worden war. Man konnte sich darüber auch nicht wundern, denn wenn wir das europäische Rußland betrachten mit seiner im Verhältnis zu der Ausdehnung des Reiches äußerst geringen Küstenentwickelung und Gewässern, welche während eines großen Teiles des Jahres an den Küsten und in den Häfen durch Eis unpassierbar gemacht worden waren, so ist Rußland wohl zu den wenigen Ländern zu rechnen, denen von der See aus keine gefährlichen Wunden geschlagen werden können. Die

Kriege, welche in früheren Zeiten zur See gegen die baltischen Küsten Rußlands geführt wurden, sind deswegen auch resultatlos geblieben, und wenn eine Kriegsflotte zu nichts weiter als zur Küstenverteidigung im engeren Sinne dienen soll, so bedarf Rußland in nordeuropäischen Gewässern allerdings keiner bedeutenden Kriegsflotte. Im Schwarzen Meere ist die russische Flotte durch den Ausgang

Russische Soldaten im Feldlager.
(Nach einer Photographie.)

des Krimkrieges tatsächlich eingesperrt worden. Russische Schiffe dürfen weder von dort durch den Bospuros auslaufen, noch vom Mittelmeer aus durch ihn in das Schwarze Meer eindringen. Diese Festlegung gewinnt aber erst ihre größte Bedeutung dadurch, ihren vielfach nicht beachteten Inhalt, daß der Stand der Schiffbauindustrie in Rußland überhaupt noch auf niedriger Stufe steht, und vollends die an der Küste des Schwarzen Meeres liegenden Werften

sich erst in der Entwickelung, und zwar in einer sehr langsamen, befinden. Insofern verrät also der Vertrag, welcher Kriegsschiffen den Bosporus verschließt, wieder einmal den praktisch-politischen Blick der englischen Staatsmänner. Diese wußten sehr wohl, daß alle Verträge, welche widerwillig von einer Macht angenommen werden, weil sie ihr unvorteilhaft sind, nur so lange auf Gültigkeit rechnen können, als nicht eine entsprechende militärische Macht imstande ist, sie zu zerreißen. Es wäre Rußland ja ein Leichtes gewesen, sich eine gewaltige Flotte für das Schwarze Meer zu bauen, wenn es sie auf den Werften Deutschlands, Frankreichs und Nordamerikas und später auf seiner eigenen Staatswerft in Petersburg hätte herstellen lassen können, und dann würde die russische Regierung sich bald den Bosporus auch für ausfahrende Schiffe eröffnet haben. Tatsächlich aber ist sie auf die Leistungsfähigkeit der Werften von Nikolajew und Sebastopol am Schwarzen Meere allein angewiesen, und so ist es bisher nicht gelungen, die dortige Flotte zu einer achtunggebietenden und aus modernen Schiffen zusammengesetzten Macht zu entwickeln. Zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, liegt es noch vollkommen im Dunkeln, wie der seit zwölf Wochen be-

Abreise der russischen Frauen und Kinder von Port Arthur nach Ausbruch des Krieges.
(Nach einer Originalzeichnung von M. Cowper.)

stehende Krieg verlaufen, welche Komplikationen er herbeiführen wird. Da wir aber mit dem Eintritt von solchen immerhin rechnen müssen, und durch sie auch die Frage der Bosporuspassage in jedem Augenblick in ein akutes Stadium treten kann, so wollen wir gleich an dieser Stelle sehen, welche Streitmacht Rußland im Schwarzen Meer zur Verfügung hat. Es kann nicht bezweifelt werden, daß nur im äußersten Notfall versucht werden würde, das Schwarze Meer zu verlassen, und zwar schon aus dem nächstliegenden und sehr einfachen Grunde, daß England der Staat, welcher am meisten Interesse an der Innehaltung des Vertrages hat, mit einer gewaltig überlegenen Flotte im Mittelmeer steht und das dorthin auslaufende russische Geschwader vernichten würde, ehe es Zeit hat, die gefährliche Gegend zu verlassen und sich nach dem ostasiatischen Kriegsschauplatz zu begeben. Anders würde es schon sein, wenn, was ja immer möglich ist, durch eine aktive Parteinahme Chinas am Kriege, Frankreich als Verbündeter Rußlands und dann England als solcher Japans den Bündnisverträgen zufolge in Tätigkeit treten müßte, dann würde auch das Mittelmeer zum Kriegsschauplatz werden und es im Interesse von Russen und Franzosen liegen, ihre dortigen Seestreitkräfte zu vereinigen, oder jedenfalls offensiv gegen die Engländer vorzugehen. Es ist nicht unsere Aufgabe, die unabsehbaren Folgen einer solchen Komplikation hier zu erörtern; dieselbe würde auch die Balkanfrage und die türkische aufrollen. Ich weise hier nur darauf hin, um zu zeigen, daß der ostasiatische Krieg sehr wohl auch die Flotte des Schwarzen Meeres in Tätigkeit bringen kann. Sie besteht zur Zeit aus acht fertigen Schlachtschiffen und zwei, deren Bau in diesem Jahre begonnen hat. Als modern kann man von denen, die fertig sind, nur ein einziges bezeichnen, während die anderen teils zu klein, um die für ein Linienschiff nötigen Eigenschaften zu besitzen, teils veraltet sind. Natürlich dürfen wir trotzdem nicht unterschätzen, daß auch das Schwarze Meer-Geschwader eine Macht darstellt. Hätten die Russen diese acht Schiffe jetzt in Ostasien, so wäre ohne Zweifel die Lage eine ganz andere, und die Überlegenheit auf ihrer Seite. Wie die Dinge aber liegen, und da der Gegner der Schwarzen Meer-Flotte, wenn sie in Verwendung treten sollte, nur England sein kann, so ist es, wie gesagt, nach menschlicher Voraussicht ausgeschlossen, daß sie ohne Erlaubnis Englands das Schwarze Meer und das Mittelmeer verläßt. Mit der Möglichkeit dieser Erlaubnis wird man aber nicht zu rechnen brauchen.

Bevor die Entwicklung der Ereignisse Rußland zwangen, den Schwerpunkt

seiner Flottenmacht nach dem fernen Osten zu verlegen und dort zu erhalten, bildeten naturgemäß seine baltischen Küsten und die angrenzenden Meere die Hauptansammlungspunkte der Schiffe. Rußland besitzt dort die Häfen Kronstadt, Libau und Reval. Im Laufe der letzten zehn Jahre haben aber die Dinge in Ostasien, und darunter ist hauptsächlich der allgemeine und kriegsmaritime Aufschwung Japans zu verstehen, sich so außerordentlich schnell entwickelt, daß, trotzdem russische und ausländische Werften jahraus, jahrein an dem Bau der neuen russischen Flotte arbeiteten, für die Ostseeküsten nur ältere und für den Hochseekrieg wenig geeignete Schiffe verfügbar blieben. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß es eine durchaus richtige Maßregel war, das baltische Meer zu Gunsten der ostasiatischen Gewässer von Streitkräften zu entblößen, denn dort lag die Gefahr, und eine solche kann von der Ostsee eigentlich Rußland kaum drohen. Es sind nur wenige Monate im Jahre, während derer die Eisverhältnisse einer feindlichen Blockadeflotte freie Tätigkeit gestatten. Der überseeische Handel Rußlands von dort aus ist nicht nennenswert und tiefe Wunden können dem Reiche nicht geschlagen werden. Die Deplacements der sogenannten russischen Ostseeflotte zeigen deutlich, daß die Schiffe nicht konstruiert wurden, um überseeische Dienste zu leisten, sondern um der Küstenverteidigung zu dienen. Im baltischen Meer werden sie vorwiegend zu Schulzwecken verwandt und zur Ausbildung von Mannschaften überhaupt. Man teilt sie in sogenannte Lehrgeschwader ein, z. B. Artillerie-, Torpedo-, Heizer-Lehrgeschwader u. s. w. Die klimatischen Verhältnisse gestatten nur während circa drei Monaten im Sommer, daß die Schiffe in See gehend ihrer Tätigkeit obliegen können. Während der übrigen neun Monate des Jahres bleiben sie in den Häfen liegen, und da kann natürlich die Ausbildung nicht annähernd diejenige sein, wie sie für die verschiedenen Dienstzweige auf einem seegehenden Schiffe verlangt werden muß. Aus dem Gesichtspunkt der jetzigen Lage betrachtet, erwachsen zwei ungünstige Folgen aus diesen Verhältnissen, welche ja nicht in der Macht der Russen stehen, sondern klimatisch bedingt sind. Zunächst kann die Ausbildung des Personals gerade in den allerwichtigsten Dienstzweigen, von denen eben einige genannt wurden, nicht auf der Höhe stehen, wie in anderen Marinen, denen das Klima gestattet, das ganze Jahr hindurch zu üben. Es kommt hinzu, daß der größte Teil des russischen Marineersatzes auf einer niedrigen Bildungsstufe steht, langsam faßt und außerdem nicht der seemännischen Bevölkerung angehört. Die Dienstzeit ist freilich für alle eine

Russische Eisenbahntruppen beim Bau einer Feldeisenbahn.
(Nach einer Photographie.)

lange, aber man kann annehmen, daß dem durch die Schwierigkeit der Ausbildung die Wage gehalten wird. Hier kann also der Schlüssel liegen für manche Vorgänge im fernen Osten: jedes neue fertige Schiff wurde bekanntlich sofort, ja selbst direkt von dem ausländischen Hafen, in dem es gebaut worden war, nach Ostasien entsandt, nachdem die Besatzungen von den russischen Ostseehäfen aus an Bord gegangen waren. Die überaus schnelle Vergrößerung der Flotte in den letzten Jahren gestattete nicht, das entsprechend vermehrte Personal, hauptsächlich Unteroffiziere, so auszubilden, wie es wünschenswert gewesen wäre, und eben auch die Vermehrung des Etats machte vielfach nötig, daß man Leute auf die neuen Schiffe setzte, deren Ausbildung noch nicht gründlich vollendet war. Nun ist ja ohne Zweifel der Frontdienst auf See die beste Ausbildung, aber auch er will seine Zeit haben, und der Krieg kam bekanntlich zum Ausbruch, bald nachdem die neuesten Linienschiffe „Zesarewitsch" und „Retwisan" im fernen Osten angelangt waren. Der zweite Nachteil ist der, daß die Seefähigkeit selbst der dauernd in der Ostsee stationierten Schiffe durch diese Art der Verwendung leiden muß. Augenblicklich spricht man davon, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß im Laufe des Sommers alle irgendwie brauchbaren russischen Schiffe in der Ostsee nach dem Kriegsschauplatze entsandt werden. Ohne Zweifel werden sie dann schon jetzt instand gesetzt und vorbereitet. Das kann aber nicht den großen Mängeln abhelfen, welche in ihrer Konstruktion als Küstenverteidigungsschiffe gerade für überseeische Zwecke liegen. Die größeren von ihnen besitzen meist schon ein beträchtliches Alter, und von keinem ist anzunehmen, daß man jemals in Friedensübungen die volle Leistungs-

fähigkeit ihrer Maschinenkessel und andere Einrichtungen so erprobt hat, daß man sie wirklich kennt. Ein kriegsmäßiger Marsch aber bis nach Ostasien, ganz abgesehen von der dann folgenden Tätigkeit auf dem Kriegsschauplatze, stellt die

Munitionsversorgung eines Forts von Port Arthur.
(Nach einer Originalzeichnung.)

höchsten Anforderungen nicht minder an das Material, wie an das Personal. Es ist ein altes Sprichwort, daß nicht Schiffe, sondern Menschen fechten und man konnte annehmen, daß selbst die alten, aus dem Anfang der achtziger Jahre stammenden, sogenannten Panzerkreuzer wie „Admiral Nachimoff" in der Hand eines

energischen Führers und von vorzüglichen Leuten bemannt, erfolgreich am Kriege teilnehmen können. Es mag ja sein, daß das möglich ist; Erfahrungen aus moderner Zeit stehen uns dafür nicht zur Seite, denn auf den chinesischen und spanischen Schiffen war in den Kriegen auch das Personal höchst mangelhaft. Wahrscheinlich ist es indes nicht, und der Erfolg eines veralteten Schiffs gegen ein modernes setzt immer schon ganz erhebliche Fehler oder mangelhafte Eigenschaften seitens Führung und der Mannschaft des letzteren voraus; im übrigen ist seine Überlegenheit an Geschwindigkeit, Artillerie und Panzerschutz eine zu überwältigende. Eine größere Anzahl von Linienschiffsneubauten befindet sich augenblicklich auf den russischen Werften; von ihnen wird noch zu sprechen sein. Sollte es gelingen, sie rechtzeitig fertig zu stellen und nach Ostasien zu schicken, so steht allerdings ein gänzlicher Umschwung bevor.

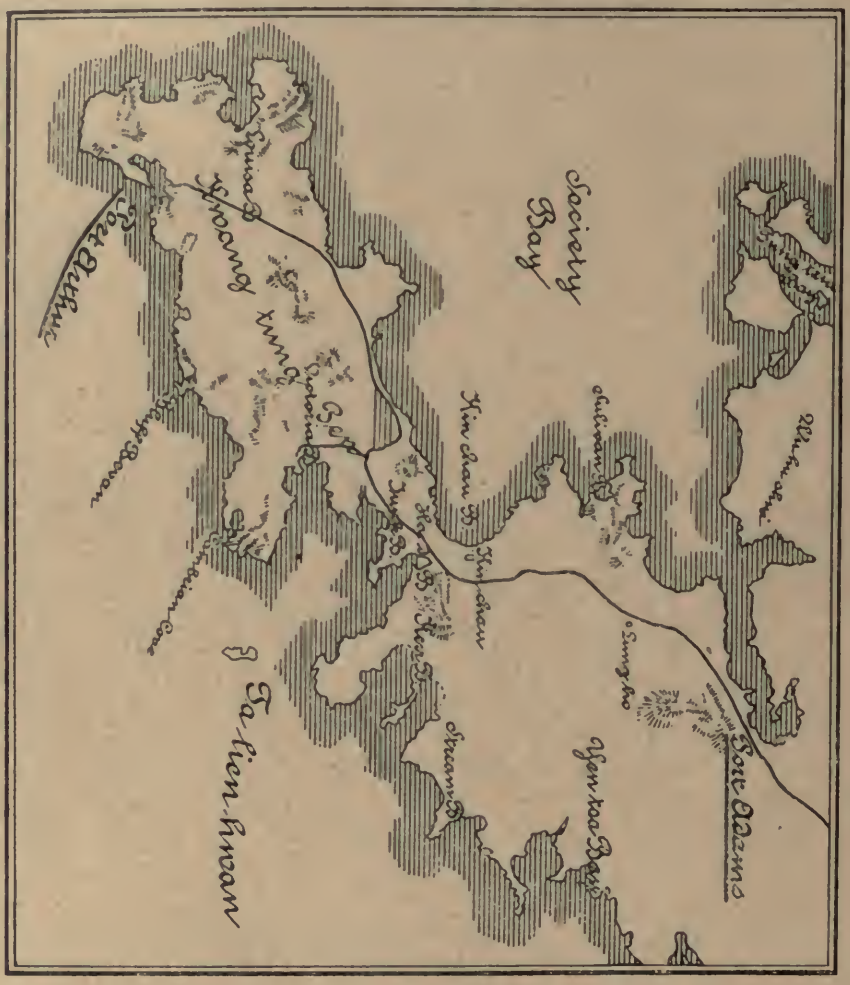
Bis vor wenigen Monaten war auch im Mittelländischen Meer ein russisches Geschwader stationär. Es bestand aus einem alten Panzerschiff, drei Kanonenbooten und einigen kleinen Kreuzern. Im Dezember 1903 war man gezwungen, es aufzulösen, weil verschiedene Schiffe der Lehrgeschwader in der Ostsee reparaturbedürftig waren und durch andere ersetzt werden mußten. Man sieht daraus, wie brennend notwendig ein regelmäßiger Fortgang des Ausbildungsdienstes war, da ihm selbst der äußerpolitische Dienst im Mittelmeer geopfert wurde.

Vor Ausbruch des Krieges befand sich ein Geschwader auf der Ausreise nach Ostasien und wäre es rechtzeitig angekommen, würde es, wie seine Zusammensetzung zeigt, eine recht beträchtliche Verstärkung der dortigen Streitkräfte gebildet haben. Unterwegs erlitt jedoch das Linienschiff „Ossljabyia" eine Havarie und mußte lange Zeit zur Reparatur in einer italienischen Werft bleiben. Als dann die Feindseligkeiten eröffnet waren, und gleich der erste Schlag die Überlegenheit der japanischen Flotte für längere Zeit gesichert hatte, erschien es nicht möglich, die Vereinigung mit dem Port Arthur-Geschwader zu erzielen, vielmehr gewiß, daß die Japaner eine solche hindern und das Verstärkungsgeschwader vernichten würden. Infolgedessen gab man den ursprünglichen Plan auf, das Geschwader übte einige Zeit im Roten Meer und im Mittelmeer nahe dem Suezkanal See-Polizei aus, vor allem um zu verhindern, daß europäische Kohle auf diesem Wege nach Japan gelangte und kehrte dann nach den heimischen Ostseehäfen zurück. Wenn, wie vorher gesagt, man im Laufe des Sommers die geeignetsten Schiffe des Ostseegeschwaders nach dem Kriegsschauplatz entsenden will, so wird sich ohne Zweifel dieses Geschwader anschließen.

Die militärischen Tugenden des Russen brauchen hier nicht ausführlich betont zu werden, alle früheren Kriege, die Rußland geführt hat, bewiesen, daß der russische Soldat wie der Seemann an Pflichttreue, Furchtlosigkeit und Ausdauer von wenig anderen Nationen erreicht, von keiner übertroffen wird. Das haben gleich zu Anfang des Krieges auch die Mannschaften des „Warjag" und „Korejetz" in glänzender Weise betätigt. Wie abgesehen von diesen Eigenschaften die fachliche Tüchtigkeit des russischen Seeoffiziers und Ingenieurs ist, wird dieser Krieg beweisen. Es will uns scheinen, als ob auch schon diese ersten Kriegsmonate eine Überlegenheit der Russen im Schießen erkennen lassen, denn ohne Zweifel haben die Küstengeschütze von Port Arthur und das Feuer des russischen Geschwaders den japanischen Schiffen ganz erheblichen Schaden zugefügt, während diese sich bis Anfang April keiner artilleristischen Erfolge rühmen können. Die Abschlachtung des „Warjag" bei Tschemulpo kann man nicht als eine artilleristische Leistung in diesem Sinne ansehen.

An russischen Kriegshäfen sind an der ostasiatischen Küste Port Arthur und Wladiwostok vorhanden. Ersteres, in ausgezeichnet günstiger strategischer Lage am Ende der Halbinsel Liautong in den Golf von Petschili hereinragend, war vor dem chinesisch-japanischen Kriege in chinesischem Besitz und verhältnismäßig stark befestigt. Der bekannte Vizekönig Li Hung-Tschang hatte die große militärische Bedeutung des Punktes wohl erkannt und seine Ausgestaltung zu einem befestigten Kriegshafen und Arsenal erster Ordnung wurde auf seine Anregung begonnen. Die Anlage der Küstenbatterien leitete der frühere preußische Major von Hanneken. Diese Arbeiten nahmen im Jahre 1880 ihren Anfang und sind, obgleich große Summen ausgesetzt waren, doch nicht bis zu einem Grade gefördert worden, wie es von einer modernen Küstenfestung verlangt werden mußte. Im chinesischen Kriege konnten die Japaner sich beinahe ohne Widerstand zu Herren Port Arthurs machen und nur die Intervention der vereinigten Kontinentalmächte Frankreich, Deutschland und Rußland verhinderte sie, sich dauernd dort und auf der Halbinsel Liautong überhaupt festzusetzen. Das immer mehr desorganisierte chinesische Reich konnte naturgemäß in den nächsten Jahren nichts für die Festung tun, und im März 1898, wenige Monate, nachdem Kiautschau durch den bekannten Pachtvertrag in deutschen Besitz übergegangen war, pachtete Rußland die Häfen von Port Arthur und Talienwan nebst einem beträchtlichen Landstrich, alles in allem die ganze Spitze der Halbinsel Liautong. Die Besitzergreifung fand durch ein russisches Geschwader statt

unter dem Kommando des Admirals Dubassow. In klarer Erkenntnis der großen militärischen Wichtigkeit des Punktes betrieb die russische Regierung sofort mit großer Rührigkeit und unter einem enormen Kostenaufwand nicht nur seine Befestigung, sondern auch die Verbesserung des Hafens, die Anlage



Die Halbinsel Kwang tung Pen.

einer Werft, und aller Dinge, welche nötig sind, um einen militärischen Stützpunkt ersten Ranges zu schaffen. Wie die Skizzen auf Seite 32, 72 und 73 zeigen, hat die Natur schon die wichtigsten Vorarbeiten für einen geschützten Kriegshafen erledigt. Fangen wir an, ihn von der Seeseite zu betrachten, so gelangen wir zunächst auf die geräumige sogenannte Außenreede, welche durch die Küstenformation eine gegen Wind und See vollkommen geschützte Lage hat. Nur gegen

von Süden kommende Winde gewähren die Uferberge keinen Schutz und nur geringen gegen Oststürme. Die Tiefe der Reede ist genügend, um den größten Panzerschiffen ausreichende Bewegungsfähigkeit und einen guten Ankerplatz zu sichern. Eine ihrer größten Vorteile, welcher für die Wahl gerade dieses Punktes in erster Linie bestimmend war, ist die beinahe vollkommene Eisfreiheit. Da die hohen Berge die kalten nördlichen Luftströmungen abhalten, so bildet sich nur in der

Skizze der Befestigungen von Port Arthur.
(Die Pfeilstriche deuten die Hauptschußrichtungen der Küstengeschütze an.)

allerkälteſten Jahreszeit eine so leichte Eisdecke, daß sie für ein- oder auslaufende Schiffe keinerlei Hindernis bildet. Auf der linken Seite wird die Reede durch die eigentümlich geformte und in ihrem äußeren Teil bergige Tigerhalbinsel begrenzt und diese setzt sich weiter nach innen zu in einer schmalen sandigen Landzunge, Tigerschwanz genannt, fort. Der Tigerschwanz bildet mit dem rechten Ufer zusammen eine verhältnismäßig schmale kanalartige Durchfahrt. Ihre Breite ist wechselnd, jedenfalls soweit es das für große

Schiffe passierbare Fahrwasser anlangt, und soll an der schmalsten Stelle nicht viel über 150 m betragen. Das äußere Ende dieser Einfahrt ist es, welches die Japaner zu wiederholten Malen durch Versenken von Sperrdampfern unpassierbar zu machen versuchten. Rechts gegenüber dem Ende des Tigerschwanzes führt ein zweiter, schmaler Kanal in den sogenannten Osthafen oder das „Bassin". Dieses war früher ein flacher Landsee und wurde schon von den Chinesen mit der Einfahrt verbunden und als Hafen ausgebaut. Es bedurfte jedoch nachher noch ganz bedeutender Baggerarbeiten, um die nötige Tiefe herzustellen. Um dieses Bassin herum und zumal an seiner Nordseite haben die Russen die Werftanlagen und daran anschließend die eigentliche Stadt Port Arthur gebaut. Auch das auf der Skizze vermerkte Trockendock, welches jetzt fertig ist, wurde damals in Angriff genommen und man beging den schweren Fehler, der sich jetzt bitter gerächt hat, die Dimensionen nicht so groß zu machen, daß Schlachtschiffe darin Platz finden. Ganz allein diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Reparaturen des „Retwisan" und „Zesarewitsch" eine so lange Zeit gedauert haben. Der Osthafen hat überdies den Nachteil, daß nur bei Hochwasser tiefgehende Linienschiffe hineingelangen können. Auch wenn sie darin liegen, setzen sie sich bei Niedrigwasser auf den weichen Grund auf, freilich ohne damit irgendwelchen Schaden zu nehmen. Nach russischen Angaben gewährt der Hafen ungefähr zehn großen Kriegsschiffen Raum und infolgedessen nimmt es eine geraume Zeit in Anspruch, bis ein Geschwader ein oder auslaufen kann. Diese, um sich so auszudrücken, Bereitschaftsstellung für ein nicht auf der Außenreede liegendes Geschwader gestattet vielmehr der bedeutend geräumigere Westhafen, in welchem auch die größte Flotte Platz und gute Ankerplätze findet. Auch hier bedurfte es umfangreicher Baggerarbeiten, um das flache Becken zu vertiefen und diese sind noch nicht vollendet. Nach Angabe eines der besten Kenner russischer Verhältnisse, des Generals von Zepelin, war man bis zum Ausbruch des Krieges noch dabei beschäftigt, an der linken Seite des Tigerschwanzes einen tiefen und geräumigen Hafen anzulegen.

Die Stadt Port Arthur besteht, wie wir aus derselben Quelle erfahren, aus der alten, der sogenannten Chinesenstadt, und der neuen. Die letztere hat sich ganz außerordentlich schnell entwickelt und die Einwohnerzahl beider zusammen beläuft sich jetzt auf annähernd 50000 Seelen.

Etwas weiter nordwärts an der Ostseite der Halbinsel Liautong bemerken wir die tief einschneidende und durch vorragende Halbinseln nach außen hin ge-

schützte Bucht von Talienwan. Hier ist auf Befehl des Zaren in unglaublich kurzer Zeit der Handelshafen Dalny angelegt und die Stadt gleichen Namens emporgeblüht. Dalny soll lediglich Handelshafen sein, hauptsächlich um den Kriegshafen Port Arthur vom Handelsverkehr zu entlasten. Die überaus großen Anlagen im Hafen usw. sind noch nicht vollendet und es mag sein, daß der Krieg dieser jungen, mit ungeheuren Kosten hervorgerufenen Schöpfung den Todesstoß gibt. In Rußland war man über den Wert Dalnys sehr verschiedener Ansicht, zumal es sich in den letzten Jahren zeigte, daß es Wladiwostok eine sehr empfindliche Konkurrenz machte und damit auch den Wert des zu den letztgenannten Hafens führenden Teiles der sibirischen Bahn stark in Frage stellte.

Die Wasserverhältnisse in Port Arthur sollen recht ungünstig sein, da das Wasser des durch die Stadt strömenden Flusses Lunho nicht trinkbar ist und die künstlichen Filtrieranstalten noch nicht vollendet sind. Bis jetzt hat sich dieser Mangel schon im häufigen Auftreten von Cholera und Dyssentrie-Epidemien gezeigt. Die Stärke der Garnison von Port Arthur ist nicht genau bekannt, jedoch wird sie auf 25000 Mann geschätzt, und kann durch die Bahnverbindung, welche über Mukden nach Norden geht und sich mit der großen sibirischen Bahnstrecke vereinigt, stets mit leichter Mühe verstärkt werden.

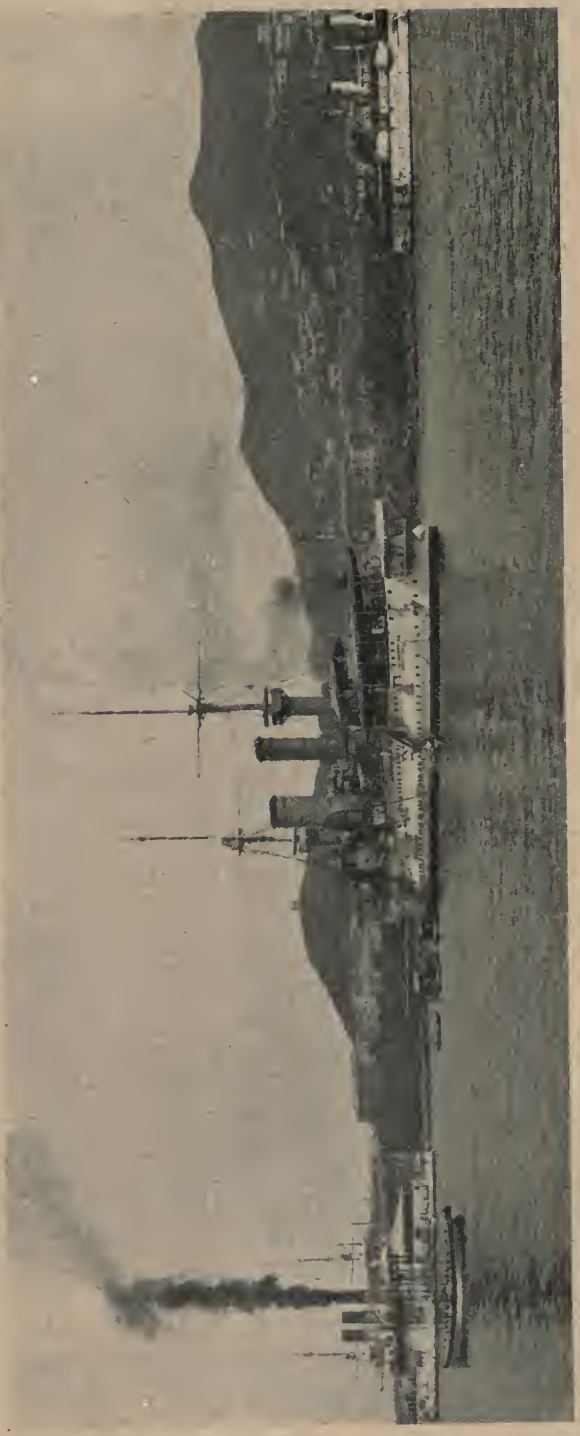
Der zweite russische Kriegshafen ist Wladiwostok, welches schon in den sechziger Jahren ein gesuchter Ankerplatz von Kriegs- und Handelsschiffen war, wenn sie in jene Gegenden kamen. Festung wurde sie in den neunziger Jahren, als man sie zum Ausgangspunkt der großen sibirischen Bahn, deren Bau damals begann, machte. Die Stadt mag augenblicklich eine Einwohnerzahl von reichlich 30000 Seelen haben. Wie die Skizze auf Seite 81 zeigt, ist die Küstengestaltung für die Anlage eines Kriegshafens geradezu geschaffen. Die Stadt liegt auf der sogenannten Murawiew-Amurski-Halbinsel zwischen zwei tief einschneidenden Buchten, der Ussuribai und der Amurbai. Vorgelagert sind verschiedene Inseln und Halbinseln derart, daß nur zwei leicht zu befestigende und zu sperrende Zugänge bleiben. Der innere Hafen ist außerordentlich geräumig und wird durch die Bucht „das goldene Horn" gebildet. An ihm und weiter nach außen zu finden wir die Arsenale, Bahnhofsanlagen, Anlegestellen für Kauffahrteischiffe usw. Das Terrain ist bergig und ringsum und vor dem Hafen liegen auf den Bergen zahlreiche Befestigungen, deren Zahl und Bestückung aber nicht genau bekannt ist; die Russen halten sie sorgfältig geheim.

Admiral Stark.
(Nach einer Photographie.)

Der größte Nachteil dieses an sich vortrefflichen Kriegshafens ist sein überaus kaltes Klima; während mindestens vier Monate im Jahr ist er durch Eis derart gesperrt, daß es selbst mit Hilfe großer als Eisbrecher dienender Dampfer mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, ein- und auszulaufen. Erst im April beginnt unter normalen Verhältnissen das Eis zu verschwinden.

Vergleichen wir den militärischen Wert dieser beiden Häfen, so kann es nicht zweifelhaft sein, welchen von beiden der Vorzug gebührt, auch wenn der Krieg als einwandfreieste Autorität nicht schon sein Urteil gesprochen hätte. Wladiwostok liegt einmal viel zu weit ab von derjenigen Gegend, welche als Schauplatz eines Krieges gegen Japan unter allen Umständen in Betracht kommen muß, und ist deswegen für die Japaner ebensowenig ein Hindernis, welches schwer überwunden werden kann, aber gleichwohl überwunden werden muß, als es für die Russen eine günstige strategische Operationsbasis für die Flotte herstellt. Japan könnte den Seekrieg wie den Landkrieg gegen Rußland siegreich zu Ende führen, ohne sich irgendwie um Wladiwostok zu kümmern, bis die Hauptentscheidung gefallen ist. Port Arthur dagegen bildet, so lange noch eine aktionsfähige russische Flotte vorhanden ist, auf die es sich stützen kann, eine dauernde Gefahr. Auf der anderen Seite würde die Einnahme von Port Arthur, und dazu gehört natürlich die Vernichtung der russischen Flotte, einen sehr großen Vorteil für Japan bedeuten, einen bedeutenden Schritt zur Entscheidung des ganzen Krieges in seinem Sinne. Nicht nur wäre es damit im Besitz der Seeherrschaft in jenen Gewässern, so daß die Truppentransportflotte ungehindert fahren könnte, sondern man hätte in Port Arthur selbst eine Basis für die Landoperationen, wie sie günstiger nicht gedacht werden kann. Truppen,

Proviant und Munition würden in Port Arthur gelandet, die Stadt selbst besetzt werden, und dann könnte von ihr aus die Armee in die Mandschurei hinein vorstoßen bei einer stets gesicherten rückwärtigen Verbindung über Land nach Port Arthur und von dort über See nach den japanischen Häfen. Es ist unmöglich, daß die Japaner diese ungeheure Wichtigkeit nicht erkannt haben; wie man sich dem gegenüber ihre Kriegführung während der ersten zwei Monate erklären soll, wird an anderer Stelle erörtert werden. Wladiwostok dagegen bietet diese Vorteile, auch wenn es in japanischem Besitz wäre, nicht. Zunächst ist der Weg von dem Konzentrationspunkt für die Land- und See-Streitkräfte von den südlichen japanischen Häfen ein viel weiterer, das Klima ist bedeutend rauher, und die Hauptsache, dem



Russische Kriegsschiffe vor Wladiwostock.
(Nach einer Photographie.)

Marsch ins Innere von Wladiwostok aus, oder der nahgelegenen und an und für sich als Landungsplatz günstigen Possjetbai, stehen die ungeheuren Schwierigkeiten des weglosen Geländes entgegen, während die Russen vermöge ihrer Bahnverbindungen mit leichter Mühe große Truppenmassen konzentrieren und den Japanern entgegenstellen können, ehe die ihrigen die nötige Stärke erreicht hätten.

Man darf nicht vergessen, daß der befestigte Kriegshafen, der sogenannte Stützpunkt, erst eine über seine lokale Ausdehnung und die Schußweite seiner Kanonen hinausgehende Bedeutung gewinnt, wenn entsprechende schwimmende Streitkräfte vorhanden sind, die sich auf ihn stützen können. Sicher würde Wladiwostok in diesem Kriege eine ganz andere Rolle spielen, wenn bei seinem Beginn ein starkes Geschwader in ihm stationiert gewesen wäre. Da aber die gesamten russischen Streitkräfte schon zu Anfang den japanischen kaum gewachsen waren, so muß es als ein Fehler angesehen werden, daß man die drei starken Panzerkreuzer dort stationierte. Die Bedeutung der Port Arthurflotte wäre mit ihm eine bedeutend größere gewesen, während die letzteren allein auch einem Teil der japanischen Flotte nicht gewachsen sind. Daß es einem unternehmenden und kühnen Führer gelungen wäre und auch heute noch gelingen kann, mit den Wladiwostokkreuzern als ein beunruhigendes Element erster Ordnung im Gelben Meer und an den japanischen Küsten aufzutreten, oder sich selbst mit dem Port Arthurgeschwader zu vereinigen, diese Frage gehört nicht hierher.

Der Aufmarsch des russischen Heeres auf dem Lande ist zur Zeit noch nicht beendigt und wir kommen deshalb später im einzelnen auf ihn zurück. Hier mag nur das Folgende bemerkt werden. Die Halbinsel Korea hat man den Japanern ohne jeden Widerstand überlassen, und das kann nur als das einzig Richtige bezeichnet werden. Zunächst bildet diese Halbinsel nicht das streitige Gebiet, und außerdem gewann man desto mehr Zeit für die Beförderung von Truppen aus Europa und der Mandschurei, je länger man die japanischen Truppen durch das sehr unwegsame Korea nach Norden zu marschieren zwang. Als nördliche Grenze zeigt unsere Karte den Jalu, einen Fluß von großer Breite und starker Strömung. Sein südliches, also das koreanische Ufer, ist niedrig und flach, sein nördliches, das mandschurische, hoch und teilweise steil; der Fluß hat keine Brücken, und das Übersetzen von Truppen ist nur durch zu diesem Zweck gebaute Pontonbrücken oder aber Kähne und Dschunken möglich. Das nördliche Ufer ist somit für die Russen die gegebene und zwar eine aus-

gezeichnete Verteidigungsstellung. Wäre es den Japanern gelungen, der Schwierigkeiten des Marsches schneller Herr zu werden, so hätten sie noch bis in den April hinein die starke Eisdecke benutzen können, während so ihre Aufgabe allerdings eine recht schwierige ist. Der russische kommandierende General Kuropatkin hat sein Hauptquartier vorläufig nach der Stadt Liauyang verlegt, an der Verbindungsbahn zwischen Mukden und Port Arthur. Dieser Punkt nimmt, wie die Karte zeigt, eine sehr günstige zentrale Stellung zu allen Richtungen ein, aus denen Angriffe oder Anmärsche der Japaner erfolgen können. Er ist telegraphisch verbunden mit Port Arthur, mit Niutschwang, mit Mukden, Charbin und Wladiwostok.

Besonders mußte von Anfang an, d. h., sowie die Eisverhältnisse eine Annäherung an die Küste gestatten, die Aufmerksamkeit der Russen darauf gerichtet sein, japanische Landungen auf der Halbinsel Liautong und damit ein Abschneiden von Port Arthur zu verhindern.

Da sich augenblicklich die russischen Heereskörper noch in vollem Aufmarsch befinden, so werden wir später auf die Dislokation der Armeen von Rußland und auch von Japan ausführlicher zurückkommen.

Die japanische Marine konnte sich unter weit günstigeren Bedingungen entwickeln als die russische. Vor dem Kriege mit China stellte sie keine im europäischen Sinne beachtenswerte Macht dar, und erst nach seinem Schluß begann man mit größter Energie und Geschwindigkeit eine Flotte zu schaffen, mit allem, was eine solche bedingt, wie Werften, Docks, Arsenale, Ausbildungsanstalten usw. Die sechs großen Linienschiffe sind sämtlich auf englischen Werften gebaut, ebenso eine große Anzahl der Kreuzer und fast alle fertigen Torpedoboote. Englisch ist die Ausbildung von Seeoffizieren und dem sonstigen Personale der Flotte, die Zeit- und Diensteinteilung an Bord. Ob die japanische Schiffsindustrie selbst jetzt imstande ist, brauchbare Kriegsschiffe kleineren Tonnengehalts herzustellen, steht nicht ganz fest. Schlachtschiffe und große Panzerkreuzer bestellt man jedenfalls nach wie vor zum größten Teil in England, außerdem früher in Frankreich und auch Deutschland. Eine

Marquis Ito.

Admiral Togo

Kriegsrat auf einem japanischen Schlachtschiffe.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Anzahl kleinerer Kreuzer ist dagegen auf den japanischen Werften Jokosuka und Kure hergestellt worden, auch liegt im erstgenannten Hafen eine Serie großer Torpedoboote auf Stapel. Es wäre ja nur begreiflich, wenn bei der

Skizze des Golfes Peters des Großen (Wladiwostock).
(Nach „Beiheft der Marine-Rundschau".)

wirklich staunenswerten technischen und sonstigen äußerlichen Zivilisation die Japaner ihre Schiffe sich gleichfalls selbst bauen könnten. Dagegen wird man wohl niemals erfahren, wie die in Japan hergestellten Fahrzeuge und Schiffe sich bewähren. Kenner von Japan, welche sich die dortigen und speziell die

Marineverhältnisse vorurteilslos angesehen haben, besitzen überhaupt keine große Achtung vor der japanischen Industrie, deren Erzeugnisse sollen noch weit mehr das Urteil „billig und schlecht“ rechtfertigen, als die deutschen in den Gründerjahren.

Der ganze Dienstbetrieb und die Verwaltung leidet unter Geldmangel. Unsere Leser wissen, daß der Bau der Flotte überhaupt erst durch die russische Kriegskontribution möglich wurde. Ein deutscher Seeoffizier äußerte sich im allgemeinen folgendermaßen: „Alle Werften und staatlichen Einrichtungen überhaupt verblüffen im ersten Augenblick, die öffentlichen Gebäude, die Kasernen, die Schulen, die Institute, die Eisenbahnen, das Post- und Telegraphenwesen. Sieht man aber genauer zu, und hinter die Kulissen, so gewahrt man mit Bedauern, daß alles nur billige fünf Groschenware darstellt. Alles ist vorhanden, aber alles ist billig und schlecht.“

Nun wissen wir ja, daß auch die russische Verwaltung keineswegs auf der Höhe steht. Das ist eine so allgemein bekannte Tatsache, daß wir sie hier nur noch erwähnen, um den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden. Ähnlich scheint es in der Armee zuzugehen. Derselbe Seeoffizier erzählt, man habe ihm in Tokio die Luftschifferabteilung gezeigt. Die japanische Armee ist bekanntlich durchaus nach preußischem Muster eingerichtet und so darf ein Eisenbahnregiment mit angegliederter Luftschifferabteilung natürlich nicht fehlen. „Ich sah mir die Leute an, die da aufgebaut standen, fragte dann aber nach den Luftballons und den sonstigen Einrichtungen, man zeigte mir einen leeren Schuppen, und als ich mich verwundert nach dem Material erkundigte, hieß es: ja wir hatten einmal einen richtigen Luftballon, aber der ist fortgeflogen und das Geld für einen anderen noch nicht bewilligt.“ Man darf ja aus solchen Sachen keine allgemeinen Schlüsse ziehen, aber sie sind gleichwohl ebenso interessant, wie neu, denn hauptsächlich durch die Engländer und die Japaner selbst wurde bisher ihr Heer und ihre Marine als unerreichbare Musteranstalten gepriesen. Über den Ausbildungsstand der japanischen Flotte wissen wir sehr wenig, und es ist auch für in Ostasien und gar in japanischen Häfen weilende deutsche Seeoffiziere kaum möglich, Übungen der Flotte auch nur aus der Ferne anzusehen. Die Geheimtuerei des Japaners mit seiner Flotte grenzt ans Lächerliche. Immerhin übt die Flotte mit dem größten Teil ihrer Schiffe das ganze Jahr hindurch, und kriegsmäßige Manöver werden einmal im Jahr abgehalten. Das letzte in Gegenwart des Mikado. Man hat schon seit Jahrzehnten keine

Zeit und Mühe gescheut, um ein tüchtiges Seeoffizierkorps heranzubilden. Japanische Offiziere haben in England, Deutschland und Frankreich ihre Ausbildung empfangen. Ja, es ist interessant, daß der jetzige Marineminister Vize-Admiral Yamamoto in den 70er Jahren als deutscher Seekadett eine zweijährige Reise um die Erde an Bord der deutschen Schulfregatte „Vineta" machte. Aber seit Jahren, schon bevor das Bündnis geschlossen war, ist die japanische Marine immer mehr nach englischen Mustern entwickelt worden, und so sollte man annehmen, daß ihre Ausbildungsstufe eine ziemlich hohe wäre. Der Krieg wird hoffentlich ein einwandfreies Ergebnis zu Tage fördern. Bis jetzt liegt als wirkliche Leistung nur der erste Torpedobootsangriff da. Vor dem Kriege hielt man den japanischen Seeoffizier allgemein für einen eifrigen, besonders technisch gebildeten Mann, welcher unter gewöhnlichen Verhältnissen auch wohl imstande ist, ein Schiff zu führen, aber den Kopf verliert, sowie etwas Unerwartetes sich ereignet. Das Mannschaftsmaterial und damit auch die Unteroffiziere sind hervorragend diszipliniert und von demselben fanatischen Eifer, Patriotismus und Verachtung des Feindes, wie der Japaner überhaupt.

An leistungsfähigen Werften für die Kriegsmarine sind vorläufig die folgenden vorhanden: Sasebo, dieser vielgenannte Kriegshafen, welcher bis jetzt die Operationsbasis der japanischen Flotte nach dem Gelben Meer und Port Arthur gebildet hat, ferner Jekosuka, Kure und Maizuru, die älteste von ihnen ist Jekosuka, welche in der Bucht von Tokio und nahe bei Yokohama liegt. Sie wurde schon im Jahre 1870 angelegt und man sagt, daß ihre Einrichtungen gestatten, Schiffe bis zu 10000 Tonnen herzustellen. Es sind dort drei große Trockendocks vorhanden, welche jedes Schiff aufnehmen können. Zwei weitere große Docks befinden sich dicht neben Jekosuka auf der Werft von Uraga und ebenfalls zwei in Kure und Sasebo. Japan hat also an Docks ebenso großen Überfluß, wie die asiatischen Häfen Rußlands solcher bedürfen. Kure ist eine neuere Werft, 1888 angelegt worden, und besitzt auch eine Geschützfabrik, von deren Erzeugnissen wir allerdings nichts Näheres wissen. Noch neuer ist Sasebo, nahe dem großen Handelshafen Nagasaki gelegen, und speziell, wie gesagt, für diesen Krieg eine äußerst bequeme Basis. Die Werft von Maizuru scheint noch nicht ganz fertig zu sein. In Tokio befinden sich große Fabriken zur Herstellung von Geschossen aller Art Minen, Torpedos usw. Ihre Leistungsfähigkeit kann aber nicht groß sein, genügt jedenfalls nicht annähernd für den Bedarf, da, soviel uns bekannt, die Geschosse für die schweren und mittleren Schiffskaliber

sämtlich aus England bezogen werden. Mit diesen, die gewiß schweres Geld gekostet haben, hat man aber auch kein rechtes Glück gehabt, denn während der ersten Kriegsmonate wurde jedesmal berichtet, ohne Widerspruch zu finden, daß der größte Teil der japanischen Granaten nicht krepiert sei.

Es ist dies immerhin ein sehr wichtiger Punkt, welcher auch recht bedenklich werden kann. Nicht nur verbrauchen die heutigen Schnellladekanonen der Kriegsmarinen unendlich viel mehr Munition als die alten langsam feuernden, sondern auch die Zahl der Geschütze selbst ist größer als wie sie je in bedeutenderen Seekriegen der Vergangenheit war. Wenn nicht alles täuscht, sind den Japanern auch schon nach den ersten zwei Kriegsmonaten Bedenken aufgestiegen, denn man kann seitdem besonders während der Bombardements von Port Arthur bemerken, daß sie sparsamer mit der Munition umgingen. Wie groß die Reservevorräte an solcher bei beiden Parteien sind, läßt sich natürlich nicht sagen, es ist aber ausgeschlossen, daß sie für einen lang sich hinziehenden Seekrieg genügen, da müssen denn die Fabriken unausgesetzt Nachschub lie-

Russische Telegraphenabteilung in Ostsibirien.
(Nach einer Zeichnung.)

fern, außerdem dürfte wohl auch ihre Neutralität die Engländer nicht abhalten, den Bundesgenossen zu unterstützen. Vor einiger Zeit gelang es den Japanern, einen nach Port Arthur bestimmten russischen Munitionsdampfer, die „Mandschuria", zu kapern; und wenige Tage darauf mußten sich die Russen mit ihren eigenen Geschossen bombardieren lassen. Ich weise hier nur wegen ihrer Wichtigkeit auf die Munitionsfrage hin, die entsprechenden Erfahrungen wird der Krieg selber bringen.

Russische Patrouille.
(Nach einer Skizze von M. Plinzner.)

Eine Eigenschaft, die ich hier schon öfters hervorgehoben habe, hat den Japanern jedenfalls im Anfang des Krieges eine gewisse Überlegenheit verliehen, nämlich ihr fanatischer Haß gegen die Russen, welcher in allen Volksschichten lebendig ist, und außerdem der ebenso fanatische Glaube an eine große und glänzende Zukunft des japanischen Volkes. Bei den Russen war wohl in der ersten Zeit eine nicht zweckmäßige Geringschätzung des Gegners vorhanden, und erst ihre durch Überraschung erlittenen empfindlichen Verluste weckten ebenfalls in ihnen jene erbitterte Kampfeslust, welche eine Bedingung ebensowohl großer Erfolge wie hartnäckiger Widerstandskraft ist.

Betrachten wir nun den Kriegsschauplatz im ganzen. Es ist schon durch die Presse beinahe zum Allgemeinplatz geworden, zu behaupten, daß Japan von vornherein die Rolle des Angreifers hätte zufallen müssen. Richtig ist das jedoch nur insofern, als man dann von vornherein eine Unterlegenheit der russischen Flotte annimmt. Vor dem Torpedobootsüberfall war diese verschwindend gering, und die russische Flotte hätte, wenn energisch und geschickt geführt, wohl ihrerseits offensiv vorgehen können. Hätte sie die japanische besiegt, so wäre

damit der eigentliche Krieg schon entschieden gewesen, denn ein Übersetzen der japanischen Armee auf koreanischen Boden war da nicht mehr möglich. Die Dinge haben sich anders entwickelt und jetzt liegt allerdings die Entscheidung des Krieges auf dem Lande. Rußland hatte also von Anfang an zwei Chancen zum Siegen, einmal zur See und dann zu Lande. Japan braucht aber, um überhaupt zur Landschlacht zu gelangen, die Überlegenheit zur See, es wird diese auch zur Aufrechthaltung der rückwärtigen Verbindungen seiner Armee mit dem japanischen Kontinent während des ganzen Krieges hoch nötig gebrauchen, und so kann vielleicht auch später, wenn die russischen Verstärkungen aus der Ostsee eintreffen, die Flotte noch eine ganz bedeutende, vielleicht entscheidende Rolle spielen.

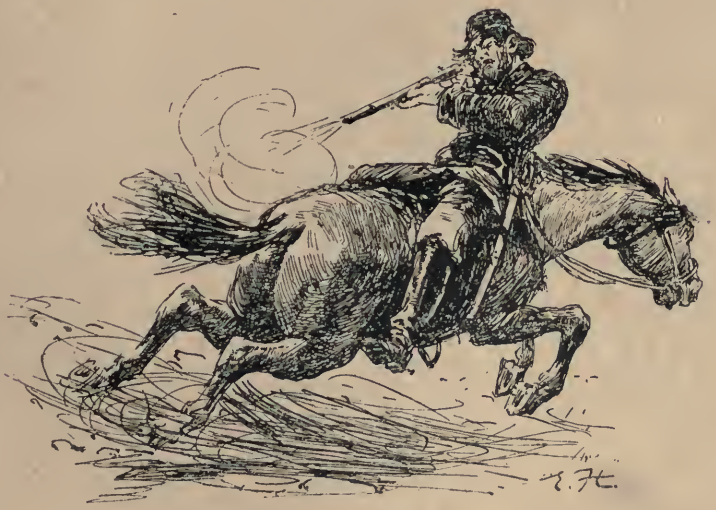
Andererseits kann man nicht verkennen, daß die geographische Lage die japanische Offensive ganz außerordentlich begünstigt. Das schon lange unter ihrem Einfluß stehende Korea konnten sie wie eigenes Gebiet zu Landungen benutzen, und das Südende der Halbinsel ist für Dampfer mit mäßiger Geschwindigkeit von den japanischen Kriegshäfen aus in einer Tagereise zu erreichen. Dazu liegt in der Mitte des trennenden Meeresarmes der Koreastraße die in japanischem Besitz befindliche Insel Tsu-Schima, welche als Stützpunkt und Zufluchtsort für Kriegsschiffe und Truppentransporte, als Vorrats- und Nachrichtenstation von hohem Werte ist. Dieser Weg, der kürzeste von einer Küste zur anderen, ist aber gleichzeitig für die Truppen bis zu ihrem eigentlichen Marschziel, der Mandschurei, wo die Entscheidung zu Lande fallen muß, der längste. Denn die Gelandeten hätten durch die ganze Länge der unwegsamen, von Gebirgen und Flüssen vielfach durchschnittenen Halbinsel hindurchmarschieren müssen.

Trotz der großen Schwierigkeiten des Vormarsches bildete das Vorhandensein dieses von den Russen nicht besetzten Gebietes von Korea einen großen Vorteil und vielleicht überhaupt die Möglichkeit für eine Landung größerer Truppenmassen überhaupt. Denkt man sich die Halbinsel fort, und die Landungsplätze an der Küste der Mandschurei von russischen Truppen und Schiffen gedeckt, so würde eine Landung zu den schwierigsten Aufgaben gehören. In einer solchen günstigen Lage Landungen gegenüber befinden sich die japanischen Inseln. Ihre Ufer sind hoch und steil und selbst nach Vernichtung ihrer Flotte würde es höchst unwahrscheinlich sein, daß den Russen ein solches Unternehmen glückte.

Wir können uns ganz kurz dahin zusammfassen: wer die Seeherrschaft besitzt, kann an jedem Landungsplatz Truppen in beliebiger Anzahl ausschiffen, ob nun Widerstand geleistet wird oder nicht.

Für den Landkrieg auf dem ostasiatischen Kontinent scheinen, jedenfalls anfangs, die Schwierigkeiten für das japanische Heer größer zu sein, als für die Russen. Diese stehen auf ihrem Grund und Boden und besitzen feste rückwärtige Verbindungen; die Japaner müssen sich solche erst schaffen, werden infolgedessen nur sehr langsam ihre Heeresmassen in das Innere vorschicken können. Gelingt es ihnen auch vielleicht in verhältnismäßig kurzer Zeit die Eisenbahn, von welcher bis jetzt nur ein kleines Stück vorhanden ist, von Fusan oder Masampo bis zum Jalufluſſe fertig zu bekommen, auch auf der ganzen Strecke Depots usw. zu errichten, so ist das doch erst der Anfang, oder eventuell eine Rückzugstellung. Sollte es ihnen etwa glücken, — und das ist nicht unwahrscheinlich, weil die Russen im Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch lange nicht „fertig" sind, — in die Mandschurei einzudringen, so wird die Frage der rückwärtigen Verbindungen immer brennender und auch immer schwieriger für das japanische Heer.

Für die russischen Heere besteht dieselbe Frage allerdings insofern, als die rückwärtige Verbindung nach dem Mutterlande durch einen Schienenstrang dargestellt worden, und dieser leicht verletzlich ist.



Die russische Flotte.

I.

In Ostasien bei Ausbruch des Krieges.

Linienschiffe.

1. **Petropawlowsk** 1894
2. **Poltawa** 1894
3. **Sfewastopol** 1895

Deplacement: 11130 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 16,4 Knoten, Kohlenvorrat 1000 Tonnen, vier 30,5 cm-, zwölf 15 cm-Geschütze, sechs Torpedorohre. Panzerung veraltet, kein voller Gürtel.

4. **Pereswjät** 1898
5. **Pobjäda** 1900

Deplacement: 12900 Tonnen, drei Maschinen, nomin. Geschwindigk. 18 Knoten, Kohlenvorrat 1200 Tonnen, vier 25,4 cm-, elf 15 cm-, zwanzig 7,5 cm-Geschütze, fünf Torpedorohre. Panzer modern, aber kein voller Gürtel.

6. **Retwisan** 1900. Deplacement: 12900 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 18,8 Knoten, Kohlenvorrat 2000 Tonnen, vier 30,5 cm-, zwölf 15 cm-, zwanzig 7,5 cm-Geschütze, sechs Torpedorohre, moderner Panzer, kein voller Gürtel.

7. **Zessarewitsch** 1901. Deplacement: 13300 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 19 Knoten, Kohlenvorrat 1350 Tonnen, vier 30,5 cm-, zwölf 15 cm-, zwanzig 7,5 cm-Geschütze, sechs Torpedorohre, moderner Panzer, voller Gürtel.

Große Kreuzer.

1. **Warjag** 1899. Deplacement: 6600 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschindigkeit 23 Knoten, Kohlenvorrat 1300 Tonnen, zwölf 15 cm-, zwölf 7,5 cm-Geschütze, kein Vertikalpanzer.

2. **Diana** 1897
3. **Pallada** 1899

Deplacement: 6700 Tonnen, drei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten, Kohlenvorrat 1400 T., acht 15 cm-, zweiundzwanzig 7,5 cm-Geschütze, kein Vertikalpanzer.

4. **Askold** 1900. Deplacement: 6100 Tonnen, drei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 24 Knoten, Kohlenvorrat 1100 Tonnen, zwölf 15 cm-, zwölf 7,5 cm-Geschütze, kein Vertikalpanzer.

5. **Bogatyr** 1901. Deplacement: 6780 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 24 Knoten, Kohlenvorrat 1000 Tonnen, zwölf 15 cm-, zwölf 7,5 cm-Geschütze, kein Vertikalpanzer.

1. **Rurik** 1892. Deplacement: 11000 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 18,8 Knoten, Kohlenvorrat 2300 Tonnen, vier 20,3 cm-, fünfzehn 15 cm-, sechs 12 cm-Geschütze, Vertikalpanzer.

2. **Rossija** 1896. Deplacement: 12800 Tonnen, drei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 19,5 Knoten, Kohlenvorrat 2300 Tonnen, vier 20,3 cm-, fünfzehn 15 cm-, zwölf 7,5 cm-Geschütze, Vertikalpanzer.

3. **Gromoboi** 1899. Deplacement: 12560 Tonnen, drei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten, Kohlenvorrat 1700 Tonnen, vier 20,3 cm-, fünfzehn 15 cm-, zwanzig 7,5 cm-Geschütze, Vertikalpanzer.

Nach dem fernen Osten! Ein Transportzug der sibirischen Eisenbahn.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

Ankunft japanischer Truppen mit der Eisenbahn in Tschemulpo.
(Nach einer Photographie.)

4. **Bajan** 1900. Deplacement: 7930 Tonnen, drei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 21 Knoten, Kohlenvorrat 1100 Tonnen, zwei 20,3 cm-, acht 15 cm-, zwanzig 7,5 cm-Geschütze, Vertikalpanzer.

Kleine Kreuzer.

1. **Novik** 1900. Deplacement: 3000 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 25 Knoten, Kohlenvorrat 500 Tonnen, sechs 12 cm-Geschütze, kein Vertikalpanzer.

2. **Bojarin** 1901. Deplacement: 3250 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 22 Knoten, Kohlenvorrat 600 Tonnen, sechs 12 cm-Geschütze, kein Vertikalpanzer.

Torpedofahrzeuge. — Torpedokanonenboote.

1. **Wssadnick.** Deplacement: 410 Tonnen, Geschwindigkeit 20 Knoten, neun 4 cm-Geschütze, zwei Torpedoausstoßrohre.

2. **Gaidamack.** Deplacement: 435 Tonnen, Geschwindigkeit 20 Knoten, neun 4 cm-Geschütze, zwei Torpedoausstoßrohre.

Große Torpedoboote.

Zwei Torpedoausstoßrohre u. leichte Geschütze, Bewaffnung 2 T. V 5.

1. **Leutnant Burlakoff** } 250 Tonnen,
2. **Kondor** } 30 Knoten.

3. **Räschitelni**
4. **Rajaschschi**
5. **Rastoropni** } 220 Tonnen,
6. **Sfilni** } 27 Knoten.
7. **Sferditii**
8. **Smjalii**

9. **Storoschewoi**
10. **Storegutschi**
11. **Skorii** } 220 Tonnen,
12. **Straschnii** } 27 Knoten.
13. **Stronii**
14. **Statnii**

15. **Bojewoi**
16. **Bditelnii**
17. **Besposchtadni** } 350 Tonnen,
18. **Bestraschnii** } 27 Knoten
19. **Beschumnii**
20. **Boiki**
21. **Burnii**

22. **Wnimatelnii**
23. **Wlastnii** } 310 Tonnen,
24. **Wrojewoi** } 26 Knoten.
25. **Wnuschitelnii**
26. **Wynoslowii**

Kleine Torpedoboote.

Nr. 201—206 } 75—140 Tonnen, 17—20 Knoten.

Nr. 208—211 } 120 Tonnen, 25 Knoten.

Hafen-Torpedoboote.

Nr. 91—98. Geringes Deplacement, 12 Knoten.

Spezialschiffe (alle ohne Panzer).

Kanonenboote.

1. **Dschigit** 1873. Deplacement: 1300 Tonnen, Geschwindigkeit 10 Knoten, Kohlenvorrat ? Tonnen, zwei 15 cm-, vier 10 cm-Geschütze.

2. **Rasboinik** 1878. Deplacement: 1300 Tonnen, Geschwindigkeit 12 Knoten, Kohlenvorrat 200 Tonnen, zwei 15 cm-, vier 10 cm-Geschütze.

3. **Sabjaka** 1878. Deplacement: 1200 Tonnen, Geschwindigkeit 14 Knoten, Kohlenvorrat 310 Tonnen, vier 10 cm-, zwölf 4 cm-Geschütze.

4. **Korejez** 1886. Deplacement: 1300 Tonnen, Geschwindigkeit 13 Knoten, Kohlenvorrat 200 Tonnen, zwei 20 cm-, ein 15 cm-Geschütz.

5. **Mandschur** 1886. Deplacement: 1400 Tonnen, Geschwindigkeit 13 Knoten, Kohlenvorrat 200 Tonnen, zwei 20 cm-, ein 15 cm-Geschütz.

6. **Sfiwutsch** 1884. Deplacement: 1100 Tonnen, Geschwindigkeit 10 Knoten, Kohlenvorrat 250 Tonnen, ein 23 cm-, sechs 15 cm-Geschütze.

7. **Bobr** 1885. Deplacement: 1200 Tonnen, Geschwindigkeit 11 Knoten, Kohlenvorrat 250 Tonnen, ein 23 cm-, sechs 15 cm-Geschütze.

8. **Giljak** 1897. Deplacement: 1300 Tonnen, Geschwindigkeit 11,5 Knoten, Kohlenvorrat ? Tonnen, ein 12 cm-, fünf 8 cm-Geschütze.

Küstenverteidigungsschiffe.

1. **Gremjatschi** 1892. Deplacement: 1700 Tonnen, Geschwindigkeit 15 Knoten, Kohlenvorrat 125 Tonnen, ein 23 cm-, ein 15 cm-, vier 8 cm-Geschütze.

2. **Otwashni** 1892. Deplacement: 1900 Tonnen, Geschwindigkeit 15 Knoten, Kohlenvorrat 125 Tonnen, ein 23 cm-, ein 15 cm-, vier 8 cm-Geschütze.

Troß- und Hilfsschiffe.

Minendampfer.

Jenissei 1899. — **Amur** 1898. — **Aleut.** **Kamtschadal.**

Geschwadertransporteur.

Tungas. — **Jermack.** — **Jakut.**

Eisbrecher.

Nadejda.

II.

Die Ostseeflotte.

Fertig oder der Vollendung nahe.

Linienschiffe.

1. **Imperator Alexander II.**
2. **Borodino**
3. **Arjol**
4. **Knjäs Shuwaroff**
5. **Sslawa**

Deplacement: 13700 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 18 Knoten, Kohlenvorrat 1500 Tonnen. Artillerie: vier 30,5 cm-, zwölf 15 cm-, zwanzig 7,5 cm-Geschütze, sechs Torpedoausstoßrohre. Panzerschutz modern, voller Gürtelpanzer.

Große Kreuzer.

1. **Oleg** Schwesterschiff des Bogatyr. Deplacement: 6800 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 24 Knoten, Kohlenvorrat 1000 Tonnen. Artillerie: zwölf 15 cm-, zwölf 7,5 cm-Geschütze. Panzerschutz und Geschützstände, kein Gürtel.

Kleine Kreuzer.

1. **Schemtschug**
2. **Izumrud**

Deplacement: 3100 Tonnen, drei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 24 Knoten, Kohlenvorrat 600 Tonnen. Artillerie: sechs 12 cm-Geschütze. Panzerung: nur Panzerdeck.

Fünf große Torpedoboote.

Ein Kanonenboot **Chivinetz**, 1300 Tonnen Deplacement, 13 Knoten.

Japanische Krankenpflegerinnen auf dem Wege zum Kriegsschauplatze.
(Nach einer Originalskizze von M. Parde.)

Ältere Schiffe.

Linienschiffe.

1. **Ossljabja** Schwesterschiff des Pereswjät u. Pobjäda. Stapellauf 1898. Deplacement: 12700 Tonnen, drei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 18 Knoten, Kohlenvorrat 1200 Tonnen. Artillerie: vier 25,4 cm-, elf 15 cm-, zwanzig 7,5 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: fünf Rohre. Panzerschutz, kein voller Gürtel.
2. **Sissoi Weliki** 1894. Deplacement: 1200 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 15,7 Knoten, Kohlenvorrat 1000 Tonnen. Artillerie: vier 30,5 cm-, sechs 15 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: sechs Rohre. Panzerschutz, Material veraltet, kein voller Gürtel.

3. **Navarin** 1891. Deplacement: 9600 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 15,7 Knoten, Kohlenvorrat 1200 Tonnen. Artillerie: vier 30,5 cm-, acht 15 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: sechs Rohre. Panzerschutz, Material veraltet, kein voller Gürtel.

4. **Imperator Nikolai I.** 1889.
5. **Imperator Alexander II.** 1887.

Deplacement: 9700 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 15 Knoten, Kohlenvorrat 1000 Tonnen. Artillerie: zwei 30,5 cm-, vier 23 cm-, acht 15 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: sechs Rohre, Panzerschutz, Material veraltet, voller Gürtel. Die Schiffe sind veraltet und von geringem Gefechtswert.

Russische Sanitätskolonne.
(Nach einer Photographie.)

Küstenpanzerschiffe.

1. **General Admiral Apraxin** 1896. Deplacement: 4000 Tonnen, zwei Maschinen nominelle Geschwindigkeit 15 Knoten, Kohlenvorrat 250 Tonnen. Artillerie: drei 25,4 cm-, vier 12 cm-Geschütze, vier Torpedoausstoßrohre. Panzerschutz, voller Gürtel.

2. **Admiral Senjawin** 1894.
3. **Admiral Uschakoff** 1893.

Deplacement: 4200 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 16 Knoten, Kohlenvorrat 250 Tonnen. Artillerie: vier 25,4 cm-, vier 12 cm-Geschütze, vier Torpedoausstoßrohre. Panzerschutz, voller Gürtel. Diese drei Schiffe sind nicht hochseefähig.

Grosse Kreuzer.

1. **Aurora** 1900. Schwesterschiff der Pallada. Deplacement: 6750 Tonnen, drei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten, Kohlenvorrat 1400 Tonnen Artillerie: acht 15 cm-, 227,5 cm-Geschütze. Panzerschutz: nur Panzerdeck, kein Vertikalpanzer.

2. **Dmitri Donskoy** 1883. Deplacement: 6200 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 16,5 Knoten, Kohlenvorrat 900 Tonnen. Artillerie: sechs 15 cm-, zehn 12 cm-Geschütze. Panzerung veraltet.

3. **Wladimir Monomach.** Deplacement: 6000 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 15 Knoten, Kohlenvorrat 1100 Tonnen. Artillerie: sieben 15 cm-, zwölf 12 cm-Geschütze. Panzerschutz veraltet.

4. **Admiral Nachimoff** 1885. Deplacement: 8600 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 15 Knoten, Kohlenvorrat 12000 Tonnen Artillerie: acht 20 cm-, sechs 15 cm-Geschütze. Panzerschutz veraltet.

5. **Pamjad Asova** 1888. Deplacement: 6700 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 16 Knoten, Kohlenvorrat 1100 Tonnen Artillerie: zwei 20 cm-, dreizehn 15 cm-Geschütze. Panzerschutz veraltet.

6. **Admiral Korniloff.** 5800 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 13 Knoten, Kohlenvorrat 1000 Tonnen. Artillerie: vierzehn 15 cm Geschütze. Panzerschutz veraltet.

Kleine Kreuzer.

1. **Almas** 1903. Deplacement: 3300 Tonnen, drei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 19 Knoten, Kohlenvorrat 550 Tonnen. Artillerie: vier 8 cm-, vier 5 cm-Geschütze. Panzerschutz: nur Panzerdeck, kein Vertikalpanzer.

2. **Svetlana** 1896. Deplacement: 3900 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten. Artillerie: sechs 15 cm-, zehn 4,7 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck, kein Vertikalpanzer.

An ganz veralteten Schiffen, welche man zu der Klasse der kleinen Kreuzer zählt, sind vorhanden: **Asia** 1874, 12 Knoten Geschwindigkeit; **Kreißer** 1875, 11 Knoten; **Afrika** 1877, 11 Knoten; **Rynda** 1885, 13 Knoten.

An Torpedofahrzeugen sind, soweit bekannt und man übersehen kann, in der russischen Ostsee 42 große Boote mit Namen vorhanden. An kleinen Booten die Nummern 100 bis 152, ferner 212, 221, 222, 223. Dazu kommen noch 78 zur Hafenverteidigung brauchbare ältere Boote, ein Torpedoaviso und drei Torpedokanonenboote.

Kanonenboote.

Die folgenden Fahrzeuge sind sämtlich veraltet und seien nur der Vollständigkeit halber hier mit aufgeführt: drei aus den 70er Jahren mit Deplacement von 350 Tonnen und einem einzigen schweren 28 cm-Geschütz, fünf aus dem Anfang der 80er Jahre zu 400 Tonnen und derselben Artilleriearmierung, drei endlich aus dem Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre von 1300 Tonnen, armiert mit drei 15 cm- und vier 10 cm-Geschützen.

Küstenverteidigungsschiffe,

welche, soweit sie in Dienst sind, zu Schulzwecken gebraucht werden, sind die folgenden, zum Gefecht sämtlich unbrauchbaren und bis auf die beiden letzten völlig veralteten Schiffe.

Perveniez 1863, 3300 Tonnen; **Retron Menja** 1864, 3300 Tonnen; **Kraal** 1864, 4000 Tonnen; **Smertsch** 1864, 1500 Tonnen; **Tscharodeika** 1867, 2100 Tonnen. Die vier Schwesterschiffe **Admiral Lasareff, Admiral Greig, Admiral Spiridoff, Admiral Tschitschagoff** aus dem Jahre 1868, mit einem Deplacement von 3500 Tonnen; **Knas Poscharsky** 1867, 5100 Tonnen; **Minin** 1869, 600 Tonnen; **General Admiral** 1873, 4700 Tonnen; **Herzog Edinburgski** 1875, 5000 Tonnen; **Peter Wiliki** 1872; endlich die beiden Kanonenboote **Otwaschni** 1892 und **Chrabri** 1895. Beide mit einem Deplacement von 1500 Tonnen und schwerer Armierung, aber nur für unmittelbare Küstenverteidigung geeignet.

Die Flotte des Schwarzen Meeres,

welche, wie wir an anderer Stelle erörtert haben, dort festliegt, wird, soweit sich jetzt übersehen läßt, auch nicht in die Lage kommen, sich über die Verträge hinwegzusetzen. Wir brauchen deswegen nicht näher darauf einzugehen. An fertigen Linienschiffen sind im ganzen acht vorhanden, und von diesen vier durchaus minderwertig, ein einziges nach modernen Begriffen vollwertig; zwei liegen auf Stapel. An großen Kreuzern sind zwei moderne, mit großer Geschwindigkeit, aber ungepanzert, fertig und zwei liegen auf Stapel. An kleinen Kreuzern finden wir sieben veraltete und für die hohe See unbrauchbare.

Die japanische Flotte.

Linienschiffe.

1. **Mikasa** 1900. Deplacement: zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 18,5 Knoten.
2. **Asahi** 1899. Deplacement: 15500 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 18 Knoten.
3. **Hatsuse** 1899. Deplacement: 15250 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 19 Knoten.
4. **Schikischima** 1898. Deplacement: 15100 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 18,6 Knoten.

Kohlenvorrat 1400 Tonnen. Artillerie: vier 30,5 cm, vierzehn 15 cm-, zwanzig 7,6 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: fünf Rohre. Panzerschutz sehr vollständig, voller Gürtel. Außerdem drei Kanonenboote und eine Anzahl Torpedofahrzeuge.

5., 6. **Fuji** und **Jaschima** 1896, ersterer Deplacement 12600, letzterer 12500 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 18 bezw. 18,5 Knoten, Kohlenvorrat 1100 Tonnen. Artillerie: vier 30,5 cm- (langsam feuernd), zehn 15 cm-Geschütze Torpedoarmierung: fünf Rohre. Panzerschutz: Material nicht ganz modern, kein voller Gürtel.

7. **Tschin Jen** 1882, wurde den Chinesen im Kriege abgenommen. Deplacement: 7350 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 14 Knoten. Kohlenvorrat 1000 Tonnen. Artillerie: vier 30,5 cm-, (langsam feuernd), vier 15 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: drei Rohre. Panzerschutz: Material veraltet, kein voller Gürtel.

Küstenpanzerschiffe.

1. **Hei Jen** 1887, von den Chinesen erobert. Deplacement: 2200 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 10 Knoten, Kohlenvorrat 230 Tonnen. Artillerie: ein 26 cm- (langsam feuernd), vier 12 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: vier Rohre. Panzerung: Material veraltet, voller Gürtel.

2. **Fuso** 1877, umgebaut 1898. Deplacement: 3800 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 12 Knoten, Kohlenvorrat 350 Tonnen. Artillerie: vier 24 cm- (langsam feuernd), vier 15 cm-, vier 12 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: drei Rohre. Panzerung: Material ganz veraltet, voller Gürtel.

3. **Sei Jen** 1883, von den Chinesen erobert. Deplacement: 2500 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 14 Knoten, Kohlenvorrat 240 Tonnen. Artillerie: zwei 21 cm-, ein 15 cm-, Geschütz (alle langsam feuernd). Torpedoarmierung: vier Rohre. Panzerschutz: Material ganz veraltet, voller Gürtel.

Grosse Kreuzer.

1. **Adzuma** 1899. Deplacement: 9500 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten, Kohlenvorrat 1200 Tonnen. Artillerie: vier 20,3 cm-, zwölf 15 cm-, zwölf 7,6 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: fünf Rohre. Panzerschutz: Material modern, voller Gürtel.

2. **Iwate** 1900.
3. **Idzumo** 1899.
4. **Asama** 1898.
5. **Tokiwa** 1898.

Schwesterschiffe; Deplacement: 9900 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 21 Knoten, Kohlenvorrat 1200 Tonnen. Artillerie: vier 20,3 cm-, vierzehn 15 cm-, zwölf 7,6 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: fünf Rohre. Panzerschutz: Material modern, voller Gürtel.

6. **Jakumo** 1899. Deplacement: 9800 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 21 Knoten, Kohlenvorrat 1200 Tonnen. Artillerie: vier 20,3 cm-, zwölf 15 cm-, zwölf 7,6 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: fünf Rohre, Panzerschutz: Material modern, voller Gürtel.

Bewilligt sind oder befinden sich in den ersten Baustadien fünf weitere große Kreuzer, davon drei mit einem Deplacement von 1100 Tonnen, zwei mit einem solchen von 5000 Tonnen. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Schiffe noch Gelegenheit haben werden, am Kriege teilzunehmen.

Offiziere eines japanischen Kreuzers.
(Nach einer Photographie.)

Kleine Kreuzer.

1. **Tschuschima** 1903.
2. **Niitaka** 1903.

Schwesterschiffe; Deplacement: 3400 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten, Kohlenvorrat 600 Tonnen. Artillerie: sechs 15 cm-, zehn 7,6 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck.

3. **Tschihaja** 1900. Deplacement: 1260 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten, Kohlenvorrat 250 Tonnen. Artillerie: zwei 12 cm-, vier 7,6 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck.

4. **Kasagi** 1898.
5. **Tschitose** 1898.

Schwesterschiffe; Deplacement: 5000 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 23 Knoten, Kohlenvorrat 1000 Tonnen. Artillerie: zwei 20,3 cm-, zehn 12 cm-, zwölf 7,6 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck.

6. **Takasago** 1897. Deplacement: 4200 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 23 Knoten, Kohlenvorrat 1000 Tonnen. Artillerie: zwei 20,3 cm-, zehn 12 cm-, zwölf 6,7 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck.

7. **Akaschi** 1897.
8. **Suma** 1895.

Schwesterschiffe; Deplacement: 2800 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten, Kohlenvorrat 200 Tonnen. Artillerie: zwei 15,2-, sechs 12 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck.

9. **Joschino** 1892. Deplacement: 4250 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 23 Knoten, Kohlenvorrat nicht bekannt, Artillerie: vier 15,2 cm-, acht 12 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck und Kommandoturm.

10. **Akitsuschima** 1892. Deplacement: 3200 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 19 Knoten, Kohlenvorrat 500 Tonnen. Artillerie: vier 15,2 cm-, sechs 12 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck.

11. **Haschidate** 1891.
12. **Matsuschima** 1900.
13. **Itsukschima** 1900.

Schwesterschiffe; Deplacement: 4300 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 16 Knoten, Kohlenvorrat 680 Tonnen. Artillerie: ein 32 cm- (langsam feuernd), elf 12 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck und schwerer Geschützturm.

14. **Tschijoda** 1890. Deplacement: 2500 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 19 Knoten, Kohlenvorrat 420 Tonnen. Artillerie: zehn 12 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck und voller Gürtel.

15. **Naniwa** 1885.
16. **Takatschio** 1885.

Schwesterschiffe; Deplacement: 3700 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 18 Knoten, Kohlenvorrat 800 Tonnen. Artillerie: zwei 26 cm- (langsam feuernd), sechs 15 cm-Geschütze. Panzerschutz: Panzerdeck und Kommandoturm.

17. **Mijako** 1897. Deplacement: 1800 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten, Kohlenvorrat 350 Tonnen. Artillerie: drei 12 cm-Geschütze. Panzerschutz fehlt.

18. **Jajejama** 1889. Deplacement: 1600 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 20 Knoten, Kohlenvorrat 350 Tonnen. Artillerie: drei 12 cm-Geschütze. Panzerschutz fehlt.

19. **Takao** 1888. Deplacement: 1800 Tonnen, zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 15 Knoten, Kohlenvorrat 300 Tonnen. Artillerie: vier 15 cm-, ein 12 cm-, ein 7,6 cm-Geschütz. Panzerschutz fehlt.

20. **Musaschi** 1886, **Jamato** und **Katsuragi** 1885, Schwesterschiffe. Deplacement: 1550 Tonnen, eine Maschine, nominelle Geschwindigkeit 12 Knoten, Kohlenvorrat 100 Tonnen. Artillerie: ein 17 cm-, fünf 12 cm-, ein 7,6 cm-Geschütz. Panzerschutz fehlt.

Es kommen hinzu die vier veralteten kleinen Kreuzer aus dem Anfang der 80er Jahre: **Idzumi, Tenrin, Tsukuschi, Kaimon.** Ohne Gefechtswert und bis auf der erstgenannten, welcher 17 Knoten laufen soll, von ganz geringer Geschwindigkeit.

Kanonenboote.

Dies sind leicht armierte flachgehende Fahrzeuge für den Küstendienst und auch geeignet in die Flußmündungen, zum Beispiel den Jalu, vorzudringen. Vorhanden sind die folgenden:

1. **Uji** 1903. 620 Tonnen, 13 Knoten, vier 7,6 cm-Geschütze, 0,6 m Tiefgang.

2. **Tatsuta** 1894. 870 Tonnen, 21 Knoten, zwei 12 cm-, vier 4,7 cm-Geschütze.

3. **Oschima** 1890. 640 Tonnen, 13 Knoten, vier 12 cm-, und vier 4,7 cm-Geschütze.

Dann vier veraltete Boote von 620 Tonnen und neun Knoten Geschwindigkeit: **Akagi, Atago, Tschokai** und **Maja.**

Hinzu kommen die ganz veralteten, von den Chinesen eroberten **Tschin Pen, Tschin Do, Tschin Tschu, Tschin Sei, Tschin Nau, Tschin Hoku.**

Torpedobootszerstörer.

1. **Schirakumo Asaschio** 1902. Deplacement 385 Tonnen. Wahrscheinlich zwei Maschinen, nominelle Geschwindigkeit 31 Knoten; weitere Angaben nicht vorhanden.

2. **Kasumi Akazuki** 1902. Deplacement: 385 Tonnen. Weitere Angaben nicht vorhanden.

3. **Harusame Murasame Hajatore Asagiri** in Japan gebaut und eben fertig gestellt. Deplacement 385 Tonnen, weitere Angaben nicht bekannt.

4. **Oboro Sadzanami Inadsuma** 1899.
5. **Kazuschi Akebono** 1898.

Deplacement: 306 Tonnen nominelle Geschwindigkeit 31 Knoten, Kohlenvorrat ca. 100 Tonnen. Artillerie: ein 7,6 cm-, fünf 5,7 cm-Geschütze; Torpedoarmierung: zwei Rohre.

6. **Usugumo** 1900.
7. **Schirauhi** 1899.
8. **Sugiri** 1899.
9. **Kagero** 1899.
10. **Schinonome** 1898.
11. **Murakumo** 1898.

Deplacement: 275 Tonnen, nominelle Geschwindigkeit 30 Knoten, Kohlenvorrat ca. 90 Tonnen. Artillerie: ein 7,6 cm-, fünf 5,7 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: zwei Rohre.

Torpedoboote.

Hatschitaka, Otori, Sagi, Uzura im Bau auf japanischen Werften oder eben fertig. Deplacement: 150 Tonnen. Weitere Angaben unbekannt.

Kari Aotoka, Hibari, Hato, Kiji, Tsubame. Deplacement: 120 Tonnen. Weitere Angaben nicht bekannt.

Schirataka 1898 bei Schichau gebaut. Deplacement: 125 Tonnen, Geschwindigkeit 29 Knoten. Artillerie: drei 4,7 cm-Geschütze. Torpedoarmierung: drei Rohre.

Kasasagi, Hayabusa, Tschidori, Manasuru 1898. Deplacement: 150 Tonnen. Armierung wie die vorigen.

Kotaka 190 Tonnen, nominelle Geschwindigkeit 19 Seemeilen. Armierung wahrscheinlich wie oben.

Fukurnju 1886. Deplacement: 128 Tonnen, nominelle Geschwindigkeit 23 Knoten. Armierung wie oben. (Von den Chinesen erobert.)

36 Torpedoboote zweiter Klasse aus den Jahren 1892/94. Deplacement: 80 bis 90 Tonnen, nominelle Geschwindigkeit 21 Knoten. Artillerie: ein 4,7 cm-Geschütz. Torpedoarmierung: drei Rohre.

27 Torpedoboote dritter Klasse aus den Jahren 1882/98 mit Deplacements von 40 bis 65 Tonnen und nominellen Geschwindigkeiten von 18 bis 25 Knoten. Über die Armierung dieser Boote ist nichts bekannt.

Acht Schultorpedoboote aus dem Jahre 1898. Deplacement: 80 Tonnen, Geschwindigkeit 26 Knoten. Artillerie: ein 4,7 cm-Geschütz. Torpedoarmierung: drei Rohre.

Spezialschiffe.

Ein Torpedodepotschiff **Tojohaschi.** Deplacement: 4200 Tonnen. Ein Minendampfer **Kojo Maru,** dieser Dampfer war zu Anfang des Krieges aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vorhanden, sondern man hat einen geeigneten Handelsdampfer zu diesem Zweck umgebaut und eingerichtet.

Anmerkung zu der Übersicht über die russischen und japanischen Streitkräfte.

Bei der Angabe der Artillerie sind die leichten Geschütze, d. h. von 5 cm abwärts, nicht mit aufgeführt. Die Angaben über Kohlenvorräte beziehen sich auf das Maximum der unterzubringenden Menge. Einen genauen Anhalt können diese Zahlen gleichwohl kaum geben und sind speziell bei den japanischen Kreuzern wahrscheinlich zu hoch angegeben. Wo bei Schiffen oder einer Schiffsklasse eine Angabe fehlt, ist diese in den veröffentlichten Flottenlisten nicht vorhanden gewesen.

Das russische Torpedoboot „Buene".

Weiterer Verlauf des Krieges im Februar 1904.

Allgemeine Betrachtungen.

Mußte ich schon bei der Schilderung der ersten Ereignisse des Krieges manches Fragezeichen einschalten, obgleich die Hauptresultate einwandfrei als richtig bekannt sind, so werden im folgenden die Fragezeichen noch häufiger werden. Erst nach dem Ende des Krieges wird die Geschichte seines Verlaufes richtig geschrieben werden können. Die Generalstäbe beider Länder, Berichte von Augenzeugen, tätigen und untätigen, werden, obgleich alle für sich subjektiv gefärbt und parteiisch gehalten, zusammen und miteinander verglichen, ein annähernd richtiges Bild des Ganzen und eine vollständige Reihe der einzelnen Ereignisse geben.

Die beiden Gegner haben natürlich zur See wie zu Lande das größte Interesse daran, daß nur solche Nachrichten in die Öffentlichkeit gelangen, welche ihnen irgendwie förderlich sind oder sein können. Anderseits gibt es auch Nachrichten, welche der betreffende Staat lieber veröffentlicht, als verschweigt, sei es von sich oder — dann natürlich im umgekehrten Sinne — von seinem Gegner, und umgekehrt. Das besorgt die offiziöse Berichterstattung, deren Angaben über Verluste des Gegners meist nach oben, die über eigene Verluste usw. nach unten vom Tatbestande abweichen. Über vorbereitende Maßnahmen, Märsche usw. von Schiffen und Soldaten wird naturgemäß allerstrengstes Stillschweigen beobachtet, oder aber absichtlich Falsches verbreitet, um den Feind, der ja auch die Nachrichten erfährt, zu täuschen. Die Japaner haben bis jetzt diese Grundsätze mit großer Geschicklichkeit durchgeführt; die Russen hatten — im Anfang des Krieges — als defensive Partei weniger zu verbergen, vielleicht waren auch noch andere Absichten dabei, genug, ihre Nachrichten, d. h. die offiziösen, sind durch den Verlauf der Ereignisse mit wenigen Ausnahmen bestätigt worden.

Was allerdings verschwiegen wird auf der einen Seite, und von der andern nicht bemerkt, das verschwindet spurlos bis zu einer Epoche, wo die Forschung eine historische wird. Umfassende Maßregeln haben Japan wie Rußland sofort mit Ausbruch des Krieges gegen unberufene Berichterstattung getroffen. In Japan selbst findet nur die offiziöse Version Verbreitung, Eingang in die Presse und freies Passieren durch das Telegraphenamt über den Ozean. Der japanische Postbeamte darf Telegramme nur in den drei ihm bekannten Sprachen: japanisch, englisch und französisch durchlassen; Chiffriertes wird natürlich überhaupt nicht durchgelassen, und die Kabelstationen sind beständig unter militärischer Aufsicht. Da nun der japanische Kontinent durch das Meer vom eigentlichen Kriegsschauplatz getrennt ist, so gelangt auch selbst dorthin nur eine solche Version, wie sie der betreffende Befehlshaber wünscht, wenn er nicht überhaupt chiffriert. Die Russen haben sämtliche Telegraphenleitungen überhaupt für Privatnachrichten gesperrt; was passiert, unterliegt außerdem noch der militärischen Kontrolle, ebenso die Kabelstationen. Ausländische Kriegskorrespondenten und Berichterstatter sind natürlich persönlich ebenso unter Kontrolle wie die geschriebenen oder telegraphierten Nachrichten, und die Benutzung drahtloser Telegraphie, wie sie von seiten des Dampfers der „Times" geschah, hat man sich auf beiden Seiten nachdrücklich verbeten.

Es liegt ebenso im Interesse der kriegführenden Parteien, keine Nachrichten über Bewegungen von Schiffen und Truppen, und hauptsächlich über Mißerfolge in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, wie auf der anderen Seite die modernen Mittel das Verbreiten von Nachrichten gegen früher ganz außerordentlich erleichtern. Der russische Statthalter Alexejew ließ sofort nach Eröffnung der Feindseligkeiten alle Telegraphenlinien für den Privatverkehr sperren und unter militärische Kontrolle stellen. Besondere Aufmerksamkeit warfen die Russen auch den in der Mandschurei sich aufhaltenden Fremden zu, welche teils ausgewiesen oder nach Feststellung ihrer Nationalität entweder als Spione verhaftet oder unter Beobachtung freigelassen wurden. Im Laufe der Zeit hat sich gezeigt, daß an allen Punkten der Mandschurei japanische Spione eifrig tätig waren, sei es, um die dortige Bevölkerung aufzuwiegeln, um Nachrichten zur japanischen Heeresleitung gelangen zu lassen, oder aber um die russischen Bahnverbindungen durch Sprengung zu zerstören.

Eine wirkliche Geschichte dieses Krieges zu schreiben muß also, wie gesagt, einer ferneren Zukunft vorbehalten bleiben, und wir können hier nur nach den

in die Öffentlichkeit gelangten Nachrichten, so unvollkommen und teilweise widersprechend sie auch sind, mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit den Tatsachen nahe zu kommen suchen und kombinieren.

Diese ersten ebenso unvorhergesehenen wie vernichtenden Schläge des Krieges erregten nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt ein ungeheures Aufsehen, man glaubte nicht anders, als daß nun Japan mit derselben Energie seine Erfolge und die mangelnde Bereitschaft der Russen ausnutzen werde. Es schwirrten denn auch die sonderbarsten, und an sich unwahrscheinlichsten Gerüchte durch die Welt, Port Arthur sollte genommen sein, große japanische Truppenmassen sollten auf Liaotong gelandet sein und den Russen blutige Landschlachten geliefert haben. Am 11. Februar wurde von einem heftigen Bombardement der japanischen Flotte auf Port Arthur und die russischen Schiffe erzählt, und dieses mit allen möglichen Einzelheiten, ja auch der Verlust an Schiffen auf beiden Seiten genau geschildert. Einige Zeit nachher erfuhr man, daß von allem dem nicht das geringste auf Wahrheit beruhte, sondern daß die japanische Flotte tatsächlich nach dem Bombardement am 9. nicht mehr vor Port Arthur gesehen worden war. Es wäre sicher das einzig Richtige gewesen, wenn die Japaner so gehandelt hätten, wie die Gerüchte ihnen nachsagten. Sie hätten einen Erfolg errungen, der die russische Flotte mit einem Schlage ihnen absolut unterlegen machte, sie wußten, daß der Feind unvorbereitet und nicht schlagfertig war und auch unter dem Eindruck dieses plötzlich und wider alles Erwarten erlittenen Verlustes stand. Der japanische Admiral Togo mußte aber auch wissen, daß alle diese Faktoren mit jedem Tage des Wartens geringer würden und deswegen mußte er sofort und mit aller Kraft angreifen, und ich möchte behaupten, daß, wenn das japanische Geschwader unmittelbar nach dem gelungenen Angriff der Torpedoboote in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar geschlossen auf die Reede gedampft wäre und die Russen aus nächster Nähe angegriffen hätten, so würde jener Tag auch das Datum einer völligen Vernichtungsschlacht geworden sein. Die Küstenbefestigungen waren einmal damals ebensowenig schlagbereit wie die Schiffe, und dann wäre es für sie auch eine sehr heikle Sache gewesen, in ein derartiges Handgemenge einzugreifen ohne Gefahr zu laufen, auch die eigenen Schiffe zu schädigen. Dem sei nun, wie ihm wolle, jedenfalls ließ sich während der nächsten Tage das japanische Geschwader nicht vor Port Arthur sehen, und wir wissen nicht genau, wo es in der Folgezeit sich aufhielt und welches seine Zwecke waren. Soweit man von hier aus die Lage übersehen konnte, konnten

nur zwei Möglichkeiten in Betracht kommen, nämlich, entweder daß das japanische Geschwader beim Bombardement sehr große Beschädigungen und Havarien erlitten hatte, und dann, daß man die Truppentransporte von der anderen Seite des Gelben Meeres für das Wladiwostocker Geschwader gefährdet hielt.

Das Wladiwostocker Geschwader.

Am 10. Februar war nämlich das in Wladiwostock stationierte russische Kreuzergeschwader ausgelaufen und man wußte nicht, wohin es sich gewendet hatte. Die Eisverhältnisse hatten sich in diesem Winter wahrscheinlich ohne Wissen und gegen die Erwartung der Japaner so günstig gestaltet, daß die russischen Kreuzer mit Hilfe eines Eisbrechers auslaufen konnten. Nun war das geschehen, man hatte den Hafen nicht beobachten lassen und es war infolgedessen völlig ungewiß, wohin der Geschwaderchef, Kapitän v. Reitzenstein, seinen Kurs gewendet hatte, man wußte auch nicht, welche Ziele überhaupt das Wladiwostockgeschwader verfolgen würde. Am nächsten lag ja der Gedanke, daß es versuchen würde, sich mit dem Geschwader von Port Arthur zu vereinigen und das mußte natürlich, wenn irgend möglich, verhindert werden. Die Russen konnten zwei Wege benutzen, nämlich entweder durch die Enge, zwischen der Südspitze von Korea und Japan hindurch passieren, oder aber um Japan an der Ostseite herum, und dann von Süden in das Gelbe Meer; ein ungeheurer, und bei der überaus schlechten Jahreszeit auch unsicherer Weg. Man muß aber annehmen, daß in der Zeit vom 10. bis 24. Februar die japanische Flotte nach beiden Seiten gesucht und beobachtet hat, ob die russischen Kreuzer den Versuch machten, sich mit ihrem Gros zu vereinigen. Nach Wladiwostock und überhaupt diesem nördlichen Meeresteile wurde der Admiral Kamimura mit einem Kreuzergeschwader, bestehend aus den Kreuzern „Jakumo", „Iwate", „Adzuma", „Idzumo" und dem Linienschiff „Hatsuse", geschickt. Die vielgesuchten Russen hatten jedoch keineswegs die Absicht, sich mit dem Port Arthur-Geschwader zu vereinigen; warum, ist nicht klar, denn wäre ein schneidiger Führer an der Spitze dieses schnellen und starken Geschwaders gewesen, so hätten sie ohne Zweifel sehr große Chancen gehabt, durchzukommen. Auch die Enge von Korea, welche wegen der in ihr liegenden Insel Juschima einigermaßen zur Überwachung sich eignet, hätte gleichwohl bei Nacht mit Aussicht auf unbemerktes Durchkommen durchlaufen werden können. Es kam hinzu, daß diese vier russischen Kreuzer

Kampf zwischen Kosaken und einer Tschungusenbande in der Mandschurei.
(Nach einer Originalzeichnung.)

schneller liefen und einen größeren Kohlenvorrat hatten, als irgend einer von den japanischen Kreuzern. Anstatt dessen hatte der Kapitän von Reitzenstein wohl die Idee, im Norden, und zwar immer in erreichbarer Nähe von Wladiwostock, einen Kreuzerkrieg auf hoher See und an der gegenüberliegenden Küste Nordjapans zu führen, und dadurch die Japaner zu einer Teilung ihrer Streitkräfte in eine nördliche und südliche Hälfte zu zwingen; auch diese Idee wäre, wenn entsprechend ausgeführt, nicht unpraktisch gewesen. Zu ihrer Verwirklichung gehörte aber ein Unternehmungsgeist und eine gewaltige Energie, welche im stande war, ein dauerndes Beunruhigungselement darzustellen und die japanischen Küsten durch Brand und Plünderung ständig in Angst und Atem zu halten. Die russischen Schiffe waren, wie gesagt, ihren Eigenschaften nach zu einer solchen Kriegsführung im höchsten Grade passend. Es ereignete sich aber nichts von alledem. Die russischen Kreuzer wurden allerdings am 11. Februar an der Küste Nordjapans gesehen, und zwar an der Tsugarustraße, dort begegneten sie einem japanischen Handelsdampfer, dem „Nakamura-Maru", nahmen dessen Mannschaft an Bord und brachten das Schiff selbst durch Kanonen- oder Torpedoschüsse zum Sinken. Darauf kehrte das Geschwader wieder nach Wladiwostock zurück, nachdem es vorher, wie es scheint, noch einen kleinen Vorstoß nach Süden gemacht hatte, ohne allerdings irgendwie sich kriegerisch zu betätigen. So konnte denn am 20. Februar Admiral Kamimura dem Admiral Togo Meldung machen, daß die Russen wieder nach Wladiwostock zurückgekehrt seien.

Die Japaner in Korea.

Kamimura langte mit seinem Geschwader am genannten Tage an der Enge von Korea bei Fusan an. Es hat also dort scheinbar in jenen Tagen das gesamte Gros der japanischen Flotte gestanden in der Erwartung, daß das Wladiwostockgeschwader sich zeigen werde, sei es, wie gesagt, um sich mit seinem Gros zu vereinigen, sei es, um die japanischen Truppentransporte zu beunruhigen. Die letzteren wurden, wie wir schon gelegentlich des Gefechts bei Tschemulpo erwähnt haben, sofort ins Werk gesetzt und während der nächsten Wochen dauernd gefördert. Es handelte sich für die Japaner zunächst darum, die Regierungsgewalt von Korea unbeschränkt in den Händen zu haben, und nachher alle die Vorbereitungen in Korea zu treffen, welche erforderlich waren, um den Durchmarsch der Hauptmasse des Landheeres zu gestatten. Es kann nicht genug auf die

ungeheuere Bedeutung und die Schwierigkeiten hingewiesen werden, welche in diesem Kriege die Fortbewegung der Landtruppen hat, und ganz besonders im Anfange hatte. Wir sind geneigt, da den Maßstab unserer europäischen Verhältnisse anzulegen; in jedem Lande Europas gibt es ein ausgebildetes Netz von Chausseen und passierbaren Straßen aller Art, und wo Flüsse sind, da hat man auch Brücken. In Korea ist von alledem nichts, das bergige und unkultivierte Land wird von zahlreichen Flüssen quer durchschnitten und die Einrichtung der Brücken ist den Koreanern völlig unbekannt. Das Übersetzen über die Flüsse kann bis zum April allerdings in einfacher Weise geschehen, weil die Eisdecke bis dahin stark genug ist, um auch schwere Lasten zu tragen. Nach der Eisschmelze dagegen müssen Brücken gebaut werden oder kleine Kähne zum Übersetzen benutzt werden. Eine kleine und wenig leistungsfähige Eisenbahn verband bei Ausbruch des Krieges Fusan und Söul, außerdem Söul mit dem naheliegenden Hafen von Tschemulpo. Diese Bahn nach Norden fortzusetzen wurde sofort in Aussicht genommen, und wir dürfen wohl annehmen, daß ein großer Teil aller in den ersten Wochen gelandeten Truppen vorwiegend hiermit und mit anderen Terrainarbeiten beschäftigt worden ist. Auch die Frage der Verpflegung mußte jetzt schon gelöst werden, weder Korea, noch die Mandschurei sind im stande, eine Armee zu ernähren. Diese muß es also selbst tun, und es bedarf keiner Erläuterung, daß dies gerade in Anbetracht der Beschaffenheit des Landes mit seinen Verbindungen von größter Schwierigkeit ist. Vom chinesischen Kriege her kannten die Japaner nun Korea und die Natur des Landes ganz genau. Sie wußten auch, daß sie sich jetzt auf eine eventuell sehr lange Dauer des Krieges einrichten, und für alle Fälle auch damit rechnen mußten, daß ihnen die Verbindung von Korea und der Mandschurei über See nach Japan nicht immer zur Verfügung stände. Man hat deswegen alles getan, um Korea zu einer rückwärtigen Basis zu machen, auf welche sich die Armee, wenn sie durch Mißerfolge zu Lande und zur See gezwungen sein sollte, sich zurückziehen, und aus welcher sie sich ernähren kann. Es sollen ungeheuere Magazine an den verschiedensten Punkten Koreas errichtet sein, dieselben haben vorläufig nur den Zweck von Reserven für den eben skizzierten Fall. Wir dürfen annehmen, daß diese Vorräte nicht nur Proviant, sondern auch Munition, Lazarette, Kleidung, kurz alles, was einer Armee notwendig ist, um sich lebend und schlagfertig zu erhalten, umfassen. Es verrät die Umsicht der japanischen Heeresleitung, daß sie sich bei diesen Vorbereitungen volle Zeit gelassen hat, länger allerdings, als

Russische Feldbäckerei.
(Nach einer Photographie.)

es den neuheitsgierigen Berichterstattern und dem Publikum der zuschauenden civilisierten Welt angenehm war. Die Wegeverhältnisse in Korea sind die denkbar schlechtesten, und auch die als Hauptfahrstraßen bezeichneten können sich nicht im entferntesten mit dem vergleichen, was wir in Deutschland einen gebesserten Weg oder einen guten Fahrweg, von Chaussee gar nicht zu reden, nennen. An durchgehenden Fahrstraßen sind in Korea zwei vorhanden, eine westliche und eine östliche. Beide beginnen bei Masampo bezw. Fusan, an der Südostspitze der Halbinsel. Die westliche geht von Fusan beinahe mitten durch die Halbinsel, und annähernd gerade bis nach Söul, von dort über Pjön-jöng, Antju nach Witschu am Jalufluß. Die östliche Straße geht von Söul nach Norden bis Gensan, und von dort an der Küste entlang bis Wladiwostock. Auch diese Hauptstraßen aber werden durch Flüsse, und deren sind eine ganze Anzahl vorhanden, auseinander gerissen und haben keinerlei Brücken.

Wie viele Truppen die Japaner in dieser ersten Zeit auf Korea gelandet haben, ist schon seinerzeit überall erörtert worden, ohne daß jedoch irgend eine bestimmte Zahl Glauben verdiente. Wir können nur das feststellen, daß Ende April unter dem Oberbefehl des Generals Kuroki eine Armee von rund achtzig-

tausend Mann am Jalu stand und ihn bekanntlich nach siegreichem Kampfe überschritt. Ich bin, wie gesagt, der Ansicht, daß die Zeit von den ersten Landungen der Japaner, also vom 8. Februar 1904 an, bis zum Beginn der eigentlichen militärischen Operationen, wegen der Vorbereitungen im Lande selbst, so lang war, die eventuell als Rückhalt später zu dienen hätten, außerdem auch wegen der enormen Schwierigkeiten, welche die Fortbewegung großer Heeresmassen in einem unwegsamen Lande und unwirtlichem Klima bereitet. Bis Mitte April herrschte starke Kälte in Korea, an welche der Japaner nicht gewöhnt ist, dann wurden mit Eintritt des Tauwetters, der Schnee- und Eisschmelze die so wie so primitiven Wege völlig grundlos. Die Flüsse konnten ohne Brücken und Kähne nicht mehr überschritten werden und schwollen stark an.

Die militärische Wichtigkeit Koreas für die japanische Armee machte es dringend notwendig, der Regierung und Bevölkerung völlig sicher zu sein. Die japanische Regierung hatte dies sofort erkannt und schon am 23. Februar wurde ein Abkommen unterzeichnet, in welchem die koreanische Regierung das Protektorat Japans anerkannte; welcher Art dieses Protektorat sein soll, zeigen die folgenden Hauptpunkte: Die japanische Regierung übernimmt die Verantwortung für die Sicherheit des koreanischen Kaiserhauses, ferner garantiert es für die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des koreanischen Reiches. Sollten diese dennoch bedroht sein, so wird die japanische Regierung die notwendigen Maßnahmen treffen, und natürlich von der koreanischen Regierung unterstützt werden. Japan und Korea verpflichten sich, keine diesem Vertrage widersprechende Abkommen mit anderen Mächten einzugehen. Japan kann also nicht nur kraft seiner militärischen Überlegenheit, sondern vertragsmäßig in Korea schalten wie es will. Man hat jedenfalls beabsichtigt und gehofft, daß die Stimmung der koreanischen Bevölkerung weniger feindselig sein wird, wenn die japanischen Truppen durch das Abkommen legitim zum Durchmarsch und Aufenthalt berechtigt sind, als wenn man die Verhandlungen mit der koreanischen Regierung nicht für notwendig gehalten, und einfach allen sich irgendwo zeigenden Widerstand niedergeworfen hätte. Die Koreaner sind nämlich von Haus aus den Japanern durchaus nicht freundlich gesinnt und haben auch keinen Grund dazu. Mißhandlungen, angezettelte Palastrevolutionen und massenhafte Morde bezeichnen den Weg und die Tätigkeit der japanischen Reformatoren in Korea. Die Russen, welche viel vorsichtiger kolonisieren, viel Geld ins Land bringen und

den Leuten ihre Freiheit lassen, sind auch bei den Koreanern beliebter. Deshalb haben denn auch die Japaner von Anfang an alles getan, um sich dem koreanischen Volk angenehm zu machen, und besonders der bekannte japanische Staatsmann Markis Ito, welcher nach Söul entsendet wurde, hat alles getan, um Korea von der Uneigennützigkeit Japans zu überzeugen, und z. B. erhebliche Geldsummen leihweise zur Verfügung gestellt, um die aus dem Durchmarsch des japanischen Heeres erwachsenden Lasten für die Bevölkerung erträglich zu gestalten.

Es ist bezeichnend, daß dieser Vertrag nicht schon vor dem Kriege in einem geheimen Abkommen, wie es ja sehr natürlich scheint, geschlossen worden ist, sondern erst nach dem Ausbruch des Krieges und den ersten blendenden japanischen Erfolgen. Sicherlich wäre der Vertrag nicht zustande gekommen, wenn Rußland und nicht Japan in der ersten Periode des Krieges beträchtliche Erfolge zur See errungen hätte, und vielleicht wäre Korea offen auf Rußlands Seite getreten. Daß dies bei späteren russischen Siegen noch eintreten kann, ist keineswegs ausgeschlossen, und deswegen dürfen wir auch annehmen, daß selbst nach dem Überschreiten des Jalulusses und dem Beginn der militärischen Operationen in der Mandschurei und auf der Halbinsel Liaotong ganz beträchtliche Truppenmengen an allen wichtigen Punkten Koreas zurückbleiben werden. Kommen diese auch in Abzug von der Feldarmee, so muß das in Kauf genommen werden, denn Korea ist militärisch von zu großer Bedeutung, um auch nur die geringste Vorsichtsmaßregel zu unterlassen.

Japanische Truppentransporte und Landungen.

Während, wie gesagt, die Landungsplätze während der ersten Wochen hauptsächlich Masampo und Fusan am Südostende von Korea, und Tschemulpo an der Westseite dicht bei Söul waren, kam bald noch ein dritter im Norden der Ostküste hinzu, Gensan, sowie das eben nördlich davon gelegene Port Lazareff; welche Wege diese einzelnen Truppenteile genommen haben, wissen wir nicht, aber vielleicht werden uns die späteren Ereignisse Aufschluß darüber geben.

Die ersten Truppentransporte und Landungen waren ohne Zweifel mit großer Sorgfalt und bis aufs letzte vorbereitet. Am 6. Februar waren wohl die Truppen in Sasiebo schon eingeschifft und längere Zeit vorher ebenso bereit wie die im Hafen liegenden Transportschiffe. Die japanische Regierung hat

mit großer Umsicht schon vor Eröffnung der Feindseligkeiten beinahe alle Kauffahrteidampfer japanischer Flagge in die heimischen Häfen dirigiert, und zwar so unauffällig, daß man nichts davon gemerkt hat. Dann muß man auch eine sehr große Menge von fremden, hauptsächlich englischen Dampfern gekauft oder gechartert haben. Die japanischen Linien sind so wie so verpflichtet, ihr Material im Kriegsfalle der Regierung zur Verfügung zu stellen. Wir wissen nicht, über wieviel Dampfer Japan zu den Truppentransporten verfügt hat, auch nicht, von welcher Größe und Geschwindigkeit die betreffenden Schiffe sind.

Für diese Transporte nun können wir natürlich nicht dieselben oder auch nur ähnliche Maßstäbe anlegen, wie bei den englischen und deutschen Expeditionen, welche wochenlang auf dem Ozean verweilen und verschiedene Klimata passieren mußten. Die ganze Einrichtung der Dampfer ist ungleich viel einfacher, wenn der Transport nur einen halben bis anderthalb Tage unterwegs zu sein braucht, wie von den japanischen Häfen nach Fusan, Tschemulpo und Gensan, und auch, wenn die Reise noch einen Tag mehr dauern sollte, so macht das keinen großen Unterschied. Es brauchen keine besonderen Vorrichtungen zum Schlafen der Leute auf dem Dampfer getroffen zu werden, wie bei langen Reisen, für welche man mit ängstlicher Sorgfalt jedem Mann sein bestimmtes Raum- und Luftquantum zumißt. An Proviant kann jeder Mann so viel bei sich tragen, wie er während der Überfahrt braucht, und auch dies trägt besonders zur Vereinfachung bei. Dann aber braucht das Packen oder Laden nicht mit derselben Vorsicht und Sorgfalt zu geschehen, wie für eine lange Reise, Kohlen brauchen nicht unterwegs genommen zu werden, kurz, bei einiger Übung der Mannschaften, und wie bald ist diese erreicht, wird vor und nach solchen kurzen Transporten das Ein- und Ausschiffen mit sehr großer Schnelligkeit vor sich gehen. Ebenso wie im Jahre 1894, als die japanischen Armeen zum Kriege gegen China hinübergesetzt wurden, hat man auch jetzt zur Ausschiffung der Truppen eine große Anzahl von kleinen Flößen, Booten und Pontons im Schlepp der Dampfer mitgenommen. Eine sehr praktische Maßnahme, die natürlich auch nur bei derart kurzen Transporten, und wenn man des Wetters einigermaßen sicher ist, getroffen werden kann. In Tschemulpo, wo, wie ich oben erwähnt habe, bei der ersten Landung die Truppen bei Ebbe über die vorgelagerten Sandbänke marschieren mußten, hat man nachher durch Pontons und übergelegte Bretter an den Ufern vollkommene Landungsbrücken hergestellt, so daß Menschen und Material ebenso trocken wie schnell ausgeschifft werden konnten. Dasselbe wird

ohne Zweifel an den anderen Landungsplätzen geschehen sein, denn man konnte sich in aller Ruhe mit diesen Arbeiten beschäftigen, weil Korea kein feindliches Land war. Die koreanische Bevölkerung hat sich denn auch unter dem Drucke

Japanische Sanitätskolonne auf dem Vormarsch in Nordkorea.
(Nach einer Skizze von C. Clark.)

ihrer Beamten und Regierung den Japanern hierbei, wie auch den Wegebesserungsarbeiten und was damit zusammenhängt, sehr nützlich und willig gezeigt. Nach dem Torpedobootsangriff am 9. Februar und dem sich daran anschließenden Bombardement wurden Gerüchte verbreitet, daß die Japaner an

Der Spion! Scene in einem Fort von Port Arthur.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog).

verschiedenen Stellen der Halbinsel Liaotong und auch bei Inkau, der Hafenstadt von Niutschwan, Landungen versucht hätten, jedoch ohne Erfolg. Man kann wohl als sicher annehmen, daß diese Meldungen sämtlich aus der Luft gegriffen worden sind, denn die russische Flotte hätte solche Versuche so sicher verhindern müssen, daß es eine so große Torheit von den Japanern gewesen wäre, sie zu versuchen, daß man sie ihnen nicht zutrauen kann. Bei Niutschwan machten es überdies die Eisverhältnisse ganz unmöglich, auch nur an eine Landung zu denken, ebenso an allen nördlicheren Häfen und Buchten von Liaotong und der Südküste der Mandschurei. Eine Truppentransportflotte ist wohl das unbehilflichste, am meisten gefährdete und am leichtesten tödlich verletzbare Instrument, was auf dem Wasser schwimmt. Die Dampfer, welche man dazu benutzt, sind ohne jeden Schutz, ihre Maschinen und ihre Kessel liegen, wie bei allen Kauffahrteidampfern, hoch über der Wasserlinie, ihre Schotteneinteilung ist höchst mangelhaft, und ein einziger Schuß aus einem Geschütz mittleren Kalibers kann den größten Truppentransportdampfer augenblicklich zum Sinken bringen. Er ist mit Kriegsmaterial aller Art und mit Soldaten so voll gepfropft, wie es seine Tragfähigkeit und seine Räume irgend gestatten. Einen solchen Dampfer zu verlieren ist also ein höchst unangenehmer Ausfall. Die Geschwindigkeit der Dampfer ist im allgemeinen sehr gering und wenn sich auch einige schnelle unter ihnen finden sollten, so ist doch die große Menge langsam laufend und nach ihr müssen sich die schnellen Dampfer richten, damit die ganze Flotte zusammenbleiben kann; darauf ist sie angewiesen, einmal, damit alle zugleich ankommen und die Ausschiffung möglichst schnell geht, dann aber auch, damit die Kriegsflotte die Möglichkeit hat, den Transport zu schützen. Es ist im Interesse der Wissenschaft bedauerlich, daß bis jetzt im modernen Kriege noch nicht die Probe auf die Wirksamkeit dieses Schutzes einer Transportflotte durch Kriegsschiffe gemacht worden ist. Einem unternehmenden und geschickten Feinde gegenüber dürfte es sehr schwierig sein. Man bedenke, daß die schützenden Kriegsschiffe, welche z. B. eine Anzahl von 20 bis 30 schlecht manövrierenden und langsam fahrenden Dampfern unter ihre Flügel nehmen sollen, verhindern müssen, daß diese von feindlichen Schüssen getroffen werden. Nun nehmen aber 20 bis 30 Dampfer einen ganz erheblichen Raum in Anspruch und sie völlig mit Kriegsschiffen zu umgeben, würde eine Riesenflotte beanspruchen, jedenfalls eine weit größere, als Japan sie hat. Die begleitenden Schiffe müssen sich also darauf beschränken, sich auf den nach ihrer Ansicht am ehesten gefährdeten Seiten auf-

zuhalten, bereit zum sofortigen Vorstoß, sowie sie ein feindliches Schiff sehen. Legt es aber ein geschickter Feind darauf an, einen Transport anzugreifen, so wird er von allen Seiten angreifen lassen, mit Torpedobooten, kleinen und großen Kreuzern, und dann ist es, wie gesagt, eine recht mißliche Sache, denn selbst wenn es gelingt, die Angreifer zu verjagen und zu vernichten, so wird man doch schwerlich verhindern können, daß sie auch die Transportdampfer beschießen. Bei Nacht vollends ist ein wirksamer Schutz annähernd ausgeschlossen und der einzige beruht in möglichster Unsichtbarkeit der Dampfer. Daß die Russen sich diese Gelegenheiten nicht zu Nutze gemacht und mit aller Energie gesucht haben, war entschieden ein sehr großer Fehler von ihnen; wäre man von Port Arthur und Wladiwostock unaufhörlich auf Beunruhigung der Transporte ausgegangen, so hätte jedenfalls ein Erfolg unter keinen Umständen gefehlt, nämlich eine bedeutende Verzögerung des japanischen Aufmarsches auf dem ostasiatischen Kontinent, sei es nun in Korea, auf Liaotong, oder in der Mandschurei. Nach der ganzen Lage der Dinge mußte aber eine energische Kriegführung seitens der Russen sich diese Verzögerungen im ungünstigsten Falle, im günstigsten Vernichtung von Schiffen und Menschen in allererster Linie zum Ziel nehmen. Die Russen waren ja auf dem Lande bei Beginn der Feindseligkeiten noch viel weniger bereit, als zur See, die Anzahl der Truppen auf und nahe dem zukünftigen Kriegsschauplatze genügte nicht annähernd und die einzelnen Kontingente waren weit über das ungeheure Gebiet zerstreut. Man konnte diesen Mängeln und Übelständen nur abhelfen, wenn man die Zeit dazu hatte oder sich schaffte, das aber war nur möglich durch Verzögerung des japanischen Aufmarsches. Jeder vernichtete Truppentransportdampfer, jeder aus Besorgnis vor russischen Angriffen unterbliebene und hinausgeschobene Transport hätte für die Russen einen mehr oder minder erheblichen Zeitgewinn bedeutet und jeder gewonnene Tag wiederum führte ihm so und soviel tausend Mann aus Europa nach dem fernen Osten.

Anstatt dessen hatten die Ereignisse von Port Arthur auf den Oberstkommandierenden, den Statthalter Alexejew und den Geschwaderchef Admiral Stark einen so deprimierenden Eindruck gemacht, daß sie glaubten, die Tätigkeit der Flotte auf die reine Defensive beschränken zu müssen. Man fürchtete wohl tatsächlich, wie auch die genannten Gerüchte zeigen, eine Landung nahe dem Ende der Halbinsel Liaotong und beeilte sich, auf den Reeden und in den Buchten, die man gefährdet glaubte, Minen zu legen. Dabei passierte es dem Minendampfer „Jenessei", welcher die Aufgabe hatte, die Bucht von Talienwan, an

deren innerem Teil der große Handelshafen Dalny liegt, zu sperren, daß er durch eine eigene Mine dem Untergang verfiel. Russische Berichte stellten den Vorgang folgendermaßen dar: Der „Jenessei" hatte schon eine große Anzahl von Minen in mehreren Reihen vor und in der Bucht gelegt. „Jenessei" hatte im ganzen 400 Minen an Bord gehabt und alle bis auf zwei gelegt, als er die 399. gerade über Bord befördert hatte, funktionierte der Mechanismus nicht und die Mine blieb an der Oberfläche des Wassers schwimmen. Was nun die Absicht des Kommandanten tatsächlich war, ist nicht klar. Einigen Versionen zufolge wollte man auf die Mine schießen, um sie aus sicherer Entfernung zur Detonation zu bringen und damit unschädlich zu machen, während andere Berichte sagen, man habe vom „Jenessei" aus gar nichts bemerkt und der Kommandant ruhig weiter manöveriert, bis plötzlich die Mine schwimmend ganz dicht vor dem Bug bemerkt worden sei. Zu spät, um ihr noch ausweichen zu können explodierte sie dann am Bug des Schiffes und schlug ein so großes Leck, daß der „Jenessei" nach kurzer Zeit sank. Ein großer Teil der Mannschaft konnte in den zu Wasser gelassenen Booten gerettet werden, während der Kommandant sich weigerte das Schiff zu verlassen, mit ihm unterging und ertrank. Seine letzten Worte waren: „Lebt wohl Kinder, rettet euch und kümmert euch nicht um mich."

Zwei Tage nachher wurde auch der russische Kreuzer „Bojarin" ebenfalls in der Talienwanbucht schwer verletzt. Einigen Berichten zufolge war er ebenfalls auf eine an der Oberfläche schwimmende Mine getrieben und leck geschlagen, während andere Berichte behaupten, er sei bei einem heftigen Sturme auf einen Felsen aufgestoßen und dort schwer havariert worden. Den wahren Tatbestand und die Dauer der Reparatur hat man nie erfahren. Es sei hier bemerkt, daß die sämtlichen Gewässer in jenen Gegenden sowohl bei Port Arthur selbst, als auch in den verschiedenen Buchten und Durchfahrten sehr stromreich sind, die Flut und Ebbe also einen ganz erheblichen Unterschied in der Höhe des Wasserstandes hervorruft. Dies im Verein mit den häufigen schweren Stürmen während der Monate Januar bis Mai macht den Minendienst in engen Gewässern zu einem außerordentlich gefährlichen. Die Minen, von denen später eine genaue Beschreibung gegeben werden wird, reißen sich von ihren Ankertauen los oder treiben mit ihrem Anker von den Plätzen, wo sie gelegt waren. Diese sind natürlich oder sollen der Partei, welche sie hat legen lassen, ganz genau bekannt sein, man trägt die Stellen in der Seekarte ein und kann auf diese Weise das für den Feind höchst gefährliche Gewässer ruhig befahren,

Koreanisches Dorf am Yalu.
(Nach einer Photographie.)

indem man die Stelle vermeidet, wo die Minen liegen. Bleiben sie dagegen nicht auf ihrem Platze liegen, so ist das Gewässer für ihre eigene Partei genau ebenso gefährlich, wie nachher für den Feind, denn auch sie weiß nicht, wo die Minen nun liegen, sich an oder eben unter der Wasserfläche herumtreiben. Es muß deswegen beim Legen von Minen mit größter Genauigkeit und Zuverlässigkeit verfahren werden. Diese beiden Forderungen scheinen aber von den Russen nicht erfüllt worden zu sein, wie wir auch im späteren Verlaufe des Krieges noch sehen werden. Es macht beinahe den Eindruck, als ob in jenen ersten Wochen nach den schweren Verlusten und unter dem Eindruck der Überraschung durch die japanische Flotte und in der Erwartung eines entscheidenden Angriffes mit überlegenen Streitkräften nicht nur Port Arthur, sondern in allen angrenzenden Buchten in großer Anzahl Minen gelegt worden sind, ohne daß man nachher genau ihre Plätze gewußt hatte. Es ist dies auch nach Äußerungen russischer Seeoffiziere höchst wahrscheinlich und wir werden im weiteren Verlaufe des Krieges darauf zurückkommen. Andererseits muß man sich darüber wundern, weil gerade der Minendienst seit vielen Jahren eine Spezialität in der russischen Flotte bildet. Es bleibt nur der Schluß, welchen wir noch recht oft werden ziehen müssen, daß die Personalausbildung in der russischen Flotte bei Beginn des Krieges keineswegs auf der Höhe stand, um einmal der japanischen qualitativ gewachsen zu sein, und dann überhaupt so komplizierte technische Mechanismen, wie sie jedes moderne Kriegsschiff darstellt, in genügender Weise zu beherrschen.

Neues Vorgehen gegen Port Arthur.

In der Nacht vom 13. zum 14. Februar sollen einige japanische Torpedoboote auf der Reede von Port Arthur erschienen sein, um die russischen Schiffe anzugreifen. Es ist sehr zweifelhaft, ob man diesen Angriff als historisch betrachten soll oder nicht. Es herrschte in jener Nacht ein heftiger Schneesturm, sodaß die Boote den Vorteil sehr großer Unsichtbarkeit hatten. Dieser hat aber den nicht minder großen Nachteil speziell, wenn die Luft, wie in diesem

Reguläre Kosaken in Parade bei Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

Falle, durch Schnee auch auf ganz geringe Entfernungen unsichtig ist, daß die Boote auch selbst nichts sehen können. Die Russen haben die Boote überhaupt nicht gesehen, während der spätere Bericht des Admirals Togo angab, die beiden Torpedoboots-Kommandanten hätten jeder ein feindliches Schiff getroffen und ihrer Beobachtung nach auch zum Sinken gebracht.

Welche Taktik Admiral Togo Port Arthur gegenüber einzuschlagen beabsichtigte, sollte sich bald zeigen, denn wenige Tage nachher, in der Nacht vom 23. auf 24. Februar, ließ er einen Versuch machen, den Hafen von Port Arthur

derart zu sperren, daß kein russisches Schiff mehr aus- und einlaufen könne. Der zu sperrende Teil war, wie unsere Leser nach der Beschreibung und Zeichnung des Hafens von Port Arthur ohne weiteres annehmen werden, die verhältnismäßig schmale Einfahrt, welche die Außenreede mit der inneren verbindet. Die Tiefe dieser Einfahrt ist nicht genau bekannt, jedoch scheint, als ob bei niedrig Wasser große Schiffe nur mit Vorsicht passieren können, so hat man auch den „Retvisan" wohl auch deswegen so lange vor der Einfahrt liegen lassen müssen, weil sein vollgelaufenes Vorschiff so tief unter Wasser ging, daß er die Einfahrt nicht passieren konnte. Ihre Breite soll an der schmalsten Stelle gegen 150 m betragen, wahrscheinlich aber ist das Fahrwasser mit genügender Tiefe für große Schiffe nicht auf dieser ganzen Breite vorhanden, sonst wäre es von vornherein ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, die Einfahrt zu sperren, denn die größte Breite eines großen Panzerschiffes beträgt keinesfalls über 25 m, es könnten also bei einem 150 m breiten Fahrwasser drei große Schiffe nebeneinander auslaufen. Wir können aber annehmen, daß das Fahrwasser nur in der Mitte des Einfahrtkanals eine schmale und verhältnismäßig tiefe Rinne bildet und diese zu sperren, liegt ja nahe. Schon im spanisch-amerikanischen Kriege hatte man diesen Versuch gemacht und der amerikanische Leutnant Hobson fuhr mit einem alten Schiff in die schmale Hafeneinfahrt von Santiago, wo er es versenkte, jedoch den Zweck der Sperrung nicht erreichte. Es ist auch sehr schwierig, speziell in Gewässern, wo Strömung vorhanden ist, solch ein Schiff an einer ganz bestimmten Stelle auf den Grund hinunter zu bringen, denn es sinkt ja nicht so schnell wie ein Stein, sondern bedeutend langsamer, weil es immer erst allmählich voll Wasser läuft und langsam seinen Auftrieb verliert.

Admiral Togo hatte nach der ersten Beschießung Port Arthurs den Eindruck erhalten, daß es ohne schwere Verluste für seine Flotte nicht möglich sein werde, der Festung Herr zu werden oder auch nur den Festungswerken und den unter ihrem Schutze fechtenden Schiffen nennenswerten Schaden zuzufügen. Für ihn war aber von vorneherein jeder Verlust an Schiffen oder schwere, lange dauernde Reparaturen erfordernde Havarien eventuell verhängnisvoll und unter allen Umständen zu vermeiden, denn die japanische Flotte hat von Anfang an kein einziges Reserveschiff gehabt, sondern stand sofort mit allen Kräften vor dem Feinde. Diese sollen bis zu Ende aushalten und das ist an und für sich, wenn man auch nur eine einjährige Dauer des Krieges annimmt, eine ungeheure Beanspruchung des Schiffsmaterials. Dann aber mußte der Admiral und muß

es auch noch jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, mit dem Eintreffen einer russischen Hilfsflotte aus dem Baltischen Meer rechnen. Ziehen wir diese Überlegungen, die sich ja Admiral Togo ohne jeden Zweifel gemacht hat, in Betracht, so muß man ihm allerdings zugeben, daß er vor einer nicht ganz leichten Aufgabe stand. Meiner Ansicht nach hatte er in jener Phase des Krieges zwei Alternativen, entweder die absoluter Vorsicht oder aber ganz rücksichtslosen Draufgehens und dies würde ihm z. B. bei Benutzung der höchstgünstigen Gelegenheit am 9. Februar vielleicht einen entscheidenden Erfolg eingetragen haben. Zur Durchführung dieses Planes wurden nun fünf Dampfer in der folgenden Weise ausgerüstet. Man füllte den ganzen Schiffsraum mit Steinen und Zement, so daß die Schiffe so tief gingen, wie ihre Schwimm- und Manöverierfähigkeit nur irgend gestattete. Auf den Boden der Dampfer, und zwar wahrscheinlich unter der Maschine, hatte man Sprengstoffe gelegt, welche entweder durch einen elektrischen Kontaktapparat oder, wie die Russen behaupten, durch ein, wenn aufgezogen, automatisch arbeitendes Uhrwerk, eine sogenannte Höllenmaschine, oder aber durch einen Zeitzünder zur Explosion gebracht werden sollten. Hierdurch sowie durch gleichzeitige Öffnung von Ventilen, sollte ein so großes Loch bezw. so viele Löcher in den Schiffsboden geschlagen werden, daß der Dampfer mit großer Geschwindigkeit auf den Grund sank. Bemannt waren sie mit Marinemannschaften, welche sich freiwillig gemeldet hatten und ihre Führung lag in den Händen von einem Leutnant, abgesehen von dem vordersten Dampfer, welchen ein Kapitänleutnant befehligte.

In der Nacht vom 23. auf den 24. Februar geleitete das erste Geschwader die Dampfer zusammen mit einer Anzahl Torpedofahrzeuge bis zum Vorgebirge von Liautischan, hier blieben die Schiffe zurück und die Dampfer fuhren, begleitet von einigen Torpedobooten, in Richtung auf die Hafeneinfahrt zu. Um möglichst nicht gesehen zu werden, hielten sie sich dicht unter dem hohen westlichen Ufer, welches nach Süden zu in das genannte Vorgebirge von Liautischan ausläuft. Es ist dies ein stets auch von Torpedobooten, die sich heranschleichen wollen, benutzter Kunstgriff, denn während im freien Wasser und besonders gegen einen freien Horizont oder ein niedriges Ufer sich die Silhouette eines Fahrzeuges und ganz besonders bei starker Rauchentwickelung aus dem Schornstein abhebt, bietet ein hohes steiles Ufer einen ausgezeichneten Schutz, wenn die Nacht nur einigermaßen dunkel ist. Selbstverständlich hatten die Dampfer wie die Boote alles Licht, was nach außen sichtbar sein konnte, entweder gelöscht oder abgeblendet.

Landung japanischer Infanterie.
(Nach einer Photographie.)

Japaner im Hinterhalt.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

Die Russen hatten aber aus dem ersten Unglücksfall am 8. Februar die praktische Lehre gezogen, daß scharfe Aufmerksamkeit unbedingtes Erfordernis sei, wenn sie nicht wieder ähnliche Erfahrungen machen wollten. Alle Lichter in der Stadt und im Hafen, ferner die Leuchttürme und Leuchtbojen waren vollständig gelöscht und nur die mächtigen Scheinwerfer an der Küste, und zwar die einen

Der „Jenissei" beim Minenlegen (s. S. 115).
(Nach einer Skizze.)

an dem bergigen Ostufer, die anderen auf der Tigerschwanz-Halbinsel, bestrichen ohne Aufhören mit ihren Lichtkegeln suchend die Wasserfläche der Reede. Links, wenn man von außen hereinkommt, lag das havarierte Linienschiff „Retvisan" und zwar fest auf dem Grunde im flachen Wasser. Es war, wie gesagt, nicht möglich gewesen, das wegen des vollgelaufenen Vorschiffs vorne zu tief gehende Schiff durch die Einfahrt in den Innenhafen zu schleppen und so ließ man es

draußen liegen mit der Breitseite nach der hohen See gekehrt, wie ein stets zum Schuß bereiter Wachposten. Außerdem lagen noch auf der Reede die drei Kreuzer „Bayan", „Askold" und „Novick", ebenfalls zur Ausübung des Wachdienstes. So geschah es denn, daß der vorderste der Dampfer sich plötzlich von einem Scheinwerfer hell beleuchtet fand, als er noch volle drei Seemeilen — eine Seemeile ist gleich 1852 Metern — von der Einfahrt entfernt war. Im selben Moment nahmen ihn die Geschütze zweier Strandbatterien unter Feuer und zwar ein so wohlgezieltes, daß er nach wenigen Minuten schon steuerlos vorne in der Wasserlinie getroffen und leck nach Backbord auf Strand lief. Es sei daran erinnert, daß in jenem Moment alle Dampfer noch in der Nähe und, wie sie gemeint hatten, im Schutze des westlichen Ufers sich befanden, dasselbe lag also links, seemännisch ausgedrückt an Backbord, von ihnen. Die folgenden vier schwenkten nun mehr nach Steuerbord rechts, um in die Mitte des Fahrwassers zu gelangen. Da bekam aber schon der zweite, also jetzt der vorderste, einen Schuß in seinen Steuerapparat und trieb durch Wind oder Strom ebenfalls auf den Strand. Die letzten drei setzten ihren Kurs fort und vermehrten die Geschwindigkeit ihrer Fahrt, soweit es die Maschinenkraft, und diese war wohl recht unzulänglich, irgend gestattete. Der nunmehr vorderste wurde ebenfalls leck geschossen und sank im tiefen Wasser. Die beiden letzten endlich kamen glücklich bis an die Einfahrt, verschätzten sich aber in der Richtung.

Der vierte glaubte sich vor oder in der Einfahrt, während er sich tatsächlich dicht unter dem Leuchtturm befand und versenkte sich dort. Der letzte machte den entgegengesetzten Fehler, fuhr an der Einfahrt vorbei und versenkte sich dicht unter dem östlichen Ufer. So die Berichte. Es mag immerhin zweifelhaft scheinen, ob diese beiden letzten Dampfer sich selbst absichtlich versenkt haben oder durch das russische Feuer leck geschossen, wider ihren Willen am unrichtigen Platz auf den Grund sanken. Ihre Aufgabe war unter allen Umständen eine äußerst schwierige, desto schwieriger, je besser der Verteidiger aufpaßte. Das haben aber die Russen entschieden getan, ihre Scheinwerfer, ihre Batterien und ihre Schiffe. Besonders die Tätigkeit des „Retvisan" wurde im Bericht des Statthalters Alexejeff an den Zaren sehr rühmend erwähnt und in erster Linie seinem wohlgezielten und massenhaften Schnellfeuer zugeschrieben, daß der kühne Anschlag der Japaner mißlang. Es kam hinzu, daß der „Retvisan" ebenfalls über zwei mächtige Scheinwerfer verfügte und mit ihnen sowohl sein Feuer ausgezeichnet dirigieren als auch die gerade in jener Richtung sinkenden

Schiffe blenden konnte. Es ist nämlich absolut unmöglich, auch nur das Geringste zu sehen oder zu unterscheiden, wenn ein elektrischer Scheinwerfer einem direkt ins Gesicht gerichtet ist, er verursacht eine derartige Blendung, daß weder dunkle Gläser noch Schirme irgend etwas helfen. Man fährt wie ein Blinder und hat keinen Begriff mehr von Richtung und Entfernung. Unter diesen Umständen hatten die begleitenden japanischen Torpedoboote natürlich auch kein Glück. Sie haben allerdings eine Anzahl von Torpedos verschossen, denn man fand solche am anderen Morgen auf der Reede schwimmen, aber kein russisches Schiff wurde getroffen. Andererseits gelang es auch den Russen nicht, eins von den schnellen und geschickt manövrierenden Booten außer Gefecht zu setzen oder auch nur zu havarieren. Die russischen Kreuzer verfolgten die fliehenden Boote noch eine Zeit lang, wurden aber durch Signal zurückgerufen, ohne Erfolg mit ihrer Jagd gehabt zu haben. Es wurde nämlich schon hell und man erblickte in der Ferne das japanische Linienschiffsgeschwader, welches ungefähr an derselben Stelle, wo es wohl gestern die Boote und Dampfer entlassen hatte, wartete. Ob und wie viele von den Besatzungen der Dampfer ertrunken, den Russen in die Hände gefallen oder entkommen sind, steht nicht einwandfrei fest. Jeder Dampfer schleppte schon bei der Annäherung nach der Reede ein kleines Boot hinter seinem Heck und in dieses sollten sich die Besatzungen retten, wenn der Dampfer auf den Grund versenkt wurde. Die Torpedoboote sollten dann, so war die Absicht, die Leute wieder aus diesen kleinen Booten zu sich an Bord nehmen; da sie aber, wie gesagt, von den russischen Kreuzern gejagt, mit äußerster Geschwindigkeit auf die hohe See fliehen mußten, so waren die kleinen Schiffsboote auf sich selbst angewiesen. Einige der Boote strandeten dicht an der Stelle, wo die letzten Dampfer gesunken waren und die Insassen wurden gefangen, einige Leute wurden in ihren Booten erschossen und ein Boot, besetzt von einem Offizier und 28 Mann, soll auf die hohe See getrieben und nach langer Fahrt an einer Insel, vermutlich von der Miaotau-Gruppe, gestrandet sein. Dort setzten sie sich in Besitz einer Dschunke, segelten nach Tschifu und wurden dort vom japanischen Konsul in Empfang genommen. Ein anderes Boot endlich mit sieben Leuten wurde am Nachmittag des folgenden Tages von der Flotte auf hoher See gesichtet und die Leute an Bord genommen.

So war denn dieser, man muß sagen kühn ausgedachte und mit großem Mut durchgeführte Versuch mißglückt. Viel verloren hatten die Japaner nicht, jedenfalls kein einziges Kriegsfahrzeug und die fünf Dampfer stellten keinerlei

Ernst zu nehmenden Verlust dar. Die Russen und speziell die russischen Zeitungen in Europa waren voll von Freude und Jubel über die Wachsamkeit der Hafenverteidigung. Bis zu einem gewissen Grade sicher mit Recht, denn es war gezeigt worden, daß man in Port Arthur auch aufpassen konnte und allein das schon bedeutete einen moralischen Erfolg. Andererseits konnte sich der Unparteiische doch eines leisen Bedenkens für die Zukunft nicht erwehren, angesichts der Tatsache, daß es doch zwei Dampfern gelungen war, bis ganz dicht an die Einfahrt

Die Hafeneinfahrt von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

heranzukommen, lange nachdem man sie gesehen hatte, sie beleuchtet und beschossen hatte. Hätten sie ein wenig mehr rechts und links gehalten, so war eine wenigstens teilweise Sperrung der Einfahrt von Port Arthur gewiß. Dabei waren die Verteidigungsmittel im Verhältnis außerordentlich groß: die Küstenbatterien, die mächtige und schnell feuernde Batterie, welche der „Retvisan" darstellte und außerdem, wie es scheint, noch eine Anzahl von Torpedofahrzeugen. Erwog man dies alles zusammen, so mußte man das Lob dahin einschränken, daß zwar gut aufgepaßt wurde, aber die Manöver der russischen Schiffe und wahrscheinlich auch ihre Schießleistungen recht mangelhaft gewesen sind. Nach

russischen Berichten sollen übrigens zwei bis drei japanische Boote durch das Feuer des „Retvisan" und einer Küstenbatterie vernichtet worden sein. Eine Bestätigung dieser wie unzähliger später folgenden Nachrichten über Verluste oder Erfolge ist niemals erfolgt. Ich möchte hierauf gleich jetzt hinweisen, denn es ist ein sehr wichtiger Punkt, welcher die Beurteilung der Lage und der darauf basierenden Dispositionen der japanischen Flottenleitung und später auch der Heeresleitung ganz bedeutend erschwert. Die Japaner haben von Anfang an das Prinzip mit ebensoviel Konsequenz wie Geschicklichkeit durchgeführt, über ihre eigenen Verluste nie etwas in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, wenn solche nicht von den Russen vollkommen einwandfrei festgestellt werden konnten. Widerlegbare Behauptungen der Russen — und welche wären nach nächtlichen Operationen nicht widerlegbar? — haben die Japaner stets als unrichtig bezeichnet und sonst kurz angegeben, daß sie keine Verluste bei dieser oder jener Aktion erlitten hätten. Es ist dies natürlich ein Verfahren, welches vom japanischen Standpunkt aus als vollkommen richtig und zweckmäßig bezeichnet werden muß. Nicht nur konnte es nicht im japanischen Interesse liegen, wenn die Russen über ihre Verluste unterrichtet waren, sondern es war auch noch immer die Rücksicht auf die Haltung der Chinesen und der Koreaner maßgebend. Wenn auch speziell die letzteren direkt keinen politischen oder militärischen Faktor bilden, so waren sich doch die Japaner bewußt, daß sie sich keiner größeren Sympathie bei ihnen erfreuten als die Russen, daß sie ihnen bei feindseliger Haltung eine ganze Menge Unannehmlichkeiten bereiten konnten und nur militärische Erfolge oder Mißerfolge der beiden kriegführenden Parteien eben diese Haltung bestimmen konnten. Vielleicht daß später nach Beendigung des Krieges mehr Klarheit herrschen wird, ich habe darauf schon oben hingewiesen, jetzt jedenfalls, während der Krieg noch dauert, liegt in der Ungewißheit über die Verluste, speziell zur See, ein Moment, welcher die Beurteilung ganz außerordentlich erschwert.

Die japanischen Torpedoboote waren trotz des gänzlichen Fehlschlags der Sperrung scheinbar überzeugt, daß die Hafeneinfahrt nicht mehr passierbar sei und machten eine entsprechende Meldung an Admiral Togo, welcher mit seiner Flotte in einiger Entfernung vor der Reede kreuzte. Infolgedessen dampfte sofort die ganze Flotte in Richtung auf die Reede von Port Arthur und eröffnete zunächst gegen 11 Uhr morgens auf eine allerdings sehr große Entfernung ein heftiges Feuer auf die drei russischen Kreuzer „Bayan", „Askold" und „Nowik", die zur Verfolgung der japanischen Torpedoboote,

welche die Sperrdampfer begleitet hatten, in See gegangen waren. Angesichts dieser Übermacht zogen sich die russischen Kreuzer natürlich zurück und dampften sofort durch die Einfahrt von der Reede in den inneren Hafen, um sich dem überlegenen Feuer nicht unnötig auszusetzen. Ungepanzert wie diese drei Schiffe sind, waren sie auch auf weite Entfernungen schweren Havarieen durch schwere und mittlere Geschosse ausgesetzt, ohne selbst in der Lage zu sein, bei ihrer leichten Armierung den gepanzerten Gegnern nennenswerten Schaden zuzufügen.

Dies war für den japanischen Admiral eine höchst unangenehme Überraschung, denn der Rückzug der Kreuzer lieferte ihm den augenscheinlichen Beweis, daß die Meldung seiner Torpedoboote unrichtig gewesen und die Hafeneinfahrt tatsächlich passierbar, also das Unternehmen der Dampfer ein Mißerfolg gewesen sei.

Admiral Togo beschloß gleichwohl nicht gänzlich untätig oder ohne etwas getan zu haben wieder fortzudampfen, sondern detachierte seine leichten ungeschützten Kreuzer außerhalb des Schußbereichs der Küstenwerke und dampfte mit seinen gepanzerten Schiffen langsam und scheinbar in breiter Front weiter auf Port Arthur zu und eröffnete das Feuer auf die Küstenwerke und den Hafen selbst. Wie lange dieses Bombardement gedauert hat ist, nicht bekannt. Erfolge hat es jedenfalls nicht gehabt und nach russischen Angaben sind die meisten Schüsse zu kurz gegangen. Dann drehte das Geschwader ab und während dieses Manövers, welches nicht präzise ausgeführt gewesen sein soll, sind nach russischer Angabe mehrere der Schiffe von den Geschützen der Küstenwerke getroffen und schwer beschädigt worden, sodaß sie nach Sasebo zur Reparatur gehen mußten; genannt werden das Linienschiff „Jaschima", der Panzerkreuzer „Asama" und „Tokiwa". Admiral Togo gab in seinem Berichte an, keine Verluste gehabt zu haben.

Die letzten Ereignisse zur See im Februar 1904.

Die, wie gesagt, vorher detachierten leichten Kreuzer des japanischen Geschwaders hatten sich, während das Gros bombardierte, nach der Taubenbucht (Golubinaja-Bai) begeben. Japanischerseits hatte man nämlich in Erfahrung gebracht, daß sowohl dort, als auch in anderen Buchten, welche für eine plötzliche Truppenlandung geeignet waren, jeden Abend russische Hochsee-Torpedoboote stationiert wurden und bis zur nächsten Morgendämmerung blieben, um etwaige Landungsversuche sofort zu signalisieren. Diese sehr richtige Maßnahme hatte

man in der Ansicht getroffen, daß die direkt an Ort und Stelle kreuzenden Fahrzeuge Anstalten zu einer Landung früher bemerken würden, speziell bei Nacht, als die an hochgelegenen Stellen der Küste eingerichteten Küstenwachstationen. Das war auch in dieser Nacht geschehen und außerdem waren eine Anzahl russischer Torpedoboote in See gegangen, um womöglich das japanische Gros anzugreifen. Sie fanden es jedoch nicht und mußten unverrichteter Sache am folgenden Morgen, also am 25. Februar, wieder nach Port Arthur zurückkehren. Die Japaner andererseits hatten während derselben Nacht die Golubinaja-Bucht durch einige Kreuzer beobachten lassen und diese hatten dann am Morgen den detachierten leichten Kreuzern mitgeteilt, daß zwei russische Boote sich in der Bucht befanden. Die Ereignisse der Nacht und wohl hauptsächlich der Anmarsch der ganzen japanischen Flotte am nächsten Morgen hatten es unmöglich gemacht, wie sonst die detachierten Torpedoboote durch einen russischen Kreuzer, meist den schnellen „Nowik" nach Port Arthur zurückholen zu lassen, und so wurden denn die beiden russischen Boote von den Japanern in der Golubinaja-Bucht eingeschlossen. Ihre Namen sind nicht bekannt geworden, jedenfalls aber gelang es einem, noch dicht unter der Küste mit dem Aufgebot seiner äußersten Maschinenkraft durchzukommen, während das andere abgeschnitten und ungefähr eine Viertelstunde lang unter Feuer von den Kreuzern genommen wurde. Es lief, jedenfalls schwer verletzt und nicht mehr manöverierfähig, in der Taubenbucht auf Strand, wo sich die Mannschaft an Land rettete. In Port Arthur hörte man das Feuer der Kreuzer und da die hohen Berge es unmöglich machen, von dort die Golubinaja-Bucht zu übersehen, glaubte man nicht anders, als daß die Japaner eine Landung vorbereiteten und schickte unverzüglich ein starkes Truppendetachement hin. Als dieses dort anlangte, dampften gerade die japanischen Kreuzer wieder ab.

Am 26. ist die japanische Flotte scheinbar in der Umgegend von Port Arthur geblieben, ohne jedoch wieder einen Angriff zu machen. Bei Nacht wurde ohne Zweifel die Reede durch eine Beobachtungskette von leichten Streitkräften kontrolliert.

Wenn die Russen behaupten, daß während dieser Zeit und auch später stets, wenn man Schiffe der japanischen Flotte nicht weit von Port Arthur wußte oder glaubte, jede Nacht eine große Anzahl von Torpedofahrzeugen in See gegangen sei, um womöglich zum Angriff gegen Linienschiffe oder große Kreuzer zu gelangen, so hat man keinen Anlaß, dieser Versicherung nicht zu

glauben, wohl aber ist durch die Tatsache ein Beweis für die mangelnde Ausbildung des Torpedoboots-Personals geliefert, daß wir kein einziges Mal nicht nur von einem Erfolge der Boote, sondern selbst einem Gefecht zwischen ihnen und den japanischen Aufklärungskräften gehört haben. Bei der großen Menge von Torpedobooten, welche besonders in der ersten Zeit den Russen in Port Arthur unversehrt zur Verfügung standen, die neuen Typs und von großer Geschwindigkeit waren, konnte man ja zwar nicht *verlangen*, daß sie gegen ein auf hoher See in Fahrt befindliches Geschwader erfolgreich zum Angriff gelangten, wohl aber, daß sie es wenigstens ein einziges Mal fanden. An gutem Willen und an Schneid hat es sicher den russischen Torpedoboots-Kommandanten nicht gefehlt, wohl aber an Übung und diese ist für eine so schwierige Aufgabe ganz unerläßlich, zumal die Japaner jedenfalls alle Vorsichtsmaßregeln getroffen haben, um solchen Angriffen auszuweichen und, wenn sie doch erfolgten, sie abzuwehren. Es ist eine ganz andere Sache, wie ich schon in der Besprechung des Überfalls in der Nacht vom

Japanische Kriegsschiffe älterer Bauart im Kampfe.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Der Untergang des brennenden „Warjag“ im Hafen von Tschemulpo am 9. Februar.
(Nach einer Originalzeichnung von C. Paddy.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

8. zum 9. Februar angedeutet habe, Schiffe anzugreifen, welche auf hoher See kreuzen, als wenn sie sorglos in einem bekannten Hafen vor Anker liegen und damit schon beinahe wehrlos sind. Das japanische Linienschiffs-Geschwader kreuzte in jenen und späteren Nächten in erreichbarer Nähe von Port Arthur deswegen, um sofort zur Stelle und bereit zu sein, wenn etwa die russische Flotte, das heißt deren Linienschiffe und Kreuzer, aus Hafen und Reede auf die hohe See hinauskommen sollten. Um nun gegen Torpedoangriffe gleichwohl möglichst gesichert zu sein, umgab sich das japanische Linienschiffs-Geschwader mit einem weiten Gürtel oder, wie der Fachmann sich charakteristisch ausdrückt, einem Schleier, von leichten Kreuzern und Torpedobooten. Diese fuhren natürlich auf denselben vor Anbruch der Nacht schon durch Signalbefehl bekannt gemachten Kursen des Linienschiffs-Geschwaders, wurden aber nach vorne und nach den Seiten, ebenfalls auch nach hinten weit vorgeschoben und bildeten derart einen unter sich so zusammenhängenden Gürtel oder sollten es tun, daß die feindlichen Torpedoboote, welche zwischen ihnen durchfahren und das Gros angreifen wollten, bemerken mußten. Das ist die Theorie. Praktisch ist es ja, wie auch der Nichtfachmann einsehen wird, sehr schwierig im Dunkel der Nacht, wo man bisweilen keine 100 m weit sehen kann, eine so lückenlose Kette von Aufklärungsschiffen herzustellen, beinahe unmöglich. Wenn eine große Anzahl von geschickt und kühn geführten Torpedo-

Die Verproviantierung von Port Arthur: Eintreffen von Lebensmitteln.
(Nach einer Originalzeichnung.)

booten an den verschiedensten Stellen zwischen den Schiffen des Aufklärungsgürtels hindurch rennt, so mag eine Anzahl von ihnen sicher abgeschossen werden. Ebenso wahrscheinlich ist aber, daß einige wenigstens durch und zum Angriff auf die innerhalb des Gürtels dampfenden Linienschiffe gelangen. Das ist aber immerhin ein Resultat, welches als Vorbedingung voraussetzt, daß die Torpedoboote die Aufklärungsschiffe des feindlichen Gros überhaupt gefunden haben. Um zu finden, muß man suchen, und zum Suchen auf See bei Nacht gehört viel Geschicklichkeit und auch Übung. Die See hat keine Straßen und keine Terrainschwierigkeiten, nach denen man, wie auf dem Lande, die voraussichtlichen Bewegungen eines Gegners annähernd beurteilen könnte. Sie ist überall gleich befahrbar und hinterläßt keine Spuren. Das japanische Geschwader mit seinen Aufklärungsschiffen hatte nun noch mehrere Mittel zur Verfügung, um feindlichen Torpedobooten das Suchen und Finden zu erschweren. Zunächst fuhren natürlich alle Schiffe vollkommen abgeblendet ohne alle Lichter, so daß man sie nur, nahe genug herangekommen, als dunkle Klumpen wahrnehmen konnte. Dann, und wir wissen natürlich nicht, welches der Verfahren Admiral Togo bevorzugt hat, kann man mehrere verschiedene Methoden wählen. Entweder die Flotte teilt sich in eine große Anzahl kleiner Gruppen, welche nach verabredeten durch Signalbefehl festgesetzten Kursen in großer Entfernung untereinander während der Nacht kreuzen und sich am folgenden Morgen an einem ebenfalls vorher bestimmten Punkte wieder zusammenfinden, oder aber die Flotte bleibt zusammen und kreuzt während der ganzen Nacht mit hoher Fahrtgeschwindigkeit und häufigen starken Richtungsänderungen. Beide Methoden erschweren den Torpedobooten das Suchen außerordentlich und wenn es einen Erfolg haben soll, so muß es eben auch systematisch betrieben werden. Je größer die Anzahl der Torpedoboote ist, und je besser sie laufen, desto größer ist natürlich auch das Gebiet, welches sie absuchen können, und desto sorgfältiger können sie es absuchen. Das, wie gesagt, während der ersten vier Kriegsmonate kein einziges russisches Torpedoboot derartige Erfolge auch nur in bescheidenstem Maßstabe aufzuweisen hat, liefert den Beweis, daß hier keine Übung und damit auch kein Können vorhanden war.

Rückblick.

Blicken wir auf die kriegerischen Operationen zur See von Bedeutung des Monat Februar, welche hiermit ein Ende finden, zurück, so ist eine be-

deutende Leistung auf keiner Seite vorhanden. Auf der der Russen auf keinen Fall und bei den Japanern ebensowenig. Nach dem ersten leichten Erfolge erwartete die ganze Welt eine Nelsonsche Strategie und Taktik, das heißt, ein rücksichtsloses Vor- und Draufgehen seitens der Japaner. Man glaubte, Admiral Togo gehöre zu jenen Führern, welche zur Erkenntnis gelangt sind — und auch die Nerven besitzen, um sie durchzuführen — daß große Erfolge nur mit Verlusten erkämpft werden können, daß sie aber erkämpft werden können, wenn ihnen um sich und vor sich auch die Rücksichtslosigkeit zur Seite steht. Anstatt dessen betrieb Admiral Togo die Politik der kleinen Mittel. Er versuchte mit dem Einsatz einiger Dampfer vergeblich die Hafeneinfahrt zu sperren und bombardierte zweimal Port Arthur während kurzer Zeit. Diese Bombardements haben ihm tatsächlich nicht den geringsten Vorteil und wahrscheinlich einige Verluste gebracht, während sie den Russen noch weniger schadeten. Die Seebefestigungen Port Arthurs und ihre Lage, sowie die Küstengestaltung an dem tief eingeschnittenen Hafen sind so hervorragend günstige, für den Angreifer schwierige, daß ein kurzes Bombardement auf weite Entfernungen keinen Erfolg verspricht. Derartige Beschießungen können überhaupt nur den Zweck und Wert einer Vorbereitung zu entscheidendem Angriffe haben, welch letzterer natürlich aber dann schnell oder unmittelbar darauf folgen muß. Läßt man dem im besten Falle geschwächten und verwirrten Feinde, wie es Admiral Togo tat, wieder 14 Tage Zeit, um sich zu erholen, so ist die Beschießung eben an und für sich zwecklos. Es kommt hinzu, daß die beschießende Flotte, abgesehen von den ganz nutzlosen Verlusten, welche sie hier scheinbar erlitten hat, ebenso zweck- und nutzlos auch ihre Munition verschießt und die Lebensdauer ihrer Geschützrohre verkürzt.

Einen ganz ähnlichen Eindruck hat man während dieser Periode von der Tätigkeit oder vielmehr Untätigkeit der russischen Flotte. Wir sehen wohl, daß ab und zu ihre leichten und geschützten Kreuzer in See gehen um sich nur mit Risiko für sich selbst von den feindlichen Streitkräften auf weite Entfernungen bombardieren zu lassen. Die Torpedoboote haben nicht die geringsten Erfolge und man steht, wie oben ausgeführt, vor der Frage, ob die Ausbildung ihren Kommandanten tatsächlich vollkommen mangelte oder aber, ob die russischen Behauptungen, sie seien häufig in See gegangen, nicht den Tatsachen entsprachen. Gerade in der russischen Presse liefen über diesen Punkt böse Gerüchte um. Die Torpedoboote in Port Arthur, so behaupteten angesehene russische Zeitungen,

seien vor dem Kriege beinahe niemals in See gegangen zu Übungen, sondern hätten untätig im Hafen und auf der Werft gelegen, da habe man es aber an jeder Sorgfalt für die Instandhaltung dieser leichten komplizierten und sehr delikaten Boote und Fahrzeuge durchaus fehlen lassen, und bei Beginn der Feindseligkeiten seien weder die Maschinen und Kessel imstande gewesen, sofort das Genügende zu leisten, noch die bekanntlich aus ganz dünnen Stahlplatten bestehenden Schiffsrümpfe; man habe diese einfach durchrosten lassen und neue Boote hätten umfangreiche Reparaturen durchmachen müssen, ehe sie kriegsbereit in See gehen konnten. Wir sind nicht in der Lage, festzustellen, welche dieser verschiedenen Möglichkeiten die Ursache gewesen ist, daß den Torpedofahrzeugen kein einziger Erfolg zugeschrieben werden kann; eine von ihnen ist es aber sicher gewesen und damit eine schwere Unterlassungssünde bezüglich der Kriegsvorbereitung nicht wegzuleugnen.

Die Linienschiffe haben während des ganzen Monats untätig im Hafen von Port Arthur gelegen. Untätig abgesehen davon, daß sie von ihren Liegeplätzen aus das Feuer bis auf weite Entfernung des bombardierenden japanischen Geschwaders erwidert haben; ohne Erfolg, wie nicht anders zu erwarten war. Es ist ja richtig, daß durch den Verlust des „Cesarewitsch" und „Retvisan" vom ersten Tage ab die japanische Flotte eine absolute Übermacht darstellte, aber das konnte noch lange nicht eine absolute Untätigkeit der russischen Flotte rechtfertigen. Wie wir im Laufe der nächsten Wochen sehen werden, wurde dies auch anders nachdem der derzeitige Führer der russischen Seestreitkräfte Admiral Stark durch Admiral Makaroff abgelöst wurde.

Speziell in nichtfachmännischen Kreisen und auch in der deutschen Presse hat man sich daran gewöhnt, die Stärkeverhältnisse zwischen zwei Seemächten oder Flotten nach der Schiffszahl oder der Summe der Geschütze der sämtlichen in Frage kommenden Schiffe zu berechnen. Das führt leicht zu dem Trugschluß, wie gesagt, denn was man vor 100 Jahren als bewährten Grundsatz aufstellte, daß nicht Schiffe, sondern Menschen fechten, das gilt heute noch genau so. Die Aufgabe der russischen Flotte war von Anfang an, dem Gegner die Seeherrschaft streitig zu machen und wenn sie dieselbe nicht erringen konnte, so doch fortgesetzt ein Element der Beunruhigung zu bilden, ihn fortwährend in Atem zu halten und das Übersetzen von Truppentransporten nach den Küsten von Korea und Liautung als gefährlich und nicht ratsam erscheinen zu lassen. Daß Admiral Stark diese Wahrheit nicht erkannte, oder nicht die Energie fand, sie durch-

zuführen, war ein großer Fehler, wie auch die weitere Zukunft gezeigt hat, denn die Japaner haben speziell bezüglich der Truppentransporte über See eine ganz übertriebene Vorsicht gezeigt, und wären die Russen im ersten Monat reg-

Straßenbild aus Tokio: Ausrufen von Kriegsberichten.
(Nach einer Originalzeichnung)

samer gewesen, so hätten sie den Aufmarsch der japanischen Armee in Korea bedeutend verzögern können. Jede solche Verzögerung aber bedeutete einen eben so großen Zeitgewinn für den Aufmarsch der russischen Armee in der Mand-

schurei, für die Verproviantierung, ferner die Instandsetzung der Befestigungen von Port Arthur. Alle drei Punkte sollten, wie man schon damals sagte, und wie auch der weitere Verlauf des Krieges bewiesen hat, dringender Berücksichtigung bedürfen.

Über die Landungen japanischer Truppen im Monat Februar ist Authentisches im einzelnen nicht bekannt geworden und man ist darauf angewiesen, nach den späteren Ereignissen zu kombinieren, ohne allerdings auf diese Weise in Besitz von unanfechtbaren Daten gelangen zu können. Wie schon eingangs gesagt, wurden zugleich mit der Eröffnung der Feindseligkeiten japanische Truppen von beträchtlicher Stärke auf Korea gelandet und zwar zunächst, um sich der Regierungsgewalt in Korea zu bemächtigen, auch die Aufmarschwege unter allen Umständen zu sichern oder als gesichert festzustellen. Weglos, wie das Land ist, werden diese Truppen, auch wenn sie recht zahlreich waren, genug zu tun gehabt haben, um auch nur die notwendigsten Vorbereitungen zu treffen. Gemäß diesen beiden Zwecken waren auch die Landungsplätze gegeben: Tschemulpo für die nach der Hauptstadt Koreas marschierenden, Fusan und Masampo für die aufklärenden und wegbahnenden Truppen. Für letztere kam auch hauptsächlich die Aufgabe hinzu, die Eisenbahnstrecke und die Telegraphenleitung zu sichern, denn wenn auch von der Bevölkerung Koreas keine feindseligen Handlungen zu erwarten waren, so war doch eine störende Tätigkeit verkleideter russischer Spione oder gedungener Emissäre, chinesischer oder koreanischer Nationalität sehr möglich.

Sehr sorgfältige Vorbereitungen erfordert auch die Ausschiffung großer Truppenmengen, um so mehr, wenn sie Geschütze, Munitionen und Train in großen Mengen mit sich führen. Die Landungsplätze an jenen Küsten sind meist, wie die schon erwähnte Reede von Tschemulpo, Buchten, in denen das Wasser bis kilometerweit vom Lande ab ganz flach ist. Hier können also die sämtlich mehrere Meter tief gehenden Transportdampfer nicht fahren, sondern müssen in so tiefem Wasser, daß sie schwimmen können, bleiben. Das für sie zu flache Wasser ist aber noch immer viel zu tief, als daß es das Durchwaten von Leuten gestattet; auch wenn das möglich ist, so vermeidet man es, wenn irgend tunlich, besonders im Winter, weil die Leute naß werden und durch die nassen Kleider und Stiefeln an Marschfähigkeit einbüßen können. Auch für den Gesundheitszustand können derartige Bäder natürlich sehr schädlich werden. Nun hat man ja allerdings, und die Japaner haben sich damit, wie berichtet worden ist, in sehr großer Menge versorgt, flachgehende Kähne und Boote. Die Ausschiffung

mittels dieser ist aber, wenn es sich um Truppen handelt, deren Stärke sich nach Tausenden und Zehntausenden beziffert, ungeheuer langwierig, die Boote bewegen sich langsam, fassen nur sehr wenig Menschen und es ist unmöglich, eine so große Zahl zur Verfügung zu haben, daß auch nur ein einziger großer Truppendampfer auf einmal sich vollständig in sie entleeren könnte. Pferde gar, Geschütze, Wagen und Vorräte in Booten an Land zu transportieren, ist beinahe ausgeschlossen, wenn es sich bei den Geschützen usw. nicht um einige wenige handelt, die dann auseinandergenommen und an Land wieder zusammengesetzt werden müssen. Eine feste Verbindung mit der trockenen Küste herzustellen ist deswegen unbedingt notwendig und man pflegt dies auf zweierlei Weise zu machen: einmal durch schwimmende tragfähige Pontons, über welche Bretter gelegt werden, sodaß sie eine Brücke herstellen und dann durch feste Stege und Brücken, die man an die Küste baut. In der Herstellung dieser Verbindungsmittel wird ein großer Teil der Tätigkeit von den zuerst gelandeten Truppen bestanden haben. Die Japaner kannten ja alle derartigen Küsten- und Landungsplätze schon vorher ganz genau, und es sind sicher die Materialien für die Anlegestege und Brücken in ihren einzelnen Teilen schon so vollständig vorbereitet worden, daß man sie hernach nur zusammenzusetzen brauchte; deswegen haben sich auch die späteren Landungen größerer Truppenmassen sehr schnell vollzogen.

Überseeische Transporte.

An früherer Stelle habe ich schon gesagt, daß wir über die Anzahl und die Größe der zur Verfügung stehenden Transportdampfer nicht orientiert sind und ebensowenig auch über die Stärke der einzelnen Transporte. Wir haben deswegen keinen Anhalt, auf die Truppenzahl zu schließen und müssen uns mit den spärlichen und vielleicht auch unrichtigen Angaben begnügen, welche die Depeschenzensur in Tokio nach Europa gelangen ließ.

Damit der Leser sich ungefähr ein Bild machen kann, mögen einige Zahlen genannt sein, die überseeischen Transporten, soweit sie innerhalb der letzten Jahre stattgefunden haben, entnommen sind. Die Größe eines Handelsdampfers wird bekanntlich nicht wie die eines Kriegsschiffes nach dem Deplacement berechnet, sondern nach dem Raumgehalt in Tonnen. Man unterscheidet hier wieder den Brutto-Raumgehalt, das ist der des leeren Schiffskörpers, und den Netto-Raumgehalt, welcher nach Abzug des von den Maschinen, Kesseln, Kohlen, eisernen Vorräten, Decks usw. eingenommenen Raumes übrig bleibt. Erfahrungs-

mäßig nimmt man ungefähr 60% des Brutto-Raumgehaltes als verfügbar an zur Unterbringung von Personal und Material. Haben wir also einen Dampfer von 10000 Registertonnen, so würden 6000 Tonnen als freier Raum gelten können. Daraus kann man wieder nach früheren Erfahrungen annähernd berechnen, wieviel Platz pro Mann und Pferd nötig ist. Zu einem einheitlichen Resultat kommt man allerdings auch so nicht, denn es ist natürlich ein ganz bedeutender Unterschied, ob der betreffende Truppentransport eine lange Reise zu machen hat, oder eine kurze. Mann und Pferd brauchen mehr Platz, wenn sie wochenlang auf See sind und vor allem in heißen Zonen und wechselndem Klima, als wenn es sich nur um eine zwölf- oder vierundzwanzigstündige Überfahrt handelt, wie von Sasebo nach Tschemulpo und Tschinampo oder gar nur nach Fusan. Da braucht vor allem nicht an Bord gekocht zu werden, sondern die Leute können jeder so viel an kalten Speisen bei sich tragen, wie es genügend ist, um sich bis zur Landung zu ernähren, es brauchen ihnen keine festen Schlafplätze angewiesen zu werden, sondern sie können sich weit primitiver behelfen und gleichsam an Bord biwakieren. Beinahe noch größer ist der Unterschied bei den Pferden. Diese müssen auf langen Reisen mit großer Sorgfalt und bedeutendem Platzaufwand in besonders hergerichteten Räumen eingestellt werden, man muß Vorrichtungen machen, um sie bei schwankendem Schiff vor Knochenbrüchen und Krankheit zu bewahren. Als das deutsche Expeditionskorps im Jahre 1900 zur Unterdrückung des Boxeraufstandes nach Ostasien geschafft wurde, trug man den gesundheitlichen Rücksichten, weil man keine Erfahrung hatte und auf jeden Fall sicher gehen wollte, ganz besonders Rechnung. Von dem verfügbaren Raumgehalt der Dampfer wurden nur 75% ausgenutzt und dann kamen auf jeden Mann 3,35, auf jedes Pferd 7,5 Netto-Registertonnen. Eine bedeutend engere Belegung ließe sich auch bei langen Reisen durch tropische Meere ohne Schaden durchführen. In England hat man während der beispiellos umfangreichen Transporte nach Südafrika 2,5 Tonnen pro Mann gerechnet und dabei sehr gute Erfahrungen gemacht. Einen Begriff von der Raumverteilung auf kleinen Seereisen geben einige Zahlen, welche der italienische Generalstab veröffentlicht hat. Dieselben sind ebenfalls erfahrungsmäßig festgestellt. Für ein Bataillon mit Fahrzeugen und Pferden rechnet er 1200—1400 Tonnen. Für zwei Schwadronen 1600—2000, für eine Batterie zu sechs Geschützen 900—1200, für ein Armeekorps 60 Dampfer, jeden zu 1000—1200 Tonnen. Diese Angaben lassen aber nicht erkennen, ob der Train mit einbegriffen ist

Russischer Proviantransport.
(Nach einer Skizze von M. Pinzner.)

und für kurze Strecken nimmt dieser Teil der Armee natürlich auch ganz außerordentlich viel Platz ein.

Den Japanern standen von Anfang des Krieges an ohne Zweifel mehrere hundert Dampfer zur Verfügung, und die ersten Transporte waren bis auf das letzte vorbereitet, das heißt mit allem Nötigen bereits beladen, infolgedessen gingen sie sehr schnell, während bei den folgenden das Laden den Nachschub entsprechend verzögern mußte. Es kommt hinzu, daß die leer zurückkehrenden Dampfer auch ab und zu genötigt sind, ihre Kohlen zu ergänzen, ihre Kessel zu reinigen, das Kesselwasser zu erneuern und anderes mehr, alles Dinge, welche Zeit in Anspruch nehmen. Die Mobilisierung der japanischen Armee ist denn auch, wohl teilweise mit in Rücksicht hierauf, nicht zugleich, sondern in längeren Zwischenräumen erfolgt. Ich komme hierauf noch zurück.

Die bei Ausbruch des Krieges schon mobilen Truppen, die Gardedivision, die zweite und und zwölfte Division sollen bis zum Ende Februar in Tschemulpo ausgeschifft worden sein. Über ihre Stärke ist man nicht genau orientiert, jedoch rechnen militärische Autoritäten in Deutschland sie zu ungefähr 15000 Mann; dazu kommt pro Division noch eine aus eingezogenen Reservemannschaften gebildete Reservebrigade, deren Stärke ebenfalls nicht vollkommen feststeht. Bei Berechnung der japanischen Truppenstärke muß im übrigen in Rechnung gezogen

werden, daß außer den bewaffneten Leuten noch ganz bedeutende Kontingente unbewaffnet mitgeführt werden, als Träger von Proviant, Munition usw. Diese speziell japanische Einrichtung begründet sich einmal in der Schlechtigkeit der größtenteils nur von einrädrigen Karren befahrenen Wege, dann auch in dem Pferdemangel und der geringen Leistungsfähigkeit der vorhandenen Pferde. Auf der Ostseite Koreas im Hafen von Gensan und dem nicht weit davon gelegenen Port Lazareff sollen im Monat Februar 12000 Mann gelandet sein, während über die Landungen bei Masampo und Fusan gar nichts bekannt ist.

Am 12. Februar wurde die dritte und sechste Division mobilisiert und man nahm damals an, daß sie für die allerdings erst Monate nachher erfolgende Landung auf Liaotung bestimmt sei.

Die drei erstgenannten unter dem Befehl des Generals Kuroki stehenden Divisionen setzten sich am 23. Februar von Söul, wo sie sich gesammelt hatten, auf der Straße nach Phöngjang in Marsch.

Die in Tschemulpo gelandeten Truppen haben sich dann zunächst nach Söul begeben und von dort den Marsch nach Phöngjang fortgesetzt, auf der einzigen größeren Straße, welche Korea in diesem Teile aufweist. Am 24. Februar hatten die Japaner Phöngjang bereits besetzt, und hier steht allerdings nicht fest, ob dies Truppen waren, die von Söul heraufmarschierten, oder vielmehr solche, welche weiter nördlich an einem anderen Landungsplatze ausgeschifft und von da aus direkt auf Phöngjang losgegangen waren.

Die russische Armee beschränkte sich vorläufig auf einen umfangreichen und weit ausgreifenden Vorpostendienst. Es scheint, daß man schon damals im Februar auf dem rechten Ufer des Jalususses jene feste Stellung einzunehmen begann, welche später von den Japanern gleichzeitig mit dem Übergang über den Fluß unter General Kuroki erstürmt wurde. Zahlreiche Kosakenabteilungen sind aber gegen Mitte Februar über den Jalu in Korea eingedrungen und am 25. kam es nicht weit von Phöngjang zum ersten Vorpostengefecht zwischen den beiden Parteien. Die Russen mußten zurück. Zugleich begannen schon damals Operationen beider Parteien an der Nordostseite von Korea. Die Russen sollen dort dauernd Truppen vorgeschoben haben und japanische Ausschiffungen haben, wie bereits erwähnt, bei Gensan und Port Lazareff stattgefunden. Näheres wissen wir zur Zeit über diesen Teil des Kriegsschauplatzes nicht. Die Armeen der beiden Parteien, die Stärke der russischen bei Beginn des Krieges und ihre Dislokation werden in einem späteren Abschnitt besprochen werden.

Verstärkung der japanischen Flotte.

Einen bedeutenden Zuwachs erhielt die japanische Flotte am 16. Februar durch die Ankunft der beiden neuen Panzerkreuzer „Nisshin" und „Kassuga" in Yokosuka. Diese beiden Kreuzer, oder richtiger bezeichnet, Küstenpanzer, haben eine nicht uninteressante Vorgeschichte. Die Regierung der argentinischen Republik hatte ursprünglich ihren Bau bei der italienischen Werft Ansaldo in Auftrag gegeben, um sich zu dem lange vorbereiteten Entscheidungskampfe mit ihrer alten Rivalin, der Republik Chile, zu rüsten. Auf englischen Werften lagen zu gleicher Zeit, von der chilenischen Republik bestellt, ebenfalls zwei große neue Panzerkreuzer. Inzwischen einigten sich aber die beiden Republiken in der Erkenntnis, daß keine von ihnen durch den ewigen latenten oder offenen Kriegszustand viel zu gewinnen hätte, jeder aber um so mehr zu verlieren, auf einen Abrüstungsvertrag. Infolgedessen bedurften sie auch nicht mehr dieser neubestellten Schiffe für ihre Kriegsflotte und suchten sie zu verkaufen. Die beiden chilenischen Panzerkreuzer in England wurden während des Jahres 1903 unter einem ungeheuren Reklameaufwand der beiden Werften und auch der englischen Presse ausgeboten. Der Vertreter der englischen Admiralität erklärte auf eine Anfrage im Parlament jedoch, England habe keinen Anlaß, die Schiffe zu kaufen, weil sie nicht nach den bewährten Grundsätzen der Admiralität gebaut und ihre Unterschiede gegen die entsprechenden Klassen der englischen Flotte zu große seien. Als dann Ende des Jahres 1903 und Anfang 1904 der Krieg zwischen Japan und Rußland immer unvermeidlicher erschien, bemühten sich sowohl Japan wie Rußland, die beiden Schiffe zu kaufen. Man sagt, daß Rußland den Handel bereits mit den beiden englischen Werften abgeschlossen hatte, als plötzlich die englische Admiralität sich ins Mittel legte und die Schiffe nun doch kaufte. Dieser außerordentlich bezeichnende Vorgang sei hier beiläufig erwähnt; er zeigt die überaus praktische und weitsichtige Marinepolitik Englands. Es wollte weder dem japanischen Bundesgenossen die Schiffe gönnen noch den Russen. Einerseits um nicht dadurch von vorneherein eine überlegene Macht in die Hand einer der beiden Parteien zu legen, andererseits um nicht selbst dann zu einem sehr beschleunigten Bautempo gezwungen zu werden, denn den Grundsätzen der Admiralität gemäß soll die englische Flotte stets in einem ganz bestimmten Machtverhältnis zu denen anderer Nationen stehen und dieses Verhältnis wäre durch die plötzliche Vermehrung einer derselben um zwei sehr starke Panzerkreuzer nicht unerheblich verschoben worden.

Man darf wohl annehmen, daß die englische Regierung der japanischen schon vor dem Bekanntwerden des Ankaufs eine vertrauliche Mitteilung hat zukommen lassen, denn um dieselbe Zeit beinahe vernahm man, daß Japan die beiden anderen Schiffe, damals „Moreno" und „Rivadavia" der Werft Ansaldo in Genua abgekauft habe. Diese beiden in den Jahren 1902 und 1903 erst vom Stapel gelaufenen Schiffe wurden mit fieberhafter Eile ausgerüstet, um noch rechtzeitig in See gehen zu können. Die Engländer und speziell das Personal der englischen Mittelmeer-Flotte ging den Japanern außerordentlich hilfreich zur Hand, denn diese hatten natürlich keine Besatzungen in Genua, sondern nur einige Offiziere und Ingenieure zur Abnahme der Schiffe von der Werft. Der Chef der englischen Mittelmeer-Flotte stellte diesen mehrere hundert Heizer und Matrosen zur Verfügung, nicht nur um die Ausrüstung zu beschleunigen, sondern auch um die Schiffe unter dem Befehl der japanischen Offiziere nach dem fernen Osten zu überführen. Die Reise wurde naturgemäß ebenfalls auf das Äußerste beschleunigt und, wie ich schon früher andeutete, stand es wohl in einem ursächlichen Zusammenhang, daß die Japaner die Feindseligkeiten erst begannen, als die beiden Kreuzer den letzten neutralen Hafen verlassen hatten und sich den heimischen Gewässern näherten. Es war dies insofern von großer Wichtigkeit für sie, als bei Beginn des Krieges und schon vorher sich ein russisches Geschwader im Mittelmeer auf dem Wege nach Port Arthur befand. Es bestand dieses aus dem Schlachtschiff „Ossljabja", den großen Kreuzern „Dmitri Donskoi" und „Aurora", einem kleinen Kreuzer und ungefähr einem Dutzend Torpedobooten. Diese hätten bei ihrer zweifellosen Überlegenheit mit Leichtigkeit „Nisshin" und „Kassuga" vernichten können, denn diese waren ja ganz unvollkommen bemannt und sollen außerdem keine Munition an Bord gehabt haben.

Das russische Verstärkungsgeschwader hatte nicht dasselbe Glück, wie die japanischen Kreuzer. Seine Reise hat überhaupt von Anfang an unter einem ungünstigen Stern gestanden. Die „Ossljabja" hat lange Zeit in einer italienischen Werft zur Reparatur einer Maschinenhavarie sich aufhalten müssen, dann mußte ein havarierter Torpedobootszerstörer in Malta Unterkunft suchen und endlich erlitt im Roten Meer der „Dmitri Donskoi" Havarie. Inzwischen hatte der Überfall in der Nacht vom 8. bis 9. Februar die Überlegenheit der Japaner zur See zu einer unbestreitbaren gemacht, und Admiral Stark darauf verzichtet, die Seeherrschaft den Japanern streitig zu machen und so war die russische Regierung mit Recht

der Ansicht, daß es keinen Zweck habe, das Hilfsgeschwader den Versuch machen zu lassen, nach Port Arthur oder Wladiwostock durchzudringen. Es wäre ihm dies auch jedenfalls nicht gelungen, denn die Japaner verfügten damals noch über ihre ganze Flotte unversehrt und hatten nach Eintreffen der beiden neuen Panzerkreuzer eine genügende Überlegenheit, um das russische Hilfsgeschwader an einer Vereinigung mit den russischen Hauptstreitkräften zu verhindern und es vorher

Japanische Truppen auf dem Vormarsch in Nordkorea.
(Nach einer Photographie.)

zu vernichten. Dies kann der einzigste Grund zu der damals erfolgenden Rückberufung der Kreuzer in die Heimat sein, nicht aber die Befürchtung, daß es ihnen unmöglich sein würde, sich unterwegs mit Kohlen zu versorgen (auf diese Frage kommen wir bei der Besprechung von der Haltung der neutralen Staaten zurück). Das Geschwader scheint die Ordre zur Rückberufung erhalten zu haben, als es im Roten Meer war, denn es kehrte von dort um. Der Führer, Admiral Wirenius, benutzte diesen Rückmarsch dazu, um Kohlendampfer, welche von England nach Japan bestimmt, aus dem Suezkanal kamen, abzufangen. Er ließ

seine Schiffe bei Nacht in breiter Front fahren, um ein möglichst großes Gebiet abzusuchen, hielt jeden entgegenkommenden Dampfer an und ließ ihn durch Torpedofahrzeuge untersuchen. Es gelang ihm auch, drei englische nach Japan bestimmte Kohlendampfer aufzubringen und später auch noch weitere festzuhalten. Auf Befehl des Zaren wurden aber alle diese Prisen wieder freigegeben, weil sie vor der russischen Erklärung über Kontrebande gemacht waren.

Über Kontrebande.

Sofort nach Eröffnung der Feindseligkeiten erließ die japanische Regierung eine Erklärung, welcherlei Ladung und Fracht sie an Bord neutraler Schiffe als Kriegskontrebande auffassen werde, und zwar die folgenden:

Zunächst natürlich alle Waffen und Munition, ferner Sprengstoffe; alle bearbeiteten oder rohen Materialien aus welchen sich Waffenmunitionen oder Sprengstoffe herstellen lassen. Ferner Zement (Festungsbau), Uniformen und sonstige Ausrüstungsgegenstände für Heer und Flotte. Dann alle Materialien, Maschinen u. s. w. zum Bau, zur Ausrüstung oder Reparatur von Schiffen. In erster Linie auch Panzerplatten. Ebenso sämtliche anderen Güter, welche irgendwie für Kriegszwecke benutzt werden können, falls sie, ohne für dieses bestimmt zu sein, durch russisches Gebiet passieren oder überhaupt in die Hände der russischen Armee oder Flotte gelangen können.

Die zweite Kategorie der Kontrebande ist die sogenannte bedingte, das heißt solche Stoffe u. s. w., welche nicht direkt der Herstellung von Waffen dienen, sondern indirekt die kriegerische Leistungsfähigkeit des Feindes vermehren und ihr nützlich sind. Es sind dies in der Hauptsache die folgenden:

Alle Arten von Lebensmitteln für Menschen und für Pferde, Getränke, Kohlen (ein höchst wichtiger Artikel, speziell im Seekriege, wie man weiß), ebenso Holz. Alle Materialien für den Bau und Betrieb von Eisenbahnen, Telegraphen und Telephonleitungen, elektrischen Maschinen und Maschinen überhaupt, ob sie nun zur Verwendung an Bord oder an Land bestimmt sind. Auch hier ist nicht nötig, daß sie direkt für den Feind bestimmt sein müssen, um den Japanern Grund zur Beschlagnahme zu geben, sondern es braucht nur die Möglichkeit vorzuliegen, daß sie überhaupt in die Hände des Feindes gelangen können.

Erst in den letzten Tagen des Februar erließ auch die russische Regierung eine Erklärung über ihre Auffassung der Kontrebande. Sie gibt im wesentlichen

natürlich dieselben Kategorien an, nur bedeutend detaillierter, enthält außerdem einen Zusatz, welchen wir in der japanischen Erklärung nicht finden, daß nämlich nach feindlichen Häfen gehende Schiffe als Kontrebande zu betrachten sind, auch wenn sie unter neutraler Handelsflagge fahren, falls sie nach der Konstruktion ihres Rumpfes, nach ihrer inneren Einrichtung oder anderen Kennzeichen offensichtlich für kriegerische Zwecke erbaut sind und zum Verkauf, oder zur Übergabe an den Feind sich auf dem Wege nach einem feindlichen Hafen befinden. Geld in gemünztem oder ungemünztem Zustande betrachtet die russische Regierung nicht als Kontrebande, dagegen, im Gegensatz zu der japanischen, alle Arten von Brennmaterialien, nicht nur die Kohle, ferner alle Briefe und Depeschen. Bemerkenswert ist außerdem, daß die russische Erklärung keinen Unterschied zwischen der direkten und indirekten Kontrebande macht. Dieser Unterschied würde sich in der Praxis folgendermaßen geltend machen: Japanische Kriegsschiffe beschlagnahmen die indirekte Kontrebande, also z. B. Kohlen, Eisenbahnschienen oder Lebensmittel nur dann auf neutralen Schiffen, wenn sie nach solchen Häfen sich unterwegs befinden, wo sie für Kriegszwecke gebraucht werden können, während die Russen solche Schiffe unter allen Umständen beschlagnahmen, wenn sie überhaupt nach Japan bestimmt sind. Allerdings dürfte dies auch nur ein Unterschied in der Theorie sein, entspringend aus der Verschiedenheit der beiden Länder, denn es ist klar, daß alle derartigen Frachten, welche während des Krieges nach Japan gelangen, auch für diesen Verwendung finden können, selbst wenn sie in Handelshäfen gelöscht werden. Rußland hat aber an der ostasiatischen Küste an ausschließlichen Handelshäfen nur Dalny, und dieser liegt so dicht an Port Arthur, daß Frachten dorthin ohne weiteres als nach Port Arthur, also für Kriegszwecke bestimmt, gelten können.

Einen weiteren vielbesprochenen Passus enthält die russische Erklärung, nämlich den folgenden: Verboten sind neutralen Staaten der Transport feindlicher Truppen, die Beförderung feindlicher Depeschen und Briefe, die Zustellung von Kriegsschiffen und Transporten an den Feind; neutrale Schiffe, welche solche Kontrebande führen, können ergriffen und konfisziert werden. Betrachtet man speziell das Verbot der Depeschenbeförderung durch Kabel und Telegraphen näher, so erscheint es als eine recht starke Zumutung für die Neutralen, daß sie ihre Leitungen beaufsichtigen sollen, ob nicht die Japaner Depeschen durch sie befördern, zumal solche ja auch den internationalen Handel, weit entfernt, irgend welchen Kriegszwecken zu dienen, beeinträchtigen könnten. Speziell in den

Russischer Beobachtungsposten an der Mandschureibahn.
(Nach einer Skizze.)

Vereinigten Staaten von Nordamerika erregte dieser Passus allgemeinen Widerspruch und der Plan wurde erörtert, ein besonderes Kabel durch den Stillen Ozean nach Japan zu legen, um auf diese Weise seine Verbindung mit der übrigen Welt zu sichern. Nun haben ja die weiteren Ereignisse des Krieges gezeigt, daß Rußland nicht imstande ist, dieser Forderung Nachdruck zu verleihen, sondern daß die Regierung in Tokio in ebenso lebhaftem telegraphischen Verkehr wie in Friedenszeiten mit Europa und Amerika steht, so daß derartige kostspielige und viele Zeit in Anspruch nehmende Maßnahmen also unnötig sind. England würde sich auch ohne jeden Zweifel nie daran gekehrt haben, und sowie die Frage brennend geworden wäre, nicht gezögert haben, seinem Einspruch den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Nur die niederländische Regierung hat merkwürdigerweise auf die Proklamation Rußlands hin sofort ein Verbot erlassen, die Telegraphen ihrer indischen Kolonien den beiden kriegführenden Parteien zur Verfügung zu stellen und zur Durchführung desselben werden alle schiffrierten Depeschen aufgehalten.

Allgemein betrachtet ist ja klar, daß das Interesse Rußlands erheblich

größer als das Japans ist, daß möglichst wenig Gegenstände als Kontrebande angesehen werden. Japan ist ein Land, welches alle Hilfsmittel, Vorräte u. s. w. selbst hervorbringt, während Rußland im fernen Osten in weit höherem Grade auf ihre Zuführung über See angewiesen ist. Der Schienenstrang der sibirischen Bahn ist ja allerdings vorhanden, aber durch die Truppentransporte und was dazu gehört völlig überlastet. Von den neutralen Mächten werden durch die russischen Bestimmungen hauptsächlich England und die Vereinigten Staaten getroffen. Aus ersterem Lande bezieht Japan dauernd große Kohlenmengen, aus letzterem hauptsächlich Fleisch. Wenn also im weiteren Verlauf des Krieges, also etwa nach Eintreffen einer starken russischen Entsatzflotte, im fernen Osten den Japanern die Seeherrschaft streitig gemacht werden sollte, so kann die Frage brennend werden, welche schon nach Erlaß der Proklamation aufgeworfen wurde: nämlich Rußland zu ersuchen, Kohlen und Lebensmittel als indirekte Kontrebande zu betrachten. Bis jetzt hat naturgemäß keiner der beiden neutralen Staaten zu einem solchen Einwande Anlaß gehabt, weil die Seeherrschaft von vorneherein bei den Japanern lag, und ferner das obengenannte russische Hilfsgeschwader aus dem Roten Meer und dem Mittelmeer nach der Ostsee zurückgerufen wurde, sodaß der Handel mit obigem Artikel ganz ungehindert seinen Fortgang nehmen konnte. Nur einige wenige Dampfer sind überhaupt, wie wir nachher sehen werden, von den Russen aufgebracht worden.

Wie speziell die Engländer sich zum Begriff der direkten und indirekten Kontrebande stellen, dafür lieferte der deutsch-französische Krieg 1870—71 ein recht interessantes Beispiel. Es wurde damals der deut-

Auf Vorposten vor Port Arthur.
(Nach einer Skizze von H. Wolff.)

schen Regierung bekannt, daß dauernd große Kohlenlieferungen durch Dampfer aus England nach den atlantischen Häfen Frankreichs gebracht wurden. Der Reichskanzler, Fürst Bismarck, erhob sofort energischen Einspruch, aber ohne Erfolg, denn die englische Regierung behauptete, unter den Begriff der Kontrebande, also der Verletzung der Neutralität, könnten die Kohlenlieferungen nur dann fallen, wenn sie direkt zur französischen Flotte gelangten. Würden sie aber in einem französischen Hafen ausgeschifft, so können sie ebensogut den friedlichen Lebensbedürfnissen der Bevölkerung dienen.

Sucht man den Kern in allen diesen Differenzierungen und zugespitzten Definitionen, so liegt das Recht immer bei dem Staat, welcher die Macht hat, seine Auffassung mit den Geschützen seiner Flotte gegen die anderen aufrecht zu halten. Vielleicht wird dieser Krieg in seinem späteren Verlaufe hierzu noch Illustrationen liefern.

Wie vorbereitet Japan schon von langer Hand her für den Beginn der Feindseligkeiten war, zeigt auch, daß es der japanischen Regierung gelungen war, beinahe alle nach Ausbruch des Krieges durch russische Kriegsschiffe gefährdeten Handelsdampfer in die heimischen Häfen zu dirigieren. Die Russen hatten diese Vorsicht nicht beobachtet und auch dies beweist, daß die russische Regierung von dem Beginn der Feindseligkeiten völlig überrascht wurde. So gelang es japanischen Kriegsschiffen, während der ersten Wochen des Krieges die folgenden russischen Dampfer, teilweise mit großen Mengen von Kriegsmaterial beladen, aufzubringen: den Dampfer „Mandschuria", ferner „Bovrick", „Wadeshda", „Schilka", „Jekaterinoslaw" und „Argan". Mit diesen Schiffen sollen 2000 Mann russischer Truppen den Japanern in die Hände gefallen sein, dazu kamen noch eine größere Anzahl norwegischer, mit Nahrungsmitteln geladener Dampfer, welche für eine russische Firma fuhren, und der amerikanische Dampfer „Coptic". Tatsächlich wird die Zahl wohl noch erheblich größer gewesen sein. Die Folge war natürlich, daß, abgesehen von wenigen Ausnahmen, die Zufuhr über See nach Port Arthur und Wladiwostock gänzlich stockte; umgekehrt bei den Japanern, wo man sie anfangs aus Vorsicht auf ein Minimum einschränkte, aber dann, nach den Erfolgen der Flotte, und weil man in der Lage war, in den eventuell gefährlichen Gewässern ihnen genügenden Schutz angedeihen zu lassen, dem Handel freie Hand lassen konnte.

Bei dieser Lage der Dinge war es eine falsche und kurzsichtige Handlung von seiten des Chefs des Wladiwostock-Geschwaders, den genannten japanischen

Handelsdampfer an der nordjapanischen Küste in den Grund zu bohren. Der Kapitän von Reitzenstein mußte sich sagen, daß die Japaner es ihm zwanzigfach wieder heimzahlen würden.

Die neutralen Mächte.

Während in einem reinen Landkriege die Neutralität sich nur darauf zu beschränken braucht, daß die umliegenden Staaten nicht direkt oder indirekt ihre unparteiische Haltung verletzen und auch nur in dem Sinne am Ausgange des Krieges interessiert sind, ob der Sieger zu stark oder der Besiegte zu schwach werden wird, kommt im Seekriege noch ein weiteres Moment hinzu, nämlich der internationale Seehandel, welcher die ganze Welt umspannt. Führen nun zwei Staaten, zwischen denen die See liegt, einen Krieg, so wird notwendigerweise der Handel im Bereiche eines bestimmten Meeresgebietes bis zu einem gewissen Grade beeinträchtigt werden, ja unter Umständen während der Dauer des Krieges völlig aufhören. Man sieht, daß diese Gesichtspunkte teilweise sich mit den vorher genannten decken, auch von der Auffassung und Handhabung des Kontrebandebegriffs seitens der kriegführenden Mächte ganz erheblich beeinflußt werden. Die Stellung der neutralen Mächte ist deswegen im Seekrieg nicht nur von großer Wichtigkeit für sie selbst, sondern auch für die Kriegführenden. Es läßt sich nämlich wohl der Fall denken, daß der Handel einer neutralen Macht derart geschädigt werden kann, daß sie selbst sich in der Lage sieht, ihre Neutralität aufgeben und ihren Handel mit bewaffneter Hand schützen zu müssen. England ist bekanntlich nicht nur die größte Flottenmacht der Welt, sondern auch sein Seehandel steht bei weitem an erster Stelle. Deswegen ist es einerseits durch jeden Seekrieg zweier anderer Mächte leicht geschädigt, andererseits aber auch in der Lage, seinen etwaigen Einsprüchen entscheidenden Nachdruck zu verleihen. Bei jedem Seekriege, den zwei Staaten miteinander führen, müssen sie infolgedessen sich notgedrungen die Frage vorlegen, wie voraussichtlich Englands Stellung dazu sein wird. Es ist dies ein Beispiel dafür, welchen ungeheuren Einfluß das Inselreich nur durch die stillschweigende Drohung seiner ungeheuren und schlagfertigen Flotte auf die Gestaltung der Politik aller Staaten und ihrer eventuellen Seekriege besitzt.

In diesem Falle, wo das in Betracht kommende Meeresgebiet verhältnismäßig klein ist, hatten die gesamten neutralen Staaten zunächst nur das Interesse, daß der Krieg auf eben dieses Gebiet, also das Gelbe und das

Japanische Meer, beschränkt bliebe. Es waren die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche gelegentlich ihrer Neutralitätserklärung diesen Wunsch aussprachen, und wie zu erwarten war, fanden sie damit die Billigung der anderen Mächte. Als dagegen die Regierung der Vereinigten Staaten noch weiter gehen und eine eventuelle zwangsweise Beschränkung des Kriegsschauplatzes auf dieses Gebiet durch internationales Abkommen anregten, fanden sie bei England kein Entgegenkommen und die englische Regierung begründete ihre Ablehnung damit, daß man vorläufig die Folgen eines solchen Schrittes nicht voraussehen könne. Auch Österreich verhielt sich ablehnend, allerdings mit der Motivierung, daß seine Interessen in Ostasien zu gering seien, um sich an der Durchführung einer so einschneidenden Maßnahme zu beteiligen. Wenn es auch vorläufig nicht scheint, als ob der Seekriegsschauplatz sich über die genannten Meeresteile hinaus erweitern werde, so ist dies doch keineswegs ausgeschlossen. Man denke nur an die russische Entsatzflotte, welche gegenwärtig in den Baltischen Häfen ausgerüstet wird und Ende Juli oder Anfang August, wie die Russen hoffen, ihre Ausreise antreten soll. Die Japaner haben das allergrößte Interesse, das Eintreffen dieses gefährlichen Feindes in Ostasien zu verhindern, oder jedenfalls ihn soviel wie möglich unterwegs zu schwächen. Warum soll es undenkbar sein, daß sie Torpedoboote, in Begleitung von Handelsdampfern, von diesen masliert, oder auch nur kleine Dampfboote, welche mit Torpedos armiert sind, oder aber Unterseeboote, den Russen entgegenschicken! Diese können an den Ausgängen des Suezkanals, der Meerenge von Gibraltar, kurz überall da, wo das russische Geschwader passieren muß, Gelegenheit zum Angriff suchen. Damit würde auf einen Schlag das als Kriegsschauplatz zu betrachtende Meeresgebiet eine ungeheuere Ausdehnung erlangen. Es brauchen nur einige vorbeigeschossene Torpedos an der Wasseroberfläche zu schwimmen, um eine ungeheuere Gefahr und eine noch viel größere Beunruhigung für die ganze internationale Handelsschiffahrt zu schaffen. Zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, befindet sich das russische Hilfsgeschwader noch in der Ausrüstung, und die ganze Frage ist öffentlich noch nicht erörtert worden. Ich möchte aber jetzt schon darauf hinweisen, daß es militärisch eine sehr richtige Maßnahme der Japaner sein würde, und sich in der angedeuteten Form wohl bewerkstelligen ließe. Nach der kaltblütigen Überlegtheit, welche die Japaner bis jetzt betätigt haben, kann man eigentlich kaum bezweifeln, daß sie derartige Vorbereitungen schon getroffen haben, und man wird sich auch nicht zu wundern brauchen, wenn plötzlich das

Aus einem japanischen Lager in Korea.
(Nach einer Skizze.)

eine oder andere russische Schiff beim Auslaufen aus dem Hafen auf eine Mine stößt.

Die Haltung Englands.

Ihre Neutralität erklärten sofort sämtliche Staaten. Die englische Regierung ließ allerdings keinen Zweifel darüber, daß sie es nicht ruhig mit ansehen

würde, daß Japan völlig unterläge. Inwieweit England Teil hat am Ausbruch dieses Krieges, wird vielleicht später einmal bekannt werden, jedenfalls hat es das seinige getan, um Japan dazu zu ermutigen. Die Erörterung, inwieweit England politisch an einer Schwächung Rußlands, besonders im fernen Osten, interessiert ist, gehört nicht hierher, außerdem ist es bekannt. England hat stets mit großer Geschicklichkeit so gearbeitet, daß es, wenn irgend möglich, seine Kriege nicht selbst führte, sondern durch andere führen ließ. Japan führt diesen Krieg auch indirekt für England. Ob letzteres allerdings, im Falle eines vollständigen Sieges der Japaner, die gelben Geister, welche es nach Ostasien auf den Kontinent gerufen, wieder loswerden würde, das ist eine andere Frage. Wir werden auf all dieses, je nach dem wie sich die Ereignisse entwickeln, zurückkommen. Das englisch-japanische Bündnis, welches Japan bekanntlich anregte, nachdem es in Rußland und Deutschland mit demselben Ansinnen keinen Erfolg gehabt hatte, ist zweifellos mit Hinblick auf einen zukünftigen Krieg mit Rußland geschlossen worden. Seine Dauer geht vorläufig bis zum Jahre 1906, und der wichtigste veröffentlichte Paragraph desselben ist der, daß England sich verpflichtet, mit seiner gesamten Streitmacht Japan zu Hilfe zu kommen, sowie dieses sich im Kriege mit mehr als einer Macht befindet oder wenn in einem Zweikampf mit einer Macht sich eine dritte gegen Japan einmischt.

Um für alle Fälle imstande zu sein, seinen Bundespflichten nachzukommen, traf England sofort mit Ausbruch des Krieges verschiedene Vorbereitungen zur Mobilmachung; unter anderen erging der Befehl von der Admiralität an sämtliche Offiziere des Beurlaubtenstandes, sich zur Einberufung bereit zu halten. Das englische Kanalgeschwader wurde in Gibraltar stationiert. Man rechnete also mit der Möglichkeit, daß Frankreich, der Bundesgenosse Rußlands, in den Krieg eingriffe. Außerdem war von Anfang an die Haltung Chinas sehr zweifelhaft; wenn es sich auf die Seite Japans schlug, so war damit Frankreich vertragsmäßig gezwungen, die Waffen für Rußland zu ergreifen und dann wieder England für Japan. Schlug sich dagegen China auf Rußlands Seite, was durchaus nicht bei anfänglichen großen russischen Erfolgen unmöglich gewesen wäre, so war dies wieder Anlaß für England, um den Japanern tätig zur Hand zu gehen. So oder so schien also besonders im Anfang des Krieges die Lage eine äußerst gefährliche und der Ausbruch eines Weltkrieges in jedem Moment möglich. Das englische Kanalgeschwader ist stets im Frieden kriegsbereit, es

hält sich entweder in den südlichen Häfen Englands auf und hat daher den Namen Kanalgeschwader, oder es kreuzt im Atlantischen Ozean bis zu seiner südlichsten Hafen- und Kohlenstation Gibraltar. Daß es sofort bei Ausbruch des Krieges in Gibraltar stationiert wurde, konnte nur den Zweck einer Drohung gegen Frankreich haben. Hätte nämlich die französische Regierung, wie es ja bei einer Erfüllung ihrer Bundespflichten bei Eintreten des akuten Falles nicht anders sein konnte, Schiffe nach Ostasien zum Kampfe gegen Japan schicken wollen, so mußten diese entweder durch den Suezkanal oder außen um Afrika herum dampfen. Da lagen nun aber die überlegenen englischen Geschwader, die Mittelmeerflotte bei Malta, bereit, den Durchmarsch durch den Suezkanal zu hindern, das Kanalgeschwader bei Gibraltar zur Sperrung der anderen Route, oder aber, um sich ungesäumt, sobald es notwendig schien, mit der Mittelmeerflotte zu vereinigen.

Die Haltung Frankreichs.

Frankreich befand sich damals in einer äußerst unangenehmen Lage und diese wurde vom französischen Volke besonders in der ersten Zeit peinlich empfunden, als die ersten Mißerfolge der Russen einen weiteren eben solchen Verlauf des Krieges in Aussicht stellten. Jeden Moment konnte man vor die Frage gestellt werden, ja von dem Bundesgenossen aufgefordert werden, ihm zu helfen, sowie man aber die Waffen für Rußland in die Hand nahm, trat als übermächtiger Feind England auf den Plan, und bei dem Stande der französischen Flotte konnte nur eine sofortige und gänzliche Niederlage Frankreichs, der Verlust seiner Mittelmeerstellung und noch vieles andere mehr die Folge sein. Auf der anderen Seite befanden sich bei Ausbruch des Krieges über zehn Milliarden Franks in russischen Staatspapieren in Händen französischer Bürger und Landleute, deren Werte naturgemäß enorm heruntergingen. Eine Niederlage Rußlands würde also Frankreich ganz enorme Summen kosten, beinahe so viel wie ein verlorener Krieg. Die französische Regierung, deren auswärtige Angelegenheiten übrigens in ausgezeichneter Weise von dem fähigen und energischen Minister Delcassé geleitet werden, wählte den einzig richtigen und vernünftigen Ausweg, sie erklärte, Frankreich könne durch nichts zu einer aktiven Beteiligung an dem Kriege veranlaßt werden, selbst im Falle, daß Japan aktive Bundesgenossen fände, erkennte Frankreich nicht die Verpflichtung an, auf russische Seite zu treten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Erklärung nach vorherigem Einverständnis mit England abgegeben worden ist und daß beide

Staaten entschlossen waren und sind, mit allen Mitteln ein Hineinziehen ihrer selbst in den Krieg zu vermeiden. Wie bekannt, folgte ja einige Monate später die Veröffentlichung des Marokkoabkommens und seitdem befinden sich die beiden Staaten in so engen politischen Beziehungen zueinander, daß man wohl an-

Straßenbild aus Söul: Koreaner vor einer japanischen Bekanntmachung.
(Nach einer Skizze von K. Wolff.)

nehmen darf, daß auch eine spätere Intervention tatsächlich von ihnen ausgehen wird; doch wir wollen nicht vorgreifen.

Frankreich schickte zum Schutz seiner ostasiatischen Beziehungen und seiner Kolonieen Indochina eine Anzahl Kreuzer, Torpedoboote und Unterseeboote hinaus, während England sein ostasiatisches Geschwader um zwei moderne Linienschiffe und mehrere Kreuzer verstärkte.

In einem Fort von Port Arthur im Februar 1904.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

China.

Die chinesische Regierung hat ebenfalls nach Ausbruch des Krieges ihre Neutralität erklärt und zwar bezeichnenderweise auf Anraten der Japaner. Diese haben die von ihrem Standpunkte durchaus richtige Auffassung, daß die Erhebung Chinas gegen Rußland entweder einen Weltbrand oder eine allgemeine Intervention und Aufteilung Chinas zur Folge haben könnte; das würde ihnen aber ihren Siegespreis, denn diesen hoffen sie ja doch zu erringen, unter allen

Die Lokomotive eines Truppentransportzuges der Mandschureibahn.
(Nach einer Photographie.)

Umständen schmälern, kurz, die Japaner haben das allergrößte Interesse daran, ungestört zu bleiben, damit ihnen nicht wieder Ähnliches passiere wie im Jahre 1895. Sind sie einmal Sieger, läge Rußland am Boden, so könnte ihnen das in dem Maße allerdings nicht passieren. Viel eher, so lange der Kampf noch mit einer gewissen Unentschiedenheit weiter dauert, und wenn dann durch eine Erhebung Chinas schon eine Intervention anderer Mächte hervorgerufen würde.

Starke chinesische Truppenmengen sind übrigens an der Grenze der Mandschurei unter dem Oberbefehl des Generals Ma zusammengezogen. Wie die chinesische Regierung behauptet, zur Sicherung ihrer Neutralität. Das chinesische Reich ist bekanntlich kein geschlossener Organismus im Sinne eines europäischen Staates, nur die Zukunft kann zeigen, ob die Neutralitätserklärung der Regierung imstande ist, eigenmächtige Taten der sehr selbständigen Vizekönige oder der Generale zu verhindern. Den größten Einfluß auf die Haltung Chinas wird stets Japan ausüben, so lange es keine ernsten Mißerfolge erleidet. Die japanische Regierung hat in ganz China ihre Fühlhörner ausgestreckt, an allen wichtigen Orten und in der Nähe aller wichtigen Persönlichkeiten befinden sich Japaner, und so ist anzunehmen, daß China sich den japanischen Ansichten bis zu einem gewissen Grade fügen wird. Sowie allerdings das Glück sich gegen Japan wenden sollte, ist die Sache wohl zweifelhaft und ebenso, wenn es sich entschieden gegen die Russen wendet. Es sind da die ungeheuren Massen armer und vom Raube lebender Chinesen, welche leicht ebenso organisiert werden können, wie während des Boxerkrieges. Ob die Generäle auf die Dauer sich selbst und ihre Truppen werden zügeln können, mag ebenfalls dahingestellt sein.

Besondere Maßnahmen haben von anderen Staaten nur Dänemark, Schweden und die Niederlande getroffen. Dänemark und die Niederlande schlossen bemerkenswerterweise sofort nach dem Ausbruch des Krieges einen Schiedsgerichtsvertrag. Dänemark und Schweden, als Nachbarn Rußlands oder russischer Gewässer, mußten besonders darauf bedacht sein, Maßregeln zur Wahrung ihrer Neutralität zu treffen. Das dänische Landheer wurde zum Teil mobilisiert und die Küstenbefestigungen besetzt. Auch die schwimmenden Streitkräfte wurden in Bereitschaft gesetzt. Ähnliche Vorbereitungen machte Schweden, ferner Portugal und Spanien. Es ist ja selbstverständlich, daß nicht nur alle diejenigen Staaten, welche in der Nähe des Kriegsschauplatzes liegen oder dort Besitzungen haben, Vorbereitungen zur Wahrung ihrer Neutralität treffen müssen, sondern auch solche, an deren Küsten Seestreitkräfte der kriegführenden Partei passieren können; das sind eben alle Staaten, welche am Seeweg von der Baltischen Küste Rußlands bis nach Ostasien liegen. Nicht erwähnt haben wir von diesen bis jetzt das unter englischem Einfluß stehende Ägypten, welches natürlich auch seine Neutralität erklärte.

Die Benutzung neutraler Häfen durch die Kriegführenden.

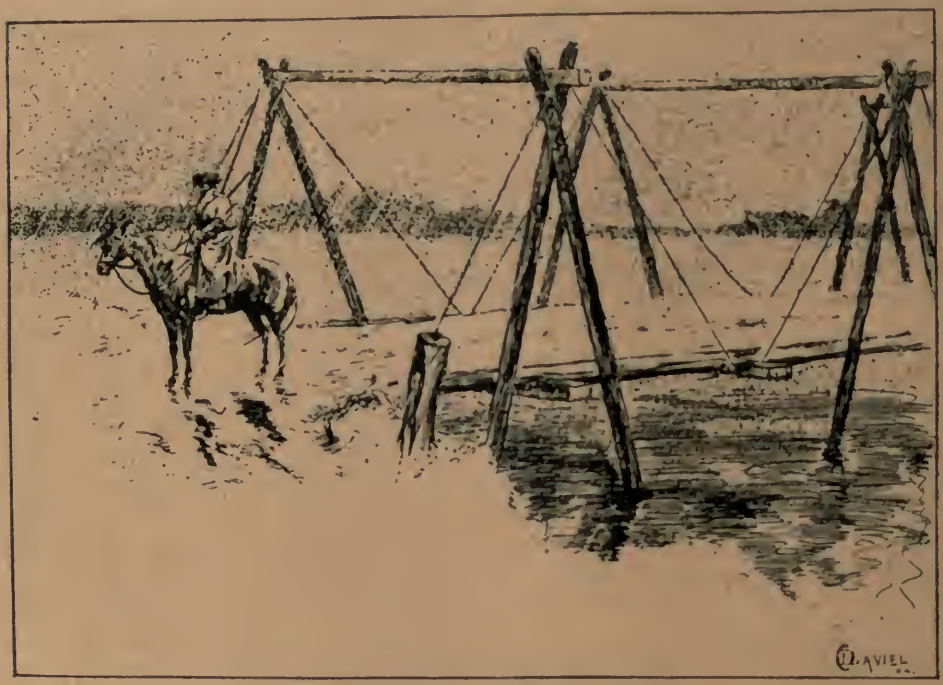
Für die kriegführenden Staaten besteht der wichtigste Punkt der Neutralität anderer in der Möglichkeit, Schiffe in deren Häfen Kohlen oder Aufenthalt nehmen zu lassen. Zu dieser wichtigen Frage haben die verschiedenen Staaten in folgenderweise Stellung genommen:

England gestattet Kriegsschiffen der beiden kriegführenden Parteien in seinen Häfen und solchen der englischen Kolonieen einen Aufenthalt bis zu 24 Stunden Dauer; während dieses Zeitraumes darf das Schiff so viel Kohlen und Lebensmittel nehmen, um bis zum nächsten eigenen Hafen oder aber bis zum nächsten neutralen, falls nämlich ein solcher näher liegt, gelangen zu können. Man sieht, daß England, wenn es russischen Kriegsschiffen auf dem Wege vom europäischen Norden nach Ostasien Schwierigkeiten machen wollte, ihm die klausulierte Ausdrucksweise dazu ausgezeichnete Gelegenheit gibt. Wo nämlich auf dem Wege verschiedene neutrale Häfen nicht weit voneinander liegen, so daß ein großes Schiff mit vollem Kohlenvorrat sie nicht alle anzulaufen braucht, da könnte nach diesen Bestimmungen in jedem neutralen Hafen nur so wenig Kohlen verabfolgt werden, daß das Schiff tatsächlich im nächsten Hafen wieder bis zu dem von da aus nächsten eine kleine Quantität Kohlen nehmen darf. Die Reise würde sich also ganz bedeutend verzögern.

Die Benutzung desselben Hafens soll Schiffen der kriegführenden Partei höchstens einmal innerhalb des Zeitraumes von drei Monaten gestattet sein.

Frankreich hat eine so ins einzelne gehende Erklärung nicht veröffentlicht, aber gezeigt, daß es weit davon entfernt ist, ähnlich wie England vorzugehen. Während der langen Zeit, als das russische Geschwader, welches nach Ostasien gehen sollte, nachher aber zurückgerufen wurde, sich im Roten Meer und in der Nähe desselben aufhielt, haben Schiffe desselben verschiedentlich den französischen Hafen Djibuti aufgesucht, dort Kohlen genommen und sich längere Zeit aufgehalten, ohne daß ein Einspruch erfolgte. Es entspricht dies ja auch vollkommen dem Sinne der Neutralität, sofern beiden kriegführenden Staaten dieselben Freiheiten und Möglichkeiten gewährt werden. Dem Sinne nach kann es doch nur gegen die Neutralität verstoßen, wenn Schiffe einer kriegführenden Partei entweder einen neutralen Hafen als Basis für kriegerische Unternehmungen gebrauchen, oder aber ihre direkt kriegerische Ausrüstung, wie Waffen und Munitionen, Sprengstoffe usw., in ihm ergänzen. Oder aber man müßte beiden kriegführenden Parteien überhaupt das Anlaufen neutraler Häfen verbieten,

was allerdings bei den verschiedenen geographischen Verhältnissen der beiden kriegführenden Mächte wieder parteilich sein würde, so zum Beispiel könnte eine solche Maßnahme Japan vor der Hand höchst gleichgültig sein, weil es keine Verstärkungen aus Europa zu erwarten hat, während es für Rußland eine Frage von großer Wichtigkeit bedeutet. Immerhin scheint sich letzteres darauf vorzubereiten, daß der Reise seines Hilfgeschwaders vom Baltischen Meere nach dem fernen Osten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden, denn dem Ver-



Russische Militärbrücke in der Mandschurei.
(Nach einer Originalskizze von C. Daviel.)

nehmen nach beabsichtigt man demselben so viel Kohlendampfer beizugeben, daß es seine Vorräte nötigenfalls aus ihnen ergänzen kann, auch ohne einen neutralen Hafen anzulaufen. Es muß außerdem damit rechnen, daß nicht in allen auf seiner Route liegenden Kohlenplätzen genügend große Kohlenvorräte aufgehäuft sind, um jedesmal seinen Bedarf glatt zu decken. Mit einer gewissen Berechtigung könnte gerade die englische Regierung nur einen bestimmten Kohlenvorrat abgeben wollen, um für die Ergänzung ihrer eigenen Schiffe genug zurückzubehalten, wenn unvorhergesehene Fälle die Entsendung einer größeren englischen Flotte nach dem fernen Osten nötig machen sollten.

Es ist jetzt, wo dies geschrieben wird, um Mitte Juni, natürlich nicht vorauszusehen, wie sich die Verhältnisse gestalten werden, und ich habe nur darauf hinweisen wollen, von wie großem Einfluß im Seekriege die Haltung der neutralen Mächte ist. Ein Staat, welcher zur See über eine derartige Übermacht verfügt, wie England, ist tatsächlich imstande, durch seine Haltung als neutraler, den Krieg indirekt zu entscheiden, je nachdem wie es seine eigenen Interessen als wünschenswert erscheinen lassen. Es wäre nicht das erste Mal, daß England in dieser Richtung seinen bestimmten Einfluß ausübte, und man kann nicht bezweifeln, daß seine praktischen, energischen und weitsichtigen Staatsmänner es ohne Rücksicht auf Prinzipien und Doktrinen tun werden. Die vorsichtige Zurückhaltung, welche der Premierminister in seinen Antworten auf alle Interpellationen im Parlament beobachtet hat, zeigt deutlich, daß man sich nicht vorher festlegen, sondern sein Verhalten lediglich nach den Umständen einrichten will.

Die Stimmung in Rußland.

Von einer Volksstimmung in Rußland zu sprechen oder vielmehr eine solche nachzuweisen, ist nicht leicht, die Ursache davon ist einmal die ungeheure Ausdehnung des Reiches und dann die Größe des Teiles der Bevölkerung, welche auf dem Lande oder in kleinen weltabgeschiedenen Städten wohnen, und endlich die geringe Bildung der großen Masse. Es kommen manche innerpolitische Zustände hinzu, welche das Interesse der unteren Volksschichten an außerpolitischen Ereignissen jedenfalls im positiven Sinne noch mehr beschränken. Nun brach der Krieg im sogenannten fernen Osten aus; was wußte das russische Volk, das heißt, die eben flüchtig charakterisierten Massen, vom fernen Osten und davon, was für Rußland davon abhängt, sich am Stillen Meer siegreich behaupten zu können? Die Russen sind kein seefahrendes Volk, auch wird nicht, wie in England und neuerdings auch in Deutschland, durch

Russisches schweres Festungsgeschütz.

eine starke Seefahrt das Interesse der Binnenbevölkerung angeregt für alles das Unbekannte und Neue, was auf der anderen Seite der großen Wasserflächen liegt und noch zu entdecken ist, gar nicht zu reden natürlich von volkswirtschaftlichen Betrachtungen. Es ist wahr, nicht nur durch die See ist Rußland mit dem fernen Osten verbunden, sondern auch durch eine zusammenhängende Ländermasse und einen einzigen Schienenstrang, welcher durch diese weiten Länder hindurchführt bis an die Küste des Stillen Ozeans nach Wladiwostock und Port Arthur. Die sibirische Bahn ist noch neu und hat bis jetzt weniger dem Verkehr im eigentlichen Sinne gedient, als vielmehr ausschließlich militärischen oder jedenfalls staatlichen Zwecken. So bleibt denn für den ungebildeten Russen der ferne Osten etwas, was hinter Sibirien liegt, wo viele Soldaten und Schiffe hingehen, aber durchaus kein lebendiger Begriff, mit dem er seine vaterländischen Gefühle irgendwie in Verbindung bringen könnte. In der Einleitung habe ich schon gesagt, daß der Zar nicht nur bis zum letzten Moment versuchte, den Frieden zu erhalten, sondern auch glaubte, daß er erhalten werden könnte. Beweise hierfür liefert ja der Mangel an Bereitschaft der ostasiatischen Flotte und in noch weit höherem Maße die Unfertigkeit des Landheeres nach Stärke und Verteilung. Höhere russische Staatsbeamte und Generäle hatten sich allerdings schon lange nicht mehr im Zweifel befunden, daß der Krieg eines Tages unvermeidlich sei. Ein Jahr noch vor seinem Ausbruch hatte der damalige Kriegsminister Kuropatkin den fernen Osten und auch Japan bereist und wichtige Verbesserungen, speziell an den Landbefestigungen von Port Arthur, befohlen. Einem so scharfblickenden Manne wie ihm konnte der Stand der Dinge unmöglich verborgen bleiben. Als dann die Statthalterschaft in der Mandschurei eingerichtet wurde und Admiral Alexejew als erster Statthalter des Zaren seines Amtes waltete, da, so sagt man in Rußland, hat Alexejew nicht aufgehört, über die Unvermeidbarkeit eines baldigen Krieges nach Petersburg zu berichten und auf beschleunigte Verstärkung der Heeresrüstung zu dringen. Es dürfte durchaus nicht richtig sein, wie es geschehen ist, zu behaupten, daß Kuropatkin sich damals in einen Gegensatz zu Alexejew gesetzt habe und gegen eine beschleunigte Rüstung im Osten gewesen sei. Diese Widerstände müssen vielmehr anderswo gelegen haben.

Es kommt noch ein Moment hinzu, nämlich die Geringschätzung, welche merkwürdiger, sehr merkwürdigerweise selbst höhere russische Offiziere gegen die Japaner und ihre Armee und Marine vor dem Kriege öffentlich bekundeten.

Es ist dies, wie gesagt, beinahe unbegreiflich, denn während wir anderen Völker, durch weite Entfernungen vom japanischen Inselreich getrennt, nichts von ihren Zuständen und Fähigkeiten eigentlich beurteilen können, als was einmal Reisende oder unsere dort stationierten Schiffe zufällig sehen, sind die Russen nur durch einen schmalen Meeresarm von Japan getrennt, ihre Offiziere, des Heeres und der Flotte, hatten ständig Gelegenheit, sich über die Einrichtungen und auch die Leistungsfähigkeit der Japaner zu orientieren, um so mehr, als ihnen in Japan ein Rivale bekannt war, welcher um jeden Preis in die Höhe kommen wollte.

General Kleigels und General Kuropatkin (rechts).
(Nach einer Photographie.)

Anstatt dessen aber hörte man in der Zeit der Spannung vor dem Kriege gerade von hohen russischen Offizieren die geringschätzigsten Urteile; auch von einem deutschen Offizier habe ich ja im Anfang einige Urteile gebracht, welche sich schon jetzt als unrichtig erwiesen haben. Die Russen sagten, der Japaner sei so schwächlich, daß er die Beschwerden eines Feldzuges nicht aushalten könne, hauptsächlich gegen Kälte sei er ungeheuer empfindlich, sein Angriff habe keine nachhaltige Ausdauer und Stoßkraft, er sei kein Seemann, es sei unmöglich, auch nur annähernd die für einen Krieg nötigen Summen in Japan aufzubringen u. s. w. u. s. w. Vor allem aber waren sämtliche Russen, jedenfalls die, welche sich geäußert haben, fest überzeugt, daß Japan es nie wagen würde, mit dem mächtigen Rußland Krieg zu beginnen, denn es werde ohne jeden Zweifel erdrückt werden. Wir müssen eingestehen, daß auch in Deutschland die Ansicht nicht viel anders war, und wollen wir auf den Grund gehen weshalb, so war es vielleicht, weil man in Rußland viel darüber schrieb und redete, in Japan

aber gänzlich still schwieg. — In diese halb verächtliche, halb ungläubige Stimmung platzte die Nachricht vom Torpedobootsüberfall bei Port Arthur und von schweren Verlusten der russischen Flotte hinein. Die Erregung in denjenigen russischen Kreisen, welche sich durch Wort und Schrift bemerkbar machen, war eine ungeheure, sie richtete sich zu allererst gegen die asiatische Tücke der Japaner, welche ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten begannen und ein unvorbereitetes Geschwader überfielen. Als dann kurz darauf der „Warjag" und „Korejez" bei Tschemulpo vernichtet wurden, sprach man von Verletzung des Völkerrechts und die Regierung erließ eine lange Note, in welcher sie Einspruch erhob. Bald aber wurden Stimmen laut und mit der Zeit immer lauter, welche auch auf russischer Seite einen großen Teil der Schuld an diesen herben Verlusten suchten. Gegen den Chef der Seestreitkräfte, Admiral Stark, wurden die härtesten Vorwürfe erhoben, daß er nicht vorbereitet gewesen war und gegen den Statthalter Alexejew, daß er die russische Flotte nicht nur nicht in Port Arthur vereinigt, sondern leichte und wehrlose Schiffe, wie die beiden ebengenannten, in einsamen und abgelegenen Häfen gelassen hätte, wo ihnen niemand beistehen, und sie selbst sich nicht retten konnten. Noch größer wurde die Unruhe, als auch die nächsten Wochen zur See keinen einzigen Erfolg, sondern lediglich, wenn auch kleine, Mißerfolge brachten, hauptsächlich aber wirkte deprimierend, daß der russische Admiral derart unumwunden die Überlegenheit des Gegners anerkannte, daß er überhaupt sich nicht mehr aus dem Hafen von Port Arthur hinausgetraute. Da hieß es denn: ja, zur See mögen sie uns nach dem ersten hinterlistigen Streich wohl gewachsen sein, aber sie sollen sich nun erst mal am Lande zeigen, da wird sich das Blatt schon wenden. Auch zu Lande aber

Admiral Makaroff.
(Nach einer Photographie.)

Das russische Heer.

(Nach einer Originalzeichnung von H. Koekkoek.)

I. Das Pavlosk-Garderegiment in Parade. II. Radfahrerkorps. III. Garde du Korps-Regiment „Czariska". IV. Hornist der Garde-Pioniere. V. Feldartillerie. VI. Kosake.

Das Hauptquartier General Kuropatkins in Mukden.
(Nach einer Photographie.)

scheint jedenfalls in militärischen Kreisen jetzt, wo die Frage auf einmal eine brennende geworden war, das Vertrauen geschwunden zu sein. Wir werden nachher sehen, wie weit man mit den Landstreitkräften selbst in einer Periode heftigster politischer Spannung zurück war. Der Statthalter Alexejew, auf dessen Schultern von Anfang an nicht nur die ganze diplomatische und Verwaltungstätigkeit, sondern auch der Oberbefehl über die Land- und Seestreitkräfte ruhte, konnte unter diesen Umständen seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen sein. Man mochte außerdem wohl auch in Petersburg den Ernst der Lage mehr und mehr erkennen, besonders, nachdem man gesehen hatte, mit welcher Energie und Schnelligkeit beinahe zugleich mit der Eröffnung der Feindseligkeiten die Japaner ihre Landungen auf Korea ins Werk gesetzt hatten. So wurde denn im Februar der beste Mann in Rußland vom Zaren mit dem Befehl über die Landstreitkräfte betraut: der General Alexei Nikolajewitsch Kuropatkin, der bisherige Kriegsminister. Kuropatkin erfreut sich in ganz Rußland eines so glänzenden Rufs und eines solchen Vertrauens, daß seine Ernennung, sie fand am 20. Februar statt, mit einem wahren Jubel begrüßt wurde. Jetzt glaubte man allein schon durch die Ernennung dieses Mannes den endlichen Sieg gesichert zu haben, und das alte Überlegenheitsgefühl begann sich wieder allenthalben in der russischen Presse zu äußern. Kuropatkin ist tatsächlich der ausgezeichnetste General, über welchen Rußland verfügt, denn ein anderer, welcher sich ihm früher wohl hätte zur Seite stellen können, der alte Dragomiroff, ist nicht mehr felddienstfähig.

Kuropatkin wurde erst 1848 geboren, im Kadettenkorps erzogen und trat 1866 als Leutnant zu dem ersten turkestanischen Schützenregiment, wo er schon ein Jahr darauf sich mit seiner Kompagnie während der Kämpfe in Mittelasien auszeichnete. Anfang der siebziger Jahre vervollständigte er seine wissenschaftliche Bildung auf der Militärakademie in Petersburg und wohnte dann 1874 den großen französischen Manövern unter Mac Mahon bei. Nachdem er sich dann elf Monate lang an einer Expedition des französischen Generals Laverdeau nach Algier und der Sahara beteiligt hatte, erregte er als Generalstabsoffizier die Aufmerksamkeit des Generals Skobeleff, und er wurde dessen Stabschef. Er war dies auch nach Ausbruch des türkischen Krieges, in welchem Kuropatkin sich ganz außerordentlich auszeichnete und mehrmals verwundet wurde. 1882, also erst 34 Jahre alt, wurde Kuropatkin General und bald darauf Gouverneur des transkaspischen Gebiets, 1898 endlich ernannte ihn der Kaiser zum Kriegsminister. An dieser in Friedenszeiten wichtigsten Stelle des Heeres ist er fünf Jahre mit großem Erfolge tätig gewesen: er vermehrte nicht nur die Friedensstärke der Armee, sondern trug auch besonders Sorge für die Ausgestaltung der Reserveverbände. Während seiner Amtsführung wurden an Neuformationen geschaffen: das zweite kaukasische, die beiden turkestanischen, die sibirischen Armeekorps, die Ussuri- und Transamur-Eisenbahnbrigade.

Kuropatkin besitzt die sich selten vereinigenden Eigenschaften und Fähigkeiten des praktischen Soldaten und Führers, des Organisators und Diplomaten. Er ist sehr ruhig und von großer Kaltblütigkeit, und nicht der Mann, der sich durch äußere Einwirkungen oder den Druck der öffentlichen Meinung von dem abbringen ließe, was er einmal für richtig erkannt hat. Als er Rußland verließ, konnte man allerdings wahrnehmen, daß seine Entsendung auch weite Schichten des russischen Volkes darüber aufgeklärt hatte, was auf dem Spiele stand. Wenn Kuropatkin der Einzigste war, dem der Zar die Lösung der schweren Aufgaben im fernen Osten zutraute, so dachte man im Volke, dann muß allerdings viel auf dem Spiele stehen. Die Städte und Ortschaften, welche der General passierte, waren gedrängt voll von Menschen, Männer und Frauen, welche sich um ihn drängten, ihm nach russischer Sitte kleine Heiligenbilder reichten und Gelingen seiner Aufgabe wünschten. Kuropatkin verlangte nicht nach jenen Vorschußlorbeeren, welche bei uns im Laufe der letzten Jahre leider mit Recht einen so bösen Ruf erhalten haben. Das einzigste, was er sagte, war, man möge Geduld haben, viel Geduld, sich nicht irre machen lassen und nicht an ihm zweifeln.

An Stelle des bisherigen Befehlshabers der Seestreitkräfte im fernen Osten, des mehrfach genannten Admirals Stark, wurde Admiral Makaroff entsandt. Auch in ihm hatte der Zar die beste Wahl getroffen, die zu treffen war. Admiral Makaroff war vom gleichen Alter, wie Kuropatkin, also auch im Jahre 1848 geboren. Schon frühzeitig hatte er Gelegenheit sich kriegerisch auszuzeichnen, und zwar im russisch-türkischen Kriege. Damals kommandierte er das russische Kanonenboot „Großfürst Konstantin", und machte einen außerordentlich kühnen, nächtlichen Torpedoangriff auf die im Hafen von Batum liegende türkische Flotte. Auch im Feldzuge des Generals Skobeleff gegen die Turkmenen im Jahre 1881 nahm Makaroff ebenfalls Teil und kämpfte mit bei der Erstürmung von Geok-tepe. Eine wichtige Rolle spielte Makaroff während des chinesisch-japanschen Krieges oder vielmehr nachher im fernen Osten. Bekanntlich intervenierten damals, nachdem der chinesische Widerstand vollständig gebrochen war, die drei Mächte Rußland, Deutschland und Frankreich, und man zwang die Japaner, das eroberte und besetzte Port Arthur und damit Kwantung und Liaotung wieder aufzugeben. Es wird erzählt, daß Makaroff bei jener denkwürdigen Konferenz, wo den aufs höchste erstaunten und entrüsteten Japanern der Wille der drei Mächte eröffnet wurde, vielleicht absichtslos und unwillkürlich seinen Säbel auf die vor den Verhandelnden ausgebreitete Seekarte warf. Beinahe genau zehn Jahre nach dieser Konferenz, welche ja, sieht man genauer zu, den ursprünglichen Grund zum jetzigen Kriege bildet, sollte Admiral Makaroff wieder im fernen Osten, aber mit gezogenem Schwert, an verantwortlichster Stelle stehen und seinen Tod finden. Fünf Jahre vor seiner Berufung zum Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte in Ostasien war er Kommandant des Kriegshafens von Kronstadt. Admiral Makaroff war neben seiner allbekannten unternehmungslustigen Energie ein außerordentlich tätiger und intelligenter Kopf. Er gehörte zu den überhaupt sehr spärlich gesäten Seeoffizieren, welche die Technik des Kriegsschiffbaues von Grund aus beherrschen. Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, daß er gerade besonders eifrig war und verschiedene sehr praktische Erfindungen gemacht hat, um die unter Wasser liegenden Teile des Schiffskörpers großer Schlachtschiffe gegen Verletzungen durch Torpedos oder Minen zu schützen. Ihm ist zu verdanken, daß die neuesten russischen Linienschiffe — zu diesen gehört der „Petropawlowsk", auf welchem Makaroff bekanntlich seinen Tod fand, nicht — bis tief unter Wasser an jeder Seite vertikale Panzerwände erhielten. Außerdem soll er auch noch Neuerungen in der Zellen-

einteilung der Schlachtschiffe erfunden und in die Praxis übersetzt haben. Berühmt ist er geworden durch die Konstruktion des riesigen Eisbrechers „Jermak", welcher sein eigenstes Werk ist und ermöglicht, Häfen und Gewässer auch im Winter schiffbar zu machen, welche vor der Konstruktion des „Jermak"

Russische Truppen in einer Straße von Mukden lagernd.
(Nach einer Photographie.)

völlig geschlossen waren. Admiral Makaroff war der Typus eines populären Führers, er hatte die seltene Gabe, bei eiserner Strenge, und trotzdem er an seine Untergebenen die höchsten Ansprüche stellte, sich ihre Liebe und Anhänglichkeit in höchstem Grade zu erwerben. Geborener Südrusse, lebte er außerordentlich einfach und verstand ebensogut mit dem ungebildeten Matrosen und Heizer zu sprechen, wie mit den ersten Vertretern der internationalen technischen Gelehrten-

welt und den Spitzen des russischen Hofes. Daß er der rechte Mann gerade bei der damaligen Lage für die russische Flotte war, hat sich während seiner kurzen Befehlsführung glänzend gezeigt. Um so tragischer ist das Geschick, welches ihn sterben ließ, bevor er die Früchte seiner Tätigkeit ernten konnte.

Ebenso wie die russischen Nachrichten vom Kriegsschauplatz sich vom Beginn des Krieges an im Gegensatz zu den japanischen durch eine bemerkenswerte Aufrichtigkeit auszeichneten, so nahmen auch die angesehenen russischen Zeitungen in jener ersten Zeit der Mißerfolge durchaus kein Blatt vor den Mund und dachten nicht daran, die gemachten Fehler und versäumten Maßregeln zu beschönigen. Felsenfest war aber auf der anderen Seite auch von Anfang an das Vertrauen, daß der endliche Sieg doch Rußland anheimfallen müsse.

Die Stimmung des Zaren in jener ersten Zeit wird ganz interessant durch eine Rede illustriert, welche er an eine Anzahl Kadetten des Marinekadettenkorps hielt. Sie lautete folgendermaßen: „Es ist Euch bekannt, daß uns vorgestern der Krieg erklärt worden ist und daß ein tückischer Feind in dunkler Nacht unsere Festung und unsere Flotte ohne jegliche Herausforderung unsererseits überfallen hat. Jetzt braucht Rußland ebenso seine Flotte wie seine Armee und ich bin heute gekommen, um Euch zu sehen und Euch zu sagen, daß ich Euch zu Offizieren befördere. Indem ich Euch drei und einen halben Monat vor dem Termin befördere, bin ich überzeugt, daß Ihr alles daransetzen werdet, um Euer dienstliches Wissen zu bereichern und daß Ihr Euren Dienst ebenso tun werdet, wie ihn Eure Urgroßväter und Väter taten, die Admiräle Tschigtschagoff, Lasareff, Nachrimoff, Korniloff und Isdumin, zum Nutzen und Ruhm unseres teuren Vaterlandes. Ich bin überzeugt, daß Ihr alle Kräfte unserer Flotte widmen werdet, über welcher die Flagge mit dem Andreaskreuz weht."

Man kann sich dahin zusammenfassen, daß allerdings zuerst eine unpraktische Geringschätzung des Feindes — übrigens ebenso wie zu Beginn des türkischen Krieges — in Rußland vorhanden war, daß man aber auch, nachdem diese gewichen war, keinen Augenblick das Vertrauen zur Tüchtigkeit der eigenen Waffen verlor und daß das russische Volk, soweit es überhaupt den kriegerischen Ereignissen mit Interesse folgen konnte, stets eine würdige und tapfere Haltung bewahrt hat.

Angreifender japanischer Offizier.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Die Stimmung in Japan.

In Japan war die Stimmung natürlich von vornherein eine ganz andere. Wie ich in der Einleitung bereits gesagt habe, war der Krieg gegen Rußland nicht nur populär, sondern seit Jahren das von einer sehr starken Partei heiß ersehnte Ziel. Nicht der Mikado und der Hof haben den Krieg über den Kopf des Volkes weg vorbereitet und angefangen, sondern das Volk hat ihn gegen die anfängliche Neigung des Mikado durchgesetzt. Mit Begeisterung hatten die Japaner vor zehn Jahren den Krieg gegen China geführt und die chinesischen Truppen zu Lande und zu Wasser in raschem Anlaufe niedergeworfen. Mit verbissener Wut hatte man den eigentlichen Siegespreis, die Festung Port Arthur mit ihrer Umgebung, auf das Drängen der Übermacht, aufgeben und einige Jahre nachher gar mit ansehen müssen, daß Rußland, das damalige Haupt der intervenierenden Mächte, seine Hand darauf legte. Von da ab war Rußland der Feind, und es gab keinen Japaner, für welchen der russische Krieg nicht nur eine Frage der Zeit war.

Der nach außen wohl am meisten hervorstechende Charakterzug des modernen Japaners ist ein unbändiger, nationaler Ehrgeiz, gepaart mit großer Kriegslust. Vor der Einigung Japans, vor seiner Gestaltung zu einem modernen Staat, hatte sich diese Kriegslust in unaufhörlichen inneren Fehden zwischen den kleinen Herrschern und Grundherren des damaligen Feudalstaates betätigt. Nachdem nun der Frieden im Innern völlig und dauernd hergestellt war, haben die kriegerischen Eigenschaften des Volkes nach äußerer Betätigung gesucht. Deutsche Berichterstatter konnten nicht genug erzählen von dem für europäische Begriffe eigentümlichen Benehmen der Bevölkerung nach der Kriegserklärung. Diese merkwürdige Verbindung von Leidenschaftlichkeit, Energie und dabei äußerlich steinerner Ruhe. Der Japaner ist in Bezug auf alkoholische Genüsse sehr

mäßig. Seine Begeisterung äußert sich nicht in jenen langen Aussprachen, welche man bei uns so richtig als Bierreden bezeichnet. Von lärmenden Kundgebungen war nichts zu sehen, nur die Straßen waren gedrängt voll und besonders vor dem Kriegsministerium und dem Generalstab befand sich stets eine auf Neuigkeiten vom Kriegsschauplatze wartende Menge. Kamen Siegesnachrichten, so wie z. B. nach dem Überfall der russischen Flotte vor Port Arthur am 8. Februar, so wogte bis in die späte Nacht hinein eine dichte Menschenmenge durch die Straßen, aber immer herrschte eine für unsere Begriffe unfaßliche Ruhe und das einzige Zeichen der festlichen Erregung bildeten bunte Lampen, welche an den Häusern oder quer über die Straßen aufgehängt oder getragen wurden. Den Fremden begegnete man, abgesehen von den für zuverlässige Freunde gehaltenen Engländern, mit Mißtrauen, besonders den Deutschen. Diese hielt und hält die Bevölkerung für heimlich Verbündete Rußlands und es ist bezeichnend, daß schon vor Ausbruch des Krieges ein japanischer Kuli ohne jede Veranlassung einigen deutschen Kindern zurief: „Wartet nur Ihr Deutschen, wenn es Krieg gibt, werden Euch allen die Hälse abgeschnitten, denn Ihr seid die Verbündeten Rußlands."

Japanisches Straßenbild. Neue Nachrichten vom Kriegsschauplatz.
(Nach einer Photographie.)

Vom Siege der japanischen Waffen sind Armee und Flotte, wie die ganze Bevölkerung fest überzeugt. Sie wissen alle, mit wie unermüdlichem Eifer man

Japanischer Infanterist.
(Nach einer Originalzeichnung.

gearbeitet hat, um alle Errungenschaften der europäischen Militärmächte sich anzueignen und ihre Fortschritte mitzumachen. Durch ein ausgezeichnet organisiertes und weitverzweigtes Spionagesystem hat man sich seit Jahren fortdauernd über den Stand der russischen Streitkräfte zu Lande und zur See genaueste Kunde verschafft. Heer, Flotte und Bevölkerung fühlen sich eins, und die beiden ersten werden von der letzteren in jeder Beziehung getragen. Schon das ist ein unschätzbarer Vorteil gegenüber Rußland, wo schon die ungeheure Ausdehnung des Reiches eine derartige innere Zusammengehörigkeit unmöglich macht. Man hat in Japan das größte Vertrauen zu den Staatsmännern und militärischen Befehlshabern, und mit Recht, denn alle hatten sich während des chinesischen Krieges glänzend bewährt, und im Innern ist während der letzten Jahrzehnte eine so große organisatorische und kulturell-politische Arbeit geleistet worden, daß das Volk — ich verstehe darunter die unteren Volksklassen — mit Notwendigkeit alles das anerkennen muß.

Ein anderer charakteristischer Zug für die Volkstümlichkeit dieses Krieges und den lebendigen Patriotismus des japanischen Volks ist in der außerordentlichen Opferfreudigkeit hervorgetreten. Die zwei Kriegsanleihen, welche nacheinander innerhalb Japans aufgenommen wurden, sind jedesmal drei- bis vier-

Kosaken auf der Wacht an der Mandschureibahn.
(Nach einem Originalaquarell von M. Plinzner.)

Japanische Infanterie auf dem Vormarsch in Korea.
(Nach einer Photographie.)

fach überzeichnet worden, fortwährend laufen freiwillige Spenden ein. Es gilt für schmachvoll bei Männern und Frauen, irgend welche wertvolle Schmucksachen oder dergleichen zu tragen und zu besitzen. Der Mikado ist mit seinem Beispiel vorangegangen, indem er den alten Silberschatz seines Hauses als Pfand auf die Bank schickte, auch hat er sich an der Zeichnung für die Anleihen mit großen Summen beteiligt. Nach asiatischer Weise wird diese Stimmung zum Fanatismus, es haben sich Leute in der beliebten Form des Harakiri das Leben genommen, weil sie aus irgend einem Grunde nicht imstande waren, tätig am Kriege teilzunehmen; ja selbst Verbrecher haben gebeten, ihnen wenigstens den Tod für das Vaterland zu gestatten. Die folgende Geschichte, welche vielleicht nur gut erfunden ist und für unsere Begriffe einer gewissen Komik nicht entbehrt, ist gleichwohl für die ganze Stimmung charakteristisch: Ein Verbrecher, so berichten japanische Zeitungen, sollte in wenig Tagen, nachdem das Todesurteil schon seit einiger Zeit verhängt und bestätigt worden war, den Weg ins bessere Jenseits antreten, er war auch dazu vollkommen bereit, nur bat er noch um eine einzige Gnade; diese „Gnade" bestand darin, daß man ihm gestatten möchte, auf die ihm zustehende Henkersmahlzeit zu verzichten und daß die dafür ausgeworfene Summe dem Staat als Beitrag zur Bestreitung der Kriegskosten zur Verfügung gestellt werden möchte. Wie gesagt, klingt die Geschichte etwas grotesk und gemacht, man glaubt darin das Bestreben des Machers zu sehen, den Eindruck zu erwecken, daß die Japaner weder den Puniern im dritten punischen Kriege, noch den Preußen während der Freiheitskriege nachstehen, sondern sie sogar noch überbieten, indem selbst die Verbrecher den letzten irdischen, ihnen gesetzlich zustehenden Genuß für das Vaterland hingeben.

Die japanischen Führer.

Von den japanischen Heerführern wissen wir im allgemeinen recht wenig. Sie sind sämtlich im Auslande und zwar in England ausgebildet worden, einige auch in Deutschland. Manche von ihnen haben die Kriegsakademie in Berlin besucht, auch am Frontdienst und an Manöverübungen teilgenommen. Die Grundlage des japanischen Heeres, der Ausbildung und Organisation ihrer Offiziere und Unteroffiziere haben aber deutsche Organisatoren in Japan geschaffen, und unter diesen stehen die jetzt inaktiven Generalmajore Meckel und von Blankenburg an erster Stelle. Daß die Japaner wohl wissen, wem sie ihre Waffenerfolge verdanken, zeigte ein Telegramm eines hohen japanischen Offiziers an

Generalmajor Meckel nach der Schlacht am Jalufluſſe. Die japaniſchen Generale haben inzwiſchen ſo glänzende Beweiſe abgelegt, daß ſie ſtrategiſch und taktiſch vollkommen auf der Höhe der erſten europäiſchen Militärmächte ſtehen, daß wir davon an der Hand der Ereigniſſe ſprechen wollen. Allgemein kann man nur ſagen, daß der japaniſche Offizier eine ungeheure Arbeitsleiſtung vollbracht hat, um innerhalb eines Menſchenalters auf dieſe Höhe zu gelangen, wozu andere Mächte länger als ein Jahrhundert gebraucht haben. Es erklärt ſich dies wohl zum großen Teil aus der kriegeriſchen Vergangenheit der japaniſchen Samurais, über welche im geſchichtlichen Teil dieſes Werkes geſprochen worden iſt. Außerdem verfügt der Japaner über ein ganz außerordentliches Sprachtalent und über die Fähigkeit, ſich ſchon nach kurzem Aufenthalte im Auslande vollkommen einzuleben und anzupaſſen, ohne dabei nur im geringſten an ſeinem Japanertum Schaden zu leiden, eine Eigenſchaft, die wir ja leider manchmal an den Deutſchen vermiſſen. Der japaniſche Offizier iſt ſtets vollkommen auf die ihm geſtellte Aufgabe mit allen Kräften konzentriert, mag ſie nun auf dem Gebiete der Theorie oder der Praxis liegen. Ich werde nachher einige Beiſpiele dafür anführen. Deutſche Offiziere erzählen, daß Japaner bei Beginn ihres Beſuchs der Akademie in Berlin nur über wenige Brocken Engliſch verfügten und von der deutſchen Sprache keine Ahnung hatten. Nach Verlauf eines halben Jahres waren ſie aber ſchon imſtande, mit Verſtändnis den deutſchen Vorträgen des Lehrers zu folgen und dieſe fehlerlos nach Gedankengang und Ausdruck nachzuſchreiben. Dieſe, wenn man ſie mit unſerem Maßſtabe mißt, beinahe unglaubliche Leiſtung, gibt einen Begriff von der hervorragenden Lernfähigkeit des Japaners. In allen Genüſſen iſt der japaniſche Offizier, wie der Japaner überhaupt, von größter Mäßigkeit und verliert dies auch im Auslande nicht; er iſt verſchloſſen, ſo verſchloſſen, daß gerade hochbegabte japaniſche Offiziere, wie der jetzt ſehr bekannte General Fukuſchima, während ihrer Anweſenheit in Deutſchland für hochgradig beſchränkt gehalten worden ſind. Dieſe Verſchloſſenheit, man kann es auch Heuchelei nennen, erſtreckt ſich ſoweit, daß die ins Ausland kommandierten Offiziere ihre Kenntniſſe und ſpeziell ihre Sprachkenntnis vollkommen verbergen und mit verſtändnisloſem und intereſſeloſem Geſicht dem in fremder Sprache geführten militäriſchen Unterhaltungen beiwohnen. Nicht anders benahmen ſich die japaniſchen Offiziere als Zuſchauer bei den großen Truppenübungen in Deutſchland, ſie ſprachen nie ein Wort, zeigten nicht das geringſte Verſtändnis, waren aber unermüdlich und ſtets dabei, wenn irgend eine intereſſante oder lehrreiche Übung gemacht wurde, ſtets

mit dem Notizbuch in der Hand. Wir werden noch verschiedentlich Gelegenheit haben, auf diese beinahe unheimliche Verschlossenheit zurückzukommen. Sie ist etwas, was wir bei keinem einzigen der europäischen Völker finden und diesen deswegen durchweg unsympathisch. Darüber kann man sich aber nicht im Zweifel sein, daß sie in hervorragendem Maße praktisch und zweckmäßig ist, hauptsächlich auf militärischem Gebiete.

Kriegsminister ist der außerordentlich fähige General Teraoutchi, welcher aber schon bejahrt ist. Deswegen steht ihm der als organisatorisches Talent

Abreise japanischer Truppen zum Kriegsschauplatz.
(Nach einer Photographie.)

und als von außerordentlicher Arbeitskraft bekannte Vizekriegsminister Generalmajor Ischimoto zur Seite. Diesen beiden Männern gebührt das Verdienst, die japanische Armee in den Zustand der Schlagfertigkeit versetzt zu haben, den jeder Unparteiische bewundern muß. An der Spitze der zweiten höchsten militärischen Behörde, des großen Generalstabes, welcher auch nach deutschem Muster organisiert ist, steht der Marquis Oyama, welcher im japanisch-chinesischen Kriege sich die größten Verdienste erworben und die damalige Eroberung von Port Arthur geleitet hat. Jetzt ist auch er alt, und man hat ihm als Vizechef den Baron Kodama beigegeben, welcher sich eines ganz hervorragenden Rufes erfreut. Außerdem steht ihm der schon genannte General

Fukuschima zur Seite, den man wohl als den Moltke Japans bezeichnet, weil er äußerlich gar nicht hervortritt und dabei die strategische Seele des Ganzen sein soll. Baron Kodama besitzt eine ungeheure Arbeitskraft und eine selbst für einen Japaner merkwürdige Vielseitigkeit. Bis zur Übernahme dieses Kommandos leitete er nämlich das Ministerium des Innern. Baron Kodama ist also der Mann, welcher die Mobilmachung des japanischen Heeres vorbereitet und organisiert hat. Eine Mobilmachung, welche dadurch besonders kompliziert ist, weil es sich ja darum handelte, nicht nur die Leute mit der Bahn zu transportieren, sondern auch ihre Einschiffung auf den Transportdampfern und deren schleunigste Abfertigung und successive Ablösung ins Werk zu setzen.

Als Führer im Felde kamen von Anfang an in erster Linie die beiden Generale Kuroki und Oku in Betracht. Beide haben sich, der erstere beim Übergang über den Jalu, der zweite in der Schlacht von Wafangku, als umsichtige und energische Heerführer gezeigt. Ein abschließendes Urteil können wir selbstverständlich hier noch nicht geben, weil andere Zusammentreffen von Bedeutung jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht stattgefunden haben. Man kann aber bei diesen beiden Führern dieselbe Eigenschaft wahrnehmen wie bei dem japanischen Soldaten, nur mit dem Unterschied, daß sie entsprechend der geistigen

Japanische Infanterie.
(Nach einer Zeichnung.)

Bedeutung der beiden Generale in eine höhere Sphäre emporgehoben zu sein scheint. Ich meine die Systematik im Vorgehen, das Fassen von Entschlüssen und ihre Durchführung. Wie der Japaner im gewöhnlichen Leben nie etwas von seinen Affekten verrät, so daß niemand weiß, was für Leidenschaften und Kämpfe sich unter dem stets gleichbleibenden höflichen Lächeln verbergen, so bleiben auch diese beiden Generale stets in völliger Beherrschung ihrer selbst. Ein deutscher Berichterstatter, welcher mit der ersten Armee den Jalufluß überschritt, erzählt in sehr anschaulicher Weise davon, wie Kuroki in den kritischen Momenten entweder unbeweglich zu Pferde saß, eine Zigarre rauchend, oder aber, nach Art des Japaners, eine am Wege stehende Blume, die ihm gefiel, abpflückte. Außer diesen beiden sind noch die Generale Nogi und Nodzu als Führer von Armeen ausersehen, jedoch ist im Augenblick noch nicht klar, ob und in welcher Weise sie bereits als solche verwandt worden sind.

Zur See sind wir schon etwas besser imstande, den Oberbefehlshaber seinen Fähigkeiten nach beurteilen zu können. Es ist dies bekanntlich der Vizeadmiral Togo Heihachiro, durch dessen Namen von Anfang an die gesamten Operationen zur See charakterisiert wurden. Admiral Togo ist im Jahre 1857 geboren und hat die für den japanischen Seeoffizier übliche Ausbildung in der englischen Marine genossen. Während des japanisch-chinesischen Krieges war er Kommandant des Kreuzers „Naniwa" und dieser war es, welcher den ersten Schuß tat und ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten mit China begann. Gerichtet war dieser Schuß auf das chinesische Transportschiff „Kausching", welches unterging, während von der mehrere hundert Köpfe zählenden Besatzung sich nur wenige retteten, unter ihnen der bekannte chinesische Instrukteur deutscher Nation von Hanneken, derselbe, welcher auf Befehl des Vizekönigs Lihungschang die Befestigungen von Port Arthur entwarf und die Ausführungsarbeiten leitete. In Togo hatte man schon früh einen zukünftigen Führer erkannt; seine Laufbahn war dementsprechend und er fand stets in leitenden Stellungen oder in den Zentralbehörden der Marine Verwendung. Noch nicht 50 Jahre alt, führt er nun seit 5 Monaten mit unverkennbarem Geschick und geradezu seltener Kaltblütigkeit die japanische Flotte, und man muß ihm zugestehen, obgleich, wie unsere Leser gesehen haben, wir ihm einige versäumte Gelegenheiten vorwerfen, mit unverkennbarem Erfolge. Togo hat, wie das Porträt auf Seite 79 zeigt,*)

*) Die Unterschrift zu diesem Bilde ist falsch, wie hier gleich berichtigt sei; der Dargestellte ist Admiral Togo.

eigentlich keinen asiatischen Typ, sondern einen durchaus europäischen. Ganz kluge Leute finden, er sei portugiesisch, worüber ich mir in Ermangelung der erforderlichen lebenden Vergleichsobjekte kein Urteil erlaube. Er ist sehr wortkarg und es kursieren in diesen Beziehungen unzählige Anekdoten von ihm. Man sagt, daß er, als ihm vor Beginn des Krieges der Marineminister eröffnete, daß man ihn mit der Führung der gesamten Flotte gegen Rußland betraut habe und ihm in großen Zügen Durchführung und Ziele des Krieges entwickelte, kein Wort erwiderte und nur nach dem Schluß der dreistündigen Ausführungen „Ja wohl" sagte.

Am 3. Februar wurde seine Beförderung in Sasebo von den Offizieren seines Geschwaders durch ein großes Fest begangen. Am 5. Februar kam die Nachricht, daß der Krieg und der Beginn der Feindseligkeiten unmittelbar bevorständen und daraufhin ließ Admiral Togo sämtliche Offiziere des Geschwaders durch Signal auf das Flaggschiff befehlen. Als sie dort ankamen, stand der Admiral, wie gewöhnlich, schweigend da, und vor ihm ein kleiner Tisch aus weißem Holz, auf welchem das kurze Schwert der Samurai, es hat eine Länge von $3^1/_2$ Zoll, lag. In tiefem Schweigen betrachtete man dieses japanische Symbol, dessen Bedeutung jedem einzelnen klar war. Es hieß: Entweder Sieg oder Selbstmord. Auf uns, die wir überhaupt keinen rechten Sinn mehr für Symbole haben, würde so etwas geringen Eindruck machen und man würde wahrscheinlich darüber lachen und den betreffenden Admiral für überspannt und effekthaschend halten. Bei den Japanern liegt die Sache anders; denn erstlich, wie in diesem Kriege schon zahlreiche Offiziere durch die Tat bewiesen haben, verüben sie vollkommen kaltblütig Selbstmord, wenn sie einen Mißerfolg gehabt haben oder nicht in Gefangenschaft geraten wollen, und dann ist der Japaner doch trotz aller technischen Errungenschaften ein Parvenu, was die innere Bildung anbetrifft, und wird diese Reste seiner mittelalterlichen Periode gewiß noch lange mit sich umhertragen. Vielleicht tun wir unrecht, geringschätzig über diese Züge zu sprechen und es wäre vielleicht gut, wenn auch wir noch den Glauben an die Macht des Symbols hätten. — — Nach einer Weile des Schweigens sagte der Admiral: „Meine Herren, das Fest, welches Sie mir vor zwei Tagen gaben, war ein Abschiedsfest; diese Nacht fahren wir hinaus, um den Feind anzugreifen, und von der Reise gibt es keine Rückkehr, halten Sie sich fertig zum Ankerlichten, leben Sie wohl."

Von den Führereigenschaften des Admirals können wir allerdings noch

nichts sagen, denn die von den Marinefachleuten aller Länder so heiß herbeigesehnte große Seeschlacht ist noch immer nicht geschlagen worden. Admiral Togo hat sich aber als ein sehr geschickter Organisator in der Verteilung seiner Streitkräfte zu den mannigfachen Zwecken, wie Schutz der Landungen, Begleitung der Transportschiffe, Beobachtung und Blockade von Port Arthur usw. gezeigt. Er stand von Anfang an vor der nicht sehr dankbaren Aufgabe, mit wenigem Haus zu halten, möglichst keine Verluste zu riskieren und dabei dem Feinde Verluste zuzufügen. Es ist ihm dies besonders im ersten Teil des Krieges, wo er vom Glück ebenso begünstigt wurde, wie die Russen vom Unglück verfolgt waren, auch gut gelungen; nachher allerdings brachte ihm dasjenige Kriegsmittel, welches er mit Vorliebe anwandte, um den Feind ohne Risiko zu bekämpfen, die Mine, schwere Verluste bei. Admiral Togo muß schwer darunter gelitten haben, daß er, ein fähiger Mann von Energie und großer Unternehmungslust, nicht in offener Schlacht seine Flotte einsetzen durfte, lediglich weil die japanische Marine auf keine Reserven rechnen konnte.

Als sonstiger selbständiger Führer ist bisher nur der General Kamimura hervorgetreten, auf dessen Wirken noch des öfteren zurückgekommen werden wird. Er scheint bedeutend redseliger zu sein, als der Admiral Togo, und es wird berichtet, daß er vor einem Sperrversuch des Hafens von Port Arthur von den als Sperrdampfer-Besatzungen designierten Leuten in folgender Weise Abschied genommen habe: „Meine Kinder, ich schicke euch an den gefährlichsten Ort, wo ihr dem entsetzlichsten Feuer des Feindes ausgesetzt sein werdet; meine eigenen Soldaten werfe ich in die Mündungen der feindlichen Kanonen; glaubt mir aber, wenn ich Kinder hätte, so würden sie mit Neid auf euch blicken und ich würde mich keinen Augenblick bedenken, sie mit euch auszusenden. Geht, geht, meine Kinder, und beweist dem Feinde den Mut der Söhne der aufgehenden Sonne. Verliert ihr die rechte Hand, so arbeitet mit der linken, verliert ihr auch diese, so arbeitet mit den Füßen; seid dessen eingedenk, daß ihr nur 70 Mann seid und auf jedem von euch eine ungeheure Verantwortlichkeit und Arbeit fällt. Noch ist es nicht zu spät, und jeder mag zurücktreten, der sich der gewaltigen Aufgabe nicht gewachsen fühlt. Zurückzutreten ist keine Schmach, eine Schmach aber ist es, das Wagnis zu unternehmen, wenn auch nur der Schatten eines Zweifels vorhanden ist, daß die Kraft nicht ausreicht." Hier unterbrachen die Leute die Rede des Admirals mit lauten Banzai-Rufen, dann fuhr er fort: „Jetzt befehle ich euch, sterbt, sterbt alle ohne Ausnahme, möge aber der Tod

keines einzigen von euch dem Feinde zur Freude gereichen, möge kein einziger nutzlos sterben, möge er erst dann sterben, wenn die Arbeit vollbracht ist. Den Abschied von euch feiere ich nicht mit Champagner, denn eure Aufgabe verlangt klaren Geist. Leert mit mir gemeinsam eine Schale klaren Wassers, ihr Helden des Landes der Kirschbäume; trinkt und zieht auf die Schiffe, eure Gräber!" Eine solche Rede könnte auch von einem europäischen Führer gehalten werden.

Einer der Unterführer, der Kontreadmiral Kataoka, ist uns deswegen besonders interessant, weil er lange in Deutschland geweilt hat, ebenso wie der Kriegsminister Jamamoto, welcher um Anfang der 70. Jahre als Seekadett in der deutschen Marine diente und an Bord einer Segelfregatte mit den übrigen Seekadetten eine zweijährige Reise um die Erde machte. Beides sind geschickte und fähige Leute. Auch zwei Prinzen des Kaiserlichen Hauses dienten als Seekadetten in Deutschland, nämlich Jamaschina, welcher jetzt den Rang eines Kapitänleutnants bekleidet, und der erheblich jüngere Neffe des Mikado, Prinz Kajo.

Im weiteren Verlauf der Schilderungen werden wir noch oft in der Lage sein, diese kurze Übersicht der Persönlichkeiten und ihrer Leistungen zu ergänzen. Eins aber geht schon aus diesem, wie eigentlich aus allen Seiten, von denen aus man den Krieg betrachtet, hervor, das ist die Einheitlichkeit nach Form und Geist, nach Wort und Tat auf der japanischen Seite, während wir in Rußland nicht dasselbe finden.

Die Ereignisse zur See im März 1904.

In den ersten Tagen des März brachte ein österreichischer Handelsdampfer, welcher von Wladiwostock kam, die alarmierende Nachricht nach Hakudate, die russischen Panzerkreuzer hätten wieder den Hafen von Wladiwostock verlassen und zwar schon am 29. Februar. Wo in diesem Augenblicke die japanische Hauptflotte lag, wissen wir nicht, wahrscheinlich aber teils in den südjapanischen

Abreise japanischer Truppen zum Kriegsschauplatz.
(Nach einer Photographie.)

Werften, um Kohlen zu nehmen und Reparaturen auszuführen, teils im Gelben Meer zur Beobachtung von Port Arthur, zur Begleitung der Truppentransporte und zur Vorbereitung der Landungen. Auf diese Nachricht hin teilte Admiral Togo seine Flotte und schickte den Admiral Kamimura mit einem Geschwader durch die Meerenge von Korea nach Norden, um die russischen Kreuzer zu suchen und womöglich anzugreifen. Die Zusammensetzung dieses Geschwaders ist nicht bekannt geworden, wie überhaupt die Japaner von Anfang an niemals

ihre Schiffsverbände namentlich angeführt, sondern nur vom ersten und zweiten Geschwader usw. gesprochen haben, ohne daß man auch nur den geringsten Rückschluß auf die Stärke ziehen kann. In diesem Falle haben wir allerdings den Maßstab, daß das japanische Geschwader den vier großen russischen Kreuzern unbedingt überlegen sein mußte. Es hat sich also mindestens aus fünf Panzerkreuzern oder drei Panzerkreuzern und zwei Linienschiffen nebst mehreren kleinen Kreuzern und Torpedofahrzeugen zusammengesetzt. Daß Admiral Togo es riskierte, eine solche Teilung überhaupt vorzunehmen, zeigt, daß er sicher war, von den russischen Schiffen in Port Arthur nicht angegriffen zu werden, obgleich die Unterlegenheit der letzteren eben nach dieser Teilung nur eine äußerst geringe war. Der Erfolg hat ihm ja in seinen Berechnungen Recht gegeben, wenn es zu Anfang auch etwas gewagt schien.

Beschießung von Wladiwostock.

In den ersten Märztagen begann Admiral Kamimura die Russen in den Gewässern des japanischen Meeres und an den japanischen Küsten zu suchen, tagelang, aber ohne jeden Erfolg. Es liegt ja auf der Hand, daß viel glücklicher Zufall dabei sein muß, wenn man auf einer ungeheuren Wasserfläche beständig und schnell, aber in unberechenbarer Weise, ihren Standort verändernde Schiffe finden will, von denen man nur weiß, daß sie einen bestimmten Hafen fünf Tage vorher verlassen haben. Man fand denn auch keine Spur von dem Kreuzergeschwader, und so begab sich Admiral Kamimura mit seinen sämtlichen Schiffen vor Wladiwostock und eröffnete dort am 6. März ein Bombardement. Es sei hier auf die Karte auf Seite 81 noch einmal verwiesen. Als das Geschwader bei der Insel Askold ankam, teilte es sich. Die Torpedoboote wurden in die Nähe der Küste geschickt, um die nördlich von der Askold-Insel liegenden Buchten auf Vorhandensein von russischen Schiffen zu untersuchen. Mit den großen Schiffen lief der Admiral in die Ussuri-Bucht ein und ließ zwei kleine Kreuzer als Vorposten bei der Insel zurück, er wußte ja nicht, ob die russischen Kreuzer schon wieder in den Hafen von Wladiwostock eingelaufen waren, oder ob sie noch draußen lagen, und Aufgabe dieser beiden leichten Kreuzer war es, das japanische Gros sofort durch Signal zu benachrichtigen, wenn etwa das russische Kreuzergeschwader sich von der hohen See kommend zeigen sollte. Das Gros näherte sich dann der Stadt von Wladiwostock bis auf ungefähr neun Kilometer und eröffnete kurz nach 1 Uhr nachmittags ein einstündiges

Bombardement. Bei der ungeheuren Entfernung verzichteten die russischen Küstenbatterien überhaupt wiederzuschießen, sehr richtiger Weise, denn sie hätten nur ihre Munition verschwendet, wenn man bedenkt, daß die Schußweite größer war als eine deutsche Meile. Admiral Kamimura hat nachher behauptet, er habe sein Geschwader derart gelegt, daß die Bestreichungswinkel der russischen Küstenbatterien nicht gestattet hätten, ihn zu erreichen; das mag ja sein, ändert aber nichts an der Zwecklosigkeit des ganzen Bombardements, das ja auch nur ungefähr eine Stunde gedauert hat. Der Erfolg soll in der Zerstörung von ein paar Häusern bestanden haben, auch wurden zwei oder drei Personen verletzt. Nimmt man, wie es ja nach den Entfernungsmessungen geglaubt werden muß, an, daß die Entfernung nach der Küste reichlich 8000 m betrug, so war die Stadt Wladiwostock selbst über 12000 m von den schießenden Schiffen entfernt. Kurz nach 2 Uhr, wie gesagt, dampften die Japaner ab und gingen mit großer Schnelligkeit in See, wohl in der Befürchtung, daß sie nach Einbruch der Dunkelheit Torpedobootsangriffen ausgesetzt sein würden. Am nächsten Tage in der Frühe erschienen die japanischen Schiffe wieder vor Wladiwostock, durchsuchten die Buchten und passierten wieder in großer Entfernung vor der östlichen Hafeneinfahrt, dann ging das Geschwader ohne einen Schuß getan zu haben wieder in See und wird wahrscheinlich direkt nach dem Gelben Meer gedampft sein.

Fragen wir uns nun, welchen Zweck dieses Bombardement verfolgte, welches an und für sich gar nicht darauf angelegt war, eine direkte Schädigung des Feindes zu erreichen, so ist es nicht ganz klar. Offenbar wollte Admiral Kamimura sich vergewissern, ob die russischen Kreuzer in Wladiwostock lägen. Dies aus der Entfernung zu sehen, war ihm nicht möglich, da die tief eingeschnittenen Buchten und hügeligen Ufer nicht gestatten, zu erkennen, ob Kriegsschiffe in dem eigentlichen Hafen liegen. Es blieb dem japanischen Admiral seiner Ansicht nach als einzigste Möglichkeit das Bombardement. Durch die Granaten seiner Geschütze, welche er aus Richtungen und aus einer Entfernung schleuderte, wo seine Schiffe dem Feuer der Küstengeschütze von Wladiwostock unerreichbar waren, hoffte er die russischen Kreuzer aus dem Hafen herauszulocken, um das Feuer zu erwidern. Sowie sie sich zeigten, war der Hauptzweck seiner Mission erfüllt, denn er hatte dann festgestellt, daß das russische Kreuzergeschwader nicht mehr die japanischen Küsten, noch die Truppentransporte in der Koreastraße und im Gelben Meere bedrohte, sondern in den Hafen

zurückgekehrt war. Eine andere Absicht kann der japanische Admiral mit diesem eigentümlichen und an sich zwecklosen Bombardement kaum gehabt haben, denn es war ausgeschlossen, daß er auf eine Entfernung von 12 km, wo er das Ziel, nämlich die Stadt Wladiwostock, wahrscheinlich gar nicht einmal sehen konnte, wirkliche Erfolge zu erreichen imstande war. Andererseits war auch der genannte indirekte Erfolg des Bombardements keineswegs sicher, sondern im Gegenteil sehr zweifelhaft! Was sollte die russischen Kreuzer veranlassen, wenn anders sie wirklich im Hafen von Wladiwostock lagen, auf ein paar verlorene Granaten herauszukommen und sich dem überlegenen Feuer des Feindes auszusetzen? Wir wissen auch heute noch nicht, ob die Kreuzer damals in Wladiwostock gewesen sind oder nicht, und mit derselben Ungewißheit wird auch Admiral Kamimura am Nachmittage des 6. März und nachher am 7. März abgedampft sein. In dem veröffentlichten Teil seines offiziösen Berichts äußert er, das Geschwader sei nicht in Wladi-

Wladiwostock.

wostock gewesen, und vielleicht hat er auch diese Überzeugung gehabt. Ob sie richtig war, ist eine ganz andere Sache.

Da dieses Wladiwostock-Geschwader auch in den folgenden Monaten noch eine gewisse Rolle gespielt hat, wollen wir jetzt kurz die Mittel erörtern, welche die japanische Flotte bei Beunruhigungen von seiten desselben zur Verfügung hatte. Die Gefahr, welche von den drei starken und schnellen Panzerkreuzern drohte, bestand darin, daß sie wegen der vom eigentlichen Kriegsschauplatz weit entfernten Lage ihres Stützpunktes und ihrer Operationsbasis, Wladiwostock, nicht dauernd zu beaufsichtigen waren. Betrachten wir die Hafenskizze von Wladiwostock, so bemerken wir, daß der Hafen durch zwei geräumige Einfahrten zugänglich ist und daß diese selbst wieder durch die Küstenformation einen gewissen natürlichen Schutz haben; außerdem sollen die Küstenwerke außerordentlich stark sein, genaueres darüber ist nicht bekannt, und die einer englischen Karte entnommene Skizze gibt jedenfalls nur diejenigen an, welche vom Bord einfahrender Schiffe aus sichtbar sind. Dabei kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß gerade die modernen Befestigungen so angelegt sind, daß sie ohne weiteres im Vorüberfahren nicht gesehen werden können. Die beiden Buchten, die Amur-Bai und die Ussuri-Bai, schneiden tief ein, auf der zwischen ihnen gelegenen Halbinsel liegt die Stadt Wladiwostock, und eine günstigere weitere Halbinselbildung an ihrem Ende bildet den Hafen. Davor liegt eine Reihe bergiger Inseln und durch die nächstliegende werden die beiden Einfahrten, die Westeinfahrt und die Osteinfahrt, gebildet. Auf dieser Insel sind nur zwei Batterieen unmittelbar an der Westeinfahrt verzeichnet. Es ist aber ganz zweifellos, daß auch solche auf ihr angelegt sind, welche die beiden Buchten beherrschen und weit nach See zu schießen können. Ebenso werden auf den andern beiden Seiten der Buchten Befestigungen liegen. Eine Überwachung des Hafens aus so großer Nähe, wie z. B. bei Port Arthur, ist hier also vollkommen ausgeschlossen. Man könnte sich eine solche nur in der Weise denken, daß sich vor der Westeinfahrt und vor der Osteinfahrt, außerhalb des Bereiches der Küstengeschütze, eine Anzahl von leichten Kreuzern und Torpedobooten aufhält und ständig beobachtet. Je weiter diese Fahrzeuge aber wegen der Küstengeschütze und der Möglichkeit, daß überlegene Streitkräfte Vorstöße machen und sie vernichten oder verjagen, von der eigentlichen Mündung der Einfahrten sich entfernen müssen, desto mehr sind wieder nötig, um eine stets funktionierende Kontrolle durchzuführen. Am Auslaufen hindern können diese Streitkräfte die

russischen Kreuzer natürlich nicht, sondern nur eben beobachten und die Resultate ihrer Beobachtungen melden. Diese Meldungen müßten an eine dem russischen Kreuzergeschwader überlegene Macht gehen, welche sich in so erreichbarer Nähe befindet, daß sie sofort den auslaufenden Schiffen entgegentreten, sie zur Schlacht zwingen oder aber in den Hafen zurücktreiben kann. Solange nun Port Arthur nicht genommen, die dortige Flotte nicht vernichtet und somit das Gelbe Meer nicht völlig für die überseeischen Truppentransporte gesichert ist, braucht Japan dort unbedingt seine sämtlichen Linienschiffe. Um aber gegen die Kreuzer stets eine unbedingte Überlegenheit vor Wladiwostock zu besitzen, müßten mindestens fünf Panzerkreuzer dauernd dort in einer Mittelstellung derart postiert sein, daß sie sich unbedingt und schnell genug auf Signale der betreffenden Kreuzergruppe nach derjenigen Einfahrt begeben können, wo der Feind gerade ausläuft, oder aber sich teilen, wenn die russischen Panzerkreuzer zugleich aus beiden Einfahrten auslaufen. Nach dem Verlust des Kreuzers „Asama" verfügte die japanische Flotte noch über sieben Panzerkreuzer, und diese konnte man sämtlich durchaus im Gelben Meer nicht entbehren, zumal nachdem nach Ankunft des Admirals Makaroff die Tätigkeit des russischen Port Arthur-Geschwaders eine viel intensivere geworden war und später, nachdem auch die japanische Linienschiffsflotte große Verluste erlitten hatte. Sie wären aber zur Festlegung der Wladiwostock-Kreuzer sämtlich erforderlich gewesen, denn man mußte damit rechnen, daß die auf offener See vor den Hafeneinfahrten, beziehungsweise den vorgelagerten Inseln, kreuzenden Schiffe genötigt waren, von Zeit zu Zeit Kohlen zu nehmen und zu diesem Zwecke einen der heimischen Häfen oder vielleicht eine eigens zu diesem Zwecke an der asiatischen Küste weiter südwärts eingerichtete Kohlenstation aufzusuchen. Damit nun immer eine überlegene Macht vor Wladiwostock zur Stelle sein konnte, wäre es nötig gewesen, daß selbst unter der Bedingung fortwährender Ablösung untereinander zum Kohlennehmen und vielleicht auch zur Ausführung von Reparaturen eine genügend große Zahl dauernd auf dem Posten war. Dies hätte so viel Schiffe beansprucht, daß die japanische Flotte nicht annähernd dafür ausreichte, solange im Gelben Meer noch nennenswerte Streitkräfte nötig waren; sie hätte um so weniger ausgereicht, weil die russischen Wladiwostock-Kreuzer moderne, starke und schnelle Schiffe sind und gegen sie nur das beste Material mit Aussicht auf Erfolg verwendet werden konnte.

Aus allen diesen Gründen war man darauf angewiesen, auf eine Über-

wachung oder gar Blockade Wladiwostocks von vorneherein zu verzichten und sich darauf zu beschränken, die Kreuzer bis zu einem gewissen Grade auf Gerade wohl zu suchen, wenn man wußte, daß sie in See gegangen waren. Die Hauptsache war natürlich sie zu verhindern, die Straße von Korea zu passieren, um so in das Gelbe Meer hineinzugelangen. In oder an der Straße sind wahrscheinlich ständig japanische Kreuzer und Torpedofahrzeuge stationiert gewesen, mit der Aufgabe dauernder, scharfer Überwachung; spätere Ereignisse haben dann gezeigt, daß diese Überwachung nicht genügte und zwar tat sie das deshalb nicht, weil auch hierzu die Zahl der verfügbaren japanischen Kriegsschiffe nicht ausreichte.

Die Frage liegt nahe, warum man denn eigentlich diese drei Kreuzer so außerordentlich fürchtete. Wir haben vorher gesehen, daß sie im ersten Monat des Krieges, während einer längeren Kreuzfahrt in der japanischen See, nur einen japanischen Handelsdampfer zerstörten und dann wieder in den Hafen zurückkehrten, während die zweite Kreuzfahrt überhaupt ohne Ergebnis geblieben zu sein scheint. In dieser Tätigkeit des Handels- und Kaper-Krieges lag allerdings ebensowenig eine Gefahr für die Japaner, wie irgend ein greifbarer Nutzen für die Russen, dagegen konnte wohl die Tätigkeit der russischen Kreuzer den Japanern höchst unangenehm werden, wenn sie sich gegen ihre Seetransporte von der japanischen Küste nach Korea, Liaotung oder mandschurischen Häfen richtete. Im Vertrauen auf die mißliche Lage der Port Arthur-Flotte und ihre bisherige passive Haltung hatte Japan, im Gegensatz zu allen durch die Geschichte bewährten Regeln, schon mit den Seetransporten begonnen, als noch beträchtliche russische Schiffskontingente intakt und bewegungsfähig waren. Man war dazu auch gewissermaßen gezwungen, denn von der Schnelligkeit des Aufmarsches der Armee auf dem asiatischen Kontinent hing aller Voraussicht nach der Ausgang des Krieges ab; je länger man wartete, desto stärker wurde die russische Armee, desto weniger Aussicht hatte man, vor Beginn des Winters zu Lande vernichtende Schläge auszuführen. Port Arthur beanspruchte dauernd eine starke Flottenmacht, an den verschiedensten Punkten der Küste mußten fortwährend große Truppenmengen gelandet werden und sie alle wirksam durch Begleitschiffe zu schützen, war unmöglich. Gelang es den Wladiwostock-Kreuzern, plötzlich und unerwartet im Gelben Meer zu erscheinen und einen Truppentransport zu überraschen, so konnte das mit einem Schlage ein Verlust von vielen Tausend Mann bedeuten und man konnte nicht darauf rechnen, ihnen sofort eine überlegene Streitmacht entgegenzuwerfen.

Man sieht aus diesem allen, wie große Chancen die Kreuzer gehabt hätten und wie sie störend und im ungünstigsten Falle verzögernd auf die Übersetzung der japanischen Armee nach dem Festlande hätten wirken können, wären sie von Anfang an kühn und energisch geführt worden.

Aushebung japanischer Truppen in Tokio.
(Nach einer Skizze.)

Neue Seekämpfe vor Port Arthur.

Nach beinahe zweiwöchentlicher Pause erschien am 9. März das Gros der japanischen Flotte mit einer Anzahl von Torpedofahrzeugen wieder in der Nähe von Port Arthur und in der Nacht auf den 10. gingen zwei Torpedobootsflottillen gegen die Reede vor, mit der Aufgabe, dort liegende russische Linienschiffe und große Kreuzer anzugreifen, außerdem möglichst dicht vor der Hafeneinfahrt Minen zu legen und durch diese ein Auslaufen unmöglich zu machen, beziehungsweise Schiffe, die es versuchen sollten, zum Sinken zu bringen. Es waren im ganzen sechs Boote Torpedobootszerstörer, die A-Division, bestehend aus den Fahrzeugen „Asashio", „Kasumi" und „Akatsuki", die B-Division aus „Sazanami", „Shinomome" und „Usugomo". Als diese sechs Fahrzeuge kurz nach Mitternacht auf der Reede erschienen, wurden sie von den an der Küste stehenden Scheinwerfern und auch von denen des „Retwisan", welcher noch immer westlich von der Einfahrt auf dem Strand saß, sofort bemerkt und beschossen. Die Boote konnten feststellen, daß russische größere Schiffe nicht auf der Reede lagen, Angriffsobjekte für sie also nicht vorhanden waren, und die A-Division ging darauf an der Westseite der Reede zurück bis zum Vorgebirge Liautischan.

Nun gingen gerade in derselben Nacht auch russische Torpedobootszerstörer von Port Arthur aus in See, augenscheinlich mit der Absicht, die japanische Flotte anzugreifen; jedenfalls hatte man von ihrer Nähe Kunde erhalten. Diese Division traf nun gegen 4 Uhr morgens nicht weit von Liautischan auf die japanische A-Division, vielleicht kam sie von erfolglosem Suchen nach dem japanischen Geschwader zurück oder sie war ausgelaufen, um eben diese Torpedoboote zu suchen; wahrscheinlicher ist vielleicht das erstere, denn sie war den Japanern nicht überlegen, und wenn der Zweck gewesen wäre, sie zu vernichten, so würde man ihr wohl noch einen kleinen Kreuzer beigegeben haben.

Es entspann sich zwischen den Torpedobooten während der beginnenden Morgendämmerung ein heftiges Feuergefecht, von dem ein Augenzeuge das Folgende berichtet: Die Boote kamen einander so nahe, daß russische Mannschaften Sprengpatronen mit der Hand auf das Deck der japanischen Boote herüberwerfen konnten, jedoch ohne Erfolg, weil die Zünder der Patronen nicht funktioniert haben. Im übrigen wurden sämtliche Boote durch Geschützfeuer beschädigt. Der „Akatsuki" erhielt eine Granate in den Heizraum, ein Dampfrohr wurde zerschossen und verschiedene Heizer verbrüht. Ein zweites wurde in der Wasserlinie getroffen und zwei Abteilungen liefen voll, das dritte verlor sein Kartenhaus und Maschinentelegraphen. Von den Beschädigungen der russischen Boote ist nichts bekannt geworden, nur daß alle getroffen waren und Granatsplitter die oberen Schiffsteile, die Kommandobrücken, Türme und Schornsteine durchlöcherten. An Verlusten auf russischer Seite werden nur 4 verwundete Offiziere angegeben, jedenfalls aber sind sie bedeutend größer gewesen; die Japaner sollen 7 Tote und an Verwundeten einen Offizier und 12 Mann gehabt haben. Sämtliche japanischen Boote sind manövrierfähig geblieben und konnten mit eigenem Dampf den nächsten Hafen erreichen. Übertrieben mag allerdings die Behauptung sein, daß die Reparaturen im ganzen nur vier Tage in Anspruch genommen hätten. Weswegen die Russen trotz ihrer Überlegenheit den Kampf nicht bis zu einer Entscheidung durchgeführt haben, ist nicht klar, die Boote sind auseinander gegangen ohne ersichtlichen Grund.

Es ist überhaupt auffallend, daß bei einem heftigen Artilleriegefecht auf so geringe Entfernungen, daß die Boote fast aneinander lagen, auf beiden Seiten keine größeren Beschädigungen entstanden sind. Sicherlich ist zum Teil die Dunkelheit daran Schuld gewesen, aber die Schießleistungen an und für sich müssen auch höchst mäßig gewesen sein. Warum ferner haben die Russen

bei ihrer überlegenen Anzahl nicht den Versuch gemacht, das eine oder andere japanische Boot überzurennen. Wenn dies auch für den Rammenden schwere Beschädigungen zur Folge gehabt hätte, so hätte es doch auch einen entscheidenden Erfolg gezeitigt. Der „Akatsuki" muß in seiner Manövrierfähigkeit durch das Volllaufen der beiden Abteilungen stark beschränkt gewesen sein und für ein unversehrtes Boot war es daher leicht, ihm den Rammstoß zu versetzen. Genug, man hat den Eindruck, als ob die russischen Torpedobootskommandanten ihre Überlegenheit nicht mit der gehörigen rücksichtslosen Energie ausgenutzt hätten.

Die japanische B-Division war inzwischen trotz des Feuers der Küstenwerke auf der Reede geblieben und hatte Minen gelegt, oder aber versucht, es zu tun. Ob es ihr glückte, kann bezweifelt werden, denn einmal hat man auch später nie wieder etwas von diesen Minen gehört, und dann sind Torpedoboote auch nicht zum Minenlegen eingerichtet. Man hat auf ihnen die Einrichtungen improvisiert gehabt, aber damit ist noch nicht gesagt, daß die schwierige und gefährliche Arbeit im Dunkel der Nacht und bei schlechtem Wetter funktionierte. Einen Minendampfer, wie der russische „Jenessei" und „Amur", besaßen die Japaner zu Anfang des Krieges nicht. Sie haben sich einige Handelsdampfer dann als solche eingerichtet, welche aber erst im April fertig geworden sind, jedenfalls trat der erste, der „Koyo-Maru", erst dann in Tätigkeit.

Als die B-Division mit oder ohne Erfolg ihre Arbeit auf der Reede beendet hatte, nahm sie Kurs nach der hohen See zu und begegnete, wahrscheinlich zwischen 4 und 6 Uhr, den beiden russischen Torpedobootzerstörern „Räschitelni" und „Steregutschi"; diese kamen von dem oben geschilderten Gefecht zurück und scheinen in der Dunkelheit oder durch andere Zufälle von ihrer Flottille abgesprengt gewesen zu sein. Die B-Division beschloß sofort, die beiden Russen anzugreifen und warf sich ihnen, die den Hafen erreichen wollten, entgegen. Die beiden russischen Boote, welche möglicherweise schon Beschädigungen in dem vorhergegangenem Gefecht davongetragen haben, versuchten auszuweichen und mit Aufgebot aller Maschinenkraft zu entkommen. Sie trennten sich und zwangen damit auch die japanischen Boote, auseinanderzugehen, deren zwei den „Räschitelni" verfolgten, während der „Sazanami" sich auf den „Steregutschi" stürzte. Hier entspann sich nun ein merkwürdiges Gefecht. Die Artilleriearmierung der Boote stand in folgendem Verhältnis: Der „Steregutschi" führte ein 7,5 cm- und drei 4,7 cm-, der „Sazanami" ebenfalls ein 7,5 cm- und fünf 5,7 cm-Schnellfeuergeschütze. Die artilleristische

Überlegenheit lag somit auf Seiten des letzteren. Der Kommandant des „Sazanami" hatte die richtige Idee, zunächst das Feuer aller seiner Geschütze auf das 7,5 cm-Geschütz des Russen zu konzentrieren, und es gelang ihm auch,

Untergang eines von einem russischen Kreuzer angegriffenen japanischen Transportschiffes.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

in kurzer Zeit die Bedienungsmannschaft desselben zu töten und es selbst derartig zu zerstören, daß es nicht mehr brauchbar war. Nun hatte der „Sazanami" eine erdrückende artilleristische Überlegenheit und richtete sein Feuer auf die vitalen Teile des russischen Bootes. Eine Granate aus seinem 7,5 cm-Geschütz

traf den „Steregutschi“ nahe der Wasserlinie, schlug in die Maschinen und machte das Boot bewegungsunfähig, während die leichten Geschütze das Feuer der russischen 7,5 cm-Kanonen zum Schweigen brachten, und nun spielte sich ein Vorgang ab, welcher im modernen Seekriege bis jetzt ohne Beispiel dasteht. Der „Sazanami“ fuhr dicht an das bewegungs- und wehrlose russische Boot heran, legte sich Bord an Bord und enterte es. Der Widerstand, welchen die russische Besatzung leistete, war nur noch gering, denn zwei Drittel waren schon tot. Mit Entersäbeln und Revolvern drangen die Japaner vor und in die Räume des Bootes, nur in die Kajüte vermochten sie nicht zu gelangen, wo sich der Rest der Besatzung eingeschlossen hatte. Die übrigen wurden erschossen oder erschlagen. Der „Steregutschi“ sank kurz darauf mit dem Rest der Leute, unter ihnen der Kommandant. Der zweite Offizier soll von einem japanischen Matrosen mit dem Entersäbel erschlagen worden sein. Die Japaner machten nur 4 Gefangene, darunter 2 schwer Verwundete und 2 Leute, die aus dem Wasser aufgefischt wurden. Sie selbst behaupteten, nur 2 Tote verloren zu haben, auch daß die Beschädigungen des „Sazanami“ nur geringfügig gewesen sind. Eine bemerkenswerte Lehre läßt sich aus diesen beiden Gefechten ziehen, nämlich die, daß die Artilleriearmierung, welche in allen Marinen, jedenfalls dem Kaliber nach, für Torpedoboote ungefähr die gleiche ist, nicht genügt. Sie mochte wohl für die früher allgemein üblichen Boote kleinen Deplacements ausreichen, tut es aber nicht für die großen Torpedobootszerstörer, oder, wie wir in Deutschland sagen, Hochseeboote. Ein Kaliber von 7,5 cm

In einem japanischen Lazarett.
(Nach einer Skizze).

dürfte das geringste sein, was überhaupt auf Torpedobooten zur Verwendung kommt, womöglich aber noch ein etwas größeres und von diesen dann eine ganze Anzahl Geschütze und nicht nur eins. Die kleinen 4,7 und 5,7 cm-Geschütze haben unter heutigen Verhältnissen gar keinen Zweck mehr.

Gegen 6 Uhr morgens ging dann noch eine zweite russische Torpedobootsflottille in See, ist aber zurückgekehrt, weil sich japanische Kreuzer der Reede näherten. Auch der Kampf zwischen „Sazanami" und „Steregutschi" wurde von Port Arthur aus bemerkt, und Admiral Makaroff ging sofort persönlich an Bord des schnellen Kreuzers „Nowik", um den „Steregutschi" zu retten, aber er mußte umkehren, weil die japanischen Panzerschiffe in Sicht kamen und weit überlegene Kreuzermassen vor ihnen herdampften.

Es ist bemerkenswert, daß die japanischen Kreuzer auch schon in der Nacht auf Schußweite an Port Arthur herangegangen sind, denn Admiral Togo berichtete am Tage nachher, man habe bei dem Scheinwerferlicht die Ziele gut unterscheiden können und es sind auch tatsächlich mehrere Leute in Port Arthur selbst getötet und verwundet worden; schwerlich konnten die Kreuzer darauf rechnen, Stadt und Werke ernstlich zu beschädigen und haben es auch jedenfalls nicht getan, sondern wahrscheinlich nur beabsichtigt, Verwirrung anzurichten. Das Gros der japanischen Flotte ist, wie seine sofortige Annäherung am nächsten Morgen zeigte, die ganze Nacht dicht bei der Reede geblieben. Einmal wohl, um mit seinen Kreuzern den Torpedobooten als Rückhalt gegen verfolgende russische Kreuzer zu dienen und außerdem vielleicht auch mit der Absicht, selbst nachts in den Kampf einzugreifen, wenn russische Linienschiffe auf der Reede gelegen hätten und von den japanischen Topedobooten angegriffen worden wären.

Beschießung von Port Arthur.

Nach Anbruch der Helligkeit teilte der japanische Flottenchef seine Kreuzer. Zwei schickte er nach der Golubinaja-Bucht, an der Westseite von Kwantung und einen nach Talienwan, um die dortigen Buchten und Küstengewässer nach russischen Torpedofahrzeugen abzusuchen. Er selbst ging dann mit den Panzerschiffen nach dem Vorgebirge von Liautischan und nach Westen so weit um dasselbe herum, daß er durch die hohen Berge von den Küstenwerken Port Arthurs nicht gesehen werden konnte, diese also nicht imstande waren, direkt auf ihn zu zielen. Die Linienschiffe verankerten sich, und es wurde nun ein

indirektes Bombardement auf Stadt und Hafen von Port Arthur eröffnet; es begann kurz nach 9 Uhr morgens.

Ein paar Worte zur Erklärung: Direktes Feuer nennt man, wenn das Ziel dem Schützen sichtbar ist und er es direkt aufs Korn nehmen kann. Das Geschützrohr wird in diesem Falle so gerichtet, daß in Berücksichtigung der gekrümmten Flugbahn das Geschoß auf dem kürzesten Wege nach dem Ziel zufliegt, die Visierlinie aber direkt auf das Ziel gerichtet ist. Beim indirekten Schießen ist das Ziel nicht sichtbar, wie z. B. bei dem Bombardement, von dem wir sprechen wollen, wo hohe Berge zwischen den Schiffen und der Stadt lagen. Will man trotzdem ein Ziel, dessen Lage und Entfernung man natürlich ganz genau kennen muß, beschießen, so muß man die Granaten hoch im Bogen über die Berge hinwegschleudern, so daß sie dann nachher von oben herunter auf das Ziel hinunterfallen. Die Schwierigkeit liegt im Einstellen des Geschützrohres; man weiß ja zwar nach der Karte genau, in welcher Richtung Port Arthur liegt und an welchem Punkt jedes Schiff verankert war, aber der geringste Fehler im Richten des Geschützes hat einen Fehlschuß zur Folge, und außerdem ist man schwer in der Lage, Fehlschüsse zu korrigieren, weil man nicht selbst den Aufschlag der Geschosse sehen kann. Um trotzdem eine Beobachtung der Geschoßaufschläge zu ermöglichen, hatte Admiral Togo eine dritte Abteilung Kreuzer vor der Reede von Port Arthur hingelegt, außer Schußweite der dortigen Geschütze, lediglich zum Zweck der Beobachtung des von Liautischan her eröffneten Bombardements. Die Resultate dieser Beobachtung übermittelten die Kreuzer dann durch Funkentelegraphie dem Flaggschiff des Admirals Togo. Man muß sich das in der Weise vorstellen, daß, wenn z. B. ein Geschoß weit über die Stadt wegflog und erst auf ihrer anderen Seite niederfiel, der betreffende Kreuzer signalisierte: Schuß Nr. X 100 m zu weit. Beim nächsten Schuß hatte man dann versucht, den Fehler dadurch wieder gutzumachen, daß die Geschützmündung noch höher gerichtet und die Flugbahn infolgedessen noch gekrümmter, die eigentliche Schußweite aber geringer wurde.

Das auf über 12 km ausgeführte Bombardement dauerte reichlich 3 Stunden und soll nach Angabe der japanischen Kreuzer sogar einige Erfolge gehabt haben. Es wurden Häuser zerstört und auch der vor der Einfahrt liegende „Retwisan" getroffen, die Russen selbst gaben auch noch Tote in den Küstenbatterien an. Diese waren auch vom Insichtkommen des japanischen Geschwaders an in lebhafter Tätigkeit, und als sie das japanische Gros mit ihren

Beschießung von Port Arthur.
(Nach einer Originalzeichnung von C. Schön.)

Geschützen nicht mehr erreichen konnten, feuerten sie auf die beobachtenden Kreuzer, ob mit Erfolg, entzieht sich der Kenntnis, behauptet wurde aber, daß einer derselben schwer beschädigt worden sei. Gegen 1 Uhr nachmittags zog Admiral Togo seine zerstreuten Streitkräfte wieder zusammen und dampfte außer Sicht vom Hafen.

So ist auch dieses Bombardement eigentlich ganz ergebnislos verlaufen, es hat den Japanern nichts genützt, sondern ihnen nur Munition gekostet und die Haltbarkeit ihrer Geschütze beeinträchtigt. Den Russen hat es, abgesehen von den wenigen Toten, nichts geschadet. Was Admiral Togo überhaupt damit bezweckt hat, damals und auch in der Folgezeit, ist nicht recht klar; es wurde gesagt, die Bombardements fänden immer dann statt, wenn an einem Punkte der Küste größere Landungen ins Werk gesetzt würden. Durch das Erscheinen der japanischen Flotte vor Port Arthur und sich daran anschließende Beschießungen wolle man die russischen Schiffe hindern auszulaufen und die Transporte oder Landungen zu gefährden. Dies wäre ja auch ganz plausibel, wenn die Anwesenheit Admiral Togos vor Port Arthur so lange jedesmal gedauert hätte wie die Landung japanischer Truppen an irgend einem Punkte. Das war aber keineswegs der Fall, denn die Landung einer großen Truppenmacht dauert viel länger als zwei bis drei Stunden. Außerdem fanden beinahe jeden Tag Landungen statt und die Bombardements ungefähr alle 12 Tage. Unwahrscheinlich ist es

Taucherausrüstung der russischen Flotte von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

auch, daß Admiral Togo sich eine bedeutende direkte Wirkung von diesen Beschießungen versprochen hat, vielleicht wollte er nur zeigen, daß seine Flotte in überlegener Stärke stets zur Stelle sei und damit die Russen einschüchtern.

Das Geschwader von Port Arthur unter Makaroff.

Nach der Ankunft und Befehlsübernahme des Admirals Makaroff war nämlich ein ganz neuer Geist in das Geschwader von Port Arthur eingezogen. Der ausgezeichnete und tatkräftige Admiral wußte sehr wohl, daß es nichts Verkehrteres gibt, als sich auf gänzliche Passivität der Verteidigung zu beschränken, auch wenn man vorerst noch nicht imstande ist, dem Feinde auf hoher See entgegenzutreten. Es scheint, daß Admiral Stark in dieser Passivität so weit gegangen war, daß man sogar versäumte, sich energisch der Reparaturarbeiten auf den beschädigten Schiffen anzunehmen. Hier schaffte Admiral Makaroff sofort Wandel. Telegraphisch wurden aus Rußland Tausende geschulter Werft- und Metallarbeiter bestellt, ferner Reserveteile und Ersatzstücke für die verschiedenen Klassen der in Port Arthur liegenden Kriegsschiffe, Massen von Chinesen wurden gezwungen, im Hafen zu arbeiten; man hat scheinbar versucht, ob mit Erfolg oder nicht, entzieht sich der Kenntnis, eine dockähnliche Höhlung herzustellen zur Aufnahme eines großen Linienschiffes, denn das vorhandene fertige Dock war bekanntlich zu klein und konnte nur den bei dem ersten Überfall beschädigten Kreuzer „Palada" aufnehmen. Besonders nahm sich Admiral Makaroff einer besseren Sicherung der engen Hafeneinfahrt an. Scheinwerfer wurden zu beiden Seiten aufgestellt und besondere Strandbatterien errichtet. Für die Nacht war ein dauernder Wachtdienst auf der Reede organisiert; beständig mußten von Beginn der Dämmerung bis zum Hellwerden ein großer Kreuzer, mehrere Kanonenboote, beziehungsweise kleine Kreuzer und eine Anzahl von Torpedobooten auf- und abpatrouillieren.

Die Stimmung in Port Arthur war, wie sich denken läßt, beim Eintreffen des Admirals noch eine sehr gedrückte, man hatte bisher nur Mißerfolge gehabt, weder Offiziere noch Mannschaften hatten Vertrauen zu sich selbst, noch zu ihrer Waffe, weil der bisherige Führer, Admiral Stark, sie nie an den Feind gebracht hatte und sie beständig im Innenhafen zurückhielt. Die besten und mutigsten Leute müssen durch eine derart gezwungene Untätigkeit und die Notwendigkeit, sich von den feindlichen Schiffen bombardieren zu lassen ohne

wiederzuschießen, niedergedrückt und demoralisiert werden. Mit Recht sagten sich außerdem die Offiziere und Mannschaften: „Jeder Tag, den wir hier tatenlos liegen, macht uns die Japaner überlegener." Nicht nur das Maschinen- und Heizerpersonal der japanischen Flotte befand sich in beständiger, angestrengter und lehrreicher Übung, sondern auch hauptsächlich die Geschütz- und Torpedomannschaften, die Offiziere und Kommandanten. Die Obliegenheiten aller dieser Männer auf einem Kriegsschiffe sind ja derart, daß zu ihrer vollkommenen Ausführung vor allem Übung erforderlich ist. Die Russen hatten schon vor Ausbruch des Krieges weit weniger Übung gehabt als die Mannschaften der japanischen Flotte, und das untätige Stilliegen während der ersten Kriegswochen, wo die japanischen Schiffe sich sämtlich in der angestrengtesten Tätigkeit befanden, mußte den Abstand noch immer mehr vergrößern.

Hier griff nun Makaroff mit energischer Hand ein. Russische Offiziere schrieben in jener Zeit von Port Arthur nach Hause, Admiral Makaroff sei allgegenwärtig und es ginge eine belebende Wirkung sondergleichen von ihm aus. Tag und Nacht sei er auf den Beinen, man wisse nicht, woher er die Kräfte nehme. Zum erstenmal seit langer Zeit, seit dem Anfang des Krieges, machte Makaroff am 11. März wieder eine Rekognoszierungsfahrt mit der ganzen Flotte in See, also den Tag, nach dem das Bombardement stattgefunden hatte. Wohin sich die Fahrt richtete, ist nicht bekannt und wahrscheinlich hat Admiral Makaroff auch in erster Linie nur die Absicht gehabt, seine Kommandanten, Offiziere und Besatzungen wieder in praktische Übung zu bringen und ihnen das Vertrauen auf sich selbst und ihre Waffe wiederzugeben. Außerdem wird er auch die Kreuzer des japanischen Geschwaders, welche zur dauernden Beobachtung vor der Reede von Port Arthur lagen, wegzujagen beabsichtigt haben. Am 12. März scheint er wieder eine Fahrt gemacht zu haben, ebenso am 13. März, wo auf weite Entfernungen einige Schüsse mit japanischen Schiffen gewechselt wurden, ohne daß über den Erfolg irgend etwas bekannt geworden wäre.

Neue Vorstöße gegen Port Arthur.

Über den Verbleib des japanischen Gros während der Wochen, welche immer zwischen zwei Bombardements lagen, ist nie das Geringste verlautet; wahrscheinlich wird ein Teil der Linienschiffe immer nach Sasebo zum Kohlennehmen oder zur Ausführung von Reparaturen gegangen sein, oder, wenn dies

nicht erforderlich war, Truppentransporte von Sasebo nach Tschemulpo oder Tschinampo begleitet haben. Während dieser Tage kehrte auch das Geschwader des Admirals Kamimura von seiner erfolglosen Suche zurück und scheint ebenfalls nach Sasebo gegangen zu sein, um Kohlen zu nehmen und sich zu verproviantieren.

In der Nacht auf den 20. März verließen beide Geschwader vereint unter dem Oberbefehl des Admirals Togo den Hafen von Sasebo und dampften in die Nähe von Port Arthur. Hier mag eine naheliegende Frage Beantwortung

Ausschiffung japanischer Truppen an der Liautung-Halbinsel
(Nach einer Photographie.)

finden. Während des ganzen Krieges erfahren wir von Bewegungen japanischer Geschwader oder einzelner Kriegsschiffe nur dann, wenn sie mit dem Feinde zusammengeraten, oder aber durch einen von den Japanern ungewollten Zufall irgendwo gesehen werden, wenn ich daher sagte: Das Geschwader dampfte in die Nähe von Port Arthur, so ist damit genau der Aufenthaltsort bis zu dem eigentlichen Vorstoß oder Angriff nicht gegeben. Man kann kaum annehmen, daß speziell die Linienschiffe und Torpedoboote immer auf der hohen See herumgedampft sind, sondern es ist wahrscheinlich, daß sie einen in der Nähe liegenden Hafen oder eine geschützte Bucht aufsuchten und dort ankerten, bis sie erwartete Nachrichten von den vorgeschobenen Beobachtungskreuzern erhalten

hatten oder aber der zum Vorstoß festgesetzte Termin herangekommen war. Ein solcher geschützter Hafen in der Nähe ist, wie ich schon vorher gesagt habe, der Thornton-Hafen auf der Insel Haiyantau; außerdem aber liegt, wie die Karte zeigt, direkt gegenüber und dabei in vollständig gesicherter Entfernung von Port Arthur die Gruppe der Miautau-Inseln und unter diesen werden zweifellos sich auch solche von geeigneter Küstengestaltung befinden, daß sie Schiffen und speziell Torpedobooten Schutz und Unterschlupf gewähren.

Japanische Infanterie, links ein Leutnant, die übrigen Unteroffiziere.
(Nach einer Photographie.)

Wie beinahe jedesmal hielt es Admiral Togo für zweckmäßig, die Annäherung seiner Linienschiffe gegen Port Arthur durch Torpedobootsangriffe vorzubereiten. So erschienen kurz nach Mitternacht am 22. März zwei japanische Torpedobootszerstörer auf der Reede, um etwa dort liegende große russische Schiffe mit ihren Torpedos anzugreifen. Scheinbar waren aber auch diesmal keine solchen vorhanden, sondern alle hielten sich im Innenhafen auf. Die beiden Boote wurden schon früh von der Küste und von den als Hafenwache auf- und abdampfenden Kanonenbooten bemerkt und heftig beschossen. Ohne Erfolg, aber auch, wie es scheint, unbeschädigt zogen sich die Boote zurück.

Der gleiche Vorgang spielte sich eine Stunde später noch einmal ab, als eine zweite Division auf der Reede erschien. Dabei ist bemerkenswert, daß die erste Division scheinbar nicht einmal Zeit und Muße gehabt hat, genau festzustellen, ob wirklich Schiffe auf der Reede lagen, denn sonst hätte die zweite nicht nötig gehabt, sich zwecklos dem Feuer der russischen Batterien und Kanonenboote auszusetzen. Die Behauptung der Japaner, daß ihre Boote beidemal gänzlich ohne Beschädigungen davongekommen wären, darf man billig bezweifeln, hat aber keinen Beweis des Gegenteiles dafür in Händen.

Nachdem es hell geworden war, sichtete man von Port Arthur aus die japanische Schlachtflotte mit sechs Linienschiffen und zwölf Kreuzern. Auf ein Signal des Admirals Togo teilte sich das Linienschiffsgeschwader und die beiden Schwesterschiffe „Fuji" und „Jaschima", welche älteren Typs sind als die vier anderen der Asahi-Klasse, begaben sich nach der Westseite des Vorgebirges von Liautischan, um, wie das letzte Mal das ganze Geschwader, ein indirektes Bombardement auf Stadt und Werke von Port Arthur zu eröffnen. Die übrigen haben vielleicht direkt geschossen, jedoch erwähnen die damaligen Berichte nichts davon. Diesesmal hatten sich aber diejenigen russischen Batterien und Schiffe, welche in der Richtung nach Liautischan feuern konnten, auch für das indirekte Schießverfahren vorbereitet, und beantworteten das Feuer der „Fuji" und „Jaschima" mit großer Heftigkeit. Da diese das Bombardement bald aufgaben, so kann man schließen, daß sie auch Beschädigungen davongetragen haben. Admiral Togo stellte in seinem Berichte über das Bombardement solche wie gewöhnlich in Abrede und gab nur zu, daß russische Granaten vielfach in der Nähe der beiden Schiffe eingeschlagen seien.

Admiral Makaroff hatte sogleich nach dem Insichtkommen der japanischen Flotte am Horizont mit seinem ganzen Geschwader den inneren Hafen verlassen und nahm außen auf der Reede Schlachtordnung ein. Ob die russischen Linienschiffe sich am Feuer beteiligt haben, steht nicht fest und ist auch kaum wahrscheinlich, weil die japanischen Linienschiffe sich wohl außer Schußweite hielten. Admiral Togo kannte von den ersten Bombardements her, daß er sich, ohne Verluste und Beschädigungen zu riskieren, nicht dem wohlgezielten Feuer der günstig und hochgelegenen Küstenbatterien aussetzen konnte, denen er selbst mit seinen Schiffsgeschützen kaum zu schaden vermochte. Nun erschien außerdem noch das russische Geschwader kampfbereit auf der Reede, um die Batterien zu unterstützen, und so hielt es der japanische Admiral für geratener, außer

Schußweite zu bleiben. Er mag vielleicht gehofft haben, daß Admiral Makaroff ihm weiter auf die hohe See folgen und auf den Schutz der Küstengeschütze verzichten würde. Das tat er aber natürlich nicht, einmal, weil seine Schiffe an und für sich schwächer waren, und dann, weil er die Besatzung erst allmählich eingewöhnen wollte. Zwischen den russischen und japanischen Kreuzern entspann sich auf weite Entfernungen ein Artilleriegefecht, und nach Beobachtungen von einer hochgelegenen Batterie aus soll einer der letzteren schwer beschädigt das Weite gesucht haben. In und um Port Arthur richteten auch diesmal die japanischen Granaten, es sollen ungefähr 100 gewesen sein, durchaus keinen wesentlichen Schaden an, und nur einige Leute wurden getötet. Gegen Mittag sammelte Admiral Togo seine Flotte und dampfte auf Sicht, während die russische Flotte wieder in den Innenhafen zurückkehrte.

Am 26. März lief Admiral Makaroff wiederum mit seiner ganzen Flotte aus und rekognoszierte, wenn wir den russischen Berichten folgen, einige Inseln in der Umgegend. Wahrscheinlich die nördlichsten der Miautau-Gruppe und vielleicht auch einige der Elliot-Inseln.

Neue Sperrversuche der Japaner.

In der Nacht darauf machten die Japaner wieder einen Versuch, mit Sperrdampfern die Hafeneinfahrt unpassierbar zu machen. Die vier Dampfer waren ebenso eingerichtet und zum Versenken vorbereitet, wie bei dem ersten Versuch. Man hatte sie diesmal aber mit Revolverkanonen ausgerüstet, um sich womöglich angreifender Torpedoboote erwehren zu können; eine unzureichende Maßnahme, denn diese alten 3,7 cm-Geschütze besitzen nicht einmal genügende Durchschlagskraft und Sprengwirkung, um selbst ein kleines Torpedoboot außer Gefecht zu setzen, oder schwer zu beschädigen. Der Angriff spielte sich in folgender Weise ab:

Bald nach Mitternacht nahten sich die vier Dampfer, begleitet von sechs Torpedofahrzeugen, der Reede und hinter ihnen, allerdings erheblich weiter entfernt, folgten japanische Kreuzer. Zwei der russischen Fahrzeuge, welche in jener Nacht den Wachtdienst auf der Reede ausübten, die Kanonenboote „Bobr" und „Otwaschni", bemerkten die Dampfer rechtzeitig und eröffneten unmittelbar das Feuer auf sie. Einen Moment später auch die Küstenbatterien. Die Dampfer haben wahrscheinlich einer hinter dem anderen in Kiellinie mit verhältnismäßig langsamer Fahrt gedampft. Als der vordere von einem Küstenschein-

werfer hell beleuchtet war, machte das russische Torpedoboot „Ssilni" einen Torpedoangriff auf ihn, der Torpedo traf das Vorderteil des Dampfers und brachte ihn sofort zum Sinken. Die beiden dahinterfahrenden Dampfer waren infolgedessen gezwungen auszubiegen, um nicht mit dem sinkenden Dampfer zu kollidieren. Sie bogen nach rechts aus und liefen am östlichen Ufer der Reede unter der Batterie Goldener Berg auf den Strand, nachdem sie durch das Geschützfeuer der russischen Kanonenboote und Küstenbatterie manövrierunfähig geworden und leck geschlagen waren. Der letzte Dampfer bog nach der anderen Seite, also nach Westen aus, und erlitt das gleiche Schicksal, er lief im flachen Wasser westlich von der Einfahrt gegen das auf dem Grunde liegende Wrack eines der Dampfer, die während des ersten Sperrversuchs dort gesunken sind. Wie das [illegible] Mal, hatten sämtliche Dampfer ein kleines offenes Boot im Schlepp hinter sich, um im Falle des Sinkens der Besatzung wenigstens eine Aussicht zu geben, sich zu retten. Wieviele Menschen sich gerettet haben, ist unbekannt, jedenfalls sind die Verluste sehr groß gewesen und die Russen behaupten, nur eine einzige Dampferbesatzung sei mit dem Leben davongekommen.

Die japanischen Torpedoboote waren mittlerweile nicht untätig. Sie unterhielten dauernd ein heftiges Feuergefecht mit den russischen Fahrzeugen und einige von ihnen griffen den „Ssilni", nachdem dieser den vordersten Dampfer zum Sinken gebracht hatte, an. Der „Ssilni", welcher ausgezeichnet geführt worden zu sein scheint, wehrte sich wie ein Rasender, der größte Teil der Besatzung fiel oder wurde außer Gefecht gesetzt, ein Offizier fiel und der Kommandant wurde verwundet. Der „Ssilni" kämpfte aber weiter, bis seine Maschine und sein Rudermechanismus zerschossen waren; dann trieb das wie ein Sieb durchlöcherte Boot am Ostufer dicht neben den beiden Dampfern auf den Strand.

Die japanischen Torpedoboote wurden durch fortgesetztes Feuer endlich gegen 4 Uhr morgens gezwungen, sich auf die hohe See zurückzuziehen. Auch sie werden jedenfalls nicht unerheblich gelitten haben, jedoch ist nicht bekannt geworden, welche Verluste und Beschädigungen das russische Feuer ihnen beigebracht hat, auch nicht genau die Menschenverluste. Diese gab Admiral Togo auf einen Offizier und 3 Mann tot, 3 Offiziere und 6 Mann verwundet an. Auf russischer Seite beschränkten sich die Verluste auf das Torpedoboot „Ssilni" mit 7 Toten, darunter 1 Offizier, und 13 Verwundete, darunter der Kommandant.

Kosake einen tschungusischen Spion einbringend.
(Nach einer Originalzeichnung von M. Plinzner.)

So war auch dieser zweite und mit großer Energie ins Werk gesetzte Sperrversuch der Einfahrt ohne Erfolg geblieben. Die Wachsamkeit der russischen Fahrzeuge und die große Energie ihrer Verteidigung zeigte, daß ein neuer Geist

Aus einem japanischen Lager in der südlichen Mandschurei.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

mit der Ankunft des Admirals Makaroff in sie eingezogen war. Die Verluste der Japaner waren ja zwar gering und beeinträchtigten die Gefechtskraft der Flotte in keiner Weise, immerhin aber hatte Admiral Togo gesehen, daß die Durchführung seiner Idee außerordentlich schwierig war, sobald die Russen auf-

paßten. Wie wir in der Folge sehen werden, hielt er aber die Sperrung des Hafens für so wichtig, daß er sich auch späterhin nicht abhalten ließ, den Versuch mit noch erheblich größerem Einsatze zu wiederholen.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß überlegte Vorsicht alle Operationen der japanischen Flotte charakterisiert. Auch diese hartnäckigen Sperrversuche beruhen eben darauf. Admiral Togo fühlte sich zu schwach, und mit Recht, gegen das vereinigte Feuer des russischen Geschwaders und der Küstenbefestigungen Erfolge zu erzielen. Unter allen Umständen wollte er seine Schlachtflotte soviel wie irgend möglich vor Verlusten bewahren und hat diesem Prinzip zuliebe bisweilen selbst da auf Erfolge verzichtet, wo er solche bei Inkaufnahme von Verlusten hätte erreichen können. Auf der andern Seite lag dem Admiral Togo die überaus wichtige Aufgabe ob, die Truppentransporte über See von Japan aus vor Verlusten und Störungen zu bewahren, jede Verzögerung und Störung, gar nicht zu reden von Truppenverlusten durch Vernichtung der Dampfer, konnte für den endlichen Ausgang des Landkrieges verhängnisvoll werden. Für Japan hieß es und heißt es noch heute, Zeit gewinnen im Sinne der Offensive, so schnell wie möglich die Armeen hinüberzuschaffen und den Aufmarsch zu beginnen; für die Russen war und ist Zeitgewinn ebenfalls die Parole, und sie gewinnen desto mehr, je länger der japanische Aufmarsch und Angriff gegen die Hauptmacht Kuropatkins hinausgeschoben wird.

Direkt konnte Admiral Togo den Schutz der umfangreichen Truppentransportflotten, welche ohne Unterlaß nach verschiedenen auseinanderliegenden Landungsplätzen unterwegs waren, nicht ausüben, sondern er mußte es indirekt tun, indem er die russische Flotte in Port Arthur einschloß. Sind wir diesem Gedankengange bisher ohne Widerspruch gefolgt, so ist auch dessen Ergebnis richtig, daß die Sperrung des Hafens von Port Arthur das Radikalmittel gegen alle Belästigungen der Truppentransporte sei und die japanische Flotte tatsächlich in den Besitz unbestrittener Seeherrschaft setzen mußte. War das erreicht, so konnte man sich auch mit mehr Streitkräften als bisher gegen Belästigungen durch die Wladiwostock-Kreuzer wenden. Es war also, nach dem in unserem innerpolitischen Leben aufgekommenen Ausdruck, eine Politik der kleinen Mittel, welche Admiral Togo betrieb, um das Größte zu erreichen und andererseits seine Flotte, welcher keine Reserven in absehbarer Zeit zur Verfügung standen, für die Dauer des Krieges nach Möglichkeit intakt zu halten. Nach Ankunft des Admirals Makaroff und der regen Tätigkeit, die dieser sofort ent-

wickelte, wurde die Frage für Admiral Togo immer brennender. Wir wissen nicht, inwiefern die Truppentransporte damals Unterbrechungen oder Verzögerungen erfahren haben. Von japanischer Seite ist nichts davon gesagt worden und erst, wenn der japanische Generalstab später die Geschichte des Krieges herausgibt, kann dieser Punkt mit vielen andern aufgeklärt werden. Daß die Tätigkeit der Russen von störendem Einfluß war, kann als sicher angenommen werden, das beweist auch schon der oben beschriebene Sperrversuch und die ihm folgenden.

Gegen 5 Uhr morgens am selben Tage zeigten sich wieder Torpedoboote auf der Reede und wurden für kurze Zeit unter Feuer genommen; was diese wollten, ist nicht recht klar, wahrscheinlich sollten sie, wie alle diese kleinen Unternehmungen, die Nerven des Verteidigers ermüden und aufreiben. Eine Stunde später, als die Helligkeit schon begonnen hatte, näherte sich Admiral Togo mit seiner ganzen Flotte der Reede. Wahrscheinlich glaubte er, der Sperrversuch habe Erfolg gehabt und er stehe nun allein den Küstenbatterien gegenüber, vielleicht beabsichtigte er auch wieder, wie kurz vorher, von einem geschützten Orte aus den Hafen von Port Arthur, in welchem ja, wenn er gesperrt war, die russischen Schiffe dicht zusammengedrängt lagen, zu bombardieren. — Während der Annäherung hat er denn jedenfalls von seinen Torpedobooten die Meldung erhalten, daß der Sperrversuch mißglückt war, außerdem lieferte ihm das Auslaufen der gesamten russischen Flotte einen augenfälligen Beweis davon. Admiral Makaroff verließ nämlich, sowie das Herannahen der feindlichen Linienschiffe gemeldet wurde, mit allen seinen Schiffen den Hafen, nahm auf der Reede Schlachtordnung ein und ging mit Volldampf auf ihn zu. Voran die drei Kreuzer „Bayan", „Nowik" und „Askold". Diese und die russischen Batterien begannen auch auf die vorgeschobenen japanischen Kreuzer zu feuern, jedoch ohne Erfolg und nur für kurze Zeit, da die Entfernung viel zu groß war.

Admiral Togo nahm die Herausforderung zur Schlacht nicht an, sondern kehrte um und lief mit südöstlichem Kurse, also nach dem Gelben Meer zu, fort. Das russische Geschwader kehrte noch am selben Vormittage in den Innenhafen zurück und unter persönlicher Leitung Makaroffs begann man mit der Unschädlichmachung und Bergung der japanischen Sperrdampfer, welche größtenteils im flachen Wasser auf dem Grunde lagen. Admiral Makaroff, in allen Zweigen der Technik wohl erfahren, ließ es sich nicht nehmen, persönlich die Sprengpatronen und Höllenmaschinen an Bord der Dampfer unschädlich zu machen.

Einige der letzteren waren noch so wohl erhalten, daß man sie zum Hafendienst verwenden konnte. Die Geschütze nahm man ihnen ab und pflanzte sie mit andern zu beiden Seiten der Einfahrt auf, um als Strandbatterie zu dienen. Auch den „Ssilni" gelang es wieder flott zu machen und zur Reparatur in den Innenhafen hinein zu schleppen. Der tapfere Kommandant wurde besonders belobt und ebenso der Bravour der Mannschaft höchste Anerkennung gezollt. Dieser Anerkennung können wir uns nur voll anschließen und man muß nur bedauern, daß nicht alle Torpedobootskommandanten des russischen Geschwaders dasselbe Geschick und denselben rücksichtslosen Schneid gezeigt haben.

Japanischer Offizier.
(Nach einer Photographie.)

Auf der Reede fand man eine schwimmende Mine oder einen Torpedo; da alle diese Nachrichten sich auf russische Berichte stützen und der russische Ausdruck für Mine und Torpedo derselbe ist, so kann man immer nur nach den begleitenden Umständen urteilen und in diesem Falle konnte es ebensogut der fehlgegangene Torpedo eines japanischen Bootes gewesen sein, wie eine auf der Reede absichtlich ins Wasser geworfene Mine. Auf diese Wahrscheinlichkeit ließe z. B. das zweite Erscheinen japanischer Boote nach dem mißglückten Sperrversuch schließen.

Russische Truppen in der Hauptstraße von Mukden.

Die Armeen.

Die russische Armee.

Es ist unmöglich zu sagen, welche genaue Stärke die russischen Truppen im fernen Osten hatten, als der Krieg ausbrach. Wir können uns da umsoweniger auf bestimmte Zahlen festlegen, als sich die späteren dauernd erfolgenden Verstärkungen durch die sibirische Bahn ebenfalls völlig der Kontrolle entziehen. Erfährt man also, vielleicht durch Zufall, gelegentlich einer großen Entscheidungsschlacht, wieviel Truppen zu einem bestimmten Zeitpunkt des Krieges dem General Kuropatkin zur Verfügung standen, so wissen wir damit doch noch nicht, wie stark die Armee des fernen Ostens zu Anfang des Krieges war.

Im Herbst 1903 gliederten sich die Streitkräfte des fernen Ostens wie folgt: Man hatte zu unterscheiden den Militärbezirk Sibirien und die unter der Statthalterschaft des fernen Ostens gebildeten Militärbezirke Amur und Kwantung.

In allem Folgenden verweisen wir zur örtlichen Orientierung auf die beigegebene Karte.

Der Militärbezirk Sibirien umfaßt die Gouvernements Tobolsk, Tomsk, Jenesseisk, Irkutsk und die Gebiete Akmolinsk, Jakutsk und Semipalatinsk.

Das Bezirkshauptquartier Tomsk.

Die Landwehrbrigadebezirke Tomsk, Irkutsk (mit 21 Bezirkskommandos und dem Bezirk Semipalatinsk).

Die Truppen bestanden aus den sogenannten sibirischen Truppen und den sibirischen Kosaken. Sie setzen sich im Frieden wie folgt zusammen: 1 Bataillon westsibirische Schützen, 3 sibirische Kosakenregimenter.

An Mobilmachungsformationen, das heißt solchen, welche aus Reserven oder Beurlaubten bestehen, die erst bei der Mobilmachung eingezogen werden:

3 Reiterregimenter in Zentralasien. Ferner die 3 sibirischen Reserveinfanterie-Brigaden zu je 16 Bataillonen, von denen je 4 als aktive Formationen gelten, die anderen als Mobilmachungsformationen; die erste dieser Brigaden befand sich im Herbst 1903 schon im Amurgebiet, unterstand also damit der Statthalterschaft des fernen Ostens.

Es kommen noch hinzu: 2 sibirische Reserve-Kosaken-Sotnien und 8 sibirische Reserveartillerie-Abteilungen, von denen 2 auf aktivem Fuße standen.

Der Militärbezirk Amur begreift Amur, Transbaikal, das nördliche Küstengebiet am Stillen Ozean und die Insel Sachalin.

Das Hauptquartier des Bezirks ist Charborowsk.

Landwehrbezirke: Amur, Transbaikal, das Küstengebiet von Charborowsk, ferner Nikolajewsk und Sachalin. Festungsbesatzungen in Wladiwostock, Nikolajewsk und Poßjet.

Diese Truppen setzen sich zusammen aus den ostsibirischen Truppen, dem Transbaikal-Kosaken-Regiment, den Amur-Kosaken und den Ussuri-Kosaken.

Wir haben hier wieder zu unterscheiden zwischen den sogenannten selbstständigen Formationen und dem 1. sibirischen Armeekorps.

An selbständigen Formationen waren vorhanden die genannte 1. sibirische Reserveinfanterie-Brigade, die Ussuri-Eisenbahn-Brigade, die Transbaikal-Kosaken, bestehend aus dem ersten Aufgebot zu 4 Regimentern und 2 Batterien, ferner dem zweiten und dritten Aufgebot, bestehend aus 3 Sotnien und 5 Regimentern nebst 2 Batterien, als Mobilmachungsformation.

Von den Amur-Kosaken war das erste Aufgebot in das zweite sibirische Armeekorps eingestellt, das 2. und 3. Aufgebot beurlaubt.

Von den Ussuri-Kosaken war das 1. Aufgebot in das 1. sibirische Armeekorps eingestellt, das 2. und 3. Aufgebot beurlaubt.

Das erste sibirische Armeekorps bestand aus den 3 ostsibirischen Schützenbrigaden, der Ussuri-Reiterbrigade (Ussuri-Kosaken Nerschinski, Transbaikal-Kosaken und Primorski-Dragonerregiment).

Die ostsibirische Artillerie-Brigade, Artillerieparks, ein ostsibirisches Sappeur-Bataillon und Train. Diese Truppen wurden im Herbst 1903 bis zum Beginn des Krieges durch 2 gemischte Brigaden, der 31. und 35. europäischen Division, verstärkt. Die Verstärkungen gingen unter dem Namen eines Transportversuchs größerer Truppenmengen mit der sibirischen Bahn und erregten schon damals den Argwohn Japans im höchsten Grade, zumal als ja gerade der letzte Termin

für die festversprochene Räumung der Mandschurei durch die russischen Truppen verstrichen war.

Endlich wurde durch Neuaufstellung und Umwandlung von Festungs-infanterie-Bataillonen und Auffüllung der Kadres aus europäischen Truppen noch die 8. ostsibirische Schützenbrigade gebildet. Dieselbe steht in Wladiwostock und unter dem Befehl des Festungskommandanten.

Der dauernde Zuzug weiterer Truppen begann im Januar und entzieht sich der Kontrolle.

Der Militärbezirk Kwantung umfaßt das eigentliche Pachtgebiet Kwantung, das heißt die Südspitze der Halbinsel Liautung von der Linie Pulantien-Pitsewo an, und ferner die Eisenbahnstrecken durch die Mandschurei.

Das Bezirkshauptquartier ist Port Arthur mit dem Landwehrbezirk Kwantung. Die Truppen sind ostsibirische.

Wir unterscheiden wieder zwischen den selbständigen Formationen und dem zweiten sibirischen Armeekorps.

An selbständigen Formationen waren vorhanden: die Transbaikal-Kosaken-Brigade als aktive Formation und ebenso die 1. und 2. Transbaikal-Kosaken-Batterie. Die Trans-Amur-Eisenbahnbrigade und eine Sappeurkompagnie als Mobilmachungsformation.

Das zweite sibirische Armeekorps bestand aus der 3., 4., 5. ostsibirischen Schützenbrigade, 2 Kosakenregimentern und 3 Artillerie-Abteilungen, endlich 2 ostsibirischen Sappeur-Bataillonen.

Durch Neuformationen und Ergänzung wurde die 7. und 9. ostsibirische Schützenbrigade gebildet, deren erste dem Kommandanten von Port Arthur untersteht.

Nach dem unerwarteten Beginn der Feindseligkeiten durch die japanische Flotte wurde zunächst für die Statthalterschaft des fernen Ostens und den 30 km breiten Landstrich an der mandschurischen Bahn der Kriegszustand erklärt und am 10. Februar 1904 begann die Mobilmachung aller Truppen der Statthalterschaft. Am 15. Februar die der Truppen des Militärbezirks Sibirien. Es wurde ferner befohlen die Neuformation einer Transbaikal-Kosaken-Division, einer sibirischen Kosaken-Division, eines 3. sibirischen Armeekorps und Ernennungen für ein später zu bildendes 4. sibirisches Armeekorps und die Mandschureiarmee.

Es mußten darnach während der Mobilmachung die folgenden Verbände

formiert werden: Für die ostsibirischen Schützenregimenter 3 Bataillone, im ganzen also 32 Bataillone, für das neu zu bildende 4. sibirische Armeekorps 36 Bataillone, 6 Batterien und 1 Pionier-Bataillon. Dieser Bedarf wurde sämtlich durch die Abgabe aus europäischen Truppenverbänden gedeckt.

Russische Kavallerie auf dem Marsche nach Port Arthur.
(Nach einer Skizze von E. Woodville.)

Aus dem Beurlaubtenstande wurden neu gebildet: Für die sibirischen Truppen 48 Bataillone und 6 Batterien.

Die Kosaken 3 Bataillone, 12 Reiterregimenter und 2 Batterien, die Trains für 4 Armeekorps, 2 Kavallerie-Divisionen und 1 Reserve-Division.

Außerdem mußte die Bildung von Ersatztruppenteilen erfolgen.

Die Kriegsgliederung aller dieser, wie die Karte zeigt, auf einen ungeheuren Raum mit schlechtesten Verbindungen verstreuten Truppen war zunächst wie

Landungsversuch der Japaner an der Küste der Liautunghalbinsel.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

folgt vorgesehen. An der Spitze der aus 4 sibirischen Armeekorps bestehenden mandschurischen Operationsarmee stand und steht der General der Infanterie Generaladjutant Kuropatkin, Chef des Stabes: Generalleutnant Ssacharoff II, Generalquartiermeister: Generalmajor Charkewitsch. Das 4. sibirische Korps war damals bekanntlich noch nicht formiert und ist, soweit sich übersehen läßt, erst gegen Ende April vollzählig auf dem Kriegsschauplatz versammelt gewesen. Es kam außerdem noch hinzu eine ebenfalls zu formierende 1. sibirische Infanterie-Division mit einem Kosakenregiment und, dem 3. und 2. Armeekorps zugeteilt, je eine sibirische beziehungsweise Transbaikal-Kosakendivision. Ferner die Trans-Amur- und die Ussuri-Eisenbahn-Brigade. Das sogenannte Besatzungsheer, bestehend aus Truppen, welche ursprünglich nicht zur Teilnahme an den Feldoperationen bestimmt waren, setzte sich folgendermaßen zusammen:

Parade russischer Truppen bei Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

Im Militärbezirk Sibirien die Mobilmachungsformation: 2 sibirische Kosakenregimenter, gebildet aus dem 2. und 3. Aufgebot des sibirischen Kosakenheeres, 1 sibirische Infanterie-Reservedivision mit 2 Artillerieabteilungen und eine 2. ebenfalls mit 2 Artillerieabteilungen. Zur dauernden Bewachung und zum Schutze der Eisenbahn durch den Feind waren 30000 Mann bestimmt, welche längs der Bahn verteilt waren. Man hat Grund zur Annahme, daß diese Truppen später um das Doppelte verstärkt worden sind.

Die Besatzung der Festung Port Arthur mag damals ungefähr 15000 Mann betragen haben, die der Befestigungen in der Poßjet-Bucht reichlich 2000 Mann, die von Wladiwostock 15000 Mann, die von Nikolajewsk 1600 Mann.

Die Kriegsstärken der Verbände sind die folgenden: Ein Infanteriebataillon ist 1000 Mann stark, ein Kavallerie-Regiment 1000 Mann, eine Batterie 225 Mann, ein Sappeur-Bataillon mit Telegraphen-Kompagnie 1000 Mann, eine Infanterie-Reservedivision 21000 Mann, eine Kosakendivision 4800 Mann, eine Schützenbrigade mit Artillerie 14000 Mann, ein Armeekorps 45000 Mann.

Rechnen wir das Besatzungsheer ab, so würde nach Bildung bezw. Auffüllung sämtlicher Formationen die mandschurische Operationsarmee eine Stärke von 210000 bis 215000 Mann besitzen, so wie sie damals vorgesehen war.

Hätte General Kuropatkin diese Armee, als er das Kommando im fernen Osten übernahm, vollzählig beisammen gehabt, so würde seine Lage eine außerordentlich vorteilhafte gewesen sein und ihn zur Offensive vollauf befähigt haben. Leider war dem aber nicht so, denn einmal bestand ja nur ein kleiner Teil der Kadres aus aktiven Formationen und dann waren auch diese auf einen ungeheuren Raum verstreut. Die Kartenskizze S. 225 gibt davon ein anschauliches Bild; nur das zweite sibirische Armeekorps befand sich ungefähr in der Gegend, wo die ganze Armee allmählich konzentriert werden mußte, und das erste stand schon nördlich von Wladiwostock mit dem Hauptquartier von Charborowsk. Die ersten Maßnahmen des Generals liefen deswegen darauf hinaus, so schnell wie möglich alle vorhandenen und ankommenden Truppen dort zu konzentrieren, wo er ihre Versammlung für am vorteilhaftesten erachtete. Zur Auswahl des Ortes mußten ungefähr die folgenden Überlegungen maßgebend sein:

Kuropatkin konnte nicht daran denken, die Japaner an Landungen in Korea zu verhindern. Er wußte, daß die japanische Mobilmachung vorzüglich organisiert war und besondere Schwierigkeiten für sie nicht bestanden. Das Südende von Korea mit den Ausschiffungshäfen von Fusan und Masampo liegt

den japanischen großen Häfen so nahe, daß schon während der Tagesstunden eine große Transportflotte hinübergelangen konnte. Nicht anders stand es mit Landungen bei Tschemulpo und Tschinampo an der Südwestseite, oder bei Gensan an der Ostseite. Der Zustand der russischen Flotte und deren Führung war, zumal nach den ersten großen Verlusten am Abend des 8. Februar, nicht mehr derart, daß er sich von ihr wirksame Operationen gegen Truppentransporte und Landungen versprechen konnte. Wir wissen nicht genau, wieviel Truppen er zuerst beisammen hatte, aber über 50 000 Mann werden es kaum gewesen sein. War somit ein Überschreiten des Jalusflusses in größerer Stärke für die Russen von vorneherein überhaupt ausgeschlossen, so konnte man auch nicht daran denken, ernstlich die Jalulinie halten, also die japanischen Truppen am Überschreiten dieser Grenze des koreanischen und mandschurischen Gebietes hindern zu wollen. Nachdem die erste Chance des Krieges, nämlich die der Gewinnung der Seeherrschaft durch die Flotte, gescheitert war, mußte man die Landungen als notwendiges, in keiner Weise zu vermeidendes Übel hinnehmen. Es folgte daraus die weitere Notwendigkeit, das Heer da zu konzentrieren, wo es einerseits in ständiger Verbindung mit den Richtungen war, aus welchen die Truppenzuzüge kamen und wo es anderseits nach allen Seiten Freiheit der Operation hatte und nicht von der rückwärtigen Verbindung abgeschnitten werden konnte. Wegen der Unmöglichkeit direkter Küstenverteidigung war es ja nicht möglich zu wissen, aus welcher Richtung oder vielmehr aus welchen Richtungen die feindlichen Anmärsche erfolgen würden. Ganz ausgeschlossen war also eine Versammlung des Heeres abseits von der sibirischen Bahn, dieser einzigen Verbindung nach den Kraftquellen des Heeres, der einzigen Lebensader für seine Erhaltung. Andererseits war es ebenfalls ausgeschlossen, daß die Versammlung, z. B., wie man es anfangs vielfach in Europa glaubte, etwa auf der Halbinsel Liautung stattfinden würde. Denn hier drohte Umgehung und Abschneiden von der Bahn im Rücken. Diese und andere Erwägungen haben Kuropatkin bestimmt, sein Hauptquartier, und damit den Konzentrationspunkt der Armee, nach Liaujan an der sibirischen Bahn zwischen Mukden und Haitschöng zu verlegen, und zwar wählte er diesen Punkt sofort, als er im fernen Osten eintraf. Darob erhob sich im internationalen Zuschauerraum großes Geschrei und Kritik. Man warf ihm eine furchtsame Strategie vor und nahm es besonders übel, daß er die Jalulinie von vorneherein aufgab. Es begründeten sich diese Vorwürfe wohl weniger in objektiven Erwägungen, als in der getäuschten Hoffnung, daß

Russische Stabsoffiziere im Armee-Automobil.
(Nach einer Photographie.)

man bald von Entscheidungsschlachten lesen werde. Tatsächlich konnte man von Anfang an den Entschluß Kuropatkins aus folgenden Gründen nur billigen: Liaujan liegt so weit südlich (also so nahe den Landungsplätzen feindlicher Truppen, ob sie nun bei Gensan, Tschemulpo, Takuschan, an solchen der Westseite von Liautung oder bei Niutschwang erfolgen) wie, unter Voraussetzung der Sicherheit nicht abgeschnitten zu werden, irgend möglich war. Ferner liegt es unmittelbar an der sibirischen Bahn, so daß nicht nur direkte Verbindung mit dem europäischen Rußland, sondern auch mit den beiden Kriegshäfen Wladiwostock und Port Arthur bestand. Auf der anderen Seite zwingt die Lage des Ortes und die Natur des Landes den von Korea oder Takuschan kommenden Gegner, welcher offensiv vorgehen will, zu einem langen und beschwerlichen Marsch durch ein gebirgiges Land mit wenigen und schlechten Straßen, welches von dem in nordöstlicher Richtung laufenden Gebirgszuge Fönschuiling durchzogen wird. Kuropatkin hatte dagegen die Möglichkeit, sich in weit bequemerem Gelände stets nach Norden längs der Bahn zurückziehen zu können, sobald die Verhältnisse es nötig erscheinen lassen sollten. Dem japanischen Heere mußte das Vorrücken mit derselben Geschwindigkeit, infolge der Terrainschwierigkeiten, unmöglich sein, und ferner erwuchs ihm eine besondere Schwierigkeit daraus, daß es sich immer mehr von seiner Operationsbasis zu entfernen genötigt war. Je weiter die Japaner sich von ihr entfernten, desto mehr Truppen mußten sie zur

Aufrechthaltung ihrer rückwärtigen Verbindungen successive an den Straßen zurücklassen, desto mehr schwächte sich also ihre eigentliche Operationsarmee.

Kuropatkin mußte vor allem Zeit gewinnen, um ein großes schlagfertiges Heer beisammen zu haben, andererseits aber auch nicht zu weit nördlich, also rückwärts stehen, auch die verschiedenen möglichen Anmarschstraßen beherrschen. Allen diesen Bedingungen wurde tatsächlich durch die Wahl von Liaujan genügt. Es laufen dort drei große Straßen zusammen, nämlich von Westen an gerechnet

Sibirische Schützen.
(Nach einer Photographie.)

die sehr wichtige nach dem Hafen Niutschwang (Jinkau), ferner die größten teils der Eisenbahn parallel laufende nach Haitschöng, die in südöstlicher Richtung durch den Motinlingpaß nach Sumöntsse bezw. Föngwantschöng und Antung am Jalufluß führende Straße, und dann die große Straße nach Mukden im Norden. Er hat so, also je nach dem Anmarsch der gegnerischen Streitkräfte, die größtmögliche Freiheit der Operation und ist in der Lage, bei konzentrischen Bewegungen verschiedener feindlicher Heeresteile denselben vor Erfolg der Konzentration einzeln entgegenzutreten. Hätte er, wie man anfangs sagte, den Versammlungsort des Heeres weiter nördlich, also nach Mukden verlegt, so beherrschte

er nur die Bahn und die ihr parallele große Straße nach Liaujan. Wir werden im weiteren Verlauf der Ereignisse sehen, ob und in welcher Weise diese Berechnungen zutrafen.

Die sibirische Bahn.

Wenn auch in Anbetracht des harten Winters und der vereisten Küsten die Landungen nur langsam ausgeführt werden konnten und sich dem Marsch der Japaner durch Korea ungeheure Schwierigkeiten entgegenstellten, so daß man im russischen Lager noch für Monate vor feindlichen Angriffen und überhaupt einem Betreten der Mandschurei vollkommen sicher war, so war doch kein Moment zu verlieren und die allerhöchste Eile geboten, die Armee in Kriegsstärke zu versammeln und die Truppen teils aus Europa, teils von ihren weitentfernten sibirischen Friedensbezirken heranzubringen. Diese Arbeit lag der sibirischen Bahn ob, diesem gewaltigen Werke, welches unter ungeheuren Kosten und mit großer Energie nicht lange vorher fertiggestellt worden war. Wir haben schon oben erwähnt, daß man im Herbst 1903 zwei gemischte Brigaden vom europäischen Rußland in kriegsmäßiger Weise nach dem fernen Osten hinübertransportierte und diesen Transport mit der Notwendigkeit motivierte, die Leistungsfähigkeit der Bahn zu erproben. Hat dieser Grund auch damals wohl mitgespielt, so war doch die Hauptsache, in Anbetracht der immer mehr steigenden Spannung mit Japan, die Truppen im fernen Osten zu vermehren. Seit dem November 1903 haben die Truppentransporte überhaupt nicht aufgehört und sind nach Beginn der Feindseligkeiten nur noch beschleunigt worden. Wir haben aus diesem Grunde und wegen der strengen Geheimhaltung aller Zahlen keine Möglichkeit, genau oder auch nur annähernd genau die Schnelligkeit und Stärke der Transporte festzustellen; jedenfalls aber wurde eine ungeheure Leistung von der Bahn verlangt und zwar gerade in einem höchst ungünstigen Moment.

Werfen wir einen Blick auf die Bahn. Im vorigen Sommer war das Riesenwerk beendet bis auf die später noch zu erwähnende Umgehungsbahn um das Südwestende des Baikalsees. Die Bahn ist auf ihrer ganzen Länge (von Moskau bis Port Arthur 8720 km) eingleisig, und schon infolgedessen nur zu einer beschränkten Leistung befähigt. Wenn der Betrieb glatt und ohne jede Störung verläuft, soll das Fahren von zehn Zügen pro Tag die Höchstleistung bilden. Die Fahrzeit von Moskau, wo die Transporte durchweg expediert worden

sind, bis Mukden beziehungsweise Liaujan kann man reichlich drei Wochen rechnen. Die eigentlich sibirische Bahn beginnt erst bei Tscheljabinsk und führt von dort mit geringen Krümmungen nach der großen sibirischen Stadt Irkutsk am Baikalsee.

Wachtposten an der sibirischen Bahn.
(Nach einer Photographie.)

Dieser mächtige See unterbricht, wie die Skizze Seite 225 zeigt, vorläufig noch die Bahnstrecke; eine Landbahnverbindung, welche um das Südende des Sees im Bogen herumführt, die sogenannte Umgehungsbahn befindet sich erst in Arbeit, die wegen der ungünstigen Bodengestaltung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist. Bis dahin dienen im Sommer mächtige Dampffähren zur Überbrückung des gewaltigen Sees, und im Winter fungieren dieselben als Eisbrecher, solange das Eis eine Stärke von drei Fuß nicht überschreitet. Tritt aber dieses Stadium ein, so wird die Verbindung über die feste Eisdecke hinweg in Schlitten vermittelt. Man muß sich nun diesen See nicht wie einen der deutschen Seen vorstellen, auch nicht der größten. Es ist ein Gebirgssee, welcher die ungeheure Länge von ungefähr 650 km hat. Seine Breite ist dagegen gering und nimmt besonders am südlichen Ende spitz zulaufend ab. Das Klima ist ein höchst ungünstiges; Sommer und Winter toben gewaltige Stürme und erregen die ungeheure Wasserfläche derart, daß die Schnelligkeit der Dampffähren bedeutend herabgesetzt wird. Dieselbe beträgt unter normalen Verhältnissen circa drei Stunden. Ganz schlimm aber ist es während der Wintermonate: Schneestürme, Nebel mit ungeheurer Kälte von 20 bis 30 Grad bilden die normalen Erscheinungen. Im November wird die Eisdecke für den

Fährbetrieb zu stark, und erst gegen Ende März kann man unter günstigen Verhältnissen mit seiner Eröffnung wieder rechnen. Nun kam in der schlimmsten Zeit, Anfang Februar, die unerwartete Mobilmachung, und mit einem Schlage mußten die denkbar höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Bahn gestellt werden.

Wollte man nicht die Truppen zu Fuß marschieren lassen, und damit, zumal für den Train, enorme Verzögerungen und Schwierigkeiten auf sich nehmen, so mußte ein anderes Auskunftsmittel gefunden werden.

Der geniale Eisenbahnminister Fürst Chilkoff, welcher vom Arbeiter bis zum Fürsten und Minister emporgestiegen ist, fand es und führte es aus. Er ließ unter seiner persönlichen Aufsicht und nach seinen Anweisungen ein Schienengleise quer über die Eisdecke des Sees legen (s. d. Bild auf S. 60). Es war dies mit ungeheuren Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Man darf sich den zugefrorenen Baikalsee nicht als eine spiegelglatte Fläche vorstellen; die plötzlichen und mit rasender Heftigkeit einsetzenden Stürme, außerdem unerklärliche Ursachen, welche nach Ansicht der Sachverständigen aus unterseeischen Bewegungen sich herleiten, verschieben und spalten das Eis oft, und plötzlich schieben ungeheure Schollen übereinander und lassen oft nicht nur Schlitten, Menschen und Pferde, sondern auch ganze Eisenbahnzüge spurlos in der Tiefe verschwinden. Wenn man bedenkt,

Eisbrecher auf dem Baikalsee.
(Nach einer Photographie.)

Mutsuhito, Kaiser von Japan.
(Nach einer Photographie.)

Mißglückter Angriff eines japanischen Torpedobootes vor Port Arthur.
(Nach einer Zeichnung.)

daß die kleinste seitliche oder vertikale Verschiebung ein Schienengleise unbefahrbar macht und den auf ihm fahrenden Zug sofort entgleisen läßt, so kann man sich ungefähr einen Begriff von der Arbeit machen. Stellte sie schon in Anbetracht der ungeheuren Kälte die härtesten Anforderungen, so konnten die genannten Einflüsse heute alles wieder vernichten, was gestern eben mit unsäglicher Mühe vollendet worden war.

Dabei war auch noch unbedingt erforderlich, eine Telegraphenleitung über den See zu legen, um bei Störungen des Bahnbetriebes durch sofortige Nachricht Unglück zu verhüten, auch mußte die Strecke elektrisch beleuchtet werden.

Nachdem nun dieses alles in Ordnung war, marschierten die Truppen über das Eis, während Offiziere in Schlitten hinüberfuhren. Am meisten Schwierigkeiten hat jedenfalls der Transport von Geschützen, Trainfuhrwerken und Material aller Art verursacht.

Die Brücke des Sees beträgt an der Übergangsstelle beinahe 50 km, so daß es in Betracht der gesamten Verhältnisse als sehr gute Leistung zu betrachten ist, wenn, wie berichtet wurde, die Truppen durchschnittlich an einem Tage bis an das andere Ufer gelangten.

Diese Märsche sind nach Angabe russischer Blätter so eingerichtet gewesen, daß die Mannschaften nachts von Irkutsk an der Station Baikal eintrafen, dort warm gespeist wurden und noch vor Tagesanbruch den Marsch über den See antraten. In der Mitte der Strecke hatte man auf dem mehrere Meter dicken Eise ein Erholungshaus gebaut, wo sie wiederum warmes Essen bekommen konnten und zwei Stunden ruhten. Erst sehr spät am Abend des Tages wurde dann das Ziel erreicht und nach einem Abendessen in der dortigen Station wurden sie weiterbefördert. Abgesehen hiervon war natürlich der Schlittenverkehr ein äußerst lebhafter, und nachdem die elektrische Bahn, eine solche von geringer Spurweite und mit nur kleinen Wagen, fertiggestellt war, gingen alle drei Beförderungsweisen nebeneinander her. Trotz der furchtbaren Kälte sollen die Mannschaften sich durchweg in gutem Zustande befunden haben und nur sehr wenige Frostschäden vorgekommen sein. Ein höherer Stabsoffizier hatte die Regelung dieser Transporte unter sich und berichtete, es habe ganz ausgezeichnet funktioniert, mit pünktlicher Regelmäßigkeit, und es sei kein einziger Fall vorgekommen, daß ein abgefrorenes Glied oder ähnliches hätte amputiert werden müssen. Nach der Überschreitung des Baikal wurden sämtliche Leute vor der Weiterbeförderung genau untersucht und mit warmen Kleidern versehen. In dieser Beziehung müssen für die Reise überhaupt von Moskau nach dem fernen Osten die russischen Einrichtungen als mustergültig betrachtet werden. Die Eisenbahnwagen, in denen die Mannschaften transportiert wurden, hatten sämtlich doppelte Wände mit Filzeinlagen und auch der Fußboden war mit einer Filzschicht versehen, die Fenster sind sämtlich mit Glas geschlossen, im Waggon, welcher im übrigen die Form eines gewöhnlichen Güterwagens hat, befindet sich ein Ofen, die Soldaten sitzen auf Bänken und auf diesen können nachts derart Lagerstätten hergestellt werden, daß 20 Soldaten Platz finden, um ausgestreckt zu liegen. Die meisten Züge führen auch einen besonderen Küchenwagen, wo

Bahnwache an der Mandschureibahn.
(Nach einer Zeichnung.)

fortdauernd heißes Wasser bereit gehalten und Grütze gekocht wird. Natürlich können komplizierte Speisen dort nicht bereitet werden, aber immerhin sehen wir, daß für die einfachen Bedürfnisse der russischen Soldaten und hauptsächlich auch für ihre Erwärmung alles getan wurde, was getan werden konnte. Jeder Soldat erhielt pro Tag 3—4 Pfund Fleisch warm zubereitet; der Zugführer war verantwortlich für die Genießbarkeit des Essens. Um diese Eisenbahnküchen zu ergänzen, konnten die Soldaten auf jeder zweiten Station Wasser in kochendem Zustande bekommen, welches dort in großen Kesseln bereit gehalten wurde. Eine sehr vernünftige Maßnahme war es, daß an jedem Tage oder alle paar Tage der Transportzug hielt, und Menschen und Pferde aussteigen und sich bewegen mußten. Man kann sich ja denken, daß bei einer wochenlangen Eisenbahnfahrt in einem doch immerhin nicht sehr komfortablen Wagen und in einer Luft, welche in Anbetracht der Kälte und der geschlossenen Fenster nicht sehr lieblich sein konnte, Mensch und Vieh dringend nötig hatten, durch frische Luft und Bewegung die Zirkulation und andere körperliche Funktionen wieder herzustellen. Während dieser Rast wurden dann auch die Wagen gereinigt und ausgelüftet, ein Arzt war verantwortlich für den Gesundheitszustand der Leute. Was ihre Kleidung anlangt, so wurden sie sämtlich in völlig ausreichender Weise mit Pelzen, Pelzmützen, Stiefeln, Handschuhen u. s. w. versorgt.

Bereits in den ersten Tagen des Krieges hatte man verschiedentlich Versuche bemerkt, die Bahn, speziell bei den Brücken über die Flüsse, zu unterbrechen, später, wir kommen darauf noch zurück, hat man Japaner dabei abgegefaßt,

daß sie Sprengpatronen an der Sungaribrücke anbringen wollten, meist aber waren es die sogenannten Chunchusen, welche in der Mandschurei und in Ostsibirien eine ständige Beunruhigung bildeten. Diese Chunchusen sind während der Dauer des Krieges sehr viel erwähnt worden, und man begegnet nicht selten der Ansicht, daß sie, wie die Samojeden z. B., eine Art Volksstamm wären oder die eingeborene Bevölkerung bildeten. Das ist nicht der Fall. Die Chun-

Steinbrücke der südlichen Mandschureibahn.
(Nach einer Photographie.)

chusen, der Name soll Maske bedeuten, setzen sich aus Landstreichern und Räubern vieler Nationen zusammen, meistens sind es verarmte Chinesen, entflohene Verbrecher, chinesische, japanische oder russische, welche an der Möglichkeit eines rechtmäßigen Erwerbes verzweifeln und das angenehme Räuberleben vorziehen. Um sich unkenntlich zu machen ist es wohl vorgekommen, daß sie sich große rote Bärte und Masken vorbanden, daher also der Name Chunchusen. Natürlich sind diese Leute käuflich, und die Japaner, welche in Friedenszeiten mit außerordentlicher Umsicht dafür gesorgt haben, daß sie in der ganzen Mandschurei und allen für einen Krieg mit Rußland in Betracht kommenden Gegenden

Anknüpfungen besaßen, versuchten, sich der Chunchusen zu bedienen, um ihnen Dienste gegen die Russen zu leisten. Eine zeitweise oder völlige Zerstörung der Eisenbahnverbindung kam und kommt einem endgültigen Siege Japans über Rußland gleich, sofern natürlich diese Unterbrechung im Rücken des russischen Heeres stattfindet. Auch japanische Offiziere verkleideten sich als Chunchusen, wie öfters festgestellt worden ist. Die Bewachung der Eisenbahn bildete deswegen den Gegenstand größter Sorge für die Russen, denn so wichtig

Baracke von Bahnarbeitern an der Mandschureibahn.
(Nach einer Photographie.)

wie eine solche war, so große Schwierigkeiten stellten sich ihrer Ausführung entgegen. Man bedenke, eine ungeheuer lange Bahnstrecke Tag und Nacht derartig zu bewachen, daß sich kein einzelner Mensch, auch im Dunkeln nicht, kriechend an den Bahnkörper heranschleichen und dort Sprengpatronen anbringen oder Minen legen kann. Es mußte aber erreicht werden, und das einzige Mittel dazu war ein sehr großer Aufwand an Menschen. Außer der festen Eisenbahnwache, die, wie ich andeutete, die angegebene Zahl von 50000 Mann sicher überschritten hat, verband man auch die Transporte mit einer andern Art von Bewachung. Ein Teil der Truppen mußte nämlich auf eine bestimmte Strecke,

als z. B. zwischen zwei Stationen, aussteigen und rechts und links neben der Bahn weiter marschieren. An der Station angekommen, stiegen sie wieder ein und fuhren in einem bereit stehenden Zuge weiter, während inzwischen der ihnen folgende Transport in derselben Weise diese ambulante Bewachung ausführte. Dadurch wurde nicht viel Zeit verloren und die Bewachung war eine durchaus zuverlässige. Es ist ja auf die Dauer nichts anstrengender und ermüdender, als ein stationärer Wachdienst, sei es zu Lande oder zur See, kommt noch schlechtes Wetter und Kälte dazu, so hat jeder, welcher die Wachen täuschen will und mit Ausdauer dieses Ziel verfolgt, immer sehr große Chancen. In Erwägung aller dieser ungeheuren Schwierigkeiten gereicht es der Organisation und Durchführung des russischen Wachdienstes an der mandschurischen Bahn zur höchsten Ehre und verdient die größte Anerkennung, daß es kein einziges Mal den Japanern und den von ihnen gedungenen Leuten gelang, die Bahnverbindung auch nur für kurze Zeit zu unterbrechen; speziell die eingeborenen, an schlechtes Wetter und hartes Leben auf dem Rücken ihrer Pferde gewöhnten Kosaken, waren das geeignete Material für diesen anstrengenden und große Ausdauer erfordernden Dienst.

So stellt sich allein der Transport der Truppen von Moskau, wo im allgemeinen der Abtransport stattfand, als ein kompliziertes und sehr schwieriges Unternehmen dar. Er stellt an die Leistungsfähigkeit der Bahn selbst, welche in allen Einzelheiten keineswegs erprobt und wohl vielfach noch improvisiert und nicht für die Dauer fertiggestellt war, die allerhöchsten Anforderungen und zwar nicht für die Dauer einer kurzen Probe, sondern für eine unabsehbare Reihe von Monaten. Hinzu kamen die besonderen Schwierigkeiten bei der Überschreitung des Baikal-Sees und nicht zum wenigsten die Jahreszeit, welche ungünstiger für eine Mobilmachung des fernen Ostens gar nicht hätte sein können.

Was die Bahn durchschnittlich geleistet hat, wird wohl erst nach Beendigung des Krieges einigermaßen übersehen werden können. Es ist unmöglich, auch nach den Transporttagen zu berechnen, wieviel Mannschaften in einer gewissen Anzahl von Monaten nach dem Kriegsschauplatze gebracht worden sind, denn wenn wir auch wissen, daß mit jedem Zuge nicht mehr als 500 Mann befördert werden konnten, und daß an einem Tage im Minimum 4 Züge, vielleicht, wie russischerseits behauptet worden ist, auch 6 abgelassen worden sind, so wäre es doch unrichtig, hieraus durch Multiplikation die Zahl der trans-

portierten Truppen pro Tag auf 2000 bezw. 3000 Köpfe zu berechnen, also pro Monat auf 60000 bezw. 90000. Eine moderne Armee, die in einem größtenteils unkultivierten, dünn bevölkerten und armen Lande kämpfen soll, besteht nicht nur aus Kämpfern, sondern der Troß ist ein ganz ungeheurer. Verpflegungseinrichtungen, und dazu darf man nicht nur den direkten Proviant verstehen, sondern auch Material zum Barackenbau und anderes mit der Ernährung und Unterkunft zusammenhängendes Material, ferner Material zum Bau von Feldbahnen und dann vor allem die Mengen von Geschützen, Protzen, Munition und Wagen usw. aller Art, das sind Dinge, deren Verladung lange dauert, und die viel Platz in Anspruch nehmen.

Es waren zunächst, wenn wir uns der obigen Gliederung der Mandschurei-Armee erinnern wollen, allein an aktiven Truppen zu befördern: 32 dritte Bataillone. Für das 4. sibirische Armeekorps: 36 Bataillone, 6 Batterien und 1 Pionierbataillon. Dabei ist nicht mitgerechnet die Kavallerie und der Train dieses Korps, unter der Annahme, daß diese im fernen Osten vorhanden waren, bezw. direkt aus den dortigen Truppen gebildet werden konnten.

Die Beförderung dieser Truppen mußte, wenn alles glatt, programmmäßig und ohne jede Störung verlief, mindestens 66 Tage dauern, also ungefähr bis Mitte April; wir nehmen dabei an, daß Charbin das Ziel der Reise war. Bis also die Leute und Geschütze südlich von Mukden angekommen waren, und bis sie planmäßig dislociert waren, mußte ein weiterer Zeitraum, der naturgemäß von hier aus nicht bestimmbar ist, vergehen.

Es liegt auf der Hand, daß diese aus Europa kommenden, teilweise aus Rekruten und Reservisten bestehenden Mannschaften, welche plötzlich in ganz neue örtliche und militärische Verhältnisse hineingeworfen wurden, daß die neugebildeten Verbände mit neuen Offizieren und Oberführern unmittelbar nicht dieselbe Leistungsfähigkeit haben konnten, wie z. B. ein geschlossener Divisions- oder Korpsverband, welcher nur planmäßig nach längst getroffenen Vorbereitungen und fester vorheriger Organisation auf Kriegsstärke gebracht wird. Auch aus diesem Grunde war es von höchstem Wert für den Oberbefehlshaber Kuropatkin, Zeit zu gewinnen, ernstere Zusammentreffen zu vermeiden und entscheidende Schlachten so lange wie möglich hinauszuschieben. Qualitativ befand sich also das japanische Heer, wie wir weiter unten sehen werden, bei Beginn des Krieges ganz bedeutend im Vorteil.

Außer diesen genannten Truppen mußte die Bahn noch die neudesignierten

Russische Truppen auf dem Marsche.
(Nach einer Photographie.)

Stäbe und die Reserveoffiziere befördern, außerdem einen Teil der beurlaubten Mannschaft, auf kürzere Strecken die beurlaubten Mannschaften der sibirischen Truppen in Sibirien selbst, also von Sibirien nach Charbin bezw. Liaujan, außerdem die zweiten und dritten Aufgebote der sibirischen und der Transbaikal-Kosaken, endlich die Ersatztruppen.

Besonders nachteilig für die Beschleunigung der verschiedenen Transporte fiel ins Gewicht, daß durch die Verluste des Port Arthur-Geschwaders am 8. Februar die Seeherrschaft sofort auf die japanische Flotte übergegangen war und deswegen nicht mehr damit gerechnet werden konnte, Truppen und Material von den russischen Ostseehäfen über See nach Port Arthur oder Wladiwostock befördern zu können. Daran konnte die Tatsache nichts ändern, daß es einigen wenigen, geschickt geführten Dampfern und speziell Kohlendampfern gelang, einen dieser beiden Häfen zu erreichen. Wir haben gesehen, daß die Japaner gleich in der ersten Zeit des Krieges eine ganze Anzahl abfingen, so daß das Risiko, speziell Truppen über See zu schicken, sich als zu groß erwies, um den Versuch wagen zu können.

In Berücksichtigung aller dieser Verhältnisse erweist sich also die seiner Zeit höchst ungläubig in Europa aufgenommene Versicherung offiziöser russischer Organe als vollkommen richtig und plausibel, daß vor Mitte Juni an ein offensives Vorgehen nicht zu denken sei, und erst dann diese durch die erste Mobilmachungsordre bereit zu stellenden Truppen vollzählig an dem Versammlungsort eintreffen könnten. Es sind später wahrscheinlich mit Absicht auch andere Versionen ausgesprengt, und ist die Stärke der Kuropatkinschen Armee viel höher angegeben worden als sie nach diesen allerdings nur oberflächlichen

Verteilung der russischen Truppen im Frieden.

Berechnungen sein konnte. Diese sind aber, wie angedeutet, schon sehr optimistisch veranschlagt und so tut man gut, an ihnen festzuhalten, bis der Beweis ihrer Unrichtigkeiten durch größere Schlachten einwandfrei geführt worden ist. Als Kuropatkin bei seinem Weggang nach dem Kriegsschauplatze seine Landsleute wieder und wieder zur Geduld ermahnte, hatte er seine guten Gründe. Er mußte und muß, solange er zum Gegenteil nicht direkt gezwungen ist, jede Entscheidung vermeiden, bis er überlegene Kräfte den japanischen Armeen entgegenzusetzen hat. Umgekehrt können wir also aus seiner Defensive, die ja überhaupt, wie vor einiger Zeit ein deutscher General sagte, die Strategie des Schwächeren ist, den Schluß ziehen, daß er sich eben noch nicht stark genug glaubt. Die Schwierigkeit und Kunst seiner Strategie bestand also darin, sich während der Dauer dieses Zustandes nicht zwingen zu lassen aus der Defensive herauszutreten. Bis Mitte Juli, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist ihm das, dank seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit, auch gelungen, abgesehen von einigen nicht persönlich durch ihn geleiteten Zusammentreffen, welche im Laufe der geschichtlichen Darstellung ausführlich geschildert und untersucht werden sollen.

Was die Bewaffnung der russischen Armee anbelangt, so ist die Infanterie mit einem modernen Mehrlader-Gewehr von 7,6 mm-Kaliber ausgerüstet, es trägt den Namen Dreilinien-Gewehr Modell 91. Die Kavallerie führt ebenfalls ein leichtes Gewehr ähnlichen modernen Modells; die Kosaken ein besonderes Gewehr, und eine Anzahl der Kosaken-Regimenter auch die Lanze. Bezüglich der Artillerie fiel der Ausbruch des Krieges sehr ungünstig in ihre gänzliche Umgestaltung hinein; man war nämlich gerade mit der Einführung oder vielmehr mit der Erprobung eines neuen Geschützes beschäftigt. Dieses ist ein Rohrrücklauf-Geschütz, von welchem man sich sehr viel verspricht, in die Front aber ist es, wie gesagt, noch nicht eingeführt, und wenn es auch vielleicht gelingt, wie man sagt, eine Anzahl der neuen Geschütze nach Ostasien zu schaffen, so kann das einmal nur in kleinerem Maßstabe geschehen, und dann sind ja die Mannschaften nicht daran ausgebildet, sondern an dem alten Geschütz. Dieses ist nach dem Urteil Sachverständiger keineswegs mehr auf der Höhe und ebensowenig eine kleine Gebirgskanone und ein 15 cm-Mörser.

Überblicken wir noch einmal diesen Abschnitt und fassen ihn kurz zusammen, so sehen wir Rußland in der sonderbaren Lage, daß es trotz seiner ungeheuren Armee, welche im Kriege ohne Hinzurechnung der Artillerie die Zahl von drei Millionen übersteigt, mehr als vier Monate braucht, und vielleicht noch mehr,

um in dem bestrittenen an die Ostgrenze seines Reiches stoßenden Gebiete dem japanischen Reiche eine überlegene oder auch nur eine gleiche Truppenzahl entgegenstellen zu können. Es mag hier vorweggenommen sein, daß Japan nach Einstellung aller ausgebildeten waffenfähigen Leute auf dem Papier 350 000 Mann ins Feld schicken kann, gegenüber den drei Millionen, welche Rußland ohne jede Anstrengung auf die Beine bringt.

Arbeiten an der Eisenbahn bei Dalny.
(Nach einer Photographie.)

England stand im südafrikanischen Kriege vor einer leichteren Aufgabe als Rußland jetzt, denn es konnte vermöge seiner ungeheuren Kauffarteiflotte die Transporte schneller hinüberbringen nach den südafrikanischen Häfen, als Rußland mit seiner sibirischen Bahn nach der Mandschurei. Dieser eingleisige und einzige Verbindungsweg zwischen dem europäischen Rußland und seinem fernen Osten ist ein Kanal, der sich nicht erweitern läßt, dessen Leistungsfähigkeit über das genannte Maß zu erhöhen ganz ausgeschlossen ist. Er ist ungemein verletzlich und alles hängt davon ab, ihn unversehrt zu halten. Die Frage würde

uns zu weit führen, welche französische Blätter aufgeworfen haben, ob es überhaupt möglich sein würde, eine Million Soldaten in der Mandschurei überhaupt halten zu können. Man meint, die Leistung der Bahn würde nicht ausreichend sein, um auch nur den täglichen Proviant für diese Anzahl dauernd herbeizuschaffen. Kuropatkin soll, als ihm der Oberbefehl im fernen Osten angetragen wurde, als Bedingung eben eine Million gestellt haben, nachher sei er aber in der Erkenntnis der Unmöglichkeit, diese zu verpflegen, von seiner Forderung abgegangen. Nun, es sei dem wie ihm wolle, jedenfalls wird Erfolg oder Mißerfolg der Russen in allererster Linie davon abhängen, was die Bahn leistet, geleistet hat und leisten wird. Noch auf einen Gesichtspunkt sei hingewiesen; gelingt es der japanischen Offensive, das russische Heer zum Kampf zu stellen, ehe Kuropatkin es für günstig hält und es zu schlagen, so dürfte es eine Illusion sein, wenn man annimmt, er könne sich dann zurückziehen, weitere Verstärkungen abwarten und dann noch eine im russischen Sinne günstige Wendung des Landkrieges herbeiführen. Das ist mehr als zweifelhaft, denn die Japaner haben schon jetzt gezeigt, daß sie zu Lande verstehen, jeden Erfolg auszunutzen, und sie werden auf keinen Fall einem geschlagenen russischen Heer Zeit lassen, sich zu verstärken, und die Bahnlinie zu schützen wird es auch nicht mehr imstande sein. Hier könnte nur der Winter den Russen helfen und wie weit, das hängt wieder von der Widerstandsfähigkeit der Japaner und der Möglichkeit, ihr Heer weit von seiner Basis zu verpflegen, ab.

Das japanische Heer.

Von vorneherein hat Japan Rußland gegenüber den außerordentlichen Vorteil, seine ganze Streitmacht beisammen zu besitzen und in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes, unter der schon bei Ausbruch des Krieges eingetroffenen Voraussetzung, daß sich den Transporten über See keine Hindernisse entgegenstellen.

Die Dislokation der japanischen Armee im Frieden ist aus der Skizze Seite 241 ersichtlich; sie erstreckt sich über alle Inseln des Reiches, jedoch stehen auf den südlichen die einzelnen Divisionen bedeutend dichter zusammen und vor allem dicht an den Einschiffungshäfen. So lange es nicht mit einer weit überlegenen Seemacht Krieg zu führen hat, kann Japan ja nur mit überseeischen Landkriegen rechnen, und so ist die Verteilung seiner Truppen auch unter diesem

Gesichtspunkt getroffen. Die Eisenbahnen, welche das Reich durchziehen, sind ebenfalls hiernach angelegt worden und sollen eine möglichst beschleunigte Überführung der Truppen von ihren Standorten nach den großen Einschiffungshäfen vermitteln. Die Karte zeigt uns zwischen den südlichen Inseln eine weite Wasserfläche, welche fast als ein Binnensee zu betrachten ist. Von drei Seiten, nur durch verhältnismäßig schmale Meeresarme mit dem Ozean und der japanischen See verbunden, ist sie gegen Wind und Seegang völlig geschützt, große Häfen liegen an ihren Ufern, die Zugänge sind befestigt, und ein Eindringen feindlicher Fahrzeuge kann als ausgeschlossen angesehen werden. Diese sogenannte Binnenlandsee ist für Einschiffen von Truppentransporten und zum unauffälligen Bereitstellen der Transportflotten wie geschaffen, an ihren Hafenplätzen münden die strategischen Eisenbahnen und gestatten das Zusammenziehen sämtlicher Truppen des Kaiserreichs in etwas weniger als 2 Monaten. Wir haben an anderer Stelle uns schon mit Seetransporten, überhaupt ihrer Ausführung und speziell der der japanischen, eingehend beschäftigt. Erinnern wir uns an die immerhin beschränkte Anzahl der zur Verfügung stehenden Transportdampfer, an die Gefahren, welchen sie ausgesetzt sind und an die verhältnismäßige Langsamkeit ihrer Fortbewegung, so ist klar, daß es nicht im Bereich der Möglichkeit liegen kann, auch nur annähernd das ganze japanische Heer zugleich über See befördern zu können. Sicherheit ist auch hier wichtiger als Schnelligkeit und auch aus diesem Grunde und wegen der umfangreichen Vorbereitung und Einrichtungen der Hafenanlagen für Ein- und Ausschiffen von Truppen ist ihre Konzentration nach den Häfen der Binnenlandsee und ihr successiver Transport von dort unbedingt richtiger, als wenn z. B. an der ganzen Westküste der japanischen Inseln Einschiffungshäfen vorhanden wären und von diesen aus der Transport ins Werk

Abreise zum Kriegsschauplatz.
(Nach einer Photographie.)

Marschall Oyama.
Chef des Stabes der japanischen Armee.

gesetzt würde. In den Häfen der Binnenlandsee liegt ferner beinahe der ganze Handelsverkehr Japans und infolgedessen befinden sich auch dort schon im Frieden der größte Teil der Handelsflotte, deren Dampfer ja zu den Transporten benutzt werden. Hier können die letzteren in aller Ruhe und Sicherheit ungesehen vorbereitet werden, um im gegebenen Moment plötzlich gesammelt herauszudampfen und die enge Wasserstraße, welche sie von Korea trennt, durchqueren. Die Verhältnisse haben es den Japanern leichter gemacht als sie dachten, und sie konnten, dank der mangelnden Initiative der russischen Admirale, schon in den ersten Kriegswochen ihre Truppen nach Tschemulpo und Tschinampo und Gensan übersetzen. Wäre aber die Tätigkeit der Russen auch bedeutend größer gewesen, so würde es ihnen doch schwer gewesen sein, gegen den Widerstand der japanischen Flotte Transporte nach Masampo und Fusan zu verhindern.

Es ist hiernach verständlich, daß bei Beginn des Krieges Japan ebensowenig wie Rußland seine ganze Armee mobilisierte, sondern immer nur einen Teil und zwar so viel, wie ohne Verzug nach Maßgabe des Standes der Seeherrschaft und der Größe der Transportflotte übergesetzt werden konnte. Eine zu frühe Konzentration zu großer Truppenmassen in den Einschiffungshäfen würde Schwierigkeiten und Verzögerungen verursacht haben; während der Monate Februar und März kam außerdem noch hinzu, daß nur eine geringe Anzahl der benutzbaren Landungsplätze eisfrei war. In der Bucht von Niutschwang z. B., ferner bei Tschemulpo, Kintschau und Pitsewo verhinderte das Eis die Landungen absolut und bei Niutschwang hat es, wenn man den Nachrichten Glauben schenken will, bis tief in den April hinein gedauert. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Die Kriegsgliederung des japanischen Heeres.

Chef des Stabes: Marschall Markis Oyama, Stellvertreter Generalmajor Baron Kodama, beigegeben Generalmajor Fukuschima.

Das Feldheer.

Wir beginnen mit demjenigen Teil des Feldheeres, welcher im Februar 1904 mobil gemacht wurde. Es war dieses zunächst die sogenannte erste Armee unter dem Oberbefehl des Generalmajors Kuroki.

Es sei hierzu bemerkt, daß die Japaner das Armeekorps nicht kennen. Ihre größte Einheit ist vielmehr die Division; es geht dies ja auch aus der Skizze auf Seite 241 hervor. Diese Einheiten auf Kriegsstärke gebracht sind die folgenden: ein Infanteriebataillon 1200 Mann, ein Kavallerieregiment (3 Schwadronen) 450 Mann, ein Feldartilleriebataillon 1200 Mann (plus 6 Geschütze), ein Festungsartilleriebataillon 1200 Mann, eine kriegsstarke Division 20000 Mann (plus 36 Geschütze mit Train) und es kommt noch hinzu eine Reservebrigade von 8000 Mann (plus 6 Geschütze). Bezüglich der Reservebrigade ist es allerdings nicht ganz sicher, wie viele Mann von ihnen aus Kombattanten bestehen. Wahrscheinlich ist es, daß ein großer Teil der Reservebrigade nicht zum Kämpfen bestimmt ist, sondern, bei der Pferdearmut Japans und der wenig guten Qualität ihrer Pferde einerseits, andererseits bei den ungeheuren Schwierigkeiten der Vorwärtsbewegung eines Heeres in dem weglosen und gebirgigen Lande, zum Tragen und Ziehen der dort üblichen einrädrigen Karren, außerdem zum Mitnehmen von Brückenmaterial usw.

Erste Armee, Mobilmachungstag am 6. Februar 1904:

Gardedivision, bestehend aus 2 Infanteriebrigaden, 1 Gardekavallerie-Schwadron, 6 Batterien mit Zubehör, Sanitätsdetachement, Pionieren, Brückentrain (dieser ist also, wie gesagt, wahrscheinlich durch die Reservebrigade erweitert worden) und Train.

Die zweite Division, bestehend aus der 3. und 15. Brigade, im übrigen denselben anderen Einheiten.

General Kodama.
Stellvertretender Chef des Stabes.

Die zwölfte Division, bestehend aus der 12. und 23. Brigade, denselben übrigen Einheiten mit dem Unterschiede, daß sie anstatt der Feldgeschütze 6 Gebirgsbatterien führte.

Die erste Kavalleriebrigade, bestehend aus dem 13. und 14. Kavallerieregiment.

Das Eisenbahnbataillon.

Dazu kommt als Artilleriereserven die erste Feldartilleriebrigade.

Ferner wurden am 6. Februar 1904 mobil gemacht: die erste Infanterie-

Japanische Truppen durchwaten einen Fluß.
(Nach einer Skizze von W. Koekkoek.)

division, die zweite Kavalleriebrigade und die zweite Feldartilleriebrigade.

Am 12. Februar wurden die dritte und vierte Division mobil gemacht.

Dies sind die offiziell bekannt gemachten Daten. Wie eingangs berichtet wurde, sind aber schon am 6. Februar umfangreiche Transporte nach Tschemulpo übergesetzt worden und diese setzte man während der nächsten Wochen wohl ununterbrochen fort. Wir können also wohl annehmen, daß am 6. Februar die ganze erste Armee bereits mobil war und sich in den Einschiffungshäfen oder in ihrer Nähe befand.

An aktiven Formationen waren also noch vorhanden die 4., 5., 7., 8., 9., 10. und 11. Division.

An Reservebrigaden sind, entsprechend der Anzahl der Divisionen, zwölf

Japanische Kavallerie beim Übergang über den Jalu.
(Nach einem Originalaquarell von M. Plinzner.)

Aus einem japanischen Lager bei Phöng-Yang, nördlich von Söul.
(Nach einer Skizze von Sheldon-Williams.)

vorhanden, deren Aktivierung im Laufe des Monats März 1904 begann. Die 2. und die 12. Gardereservebrigade wurden zunächst auf Kriegsfuß gebracht, und schlossen sich noch in Korea der ersten Armee unter General Kuroki an. Jedenfalls waren sie vor dem Übergang über den Jalu bei ihr vorhanden.

Das Besatzungsheer begreift die Besatzungen der Festungen Hakodate, Maizuru, Nagasaki, Sasebo, Schimonoseki, Kure, Yura und Yokosuka, ferner

der Inseln Hokkaido, Tsuschima, der Goto-Inseln, der Inseln Formosa, Kelung, der Fischer-Inseln, der Rinkin-Inseln und die Besatzungsbrigade in China, welche seit dem Boxeraufstande dort ständig gehalten wird.

Die sogenannte Territorial-Armee ist auf den Hauptinseln Japans verteilt, und ihre Stärke beträgt auf dem Papier 52 Infanterieregimenter zu je 2 Bataillonen, gleich 92000 Mann.

26 Schwadronen zu 5000 Mann, 13 Artillerieregimenter, jedes von 4 Batterien, gleich 5000 Mann, 13 Trainbataillone, jedes zu 2 Kompagnien, gleich 8000 Mann, 3 Geniebataillone, jedes zu 2 Kompagnien, gleich 500 Mann.

Endlich die sogenannten Ersatztruppen, welche für jedes Infanterieregiment ein Ersatzbataillon, für jedes Kavallerieregiment eine Schwadron, für jedes Feldartillerieregiment eine Batterie, für jede Pionierkompagnie eine Kompagnie stellen sollen, also im ganzen 48 Bataillone, 16 Schwadronen, 18 Batterien und 12 Pionierkompagnien.

Folgerichtig werden bei der Mobilmachung aus den Reserven zuerst die aktiven Truppen auf Kriegsstärke gebracht, dann die Reservebrigaden gebildet und darnach die Ersatztruppen aufgefüllt.

Die Territorialarmee entspricht annähernd unserer Landwehr und ist in Abwesenheit der Feldarmee zur Verteidigung der Küsten bestimmt und auf dieselben Bezirke verteilt, wie im Frieden die 13 Divisionen der Feldarmee. Ihre Verwendung für den Feldkrieg ist also keineswegs ausgeschlossen unter der Voraussetzung, daß die Seeherrschaft unbestritten im Besitz der japanischen Flotte bleibt, den Küsten also in keiner Weise Gefahr drohen kann. Wie es allerdings mit der Brauchbarkeit dieser Leute ist, kann wohl einigem Zweifel unterliegen, doch ist der Japaner von Natur ein guter Soldat, an mäßiges, arbeitsames Leben gewöhnt, von starkem Patriotismus erfüllt, so daß die Leistungen dieser seiner Landwehr verhältnismäßig sicherlich nicht hinter denen der preußischen Landwehr im Jahre 1813 zurückstehen werden.

Bei dieser Gelegenheit mögen die Dienstverhältnisse kurz erwähnt sein: Der aktive Dienst dauert 3 Jahre, der in der Reserve reichlich 4 Jahre, in der Landwehr oder Territorialarmee reichlich 5 Jahre. Der Japaner ist also im ganzen zu einer 12jährigen Dienstzeit verpflichtet. Es kommt hinzu, ganz wie bei uns, eine Ersatzreserve, welche nach 7jähriger Dienstzeit zum Landsturm übertritt. Aus dieser Ersatzreserve und aus der eigentlichen Reserve werden bei Ausbruch des Krieges die Kadres des Feldheeres auf Kriegsstärke gebracht. Die Einberufung

der gesamten Reserve und Landwehr erfolgte am 4. März und damit wurden sämtliche Truppen des Feldheeres und der Territorialarmee auf Kriegsstärke gebracht, sind allerdings, wie gesagt, wohl größtenteils vorläufig noch in ihren Bezirken geblieben.

Rechnet man alles zusammen, so kann Japan mit diesen Formationen reichlich 340000 Mann mit 780 Feldgeschützen stellen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß mit dieser Zahl die Wehrkraft des Landes erschöpft sei, denn Japan hat eine Bevölkerungszahl von beinahe 50 Millionen, und man kann als sicher annehmen, daß, sollte der Landkrieg eine ungünstige Wendung für das japanische Feldheer nehmen, durch Bildung von Freikorps noch bedeutende Verstärkungen auf den Kriegsschauplatz entsandt werden könnten, deren Qualität denen der neu eingestellten russischen Rekruten und der Reservisten wohl kaum nachstehen würde. Immerhin brauchen wir vorläufig nur mit dieser Zahl zu rechnen als äußerstem Maße, während die Stärke der eigentlichen Feldarmee, das heißt, der 13 Divisionen mit den beiden Kavalleriebrigaden, den 13 Reservebrigaden und der Armee-Artilleriereserve sich auf 218000 Köpfe beläuft.

Die Bewaffnung der Infanterie besteht in einem modernen Mehrladegewehr, welches nach seinem Erfinder den Namen Meidji-Gewehr trägt, das Modell stammt aus dem Ende der 90er Jahre und hat ein Kaliber von 6,5 mm, das Magazin nimmt 5 Patronen auf. Die Schießausbildung in Japan muß auf einer sehr hohen Stufe stehen, ganz abgesehen von den allseitig gerühmten Vorzügen dieses Gewehres. Wir erinnern uns aus der Zeit der internationalen Aktion gegen die Boxer im Jahre 1900, oder kurz nachher, eines Wettschießens nach der Scheibe zwischen Soldaten der verschiedenen Nationen. Da standen an der Spitze die als Schützen übrigens von jeher berühmten Soldaten der indisch-englischen Armee indischer Abkunft, dann kamen die Deutschen, gleich hinter ihnen die Japaner, dann, soviel wir uns erinnern, die Franzosen und dann endlich Italiener und Russen. Als guter Schütze ist der Japaner ja schon seinem Charakter nach prädestiniert. Seine Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung, der gänzliche Mangel an Nervosität und Aufregung selbst in kritischen Momenten liefern schon an und für sich die günstigsten Vorbedingungen für die Ausbildung der Truppe zu hoher Schießfertigkeit.

Die Territorialarmee ist mit einem Gewehr älteren Modells bewaffnet.

Schon nach ihrem ersten Auftreten in den kriegerischen Aktionen, also beim Übergang des Jalufluss es und in der Schlacht von Telissi, hat die japanische

Artillerie sehr viel von sich reden gemacht. Ihre Überlegenheit der russischen gegenüber der Anzahl und Güte der Geschütze, auch wohl den Leistungen der Bedienungsmannschaften nach, war außer jeder Frage. Wir erwähnten bei der Besprechung der russischen Artillerie, daß man gerade vor Ausbruch des Krieges die allgemeine Einführung eines neuen Geschützes mit Rohrrücklauf beabsichtigte und das Frontgeschütz, welches wohl in Ostasien noch allgemein verwendet werden

Japanische Infanterie auf einem Kasernenhof in Tokio.
(Nach einer Photographie.)

muß, in jeder Hinsicht veraltet ist. Das ist ein sehr bedenklicher Nachteil für die Russen. Ganz modern ist das japanische Feldgeschütz, nach seinem Erfinder Arisaka-Geschütz genannt, auch nicht, es stammt aus dem Jahre 1898 und ist kein Rohrrücklaufgeschütz. Gleichwohl muß es nach allem eine ausgezeichnete Leistungsfähigkeit besitzen, auch muß die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften auf einer sehr hohen Stufe stehen; gelegentlich der Besprechung der Schlacht am Jalu werden wir darauf zurückkommen. Das Geschütz hat ein Kaliber von 7,5 cm und ist so leicht, daß die Artillerie bequem auch bei den ungünstigsten

Japanische Proviantkolonne.
(Nach einer Photographie.)

Terrainverhältnissen und den unglaublich schlechten Wegen von ihrer Beweglichkeit nichts einbüßt. Dasselbe gilt in noch höherem Maße von den Gebirgsgeschützen, welche da einsetzen sollen, wo das Feldgeschütz versagt. Endlich haben die Japaner, auch wie wir, Feldhaubitzen eingeführt und auch diese haben sich in der Schlacht am Jalu ganz hervorragend bewährt.

Die militärischen Autoritäten Japans haben einen sehr richtigen Blick in der Beurteilung des modernen Krieges gezeigt, als sie ein so großes Gewicht auf die Artilleriewaffe legten. Tatsächlich hat ihre Artillerie bei jedem Zusammentreffen stärkerer Streitkräfte mit den Russen in hervorragendem Maße zur Entscheidung beigetragen. Besonders viel erörtert worden ist übrigens auch gelegentlich der Seegefechte und der Bombardements russischer Küstenbefestigungen durch japanische Schiffe die Sprengladung der japanischen Granaten. Sie trägt nach ihrem Erfinder den Namen Schimose und soll eine sehr große Spreng- und Zerstörungskraft bewiesen haben. Bei der Vorliebe, welche der Mensch im allgemeinen für die Annahme einer unheimlich und unwiderstehlich wirkenden Macht hat, ist aber der Schimose-Sprengstoff in seiner Wirkung ganz erheblich übertrieben worden. Es ist eben ein Brisanzstoff, wie ihn andere Staaten auch haben, welcher sich bisher von den englischen Sprenggranaten im südafrikanischen Kriege nur dadurch vorteilhaft unterschieden hat, daß er immer funktioniert und die Granaten stets krepieren, was man von den englischen damals nicht gerade behaupten konnte. Daß dagegen die Wirkung des Sprengstoffes an und für sich stärker sein sollte, als der in anderen Heeren

und Marinen üblichen ist kaum anzunehmen. Über die Wirkung der modernen Sprenggranate haben wir schon gelegentlich der Vernichtung der russischen Kreuzer „Warjag" und „Korejetz" ausführlich gesprochen, es sei darauf verwiesen.

Umgekehrt wie mit der Artillerie der beiden feindlichen Heere, steht es mit der Kavallerie. Hier ist Rußland mit seinen ungeheuren Kosakenmassen und deren ausgezeichnetem Pferdematerial weit in der Überlegenheit. Dabei darf aber nicht verkannt werden, daß der Kosak schon seit vielen Jahren nicht mehr auf derselben Höhe kavalleristischer Tüchtigkeit steht, wie z. B. zur Zeit der Befreiungskriege. Alle Kenner der russischen Armee sind sich darin einig, daß das Kosakenmaterial in Bezug auf ihre militärischen Eigenschaften ständig zurückgeht und neuerdings auch das Pferdematerial. Immerhin ist man wohl berechtigt, trotzdem noch auch eine qualitative Überlegenheit der russischen Kavallerie gegenüber der japanischen anzunehmen. Der Japaner ist seinen ganzen körperlichen Anlagen nach nicht zum Reiten bestimmt. Es wird in Japan wenig geritten, und die vielen Kämpfe früherer Jahrhunderte zwischen den einzelnen feindlichen Geschlechtern und ihren Anhängen sind ohne Ausnahme zu Fuß ausgefochten worden. Das Pferdematerial ist dementsprechend, man kann es als Grund und als Folge betrachten, sehr minderwertig, die Zahl der Pferde ist gering und ihre Qualität schlecht. Das japanische Pferd ist klein, schwach und nicht ausdauernd. Ohne Zweifel wird mit der Zeit die methodische Hebung der Landespferdezucht, wie man sie nach den Erfahrungen des japanisch-chinesischen Krieges begonnen hat, diesen Mängeln abhelfen und im selben Maße wird auch der Japaner die körperlichen Schwierigkeiten überwinden und zum guten Kavalleristen werden. Darüber kann gar kein Zweifel sein, denn die angeborene Disziplin und die todesverachtende Energie des japanischen Soldaten sind Eigenschaften, welche die erwähnten körperlichen Unvollkommenheiten mehr als ausgleichen können.

Die aber bis auf weiteres tatsächlich bestehenden Schwächen der japanischen Kavallerie haben zu der von allen Japankennern bestätigten und bewunderten Marschgeschwindigkeit der Infanterie geführt. Ein früherer Offizier geht so weit, zu behaupten, die japanische Infanterie lege weite Strecken im Kavallerietempo zurück; es mag das übertrieben sein, aber Tatsache ist, daß die Marschleistungen der Japaner während des Boxeraufstandes im Jahre 1900 allgemeine Bewunderung erregten und obenanstanden. Sicherlich trägt dazu bei die

höchst praktische Ausrüstung der Infanterie und des Heeres überhaupt. Dieselbe geht ja aus genauester Kenntnis der Gebiete hervor, auf welchem Japan die Führung von Kriegen obliegen kann. Alle Schwierigkeiten des Geländes, die Eigenschaften des Klimas während der verschiedenen Jahreszeiten, auf alles das konnte die japanische Heeresleitung die Ausrüstung und Ausbildung der Armee basieren, während die europäischen Staaten, welche damals in Ostasien Krieg führen mußten, ihre Truppen für ganz andere Verhältnisse ausgebildet, bekleidet und bewaffnet hatten und nach oberflächlicher Kenntnis dieses ganz neuen Kriegsschauplatzes nur weniges seinen Eigentümlichkeiten gemäß an Verbesserungen improvisieren konnten.

Es kann dies nicht genug betont werden, da es den Schlüssel zu vielen Erfolgen der japanischen Armee gebildet hat und bilden wird, daß man nämlich imstande war, die Organisation des Heeres, seine Bewaffnung, Bekleidung und Ausbildung auf die Verhältnisse des Krieges zuschneiden zu können, welcher jetzt geführt wird.

Anders ist es mit den Russen, welche, wenn auch nicht ohne örtliche Kenntnisse und Gewöhnung, doch vor dem Kriege weit entfernt waren, große ausgebildete Heeresmassen an Ort und Stelle zu haben. Wir sahen oben schon bei der Betrachtung des japanischen Train, daß dieser teilweise, allerdings bedingt durch den Mangel an Pferden, in erster Linie aber durch die Terrainverhältnisse in Korea, in der Mandschurei und auf Liaotung vollkommen gemäß diesen Verhältnissen organisiert ist. Die russischen Truppenteile, wahrscheinlich alle und jedenfalls die frisch aus Europa gekommenen, sind in jeder Beziehung ausgerüstet, wie sie es z. B. in einem Kriege gegen Deutschland sein würden. Daraus ergibt sich von vornherein ein erheblicher Vorteil für die japanischen Truppen, sie müssen ganz außerordentlich viel beweglicher sein als die Russen.

Dem gegenüber hat man sich nun während der ersten Monate des Krieges sehr gewundert, daß der Marsch der ersten Armee von Tschemulpo und den andern Landungsplätzen nach dem Norden so lange Zeit in Anspruch nahm. Von den Schwierigkeiten, welche sich speziell im Winter und Frühling dem Vormarsch von Truppen durch Korea entgegensetzen, haben wir schon seinerzeit gesprochen. Es galt zunächst, sich der Regierungsgewalt in Korea zu versichern, und wir haben gesehen, daß die zuerst gelandeten Truppen unverzüglich nach der Hauptstadt des Landes, Söul, gingen und die Gewalt an sich brachten. Bevor man

nun an den Vormarsch nach Norden denken konnte, mußte vor allem für die Verpflegung des Heeres während desselben Sorge getragen werden, und nicht

Ankunft japanischer Truppen in Söul.
(Nach einer Photographie.)

nur das. Es ist nicht unmöglich, daß man in jener ersten Zeit auf japanischer Seite über die Stärke und Schlagfertigkeit des russischen Heeres gar nicht genau unterrichtet war, man mußte also mit der Möglichkeit rechnen, nach Süden

Verteilung der Truppen Japans im Frieden.

Zeichenerklärung: Römische Zahlen = Divisionen, ----- Grenze der Divisionsbezirke, die unterstrichenen Städte = Sitze der Divisionskommandos, Fähnchen = Sitze der Brigadekommandos.

zurückgeworfen zu werden und auch die, wenngleich unwahrscheinliche Möglichkeit in Betracht ziehen, daß durch energische Tätigkeit und glückliche Operationen der russischen Flotte die Seeherrschaft der japanischen Flotte stark und lange bestritten wurde. Dann war aber eine Proviant-, Munition- usw. Zufuhr über See nach Korea nicht möglich. Dauerte ein solcher Zustand auch nur wenige Wochen, so mußte die Armee doch während dessen leben! Man konnte nicht damit rechnen, daß die Haltung der koreanischen Bevölkerung gleich günstig und freundlich bleiben würde, auch wenn sich das Glück einmal den russischen Waffen zuneigte. Durch Requisitionen aus dem Lande selbst zu leben, war ausgeschlossen,

also mußte die erste Armee, bevor sie sich als selbständig und für alle Eventualitäten vorbereitet betrachten konnte, sich in Korea selbst eine Operationsbasis herstellen, welche ihr gestattete, sich mit Nahrungsmitteln, Munition usw. dauernd zu versorgen. Man hat in Korea, von diesem Gesichtspunkt ausgehend, ungeheure Vorratsmagazine aller Art errichtet und zwar ohne Zweifel etappenweise, der Vormarschrichtung des Heeres nach Norden folgend; bis alles dies in dem unwegsamen Lande und dem höchst unwirtlichen Klima fertig war, verstrich naturgemäß ein ziemlich langer Zeitraum. Wir kommen hierauf noch im nächsten Abschnitt wieder zurück. Werfen wir nun noch einen kurzen Blick im ganzen auf die japanischen Landoperationen, wie sie sich während jener ersten Kriegswochen als wahrscheinlich darstellen mußten. Die Ursache des Krieges war nicht nur die Tatsache allein, daß Rußland die Mandschurei nicht räumen wollte, sondern lag nicht zum wenigsten in der Befürchtung, daß es allmählich auch bestimmenden Einfluß in Korea ausüben werde. Ist doch schon lange vor dem Kriege auf russischer Seite deutlich ausgesprochen worden, daß man Korea oder den Einfluß in Korea den Japanern nur dann überlassen könnte, wenn der an der Südspitze der Halbinsel gelegene Hafen von Masampo als Kriegshafen den Russen überlassen würde. Ja, es hatten sich schon Russen, ohne Zweifel im Auftrage der russischen Regierung, in Masampo festgesetzt, wenn auch vorläufig unter der friedlichen Maske einer Holzniederlage und des Holzhandels. Zweifelhaft war wohl, und wahrscheinlich wäre diese Frage nicht zu Gunsten der Japaner entschieden worden, ob die koreanische Bevölkerung nicht die russische Herrschaft vorziehen würde. Die Japaner haben sich seit einem Jahrzehnt verhaßt gemacht durch Intriguen, Anzettelung von Verschwörungen und Mordtaten aller Art, während das Aufblühen der Mandschurei unter der russischen Herrschaft ganz unbestreitbar war und ist. Aus diesem Grunde lag den Japanern natürlich vor allem daran, sich Koreas endgültig zu versichern. Mochte es ihnen auch später nicht gelingen, in der Mandschurei dauernde Erfolge zu erringen, ja,. vielleicht nicht einmal mit ihrer Armee den Jalufluß zu überschreiten, so war Korea allein schon ein Preis des Krieges, welcher der größten Anstrengungen wert war. Eine vorsichtige Heeresleitung mußte sich nicht nur auf einen Verteidigungskrieg in Korea einrichten, sondern auch vor allem derart systematisch vorgehen, daß alles Land, welches hinter dem vorrückenden Heere lag, tatsächlich als in Besitz genommen betrachtet werden konnte. Die Ziele der japanischen Heeresleitung gingen aber von vornherein viel weiter. Man wollte nicht nur

Korea, sondern vor allem Port Arthur, den verloren gegangenen Siegespreis vom Jahre 1895, und außerdem sollten die Russen aus der Mandschurei herausgejagt und diese an China wieder zurückgegeben werden.

Japanische Truppen in einer Straße von Söul.
(Nach einer Photographie.)

Wir können hier nicht darauf eingehen, welche weiteren Pläne sich hinter diesen anscheinend maßvollen Forderungen verbergen. Um die Ziele zu erreichen, war eine weitgehende Offensive mit Aufgebot aller Kräfte notwendig. Die erste

Vorbedingung war bald erfüllt; die Truppentransporte konnten ungestört nach allen Punkten Koreas übersetzen. Was man dort landen wollte, drei Divisionen, wahrscheinlich mit den zugehörigen Reservebrigaden, ist in jenen ersten Wochen auch gelandet worden. Die anderen Armeen und Truppenteile, welche man später bei Takuschan, westlich von der Jalumündung, auf Liaotung und Kwantung gelandet hat, mußte man damals, also im Februar und März, noch an den japanischen Einschiffungshäfen, ja großenteils sogar in ihren Bezirken zurückhalten. Es lagen dazu mehrere Ursachen vor, deren Verhältnis zu einander wir allerdings heute noch nicht im vollen Umfang übersehen können; vielleicht sind wir später in der Lage, darauf zurückzukommen. Die eine haben wir bereits erwähnt, nämlich die Vereisung der Küsten um Liaotung und auch bei Takuschan, unweit der Mündung des Jalu. Dann mag besonders in der ersten Zeit auch die Zahl der Transportschiffe nur ausgereicht haben, um die erste Armee mit allem, was dazu gehörte, nach Korea zu befördern. Diese Aufgabe war die nächstliegende. Nachher kam noch ein weiteres Moment hinzu, welches speziell Transporte nach den Küsten von Liaotung als gewagt erscheinen ließ, nämlich die unter Admiral Makaroff wieder aufgenommene lebhafte Tätigkeit der russischen Flotte. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Die Einschiffung einer Division mit allem Zubehör ist nach früheren Erfahrungen auf ungefähr drei Tage geschätzt worden, ihre Ausschiffung an den koreanischen Landungsplätzen auf ungefähr eine Woche.

Einberufene japanische Reservisten in Tokio.
(Nach einer Photographie.)

Die Landoperationen im Monat März 1904.

Japanische Späher.

Im einzelnen ist es noch heute unmöglich, sich ein Bild von den Bewegungen der beiden Parteien zu Lande während jener Zeit zu machen.

Die früher erwähnte Eisenbahn von Fusan, dem südlichsten koreanischen Hafen, bis nach Söul, welche sich bei Beginn des Krieges noch nicht im benutzbaren Zustande befand, war Anfang März von japanischen Eisenbahntruppen völlig in guten Stand gesetzt worden und man machte sich unverzüglich daran, sie von Söul nach Norden, zunächst nach Föngjang, weiter zu führen. Es wurde damals, wie auch im Februar, dauernd berichtet, daß auch umfangreiche japanische Landungen an der Ostseite von Korea, hauptsächlich bei Gensan und Port Lazareff, stattfänden, auch nördlich in der Plaksinbucht sollten 2500 Mann gelandet sein und sogar in der Possjet-Bai, eben südlich von Wladiwostock, wollte man eine japanische Landung beobachtet haben. Was an diesen Nachrichten Wahres gewesen ist, entzieht sich noch heute, Mitte Juli, jeder Beurteilung. Man muß beinahe annehmen, daß, wenn nicht alle, so doch ein großer Teil zu dem Zweck erfunden wurden, um die Russen unsicher darüber zu machen, von wo aus die japanische Offensive erfolgte, um dadurch die russischen Streitkräfte auseinander zu ziehen, und da, wo der Hauptstoß beabsichtigt war, am Jalu, mit möglichst geringen Verlusten und sicherem Erfolge durchdringen zu können. Auch später ist ab und zu immer wieder das Gerücht aufgetaucht, daß beträchtliche japanische Truppenmassen nordöstlich oder östlich von Mukden eine gefährliche Flankenstellung zur russischen Hauptarmee eingenommen hätten, oder die Bahnlinie in

ihrem Rücken bedrohten. Die Zukunft muß zeigen, was daran ist; verhielte es sich so, so könnten das nur im Norden oder Osten von Korea gelandete japanische Truppen sein.

Die russische Kavallerie befand sich schon Anfang März tief in Korea, und suchte und hielt Fühlung mit den japanischen Vortruppen, um dauernd über den Stand des Vormarsches unterrichtet zu sein. Soweit ihre Meldungen veröffentlicht worden sind, kann man ungefähr den folgenden Gang der Ereignisse auf koreanischem Boden annehmen: Seit Anfang des Monats März war ein langsamer Vormarsch des Generals Kuroki mit seiner Armee von Söul auf der Hauptstraße nach Witschu festzustellen und die japanische Aufklärungskavallerie wurde am 8. März am Tschintschangang-Fluß gesehen; acht Tage später folgten Infanterietruppen und am 19. März waren die Orte Jöngpjöng und Paktschöng von den japanischen Truppen besetzt. Die Flüsse konnten damals noch alle auf dem Eise von den Truppen überschritten werden. Dementsprechend ging natürlich die russische Kavallerie, vor überlegenen Streitkräften planmäßig und vorsichtig zurückweichend, auf und neben den Straßen zurück und zwar in der mutmaßlichen weiteren Marschrichtung der Japaner. Die Kosaken versuchten durch unvermutete Angriffe und sonstige Überraschungen, durch Zerstörungen von Ortschaften usw., alles, um den Vormarsch der Armee zu erschweren und zu verlangsamen. Stellt man sich die Tätigkeit dieser streifenden Kosaken vor, so war sie allerdings mit enormen Schwierigkeiten verbunden. Diese Reitermassen hatten keine Operationsbasis, auf die sie sich zurückziehen konnten. Sie waren nur imstande, ganz geringe Proviantmengen auf ihren Pferden mit sich zu führen, und ein Train stand ihnen natürlich nicht zur Verfügung. Bei furchtbarster Kälte, in unwirtlichem Lande und für Kavallerie besonders ungünstigem Terrain, mußten sie dauernd auf den Beinen und in Tätigkeit sein. Eine Unterstützung scheinen sie allerdings an den Eingeborenen des Landes gehabt zu haben, sonst wäre eine dauernde Tätigkeit wohl auch ausgeschlossen gewesen.

Die ersten Gefechte.

Das erste Gefecht zwischen Kosaken und japanischer Kavallerie fand am 17. März statt, wo ungefähr 200 Kosaken durch gewaltsame Erkundigung die Stärke des Feindes feststellen und seine Kavallerie am Überschreiten des kleinen Paktschön-Flusses hindern sollten. Sie zwangen auch zunächst in erbittertem Kampfe drei japanische Schwadronen zum Weichen, mußten sich aber schon in den

nächsten Tagen, als die Japaner in stärkeren Massen anrückten, zurückziehen. Ähnlich ging es fünf Tage später am Tschingtschangang-Fluß, wo es sich ebenfalls um gewaltsame Erkundigung handelte, in welcher Stärke die Japaner diesen Fluß überschritten hätten.

Zu einem heftigen Gefecht endlich kam es am 28. März, wo 5 Sotnien Kosaken nach Tschöngtschu an der westlichen Straße ebenfalls zu Erkundigungszwecken vorgeschickt wurden. Es dauerte mehrere Stunden, und die Russen behaupteten, daß sie sich während dieser Zeit gegen 5 Kompagnien Infanterie und 4 Schwadronen Kavallerie erfolgreich gewehrt hätten. Über die Verluste ist natürlich Authentisches nicht bekannt geworden; wir werden diese Bemerkung noch sehr oft zu machen haben. Jede Partei gab für sich selbst nur ganz geringe Verluste an und behauptet, dem Feinde sehr schwere beigebracht zu haben. Es kommt dies für den Gang der Ereignisse ja tatsächlich gar nicht in Betracht, denn jetzt, wie noch monatelang später, mußte die Strategie der Russen überall und mit all ihren Streitkräften nicht nur eine defensive, sondern sogar eine zurückweichende sein. Es ist seinerzeit vielfach aus jedem Kosakengefecht ein russischer Mißerfolg gemacht worden, sehr mit Unrecht, denn die Kosaken waren eben nur zur Beunruhigung da, und um dauernd dem Gegner an der Klinge zu bleiben. Sie sollten mit den vorrückenden japanischen Truppen Fühlung halten, um ohne Unterlaß zuverlässige Meldungen über ihren Standort und ihre Stärke nach rückwärts gelangen zu lassen, keineswegs aber konnte je daran gedacht werden, daß sie dieses Vorrücken auch nur zeitweise aufzuhalten imstande wären. Versucht mögen sie auch haben, die Japaner darüber zu täuschen, wo sie zuerst auf ernsthaften russischen Widerstand stoßen würden, das ist ihnen aber nicht gelungen, wie wir bald sehen werden.

Schon damals zeigte sich, wie ausgezeichnet und oft ganz unbegreiflicherweise die japanischen Heerführer über die Absichten ihrer russischen Gegner und deren Stärke orientiert waren. Im russischen Lager hat man dies später selbst zugegeben. Die genaue Landeskunde der Japaner, ihre Kenntnisse der chinesischen und koreanischen Sprache, ihr Äußeres, welches jedenfalls bei vielen Individuen von Chinesen oder Koreanern kaum zu unterscheiden ist — jedenfalls hat man die Leute auch nach ihrem Aussehen ausgesucht — erleichterte ihnen den Kundschafterdienst ganz ungemein. Ohne Zweifel ist im Frieden schon systematisch und mit hervorragender Umsicht dahin vorgearbeitet worden. Nicht nur in Korea, sondern bis tief in die Mandschurei, auf der ganzen Halbinsel Liaotung, ja bis

nach Sibirien hinein war ein Netz von ansässigen Spionen ausgespannt. Mochten sie nun Japaner, Koreaner, Chinesen oder Chunchusen verschiedener Nationalität sein. Auch später bei dem heftigen und verlustreichen Gefecht bei Wafangku auf

Japanische Artilleristen mit Feldkanone.
(Nach einer Skizze von W. Koettoet.)

Liaotung sind die Russen überzeugt, daß Spione inmitten ihres Heeres gewesen sind, da der japanische General sonst unmöglich die Pläne des russischen Befehlshabers hätte kennen und danach handeln können, welche der letztere erst eine Nacht vorher gefaßt hatte.

Man hat diese Spionage oder Kundschafterdienst, wie er von russischer Seite geschildert wurde, vielfach als Märchen oder zum mindesten als übertrieben angesehen. Dazu liegt durchaus kein Anlaß vor, denn abgesehen von der eben erwähnten Tatsache, hörte man jeden Augenblick davon, daß die Russen japanische Spione verschiedener Nationalität in ihrem eigenen Lager aufgegriffen und an ihnen die übliche Strafe des Erhängens vollzogen haben. Seit Jahren

Gefangene Chunchusen.
(Nach einer Photographie.)

wußte man, und es ist eigentlich nicht recht begreiflich, daß die Russen dies so auf die leichte Achsel genommen haben, daß japanische Generalstabsoffiziere das ganze östliche Asien durchstreiften und oft monatelang an einem Orte blieben, ja, sich in Städten der Mandschurei und Nordkoreas, selbst in Wladiwostock, niederließen und irgend ein Gewerbe zum Schein trieben. Auch das räuberische Gewerbe der Chunchusen haben sie zum Schein zu ihrem Beruf gemacht. Was Wunder, daß diese sehr reichlich mit Geldmitteln ausgerüsteten kenntnisreichen und gewandten Leute eine große Anzahl der armen Bevölkerung kauften, sie für ihre Tätigkeit im Kriege im Dienste Japans vorbereiteten und sie durch die

sichere Aussicht auf weitere Belohnungen an sich ketteten. Die Russen standen, als der Krieg begonnen hatte, dem ziemlich machtlos gegenüber. Es war da nichts mehr zu machen, denn alles war vorbereitet und eine weitverzweigte Organisation bestand. Mochten oder mögen sie noch einige Hundert Spione abfassen und aufhängen, oder japanische Generalstabsoffiziere, wie es auch geschah, erschießen, so bleiben doch noch genug übrig, um den Japanern einen vollen Ersatz für ihre mangelhafte Kavallerie als Aufklärungmittel sicher zu stellen. Der größte Teil der Russen ist der Landessprachen unkundig, der russische Typ unterscheidet sich weit mehr als der japanische von dem Aussehen der Völkerschaften Ostasiens, und vor allem dürfte ihnen deren kriechende Gewandtheit und List und auch ihre Bedürfnislosigkeit fehlen.

Hauptsächlich sind es die Chinesen, welche den japanischen Truppen ausgezeichnete Dienste leisten. Sie treiben Handel oder hausieren bei den russischen Truppenteilen und bieten ihnen ihre Waren an; dann sind sie plötzlich verschwunden und erscheinen, über das was der japanische General wissen will, orientiert, im japanischen Lager. Die Verschlagenheit des Chinesen ist ja eine sprichwörtliche, und die europäischen Nationen haben während des Boxeraufstandes mannigfache Proben, und zwar nicht zu ihrem Vorteil, davon erhalten. Sie sind bei aller Bedürfnislosigkeit von größter Gewinnsucht und dabei nach ostasiatischer Art ohne Todesfurcht, also die geborenen Spione. Ihre lichtscheue und unermüdliche Tätigkeit tritt in ihren Folgen während des Krieges desto mehr hervor, je weniger das Glück sich auf die Seite der Russen zu neigen scheint. Der Chinese weiß sehr wohl, daß der Sieger in diesem Kriege auch in China von dominierendem Einflusse ist und das Reich der Mitte, wenn auch nicht der Form nach, so doch tatsächlich beherrschen wird. Feig und schlau, wie er ist, richtet er nach den jeweiligen Aussichten der beiden Parteien, wie sie sich in seinem Kopfe malen, seine Pläne ein.

So rückte denn die Armee Kurokis langsam, aber unaufgehalten und zielsicher nach Norden gegen den Jalu vor, mit weit vorgeschobenen Aufklärungskräften. Ende März hat das Gros mit der Artillerie wahrscheinlich in Phöngjang gestanden oder in der Umgegend. Nicht ausgeschlossen ist es, daß eben hier auch ein Teil der in Gensan auf der Ostseite der Halbinsel gelangten Truppen sich mit der Hauptmacht vereinigt hat. Wie die Karte zeigt, ist Gensan mit Phöngjang durch eine quer über die Halbinsel führende Straße verbunden. Vielleicht erklärt sich die Langsamkeit des japanischen Vormarsches zum Teil da-

mit, daß Kuroki diese Streitkräfte erwarten wollte, ehe er geschlossen seinen Marsch nach Norden fortsetzte.

Über die Einzelheiten des Marsches sind, wie erwähnt, keinerlei Nachrichten in die Öffentlichkeit gedrungen, außer durch die Berichte von russischer Seite über die kleinen Vorpostengefechte ihrer Kavallerie mit den japanischen Vortruppen.

Am 30. März standen die Japaner bei Witschu am linken Ufer des Jalu und weiter stromaufwärts in mehreren Kolonnen. Zugleich begann das japanische Eisenbahnbataillon den Bau der Eisenbahn von Söul nach Witschu hinaufzuführen. Als Beweis, daß man den Besitz Koreas jetzt als gesichert betrachtete, wurde ein Kommandeur der japanischen Besatzungstruppen in Korea ernannt.

Die russische Aufklärungskavallerie hatte sich unter ständigen Kämpfen vor dem überlegenen Gegner nach Norden zurückgezogen und demgemäß Ende März den Jalu überschritten. Sie mußte, hätte sie ihre Aufgabe richtig angefaßt, über die Stärke und die verschiedenen Anmarschwege des japanischen Heeres Bescheid wissen. Es ist dies ja überhaupt in einem Lande wie Korea oder die Mandschurei nicht so schwierig; es sind nur eine geringe Anzahl von Straßen oder Wegen vorhanden und eine noch geringere von wirklichen Straßen, auf welchen Truppenmassen mit ihrem Zubehör sich fortbewegen können. Danach weiß man also, vorausgesetzt natürlich eine sorgsame Aufklärung, genau, von welcher Seite und auf welchem Wege der Gegner kommen kann.

General Kuropatkin hat von vorneherein wohl nicht daran gedacht, die Jalulinie halten oder sie auch nur ernsthaft eine zeitlang verteidigen zu wollen. Es war, wie man auch damals als entfernter Zuschauer beobachten konnte, für die Russen ja ganz ausgeschlossen, den Übergang über den Fluß zu verhindern. Natürlich, wäre es die gesamte Armee Japans gewesen, welche dort versammelt war, dann hätte sich die Sache auch von andern Gesichtspunkten betrachten lassen. Aber auch so, wo jeden Tag eine Landung auf dem rechten Jaluufer, auf Liaotung oder in der Gegend von Niutschwang erfolgen konnte — denn die Zeit rückte ja heran, wo die Küsten eisfrei werden mußten — wäre, selbst wenn das russische Heer stärker gewesen, als es war, eine rückwärtige und zentrale Stellung Gebot der Notwendigkeit gewesen, umsomehr bei der Schwäche der russischen Armee, die sich noch immer in der Mobilmachung befand und täglich Zuzug von neuen und ungeübten Truppen erhielt.

Kuropatkin war eben im Laufe des März eingetroffen, hatte den Oberbefehl über die gesamten Truppen übernommen und begann seine Tätigkeit so-

Am Grabe des Kameraden.
(Nach einer Zeichnung von W. Dewar.)

fort damit, alles Verfügbare in der Gegend von Liaujan zusammenzuziehen. Da kam von Petersburg die Weisung, er dürfe die Jalulinie nicht kampflos aufgeben, sondern müsse sie, wenn irgend möglich, halten. Nie war wohl einem

Oberbefehlshaber ein unerwünschterer Befehl zugegangen, und selten wird wohl einer gegeben worden sein, welcher weniger der Lage der Dinge entsprach. Kuropatkin hatte, ehe er fortging, um seine schwierige und vielleicht höchst undankbare Aufgabe anzugreifen, als Hauptbedingung die gestellt, daß man ihm vollkommene Selbständigkeit garantiere. Dies war geschehen, und begleitet von den Hoffnungen und Wünschen des ganzen russischen Volkes hat er die Reise angetreten. Nun da er kaum da war, nötigte man ihn gegen seine Überzeugung, wie sie durch die Tatsachen klar und deutlich gerechtfertigt war, sein Heer durch Entsendung eines starken Detachements nach dem Jalu zu schwächen. Damals schon begann man den unheilvollen Einfluß des Statthalters Alexejeff zu bemerken; daß er es allerdings war, welcher diesen Einfluß ausübte, darüber kann kein Zweifel sein, und sogar in der russischen Presse ist mit großer Offenheit darüber gesprochen worden. Möglicherweise hat man auch ihn von Europa aus beeinflußt, denn man war scheinbar allgemein der Ansicht, abgesehen von dem verantwortlichen Heerführer Kuropatkin, daß es eine große Schädigung des russischen Ansehens bedeuten würde, wenn man die erste japanische Armee die Grenze der Mandschurei, nämlich den Jalufluß, überschreiten ließe, ohne ihr ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen. Vielleicht dachte man sich auch, daß es möglich wäre, diesen Widerstand zu einem erfolgreichen zu machen. Die Japaner hatten noch nicht gezeigt, was sie militärisch konnten, und man konnte auf russischer Seite vielfach einer großen Geringschätzung ihrer Leistungsfähigkeit begegnen. Dazu kam, daß das mandschurische Ufer des Jalufusses für Verteidigungsstellungen wie geschaffen war, es trägt dort hohe Berge und Plateaus bei steilen Ufern, während das linke Ufer, von welchem der Übergang erfolgen mußte, flach und unbedeckt ist; also günstige Verhältnisse für den Verteidiger, höchst ungünstige für den Angreifer. Kuropatkin stand also vor der Frage, diese Einwirkung, diesen Eingriff in die ihm gewährleistete Selbständigkeit hinzunehmen oder aber den eben übernommenen Oberbefehl wieder niederzulegen. Er tat das erstere und wer wollte es ihm verdenken? Mit Recht hielt man ihn und konnte er sich selbst halten für den einzigen russischen General, der den schwierigen Aufgaben dieses Krieges einigermaßen gewachsen war. Er war eben eingetroffen und hatte eine verwirrte Lage in jeder Beziehung vorgefunden; er mochte ferner vielleicht denken, daß er durch die Erfüllung der Wünsche, den Jalu zu verteidigen, keinen so großen Fehler beginge, um ihn später nicht wieder gut machen zu können, und endlich mag es ihm auch wider das Gefühl gewesen

sein, kurz nach seiner Ankunft in der Mandschurei, nur der Konsequenz wegen, den eben übernommenen Oberbefehl infolge einer Kompetenzstreitigkeit wieder niederzulegen.

Bis Anfang März waren die russischen Streitkräfte am Jalu und in Korea nur verhältnismäßig gering gewesen. Sie bestanden aus der Transbaikal-Kosakenbrigade und der dritten sibirischen Schützenbrigade. Die erstere unter Führung des Generals Mischtschenko, die zweite unter General Kaschtalinski. Nachdem die beiden Generale Ende März ihre Truppen vor dem Andrange der japanischen Divisionen auf das mandschurische Jaluufer zurückgezogen hatten, wurden sie durch die sechste ostsibirische Schützenbrigade verstärkt, und die ganze Truppenmacht, welche damals, wie es scheint, noch eine starke Reserve bei Föngwantschöng stehen hatte, befand sich unter dem Oberbefehl des Generals Sassulitsch.

Ende März ist das Bild am Jalufluß also derart, daß drei japanische Divisionen mit einer Reservebrigade die ganze Halbinsel von Korea okkupiert und von russischen Truppen gesäubert haben. Zugleich tritt hier zuerst die Scheidung zwischen einer besonderen Besatzungsarmee auf Korea und der ersten Armee unter Kuroki hervor, welche das Land nur zum Durchmarsch benutzt, während die Besatzung die Ruhe im Lande aufrecht erhält und zugleich die rückwärtige Basis des Angriffsheeres ausgestaltet bezw. selbst bildet. Die Arbeiten an der Eisenbahn werden mit Eifer und Energie gefördert, damit sobald wie möglich eine von Fusan bis an den Jalu reichende Verbindung hergestellt ist. Die erste Armee hat Stellung nahe dem linken Ufer des Jalu genommen, befestigt sich in den genommenen Orten und bereitet mit Ruhe und Schnelligkeit den Übergang über den Fluß vor. Auf russischer Seite ziehen die Befehlshaber ihre Aufklärungskräfte, nachdem diese ihre Aufgabe erfüllt haben, auf dem jenseitigen Flußufer zusammen, Verstärkungen treffen ein und Generalleutnant Sassulitsch übernimmt mit der Vorbereitung und Einnahme einer befestigten Verteidigungsstellung auch den Oberbefehl über das Ganze.

Die Ereignisse im April 1904.

Allgemeine Betrachtungen.

Die lebhaftere Tätigkeit der russischen Flotte unter Makaroff hatte augenscheinlich die Truppentransporte der Japaner über See längere Zeit unterbrochen. Längst war die zweite Armee unter General Oku mobil gemacht, ja, man hatte sie sogar schon teilweise auf der Transportflotte eingeschifft, aber sie wurde nicht gelandet, sondern jedenfalls zum Teil vorläufig nach den Häfen von Tschinampo und Tschemulpo gebracht, um dort in Bereitschaftsstellung zu bleiben. Es läßt dies darauf schließen, daß man ursprünglich die Absicht gehabt hatte, schon jetzt, also im Laufe des Monat März, die zweite Armee auf der Halbinsel Kwantung oder Liaotung zu landen, was tatsächlich erst viel später geschah. Wahrscheinlich wollte man zugleich mit dieser Landung den Jaluübergang ins Werk setzen, und daß dieser so spät erfolgt ist, begründet sich eben in der Unmöglichkeit, die zweite Armee an den gewünschten Punkten zu landen, worauf man doch, wenn irgend möglich, warten wollte. Verluste hatte die japanische Transportflotte bis dahin noch nicht gehabt, und so ist es doppelt bemerkenswert, daß nur die offenbare Neigung der russischen Flotte zu eifriger Tätigkeit, ihr häufiges Inseegehen zu Rekognoszierungsfahrten usw., als ausreichender Grund angesehen wurde, um die gesamte Transporttätigkeit nach Liaotung völlig zu unterbrechen, bezw. zu verschieben. Dabei war die japanische Flotte der russischen durchaus überlegen.

Admiral Makaroff setzte seine Rekognoszierungsfahrten auch während der ersten Apriltage eifrig und ausdauernd fort, und die Erfolge, freilich zunächst nur solche innerer Natur, waren überraschend. Offiziere und Mannschaften gewannen wieder Vertrauen zu sich und ihrem Führer. Die Offiziere bekamen Gelegenheit, sich praktisch im Manövrieren und in der Leitung des Geschützfeuers zu üben, die Mannschaften im Schießen, in der Bedienung der Maschinen und Kessel. Man sah der Zukunft nicht mehr resigniert oder gar verzagt entgegen, sondern wünschte den Moment herbei, sich mit dem Feind zu messen.

In jenen ersten Aprilwochen soll in Japan ein Kriegsrat abgehalten worden sein, und da während dieser Zeit, das heißt vom 28. März bis zum

12. April, gar nichts über irgend welche Tätigkeit der japanischen Flotte bekannt geworden ist, so kann man wohl daraus schließen, daß der Kriegsrat die eben berührten Punkte eingehend erörtert hat. Es mußte etwas geschehen und zwar zur See, damit man zu Lande vorwärts kam; war doch bis jetzt nur die Korea-Armee übergesetzt, also ungefähr 50000 Mann. Indes verstärkte sich von Tag zu Tag die russische Armee, und nicht genug damit, die russische Flotte, welche man während der letzten fünf Wochen gar nicht mehr beachten zu brauchen glaubte, entfaltete eine energische und mit jedem Tage gesteigerte Tätigkeit. Ihr mußte also zuerst entgegengetreten werden, sie mußte lahm gelegt werden, damit die Landungen der zweiten Armee endlich begonnen und energisch gefördert werden konnten.

General Kuropatkin besichtigt die russischen Truppen bei Liaojang.
(Nach einer Photographie.)

Aber auch die eine große Schwierigkeit wird in jenem Kriegsrate erörtert worden sein, als man über energische Operationen gegen das Geschwader Makaroffs sprach. Man konnte sich drehen und wenden wie man wollte: Admiral Togo durfte sich, wenn irgend möglich, keinen schweren Verlusten aussetzen, selbst wenn er, und das konnte er ohne Zweifel, mit absoluter Zuversicht dem Ausgange einer offenen Seeschlacht mit den Russen entgegensah. Die japanische Flotte mußte sich auf eine lange, vielleicht sehr lange Dauer des Krieges einrichten, denn noch verfügte Rußland über seine beiden starken Kriegshäfen, Port Arthur und Wladiwostock, noch hatte es bedeutende aktionsfähige Streitkräfte in ihnen, und vor allem wußte man in Japan ganz genau, daß in den Baltischen Häfen Rußlands ein mächtiges Geschwader von fünf bis sechs

Der Untergang des Petropawlowsk.
(Nach einem Originalaquarell von E. Schön.)

Japanisches Torpedoboot, durch die Scheinwerfer eines russischen Kriegsschiffes entdeckt.

Schlachtschiffen modernster Konstruktion ausgerüstet wurde. Die japanische Marine konnte mit keinen derartigen Reserven rechnen, mußte es aber damit, daß sie sehr möglicherweise auch mit den russischen Reserven zu tun haben würde. Alles war also daranzusetzen, den Feind zu schlagen, ehe sich seine Streitkräfte vereinigt hatten und zwar ohne daß man selbst schwere Verluste erlitt. Daneben ging dann natürlich die andere Überlegung her, daß die Beschleunigung der Landungen ein Gebot absoluter Notwendigkeit war, sowohl für den Landkrieg als auch für den Seekrieg, denn je eher Port Arthur fiel, desto früher wurde auch das in diesem Hafen liegende Geschwader entweder mit der Festung zusammen genommen oder vernichtet, oder aber gezwungen, die hohe See aufzusuchen, um sich durchzuschlagen und zu kämpfen ohne Unterstützung der Küstenwerke; oder es mußte einen neutralen Hafen einlaufen und somit unschädlich für den weiteren Verlauf des Krieges werden. Gelang es, Port Arthur zu nehmen bevor das Reservegeschwader aus Europa eintraf, so war dieses somit nicht nur einzig auf Wladiwostock als Operationsbasis angewiesen, sondern es konnte auf keinen Fall mehr auf die Hilfe des vernichteten oder lahm gelegten Port Arthur-Geschwaders rechnen.

Während alles dies zu raschem und energischem Handeln drängte, mußte

man aber damit rechnen, daß, selbst wenn Port Arthur genommen war und das dortige Geschwader aus dem einen oder anderen Grunde nicht mehr in Betracht kam, doch das Reservegeschwader allein schon beinahe der vollzähligen japanischen Flotte, jedenfalls dem Material nach, gewachsen war. Nur ein bis zwei Linienschiffe brauchte Admiral Togo zu verlieren und das Reservegeschwader befand sich ihm gegenüber in der Übermacht. Sollten aber die Russen tatsächlich die Seeherrschaft wieder gewinnen, so würde das mit einem Schlage alle bisherigen Erfolge zu Land und auf der See zu nichte machen, ja es bedeutete für Japan den Verlust des Krieges überhaupt. Nun konnte ja, wie wir schon früher angedeutet haben, Admiral Togo mit einem gewissen Recht annehmen, daß seine Offiziere und Besatzungen einen, um sich so auszudrücken, höheren Gefechtswert besaßen als die russischen, ob diese sich nun in Port Arthur, Wladiwostock oder in Baltischen Häfen des europäischen Rußlands befanden. Beiden fehlte die Übung und die Fülle der Erfahrungen, wie sie nur durch die Praxis gewonnen werden kann. Dagegen konnte man sich wieder dem Eindruck nicht verschließen, daß die Führung durch einen Makaroff diesen Mangel in nicht all zu ferner Zeit verringern oder gar auszugleichen im stande sein würde.

Maßnahmen des Admirals Togo.

Admiral Togo entledigte sich seiner schwierigen und komplizierten Aufgabe mit der kaltblütigen Geschicklichkeit und Vorsicht und List, welche diesen Führer auszeichnet.

Schon in der allerersten Periode des Krieges hatten die Japaner den Mangel eines Minendampfers als höchst nachteilig empfunden und sich sofort daran gemacht, einen großen Handelsdampfer, den „Koryo Maru", zu einem solchen umzubauen; außerdem haben scheinbar sämtliche japanischen Torpedobootszerstörer Einrichtungen zum Legen von Streuminen erhalten. Die geringe Anzahl von Kreuzern, welche der russischen Flotte in Port Arthur zur Verfügung standen, die wenig günstigen Verhältnisse des Hafens von Port Arthur, mit seiner einzigen schmalen Einfahrt und seine weite Entfernung von Wladiwostock, welche die russische Flotte gebieterisch zwang, stets wieder eben nach Port Arthur zurückzukehren, ließen den Plan im Kopfe des japanischen Admirals reifen, durch ausgiebige Verwendung von Minen die russische Flotte entweder im Hafen von Port Arthur einzuschließen, oder aber ihr durch diese heimtückische unterseeische

Waffe Verluste beizubringen, ohne daß er solche für seine eigene Flotte zu riskieren brauchte.

Die Gliederung der damals noch beinah vollzähligen japanischen Flotte ist ungefähr die folgende gewesen, wenn wir annehmen wollen, und das hat große Wahrscheinlichkeit für sich, daß diejenigen Schiffe, welche durch die anfänglichen Bombardements Beschädigungen erlitten hatten, wieder repariert worden waren:

Erstes Geschwader: die Linienschiffe „Asahi" (Flaggschiff des Admirals), „Mikasa", „Hatsuse", „Schikischima", „Fuji", „Jaschima".

Zweites Geschwader: die Panzerkreuzer „Asama", „Tokiwa", „Jakumo", „Idzumo", „Iwate", „Adzuma", „Nishin", „Kassuga".

Drittes Geschwader: die kleinen Kreuzer „Tschitose", „Takasago", „Kasagi", „Joschino", „Akaschi", „Niitaka".

Hochseetorpedoboote.

Erste Division: „Asaschio", „Kasumi", „Akazuki".

Zweite Division: „Kazuschi", „Inadsuma", „Oboro", „Akebono".

Dritte Division: „Sadzanami", „Schinonome", „Usugumo".

Vierte Division: „Murakumo", „Schiranuhi", „Sugiri", „Kagero".

Fünfte Division: „Harusame", „Hajatore", „Asagiri", „Murasame".

Kleine Torpedoboote.

Neunte Division: „Tschidori", „Kasasagi", „Manasuru", „Hayabusa".

Vierzehnte Division: „Tsubame", „Aotoka", „Hato", „Kari".

Der Minendampfer „Koryo Maru".

Mit dieser Flotte, welche alles darstellte was Japan an hochseefähigen und gefechtskräftigen Schiffen zur Verfügung stand, näherte sich Admiral Togo am Abend des 11. April Port Arthur, ohne sich indes in Sicht der Wache haltenden Schiffe oder auch der hochgelegenen Küstenbeobachtungsstation von Liautischan zu begeben. Mit Dunkelwerden schickte er aber die 4., 5. und 14. Torpedobootsdivision, also im ganzen zwölf Fahrzeuge und den Minendampfer „Koryo Maru", nach der Reede von Port Arthur, diese Flottille erreichte die Reede gegen Mitternacht. Das Wetter war sehr schlecht, Regenböen beeinträchtigten die Sichtigkeit der Luft, es lief eine hohe See, und die Dunkelheit der Nacht war nicht durch Mondschein gemildert.

Nur durch diese, für die japanischen Boote ebenso günstigen wie für den russischen Wachtdienst höchst ungünstigen Verhältnisse ist es zu erklären, daß die

Japanische Infanterie einen Fluß durchwatend.
(Nach einer Zeichnung von Michael.)

japanischen Torpedoboote und der Dampfer „Koryo Maru" ohne bemerkt zu werden die Reede erreichten und dort an verschiedenen Orten Minen legen konnten. Dabei ist erwiesen, daß die Küstenscheinwerfer auf beiden Seiten der Reede dauernd in Tätigkeit waren und mit ihren hellen Lichtkegeln die Reede von außen nach innen absuchten, ferner daß russische Torpedoboote, wie jede Nacht, am Eingang der Reede vom Kap Liautischan nach Osten zu auf und abfuhren, endlich ein großer Kreuzer und wahrscheinlich mehrere Kanonenboote weiter nach innen vor der Einfahrt den Wachtdienst versahen. Es scheint also beinahe unbegreiflich, daß die Japaner nicht bemerkt wurden, und es hat entweder der Wachtdienst infolge mangelhafter Organisation, oder wegen ungenügender Wachsamkeit des Personals nicht so funktioniert wie er mußte, oder aber das Wetter ist so schlecht gewesen, daß es eben nicht möglich war, mit der immerhin beschränkten Anzahl von Fahrzeugen die weite Fläche der Reede zu kontrollieren. Um ein bestimmtes Urteil aussprechen zu können, fehlen uns die notwendigen Unterlagen, also in erster Linie genaue Angaben über Wetter und Seegang und Zahl und Art der Wachtfahrzeuge. Man möchte aber beinahe dazu neigen, daß hier die Ursache zu suchen ist, weil gerade Admiral Makaroff bekanntermaßen mit großer Energie und Strenge speziell den Wachtdienst des Nachts betreiben ließ und ihn auch neu organisiert hatte.

Wir wissen nicht, was für Torpedoboote draußen bei Liautischan stationiert waren, waren es kleine Boote und keine Torpedobootszerstörer, so muß man allerdings zugeben, daß sie bei schlechtem Wetter wenig Chancen hatten, die mit Vorsicht manövrierenden und natürlich vollständig abgeblendeten Feinde zu sehen. Dann wäre es aber wieder ein Fehler gewesen, bei schlechtem Wetter gerade solche niedrigen, wenig seefähigen und stark arbeitenden Fahrzeugen mit geringem Gesichtskreis den Wachtdienst unter solchen schwierigen Verhältnissen anzuvertrauen. Elektrische Scheinwerfer sind bei Regen oder stark mit Feuchtigkeit getränkter Luft sehr wenig wirksam. Ihr Licht wird dann so stark gebrochen, daß es nur auf ganz geringe Entfernungen zur Beleuchtung eines Gegenstandes fähig ist; von einem Absuchen einer großen Wasserfläche kann somit gar keine Rede sein. Mit diesen allgemeinen Betrachtungen über die möglichen Ursachen müssen wir uns jetzt begnügen; die tatsächlichen werden vielleicht später einmal bekannt werden. Nachdem der Minendampfer und die Boote ihre Arbeit beendet hatten, kehrten sie zurück und sind entweder zum Geschwader gestoßen oder haben sich, was wahrscheinlicher ist, unter den Schutz einer der Inselgruppen begeben.

Admiral Makaroff.

Der Tod des Admirals Makaroff.

Als der Morgen des 12. April anbrach, bemerkte man von Port Arthur aus in der Ferne die sechs kleinen Kreuzer des dritten Geschwaders mit einigen Torpedobooten, welche sich aber anscheinend in derselben Entfernung hielten, also den Hafen und die Reede nur beobachteten. Um dieselbe Zeit kehrten die russischen Torpedoboote, welche den Wachtdienst nachts bei Liautischan versehen hatten, wieder zurück, wie jeden Morgen, um bis zum Anbruch der Dunkelheit der Ruhe pflegen zu können. Es fehlten aber zwei von ihnen, welche wahrscheinlich, durch die Schlechtigkeit des Wetters und die Gewalt der See, vielleicht auch durch Unaufmerksamkeit von den anderen abgesprengt waren, und gegen 6 Uhr morgens sah man von Port Arthur aus, daß sie mit Aufgebot aller Maschinenkraft den inneren Teil des Hafens der Reede zu erreichen suchten, verfolgt von einer Anzahl japanischer Kreuzer und Torpedoboote, während das eine russische Boot, dasselbe hatte wahrscheinlich einen Vorsprung, glücklich entkam, wurde das zweite, es war der „Straschni", ein Fahrzeug von 220 Tonnen Deplacement, durch die zweite japanische Division abgeschnitten, erreicht und unter ein so vernichtendes Feuer auf nächste Entfernung genommen, daß es sank. Vergebens suchte der große Kreuzer „Bayan", derselbe hatte während der Nacht die Wache vor der Einfahrt gehabt, dem „Straschni" zu Hilfe zu kommen. Es war zu spät, das Boot war eben gesunken, und die japanischen Torpedobootszerstörer der zweiten Division konnten sich auf ihre eigenen Kreuzer zurückziehen, ehe „Bayan" sie unter wirksames Feuer genommen hatte. Als er an der Unglücksstelle ankam, gelang es ihm nur noch fünf Mann der „Straschni"-Besatzung aus dem Wasser zu retten.

Gegen 8 Uhr morgens lief Admiral Makaroff mit seinem ganzen Geschwader, bestehend aus dem „Petropawlowsk", „Pobjäda", „Pereswjet" und den Kreuzern „Askold", „Nowik", „Diana" und Bayan", sowie 6 Torpedofahrzeugen aus der Einfahrt aus, scheinbar um die japanischen Kreuzer zu verjagen. Dies Manöver des Admirals Makaroff oder vielmehr sein Zweck ist allerdings nicht ganz klar. Die japanischen Kreuzer waren sämtlich schnelle Fahrzeuge, nicht durch Panzer geschützt und leicht armiert; es stand völlig außer Frage, daß sie beim Herannahen überlegener russischer Streitkräfte sich recht-

zeitig zurückzogen und es nicht darauf ankommen ließen, sich aus wirksamer Entfernung dem Feuer auszusetzen. Auf der andern Seite mußte auch Admiral Makaroff wissen, daß er nicht die geringste Aussicht hatte, mit seinen Schiffen sich den Kreuzern weit genug zu nähern. Es wären dazu höchstens der „Askold" und „Nowik" imstande gewesen und diese wiederum stellten gegenüber den Japanern keine Übermacht dar, sondern der Ausgang des Gefechtes wäre wohl mindestens zweifelhaft gewesen. Ein bloßes Wegjagen der japanischen Kreuzer hatte erst gar keinen Zweck, denn sie konnten ja immer wieder kommen und bei geschickter Führung immer in einer solchen Weise ausweichen, daß einige von ihnen trotzdem die Reede und was auf ihr sich begab, im Auge behielten.

Wie verabredet für derartige Fälle, benachrichtigten die japanischen Kreuzer sofort durch funkentelegraphische Signale den Befehlshaber der Schlachtflotte, Admiral Togo, vom Auslaufen des russischen Geschwaders und auch von seiner Stärke. Admiral Togo nahm sofort seine Linienschiffe und die beiden schwer armierten und gut gepanzerten Kreuzer „Nissin" und „Kassuga" zusammen und lief mit Volldampf in der angegebenen Richtung heran, um womöglich das russische Geschwader, welchem er ja um das Doppelte überlegen war, außerhalb des Schutzes der Küstenbatterie von Port Arthur abzufangen und zum Kampfe auf hoher See zu zwingen. Er muß indeß sehr weit von Port Arthur weggewesen sein, als er das Signal von seinen Kreuzern bekam und hat das sicherlich bereut. Die leichten Kreuzer liefen inzwischen vor dem russischen Geschwader her in aufgelöster Ordnung und so weit entfernt, daß das Feuer der Russen keinen Erfolg hatte. Ihre Aufgabe war, den Admiral Makaroff möglichst weit vom Hafen fortzulocken und dem japanischen Gros entgegenzuführen. Sie entledigten sich dieser Aufgabe, wie man anerkennen muß, mit großem Geschick und als Admiral Makaroff sich 15 Seemeilen ostwärts von Port Arthur entfernt befand, sichtete er das japanische Panzergeschwader. Sobald er erkannt hatte, daß der Gegner ihm weit überlegen war, machte er sofort Kehrt und lief mit Volldampf nach Port Arthur zurück. Admiral Togo hinterher, jedoch war die Entfernung zu groß und der Geschwindigkeitsüberschuß gegenüber den russischen Schiffen zu gering, um sie rechtzeitig einzuholen. Sie erreichten, ohne unter Feuer genommen zu werden, die Reede von Port Arthur und sobald sie sich unter dem Schutze der Küstenbefestigungen befanden, gab Admiral Makaroff seinen Schiffen das Signal, die Front dem Feinde zuzuwenden und in breiter Linie die gewohnte Schlachtordnung auf der Reede einzunehmen. Er glaubte

Zum Angriff!

augenscheinlich, Admiral Togo werde nun, wie schon so oft, ein Bombardement auf Port Arthur eröffnen, und wollte mit dem Feuer seiner Schiffe das der Küstenbatterie wirksam unterstützen.

Mit langsamer Fahrt nahmen die russischen Schiffe durch Wendungen und Schwenkungen die befohlene Kampfposition an der Ostseite der Reede nicht weit von der Batterie Goldner Berg ein. Da plötzlich sah man von Port Arthur aus, wie sich am Vorderteil des „Petropawlowsk" eine große Rauchwolke erhob. Im nächsten Augenblick schlugen Flammen bis hoch zum Maste empor, drei bis vier starke Explosionen wurden hörbar; das Vorderteil des „Petropawlowsk" versank unter der Wasseroberfläche, das Hinterteil hob sich mit dem wild arbeitenden Propellerschrauben in die Luft, dann legte sich das Schiff nach der Seite über und war nach kaum zwei Minuten unter Wasser verschwunden. Der „Petropawlowsk" war auf eine Mine gestoßen, welche wahrscheinlich die japanischen Torpedoboote in der vorigen Nacht auf der Reede gelegt haben. Einen Moment nachher stieß auch das Linienschiff „Pobjäda" auf eine Mine und erhielt ein schweres Leck unter der Wasserlinie. Das Schiff legte sich zwar schwer nach der Seite über, jedoch waren die Maschinen und Kessel, auch die Steuerapparate unverletzt, so daß es den Innenhafen ohne fremde Hilfe erreichen konnte. Bei der Schnelligkeit, mit welcher der „Petropawlowsk" in den Fluten verschwand, war es nicht zu verwundern, daß der größte Teil der nichts ahnenden Besatzung mit dem Schiffe versank. Admiral Makaroff ertrank mit seinem ganzen Stabe und über 500 Mann der Besatzung. Gerettet wurden nach russischer Angabe nur der schwer verwundete Kommandant, zwei Offiziere, drei Seekadetten und 60 bis 70 Mann. Die Begleiterscheinungen des Sinkens und dessen Schnelligkeit lassen die folgenden Schlüsse zu: Der „Petropawlowsk" traf gerade mit der Stelle seines Rumpfes

auf die Mine, über welcher sich die Munition für die sämtlichen vorderen Geschütze, auch die Sprengmunition und Torpedos befanden. Es mögen mindestens 400 Granaten schwersten Kalibers und eine noch größere Anzahl leichterer Geschosse in jenen Räumen des Schiffes gelegen haben; dazu kamen natürlich die entsprechenden Pulverladungen, wahrscheinlich zum großen Teil aus brisanten Stoffen bestehend, mit den Zündungen für die Granaten und endlich 500 bis 600 Kilogramm Schießbaumwolle an Sprengmunition und scharfen Torpedoköpfen. Diese ungeheure Anhäufung von Sprengstoffen wurde durch die Explosion der Minen nacheinander zur Detonation gebracht, und brachte ohne Zweifel ihrerseits auch die vorderen Schiffskessel zur Explosion. So ist es kein Wunder, wenn dem Schiffe in einem großen Bereich buchstäblich der Boden ausgeschlagen wurde und es vielleicht beinahe durchgebrochen ist. Stromweise mußte infolgedessen das Wasser hineinstürzen und ein sofortiges Sinken die Folge sein. Es ist nicht einwandfrei festgestellt worden, auf welche Weise Admiral Makaroff seinen Tod gefunden hat. Verschiedene Versionen waren darüber verbreitet.

Sämtliche Mannschaften, welche sich in dem vorderen Teil des Schiffes befanden, werden nicht ertrunken, sondern teils verbrannt, erstickt oder durch die Erschütterung getötet worden sein. Dem Großfürsten Kyrill Wladimirowitsch gelang es sich zu retten. Er sprang über Bord, und nachdem er kurze Zeit geschwommen hatte, fischten ihn die zahlreichen Boote, welche sofort von allen Schiffen ausgesetzt und nach der Unglücksstelle gerudert waren, auf.

Großfürst Kyrill, welcher sich nach seiner Rettung und nachdem er sich von der nervösen Erschütterung soweit erholt hatte, daß er reisefähig war, nach Rußland begab, schilderte seine Eindrücke einem englischen Korrespondenten in Charbin ungefähr folgendermaßen: Er habe sich im Augenblick der Explosion als wachhabender Offizier auf dem einen Ende der Kommandobrücke befunden, Admiral Makaroff am andern. Er fuhr fort: „Es schien, als ob die Welt, Himmel und Wasser in eins zusammenstürzten! Von unten stieg eine große dichte Wolke mit blendender Flamme auf, dann erfolgte ein betäubender Krach und beißender erstickender Rauch hüllte uns ein. Verbrannt, geblendet, gestoßen und betäubt kam ich endlich genügend zum Bewußtsein um zu bemerken, daß der „Petropawlowsk" kopfüber unterging. Schon war das Vordeck mit Wasser bedeckt und spülte die dort liegenden Leichen herunter, überall lagen Trümmer, und als ich die Brücke auf der Treppe verlassen wollte, machten es mir die glühend heißen Dämpfe unmöglich. Ich hatte die unbestimmte Idee, nach dem Hinter-

teil des Schiffes zu gelangen, um beim Sinken nicht mit in die Tiefe gezogen zu werden. Hand für Hand fühlte ich mich an der Brücke herunter und nahm meinen Weg durch Rauch, Flammen und Dampf und einen Haufen von abgerissenen menschlichen Gliedern und Leichen. Mit Aufbietung aller Kraft gelang es mir, nach der Backbordseite zu kommen und zwar über den Geschützturm, welcher bereits voll Wasser lief, dann tauchte ich unter, und der Gedanke schoß mir durch den Kopf, daß ich soweit wie möglich unter Wasser vom Schiff wegschwimmen müßte, um nicht durch dessen Strudel beim Sinken hinuntergezogen zu werden. Ich tauchte, bis der Druck des Wassers mir beinahe die Schläfen sprengte und schwamm dann wieder an die Oberfläche. Dort gelang es mir, eine schwimmende Spiere zu ergreifen und auch einen andern Schwimmer heranzuhelfen. Ich sah mich nach dem ‚Petropawlowsk' um: ich sah nichts, nur die ruhige glatte Wasseroberfläche. Kein Zeichen, keine Spur des Unglücks als einige herumschwimmende Gegenstände und Menschen. Wieviel Zeit darüber vergangen war, weiß ich nicht, aber man hat mir später erzählt, daß eine Minute 40 Sekunden zwischen der Explosion und dem Untergang verflossen sind."

Ein anderer Offizier sagt das Folgende: „Es waren deutlich zwei Explosionen zu hören ehe das Schiff kenterte. Die erste rührte von der Mine und die zweite von der Munition her. Admiral Makaroff war mit dem Kommandanten des Schiffes, Jakowleff, auf der Brücke, Großfürst Kyrill war wachhabender Offizier. Sofort nach dem Unglück setzten die übrigen Schiffe Boote aus, um zu retten was noch zu retten war. Die ‚Pobjäda' war auch übel zugerichtet mit einem großen Loch in der Wasserlinie, drei Abteilungen liefen voll Wasser, aber es gelang dem Schiff, den Innenhafen zu erreichen."

Der Signalmat Bockhoff gibt die folgende Schilderung: „Wir kehrten zum Hafen zurück, ich stand im Steuerhause auf der Brücke des ‚Petropawlowsk' und schlug im Signalbuch nach. Makaroffs letztes Signal hatte gelautet: Die Torpedoboote sollten in den Hafen zurückkehren. Der ‚Petropawlowsk' ging nur mit ganz langsamer Fahrt (wegen der oben beschriebenen Formationsänderung). Plötzlich erfolgte eine heftige Erschütterung, ich hörte eine fürchterliche Explosion, dann gab es noch eine und dann wieder eine, scheinbar direkt unter der Brücke. Ich eilte zur Tür des Steuerhauses, konnte aber am Steuermann nicht vorbeikommen und sprang durch das Fenster. Das Schiff senkte sich auf die Seite, ich fürchtete jeden Augenblick es würde umschlagen. Auf der Brücke sah ich einen Offizier sich im Blute wälzen, es war unser Admiral Makaroff. Er lag

mit dem Gesicht nach unten; ich sprang heran, faßte ihn bei den Schultern und versuchte ihn aufzuheben, da schien das Schiff irgend wohin zu fallen, Trümmerstücke flogen von allen Seiten, furchtbares Geschrei und Getöse wurde laut, in dichten Wolken stieg der Rauch empor und die Flammen schlugen bis zur Brücke hinauf. Ich sprang auf das Gelände der Brücke und wurde fortgewaschen. Es gelang mir nachher, mich an etwas Schwimmendem anzuklammern. Ich erinnere mich nur an fallende Masten, aber sonst nichts."

Interessant ist endlich noch die Beobachtung eines Augenzeugen von Port Arthur aus. Wir beginnen die Schilderung mit dem Augenblick, wo der „Petropawlowsk" an der Spitze des Geschwaders wieder auf der Reede erschien und eben das Signal zur Formationsänderung gegeben hatte. „Der ‚Petropawlowsk' fuhr ganz langsam vorwärts, alles war still und schwieg in der Erwartung des bevorstehenden Kampfes. Nun näherte sich das Flaggschiff der Linie des elektrischen Felsens (dies ist eine Batterie an der Ostseite der Einfahrt), während die Torpedoboote in den Hafen einliefen. Da erschien plötzlich an der rechten Bugseite des ‚Petropawlowsk' eine hohe, weiße Säule, man hörte eine dumpfe Doppeldetonation und der ganze ‚Petropawlowsk' hüllte sich in eine Wolke von braungelbem Rauch ein. „Das war eine Salve," schrie jemand auf. Durch das Glas konnte man nur erkennen, wie eine Menge Gegenstände von oben herunterfielen und wie die Flammen hoch hinaufschlugen. „Er sinkt, er sinkt," ertönten zahlreiche Stimmen um mich her, und er sank mit dem Bug zuerst, sich dabei rasch zur Seite neigend. Jetzt war der Bug verschwunden, es folgten die Schornsteine, es verschwanden die Panzertürme, und nun sah man nur noch das Heck mit der sich drehenden linken Schiffsschraube, Menschen, die sich zwischen den Flammen an der Reeling hielten und dann war alles zu Ende. Zahlreiche Boote eilten zur Unglücksstelle, um zu retten, was zu retten war."

Im russischen Geschwader machte sich infolge dieses unvorhergesehenen und entsetzlichen Unglücks eine bedeutende Verwirrung bemerkbar. Sie wurde noch gesteigert, als auch unter der „Pobjäda" eine Mine explodierte. Auf jedem Schiffe erwartete man in der nächsten Sekunde das gleiche, und die Kommandanten scheinen größtenteils den Kopf völlig verloren zu haben. Man schoß aufs Geratewohl mit den Geschützen vor den Schiffen ins Wasser, im Gedanken, dadurch etwa in der Kursrichtung unter Wasser liegende Minen zur Explosion zu bringen. Andere Schiffe blieben bewegungslos liegen, und man

Am Scheinwerfer.

dachte nicht daran, Schlachtordnung einzunehmen. Erst nach und nach ist dann das Geschwader in den Innenhafen hineingedampft.

Admiral Togo blieb indessen in weiter Entfernung ruhig liegen oder fuhr ohne zu schießen einige Male hin und her und entfernte sich dann nach der hohen See. Hier muß man ihm entschieden eine versäumte Gelegenheit vorwerfen; wäre er mit Aufgebot aller Maschinenkraft seiner Schiffe auf die Reede gefahren, wo das russische Geschwader in gänzlicher Unordnung und wie betäubt in sinnloser Verwirrung lag, so hätte er die russischen Verluste zu einer vollständigen Niederlage machen können. Die enge Einfahrt gestattete ja nur langsam und nacheinander in den Innenhafen zu gelangen, und so wäre den russischen Schiffen nicht einmal eine schleunige Flucht möglich gewesen. Die Küstenbefestigungen hätten sich einem derart entschlossenen japanischen Angriff gegenüber ebenfalls in einer höchst unangenehmen Lage befunden, denn wäre Admiral Togo auf ganz nahe Entfernung an die russischen Schiffe herangegangen, so riskierten die Küstengeschütze, ebensowohl ihre eigenen Schiffe zu treffen, als die japanischen. Die Japaner dagegen riskierten sehr wenig. Sie konnten einheitlich und zielbewußt herangeführt werden, während das russische Geschwader aufgelöst und gestoppt herumlag und, selbst wenn die Kommandanten Umsicht und Energie gezeigt hätten, nicht in der Lage gewesen wäre, seine Kraft zu konzentrieren. Vielleicht scheute Admiral Togo ebenfalls die Minengefahr, obgleich ja seine Torpedoboote und der „Koryo-Maru" wissen mußten, wo sie in der letzten Nacht die Minen gelegt hatten. Immerhin wäre dies noch der einzige stichhaltige Grund für seine Untätigkeit gewesen, denn er konnte nicht wissen, ob

nicht auch russische Minen auf der Reede lagen. — Ganz unbegreiflich ist es aber, warum Admiral Togo nicht wenigstens eine Anzahl Torpedoboote vorschickte. Wären diese in großer Anzahl und mit voller Fahrt von verschiedenen Seiten auf das verwirrte und in Unordnung befindliche Geschwader gestoßen, wie ein Raubvogel auf seine Beute, so ist kaum anzunehmen, daß die russischen Schiffe, obgleich es taghell war, sich mit Erfolg hätten wehren können. Die

Straßenscene aus St. Petersburg. Nachrichten vom Kriegsschauplatz.

Enge der Reede, die alles beherrschende Furcht vor Minen lähmte die freie Bewegung, eins der wichtigsten Abwehrmittel des Schlachtschiffs gegen das Torpedoboot. Das Geschwader hatte keinen Führer mehr, die Schiffe lagen regellos durcheinander und wenn da noch feindliche Torpedoboote dazwischen gefahren wären, so würden sie sich auch noch selbst durch ihr Artilleriefeuer gefährdet haben, vielleicht mehr als die Boote.

Die ganze Aufmerksamkeit der Russen konzentrierte sich noch immer auf die Unglücksstelle, wo das schrecklichste Drama der modernen Kriegsgeschichte sich

im Zeitraum von zwei Minuten abgespielt hatte. Immer noch fuhren Ruderboote, Dampfboote und Torpedofahrzeuge dort hin und her, in der Hoffnung, sie würden noch mehr Lebende von der Besatzung des „Petropawlowsk" schwimmend finden und retten können. Alles hätte man aber verschmerzt und mit Gleichmut als eine notwendige Begleiterscheinung des Krieges hingenommen, den Verlust eines Linienschiffs, den Tod von 600 Menschen, wenn nicht unter den Toten gerade der Mann gewesen wäre, auf welchem sich nicht nur die Hoffnung Port Arthurs, sondern von ganz Rußland gegründet hatte.

Wir haben oben gesehen, wie Admiral Makaroff sich sofort als der richtige Mann am richtigen Platze zeigte, wie er das gesunkene Selbstvertrauen hob und mit seiner frischen Energie alles fortriß und auch in der schwierigsten Lage allen Mut und Zuversicht einflößte. Aus der untätig daliegenden Flotte mit verzagten Besatzungen machte er ein schneidiges Kriegsinstrument, welches sich innerhalb weniger Wochen die Achtung des Feindes dermaßen erwarb — trotzdem letzterer ja doch immer noch weit überlegen blieb — daß er seine Seeherrschaft als nicht mehr bestehend betrachten mußte, und eine große Pause in den Seetransporten, dem Übersetzen der zweiten Armee, eintrat.

Es läßt sich ja an positiven, scharf umrissenen Taten aus der Kommandoführung Admiral Makaroffs wenig anführen; wie weit damals das russische Geschwader die japanischen Bewegungen beeinflußt und ihre Absichten durchkreuzt hat, das kann erst eine spätere offizielle Geschichtsschreibung feststellen. Ich glaube, es werden da ganz überraschende Ergebnisse zu Tage kommen. Dieser Admiral mußte nun, so wollte es das Unglück, welches die Russen zur See vom 8. Februar an unablässig verfolgt hat, einer tückischen Mine zum Opfer fallen. Nicht einmal im ehrlichen Kampfe an der Spitze seines Geschwaders den Tod zu finden war ihm vergönnt! Es hat dies etwas ungemein Tragisches. Lange nach seinem Tode haben wir gehört, wie nicht nur Kuropatkin, sondern auch Makaroff mit innerem Widerstreben, nur aus Pflichtgefühl ihre verantwortlichen und wichtigen Posten antraten, daß Makaroff das Gefühl gehabt habe, sich auf einen verlorenen Posten zu stellen, da er den Zustand mangelhafter Kriegsbereitschaft und nicht genügender Ausbildung des Flotten-Personals kannte; den Tod im Herzen, so sagt ein russisches Blatt, ist Makaroff in den fernen Osten gegangen.

Allgemeine Betrachtungen.

Betrachten wir nun die näheren Umstände jenes Unglückstages vom militärischen Standpunkt, so ist es allerdings nicht recht begreiflich, warum der Admiral mit drei Linienschiffen, ebensovielen Kreuzern und mehreren Torpedobooten hinter einigen leichten Beobachtungskreuzern der Japaner herlief. Er hatte ja darin richtig gerechnet und hat auch jedenfalls das Maß seiner Entfernung von der schützenden Reede danach eingerichtet, daß er bei Insichtkommen einer überlegenen japanischen Flotte noch mit Sicherheit, ohne abgeschnitten zu werden, unter die Geschütze der Batterien laufen konnte. Immerhin bleibt der Zweck dieses Auslaufens nicht ganz klar; er scheint zu geringfügig für einen so großen Apparat zu sein. Vielleicht waren aber auch noch andere Umstände dabei im Spiel, welche uns nicht bekannt sind. In jedem Falle zeigt aber das sorglose Ein- und Auslaufen, dann der Versuch, die Schlachtlinie auf der Reede zu entwickeln, wie gewöhnlich, daß man tatsächlich von der nächtlichen Tätigkeit der japanischen Torpedoboote und des Minendampfers nicht das geringste bemerkt hatte.

Diese haben ihre Aufgabe mit großer Umsicht erfüllt. Sie legten ihre Minen nicht in der Verlängerung der Ausfahrtsrichtung vom Hafen über die Reede nach der hohen See zu, sondern seitlich davon, in der Gegend, wo bei Bombardements das russische Geschwader sich zu entwickeln pflegte. Selbstverständlich ist es nicht möglich, eine so große Wasserfläche an jeder Stelle durch Minen unpassierbar oder gefährlich zu machen. Bis zu einem gewissen Grade ist es auf gut Glück, und man muß sagen, daß das Glück am 12. April 1904 in wunderbarer Weise den Japanern zur Seite gestanden hat. Später haben sie allerdings auch ähnliche Erfahrungen gemacht, wie jetzt die Russen und schwere, ja noch schwerere Verluste durch Minen erlitten, aber keinen Führer verloren, wie Admiral Makaroff.

Dies ist die allgemein als richtig angenommene Schilderung der Vorgänge. Wir wollen sie auch für richtig halten, weil ihre Unrichtigkeit nicht bewiesen werden kann. Leise Zweifel drängen sich allerdings auf, aus teilweise schon angedeuteten Gründen. Trotz allem, was die Japaner sagen, erscheint es doch sehr sonderbar, daß in der Nacht vor dem Sinken des „Petropawlowsk" drei Torpedobootsflottillen und ein großer Dampfer auf die Reede gelangen, und dort längere Zeit tätig sein konnten, ohne daß man sie bemerkte. Möglich ist

es ja, aber gerade angesichts der strengen Zucht, welche seit Admiral Makaroff im Wachtdienst Platz getroffen hatte, zweifelhaft. Und weiter: Die Japaner

Der Petropawlowsk.
(Nach einer Zeichnung.)

behaupten, alle Ereignisse am 12. April seien mit Absicht von ihnen herbeigeführt worden. Die japanischen Kreuzer hätten das russische Geschwader herausgelockt, damit es wieder auf die Reede zurückkehre, nach Sichtung des überlegenen japanischen Gros sich dort, in Erwartung des Bombardements, zur langen

Landung japanischer Truppen an der Küste von Korea.
(Nach einer Originalzeichnung von M. Paddan.)

Das Wrack des „Koreſetz" im Hafen von Tſchemulpo.
(Nach einer Photographie.)

Schlachtlinie entwickeln und ſo auf die eben dort gelegten Minen geführt werden ſollte.

Das lieſt ſich ja alles ganz klar und einfach und läßt ſich vom Untergang des „Petropawlowsk" nach rückwärts leicht und bequem konſtruieren. Daß es aber ſo geweſen iſt, daß dieſer höchſt komplizierte Plan in allen Einzelheiten genau ſo ausgeführt werden konnte, wie er ausgeführt werden mußte, um die ruſſiſchen Schiffe auf Minen zu führen, das iſt außerordentlich unwahrſcheinlich. Der ruſſiſche Admiral brauchte nur in den Hafen direkt einzulaufen, er brauchte nur etwas weiter außerhalb auf der Reede oder weiter innerhalb die Schlachtlinie zu entwickeln, ſo war der ganze japaniſche Plan vereitelt. Man könnte ferner fragen, warum die japaniſchen Torpedoboote denn nicht gerade vor der Einfahrt, das heißt, in entſprechender ſicherer Entfernung, aber jedenfalls in Richtung des Auslaufkurſes, wenigſtens einige Minen legten; es wäre das doch ſehr viel ſicherer geweſen, man hätte nur Admiral Makaroff zum Auslaufen, was er ja übrigens beinah jeden Tag tat, veranlaſſen brauchen, und der Erfolg war fertig. Ich glaube aus dieſen Gründen überhaupt, daß die

ganze Minenaffäre von der Nacht vorher vielleicht erst später durch die Japaner aufgebracht worden ist: einmal, um ihr eigenes Verdienst möglichst herauszustreichen und dann, um auch für die Folgezeit den russischen Schiffen das Auslaufen auf die Reede als möglichst gefährlich erscheinen zu lassen. Woher kommen dann die Minen? wird man fragen; ja woher sie kamen, ist schwer zu sagen, daß aber welche auf der Reede von Port Arthur lagen, ist nicht verwunderlich. Ich möchte sogar behaupten, daß es keineswegs festgestellt ist, ob die Mine, durch welche der „Petropawlowsk" unterging, eine japanische oder eine russische war.

Seit Beginn des Krieges haben die Russen in allen Küstengewässern der Halbinsel Kwantung fortwährend mit Minen gearbeitet und zwar mit ungeheuren Massen. Mehrere Tausend müssen mindestens dort umhergeschwommen sein und noch umherschwimmen. Das Minenlegen ist keine so einfache Sache, wie z. B. auch der Untergang der „Jenissei" zeigte und noch verschiedene andere Fälle uns zeigen werden. Vor allem in stürmisch bewegten Gewässern mit starkem Flut- und Ebbestrom ist die Garantie, daß die einmal gelegte Mine wochenlang oder noch länger auf dem ihr zugewiesenen Platz liegen bleibt, eine sehr geringe. Die Mine schwimmt bekanntlich unter der Wasseroberfläche und soll örtlich, also nach der Seite zu, auf derselben Stelle gehalten werden durch einen Anker im Meeresgrunde, mit welchem sie durch ein stählernes Ankertau verbunden ist. Diese Verbindung wird, wie unzählige Erfahrungen gezeigt haben, mit der Zeit durch Strömung und Seegang sehr oft gelöst, es reibt sich z. B. das Ankertau durch und dann treibt die Mine eben unter Wasser schwimmend der Strömung folgend bald hier bald dort hin. Hat der Anker nicht gleich ganz fest gefaßt, ist er vielleicht auf einen glatten Felsen oder harten Sandgrund gefallen, so sitzt er ebenfalls nicht fest, sondern wird durch die Strömung des Meeres mit der Mine von dem ursprünglichen Orte fortbewegt; das Wohin entzieht sich jeglicher Kontrolle. Das gilt natürlich von russischen wie von japanischen Minen, und so wäre es durchaus kein Wunder, wenn die einen oder anderen speziell in Anbetracht des stürmischen Wetters und hohen Seegangs jener Tage sich auf die Reede von Port Arthur verirrt hätten. Weit wahrscheinlicher wäre das jedenfalls als dieser allgemein angenommene kunstvoll planmäßige Apparat, wie ihn Admiral Togo arrangiert haben will, und der mit einer Sicherheit funktioniert haben soll, wie man sie nur in Romanen und auf der Schaubühne zu finden gewohnt ist.

Die Wahrheit wird hier wohl nie an den Tag kommen und zwar aus den folgenden Gründen: Die Japaner haben natürlich das größte Interesse daran, ihre Leistung möglichst hoch erscheinen zu lassen, und diese ist jedenfalls am größten, wenn man den von Admiral Togo berichteten Hergang annimmt. Für die Russen ist es immerhin wünschenswerter, wenn man glaubt, daß es unter allen Umständen japanische Minen gewesen sind, als, wie ich es jedenfalls für sehr möglich halte, russische, denn durch das tückische Mittel unterseeischer Bekämpfung von seiten des Feindes zu erliegen wird bedauert, aber es erwachsen keine Vorwürfe daraus, wie bei der Annahme, daß russische Minen den „Petropawlowsk" vernichtet und „Pobjäda" kampfunfähig gemacht hätten.

Es wurden damals auch aus dem russischen Lager Stimmen laut, daß in der ersten Zeit, unmittelbar nach dem Torpedobootsangriff am Abend des 8. Februar, eine Menge Minen vor Port Arthur gelegt worden seien, der betreffende Kommandant jedoch in der allgemeinen Erregung sich nicht genügend die Orte gemerkt und sie nicht in die Karte eingezeichnet habe, wo die einzelnen Minen lagen. Erinnern wir uns an das ganze Verhalten der Russen damals unter Admiral Stark, so sind diese und ähnliche Unterlassungssünden sehr wohl denkbar; andererseits ist es nicht wunderbar, sondern sehr erklärlich bei der Weite der Reede, daß das Geschwader vielleicht fünfzig Mal dort unverletzt manövrieren konnte und beim einundfünfzigsten Mal das Unglück stattfand. Also auch dies ist eine sehr mögliche Lösung der Frage, wenn man nicht eben regellos treibende Minen annehmen will.

In Rußland rief dieses neue schreckliche Unglück einen niederschmetternden Eindruck hervor. Die erste Nachricht erhielt man durch den Bruder des Großfürsten Kyrill, den Großfürsten Boris, an seinen Vater, worauf dieser in höchster Erregung zum Zaren stürzte. Zar Nikolaus war durch dieses neue Unglück seiner Flotte tief gebeugt, jedoch gefaßt. Für Admiral Makaroff und die übrigen Toten des „Petropawlowsk" wurden Trauer-Gottesdienste abgehalten und aus allen andern Staaten trafen teilnehmende Telegramme ein.

Zum Nachfolger Makaroffs wurde Admiral Skrydloff ernannt, welcher auch schon früher als einer der tüchtigsten Admirale bekannt war. Er stand damals im 60. Lebensjahre und hatte das Kommando der Schwarzen Meer-Flotte inne. Skrydloff hat sich ebenso wie Makaroff schon während des russisch-türkischen Krieges ausgezeichnet. Er befehligte damals ein Kanonenboot und

Der russische Kreuzer „Novik".

griff mit diesem ein großes türkisches Panzerschiff an. Schwer verwundet erhielt er für diese tollkühne Tat das Georgskreuz. Uns in Deutschland ist der Admiral persönlich bekannt geworden durch seine Teilnahme an der Einweihung des Nordostseekanals. 1898 war er Chef des russischen Mittelmeer-Geschwaders und im Jahre 1900 Chef der ostasiatischen Seestreitkräfte Rußlands. Von dort kehrte er zwei Jahre später zurück, um das Kommando der Schwarzen Meer-Flotte zu übernehmen. Er steht im Ruf eines außerordentlich energischen und dabei umsichtigen Führers und eines ausgezeichneten Seemannes.

In Japan herrschte natürlich ungeheurer Jubel über diesen Erfolg, welcher der japanischen Flotte gar nichts gekostet hatte. Der Marineminister Jamamoto sandte ein Glückwunschtelegramm an den Admiral Togo, dessen Inhalt in mancher Beziehung charakteristisch ist. Er sagt darin unter anderem das Folgende: „Das glänzende Ergebnis ist zwar auf die leuchtenden Tugenden der ‚Mikado' zurückzuführen, aber hervorragenden Teil daran hat die hingebende und tapfere Haltung der Offiziere und Soldaten. An ihrem Verhalten ist nichts auszusetzen. Ich sende Ihnen, den Offizieren und Mannschaften Glückwünsche, in der Hoffnung, daß die gleiche edle Pflichterfüllung weiter anhalten werde, solange die große Aufgabe noch vor uns liegt. Das Ziel ist noch weit entfernt; laßt uns darum Sorge tragen, daß wir alle uns vereinen, das große Werk, dessen Be-

Das erste

Nach einem Aquarel

xontre.

E. Hanetzog.

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Der russische Kreuzer „Diana".

wältigung von uns erwartet wird, zu vollenden." — In einigen Städten Japans hielt man auch, wenn wir den aus englischer Quelle stammenden Nachrichten Glauben schenken wollen, öffentliche Trauerkundgebungen für Admiral Makaroff ab. In der Stadt Kobe wurde eine weiße Laternen-Prozession für die Seelen der gefallenen Russen veranstaltet. Fahnen wurden ihr vorangetragen, mit der Inschrift: „Wir trauern unauslöschlich um den tapferen russischen Admiral Makaroff," die Musik spielte Trauermärsche und im selben Sinne waren auch Ansprachen von Offizieren an das Volk gehalten. Ein japanisches Blatt schrieb: „Während die Nation jubelt, bedauern die Bürger den Tod des ausgezeichneten und tapferen Makaroff unter solchen Verhältnissen."

An der Aufrichtigkeit dieser Trauerkundgebungen sind vielleicht einige Zweifel gestattet, denn die Japaner konnten im Grunde durch das Verschwinden des tätigen und energischen und ihnen schon während der kurzen Zeit seiner Befehlsführung höchst unbequemen Admirals sich mit Recht von einer schweren Sorge befreit fühlen. Eine ritterliche Anteilnahme an den Verlusten des Feindes liegt außerdem kaum im ostasiatischen Charakter. Damit soll natürlich nicht bestritten werden, daß persönliche Bekannte des Admirals in Japan, und er besaß infolge seines dortigen Aufenthaltes deren eine ganze Anzahl, eine aufrichtige Teilnahme empfanden.

Abgesehen vom Tode des Führers verschob sich durch den Untergang des „Petropawlowsk" und die schwere Beschädigung der „Pobjäda" das Kräfteverhältnis natürlich ganz bedeutend zu Ungunsten der Russen. Noch immer waren der „Retwisan" und „Zesarewitsch" nicht gefechtsbereit, und so beschränkte sich das anfänglich sieben Linienschiffe starke Geschwader auf deren drei, wenn man nämlich nur die aktionsfähigen rechnet; es waren dies „Sfewastopol", „Poltawa" und „Pereswjät". Dazu kamen drei große Kreuzer „Bajan", „Diana" und „Askold", während die „Pallada" sich ebenfalls noch in Reparatur befand. Endlich der kleine Kreuzer „Nowik" und etwa ein Dutzend großer Torpedofahrzeuge; die Lückenhaftigkeit der Nachrichten läßt nicht erkennen, wie viele dieser Fahrzeuge noch aktionsfähig waren.

Japans Seeherrschaft.

Der folgende Tag verlief ohne irgend welche Zwischenfälle, nur beobachteten, wie gewöhnlich, japanische Kreuzer die Reede. Am 14. April, in der Nacht, erschien dagegen eine größere Anzahl von Torpedobooten auf der Reede und sollen dort Minen gesucht, gefunden und zur Explosion gebracht haben. Dies ließ eigentlich darauf schließen, daß Admiral Togo beabsichtigte, nunmehr entschlossen gegen den Hafen vorzugehen, denn sonst würde es keinen erkennbaren Zweck gehabt haben. Die japanischen Berichte behaupteten, es seien dies russische Minen gewesen, was begründeten Zweifeln unterliegt; es ist im Gegenteil recht wahrscheinlich, daß es japanische waren, deren Ort man genau kannte und sie deswegen leicht wegräumen konnte, nachdem sie sich aus irgend einem Grunde als hinderlich für die Absichten oder Operationen der japanischen Flotte gezeigt hatten.

Nach Tagesanbruch erschien das ganze japanische Geschwader vor der Reede, jedoch hielten sich die Linienschiffe und auch die Panzerkreuzer bis auf „Nishin" und „Kassuga" außerhalb des Bereiches der Küstengeschütze und dampften vor der Reede auf und ab. Admiral Togo behauptet allerdings, man habe eine auf dem Vorgebirge Liautischan neu angelegte Küstenbatterie beschossen und außer Gefecht gesetzt. „Nishin" und „Kassuga" eröffneten von der Westseite, durch die Berge von Liautischan gedeckt, ein vierstündiges indirektes Bombardement auf Port Arthur, ohne wesentliche Erfolge damit zu erzielen. Die Reste des russischen Geschwaders erwiderten das indirekte Feuer, und die Russen behaupteten,

die Kreuzer zum Rückzuge gezwungen zu haben, jedoch ist über irgend welche japanische Beschädigungen oder Verluste wie gewöhnlich nichts bekannt geworden.

Der Statthalter, Admiral Alexejeff, übernahm bis zum Eintreffen des Admirals Skrydloff vorläufig das Kommando über das Geschwader und setzte seine Flagge auf das Linienschiff „Sfewastopol".

So war denn jetzt der Admiral Togo tatsächlich in den Besitz der Seeherrschaft im Gelben Meere gelangt, deren Bestreitung durch Makaroff während der letzten Wochen ihm so schwere Sorge verursacht hatte. Er brauchte nicht mehr zu fürchten, daß das russische Geschwader von Port Arthur aus die Meerenge der Miautau-Inseln oder die Küste von Liaotung unsicher machte. Jedenfalls gab ihm die Folgezeit in seinen Vermutungen recht.

Ob ein energischer Verteidiger nicht trotz dieser Verluste noch fernerhin versucht hätte, den überlegenen Angreifer fortdauernd im Atem zu erhalten, mag dahingestellt sein. Hier geschah es jedenfalls nicht und man kann wohl annehmen, daß es Admiral Alexejeff war, der von nun an eine absolut passive Defensive für richtig hielt und auch zunächst durchführte. Es ließen sich keine russischen Schiffe mehr auf der Reede oder vor der Reede sehen; um so eifriger dagegen war man beschäftigt, Minen in großer Anzahl zu legen, um die Annäherung an den Hafen zu einem gefährlichen Unternehmen für den Feind zu machen.

Augenscheinlich glaubte Alexejeff, daß die japanische Flotte nunmehr sich für stark genug hielt, um von der Seeseite aus mit energischer Offensive gegen die Reede vorzugehen. Anders läßt sich jedenfalls seine, um sich so auszudrücken, Minenpolitik nicht erklären, denn er konnte sich doch nicht verhehlen, daß er damit seinen eigenen Schiffen auch das Auslaufen beinahe unmöglich machte. Er scheint verkannt zu haben, daß es weniger die Geschütze des russischen Geschwaders als vielmehr die der Küstenbatterien und Forts von Port Arthur gewesen waren, welche Admiral Togo seit dem ersten Bombardement stets in respektvoller Entfernung von der Reede gehalten hatten. Diese waren aber alle unversehrt und deswegen eine Forcierung des Hafens durch die japanischen Linienschiffe oder aber ein Bombardement auf kurze Entfernungen gar nicht zu erwarten. Gegen Torpedoboote aber, Sperrdampfer und leichte flachgehende Fahrzeuge überhaupt konnten auch die Minen keinen Schutz bieten. So scheint es mehr aus dem Gefühl hervorgegangen zu sein, überhaupt irgend etwas zu tun, als man unmittelbar nach dem Untergange des „Petropawlowsk" eine ungeheure Menge von Minen auf der Reede umherstreute. Dabei verfolgte

die Russen auch wieder das Unglück. Am 22. April lief beim Legen von Minen ein kleineres besonders hierzu bestimmtes Fahrzeug auf eine solche; dieselbe explodierte und das Fahrzeug sank. 1 Offizier und 20 Mann fanden dabei den Tod.

Schon damals begann sich allgemein eine Minenpanik bemerkbar zu machen, Handelsschiffe aller Nationen, welche in jenen Gegenden fuhren, berichteten, daß das ganze Gelbe Meer viele Meilen von der Küste entfernt durch losgerissene und regellos je nach Wind und Strömung umhertreibende Minen gefährdet sei. Japaner und Russen beschuldigten sich gegenseitig, daß sie aufs Geratewohl treibende Minen ins Wasser würfen, ohne sie zu verankern. Wir werden hierauf noch in der Folge zurückkommen.

Nachdem von der russischen Flotte weniger zu fürchten war — man bereitete allerdings damals noch ein Mittel vor, um sie gänzlich unschädlich zu machen — kam auch wieder eine lebhafte Bewegung in die Transporttätigkeit. Die zweite Armee, soweit sie sich nicht schon in Tschinampo auf Dampfern abwartend befand, wurde vollständig eingeschifft und alles zu einer Landung auf Liaotung vorbereitet. Zugleich war nun auch für General Kuroki die Zeit gekommen, energisch sein Ziel, der Überschreitung des Jalusflusses, ins Auge zu fassen. Daß ihm der Übergang gelingen würde, daran brauchte er mit Recht nicht zu zweifeln, und die japanische Heeresleitung traf daraufhin ihre Maßnahmen in der üblichen genau überlegten und systematischen Weise. Sofort nach Verdrängung der Russen vom rechten Jalufer sollte Kuroki zunächst energisch nach Nordosten vorstoßen und den Anschein einer weitgehenden Offensive gegen die russische Hauptarmee erwecken und zur selben Zeit wollte man die zweite Armee auf Liaotung landen, auch aufs neue versuchen, den Hafen von Port Arthur zu sperren, bezw. von der Seeseite aus die Festung mit ihren Streitkräften derart in Anspruch zu nehmen, daß die Landung der zweiten Armee nicht behelligt werden konnte. Dasselbe Ziel, das heißt, die russische Hauptarmee von Liaotung abzuhalten, sollte dann der Vorstoß Kurokis verfolgen.

Russischer Bericht über eine Rekognoszierungsfahrt Makaroffs.

Eine in ihren Einzelheiten interessante, wenn auch naturgemäß subjektive und einseitige Schilderung von der Rekognoszierungsfahrt des Admirals Makaroff vom 26. und dem Sperrversuch vom 27. März gibt ein russischer Offizier; wir lassen sie in der Übersetzung folgen:

Russische Kriegsschiffe vor Wladiwostok.
(Nach einer Originalzeichnung von Wilkinson)

„Nachdem Makaroff unsere erste Flotte, sechs Schlachtschiffe und vier Kreuzer, auf der äußeren Reede konzentriert hatte, befahl er, eine Rekognoszierung der südlich von Port Arthur gelegenen Inselgruppe Mjao-tao vorzunehmen. Das Wetter war prachtvoll, es herrschte absolute Windstille und bis zum Horizont lag das Meer spiegelglatt da. Um 7 Uhr 7 Min. setzte sich das Geschwader in Kielwasserkolonne in Bewegung. Die linke Flanke im Osten, bildeten zwei Kreuzer („Bajan" und „Askold"), ein Kreuzer („Novik") fuhr im Süden und einer („Diana") im Norden (als Nachhut). Die Torpedoboote und zwei Kanonenboote („Wsadnik" und „Gaidamak") begleiteten das Geschwader im Westen als linke Flanke. Etwa fünf Seemeilen südlich von Port Arthur schwenkte unser Geschwader (33°) nach Südwesten, und der Kreuzer „Novik" erhielt den Befehl, mit drei Torpedobooten die beiden nördlichen Inseln der Mjao-tao-Gruppe (Leichuan-tschan-tao und Nan-chuan-tschan-tao) abzusuchen. Um 7 Uhr 9 Min. erschienen im Südost mächtige Rauchwolken und mehrere Schornsteine, worauf das Signal „Klar zum Gefecht" gegeben und Alarm geschlagen wurde. Als man sich jedoch den Dampfwolken genähert hatte, erwies es sich, daß es Handelsdampfer waren. Dem „Askold" wurde mittels Signals aufgetragen, diese vier Dampfer zu untersuchen, und hierbei stellte es sich heraus, daß sie leer unter englischer Flagge von Shanghai nach Inkou fuhren, um an diesen Orte Ladung einzunehmen. Das Geschwader näherte sich Mjao-tao, und „Novik" hatte bereits zwei der ihm beigegebenen Torpedoboote in die

Die Westküste von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

Meerenge vorausgeschickt; bei der Rekognoszierung der beiden nördlichen Inseln hatte er offenbar nichts Verdächtiges auf ihnen entdeckt und kehrte wieder nach Süden um; dort wurde ein kleiner Dampfer mit Dschunken bemerkt. Als der „Novik" sich anschickte, dem Dampfer entgegenzulaufen, entstand beim Geschwader einige Verwirrung, hervorgerufen durch das Vorfahren des „Sjewastopol" aus der Front; „Pereswjät" hatte ihn bei der Erhöhung der Fahrt überholt und ein wenig sein Heck beschädigt. Um 9 Uhr 50 Min. erhielt der „Sjewastopol" den Befehl, in den Hafen zu fahren. Gerade in diesem für uns sehr unbequemen Augenblicke kam von dem Solotaja Gora (Goldenen Berg) mittels drahtloser Telegraphie die Nachricht, daß zwölf Kriegsschiffe im Südost von Port Arthur in Sicht seien; fünf Minuten später eröffnete „Nowik" das Feuer in südlicher Richtung von der Insel Nan-chuan-tschan-tao aus und feuerte offenbar auf den vorher erschienenen Dampfer; die Situation war einige Zeit lang aufregend, da die sichere Annahme, „Novik" werde von japanischen Torpedobooten angegriffen, vollkommen richtig sein konnte. Aber bald war der Sachverhalt aufgeklärt. „Novik" hatte den japanischen Dampfer, auf welchem bei der Durchsuchung ein Whitehead-Torpedo gefunden und die Dschunke, welche von dem Dampfer geschleppt wurde, in Grund geschossen. „Novik" erhielt mittels Signal den Befehl, das Feuer abzubrechen und sich mit dem Geschwader zu vereinigen, welches um 10 Uhr 40 Min. nach Port Arthur steuerte; die Nachricht vom goldenen Berg war unrichtig. Kriegsschiffe waren keine bemerkt worden, in Wirklichkeit hatte man vom Berge aus jene vier englischen Dampfer erblickt, welche „Askold" untersucht hatte. Um 1 Uhr erreichten wir wohlbehalten die äußere Reede, und um 4 Uhr nachmittags fuhr das ganze Geschwader auf die innere Reede.

Die Nacht zum 14. verlief sehr unruhig, um 2 Uhr 25 Min. wurde von der Batterie das Feuer eröffnet, nach 3 Min. war der Admiral bereits an Deck auf dem „Petropawlowsk" und da ich zufällig in diesem Augenblicke an Deck kam, nahm er mich und den Leutnant Kedrow mit auf den Dampfkutter, um nach der Ausfahrt zu fahren, um zu sehen, was los ist. Der Mond war gerade verdeckt, und in der Dunkelheit der Nacht blitzten die Feuer der Schüsse der Batterien und unserer Wachtboote, welche sich in der Meerenge befanden, und manchmal explodierten in der Luft, wie Raketen, die feindlichen Geschosse. Die japanischen Torpedoboote hatten sich Port Arthur genähert und das Feuer auf den Hafen eröffnet, aber da das nächtliche Schießen überhaupt

nur aufs Geratewohl stattfindet, war ihr Feuer durchaus wirkungslos. Zunächst näherten wir uns dem Kanonenboote „Otwaschni", von dem soeben das Wachttorpedoboot „Rätschitelni" abgesetzt hatte; ein anderes Torpedoboot „Sjilni" war schon früher nach der äußeren Reede gefahren. Als wir uns dem anderen Kanonenboote „Bobr" näherten, kam hinter dem goldenen Berge, $^1/_2$ Werst von uns, die dunkle Silhouette eines japanischen Schiffes hervor, welches sich quer zur Meerenge vorwärts bewegte und mitten vor derselben vor Anker ging; man konnte hören, wie die Ankerketten rasselten. Von Minute zu Minute erwarteten wir, daß er in die Luft fliegt, aber es erfolgte keine Explosion, nur an unserer linken Seite hinter dem goldenen Berge erhob sich eine Wasser- und Feuersäule, und auf dem Kutter war ein leichtes Beben zu merken; es war offenbar, daß eine Mine explodiert war.

Auf dem „Bobr" feuerten sämtliche Buggeschütze auf die japanischen Torpedoboote, welche in den Strahlen der von der Batterie aus die Meeresufer beleuchtenden Scheinwerfer auftauchten; die Japaner brachen bald das Feuer ab, der Dampfer blieb jedoch in der Nähe des Ufers quer zur Meerenge, nicht weit von dem bereits am 12. Februar versenkten japanischen Brander, und eine Feuerflamme zeigte sich auf ihm. Der Admiral befahl hierauf dem Kutter, auf welchem er nach dem „Bobr" gefahren war, mit den Leutnants Kedrow 4, Asarjebü 3 und dem Midshipmann Piljsfudski, sich unverzüglich nach jenem Dampfer zu begeben, um das Feuer zu löschen und die Explosion zu verhindern. Als der Kutter vom „Bobr" absetzte, erschienen in den Strahlen der Scheinwerfer drei japanische Schaluppen, eine Werst von uns entfernt; es war deutlich zu sehen, wie die Leute in den Booten ruderten, bemüht, sich vom Ufer nach den japanischen Torpedobooten zu begeben, offenbar waren es Besatzungen der von den Japanern versenkten Dampfer.

Von der Batterie und den Wachtbooten wurde ein heftiges Feuer auf die Boote eröffnet, während von der Tigerhalbinsel das Gewehrfeuer zu knattern anfing. Die Geschosse fielen nahe bei den Booten ins Wasser und bald waren zwei davon verschwunden; man kann jedoch nicht mit Bestimmtheit davon sagen, daß sie versenkt worden sind, weil der Scheinwerfer sie manchmal streifte und sie, wenn sie in den Schatten gekommen waren, vollkommen der Beobachtung entzogen waren; eines der Boote, und wie es schien das nächste, fuhr fort zu rudern, trotzdem die Geschosse direkt in seine Bordwände einschlugen. Das Schießen wurde dadurch erschwert, daß Visier und Korn auf den Geschützen

infolge der Dunkelheit der Nacht durchaus nicht zu sehen waren und es schwierig war, die Geschütze zu richten; für nächtliches Schießen ist es auch augenscheinlich nötig, daß Korn und Visir mit weißer Farbe gestrichen sind.

Im allgemeinen lehrt dieses Schießen, daß man bei Nacht beinahe ungestraft sich bis auf eine kleine Strecke nähern und entfernen kann; die Zerstörung der Boote war nun freilich nur eine Tat zweiter Ordnung und war deshalb erforderlich, damit in Zukunft sich keine Japaner zu einem so gefährlichen Unternehmen, wie es die Annäherung mit Dampfern an die Einfahrt des Hafens von Port Arthur ist, erdreisten.

Auf dem japanischen Dampfer, welcher sich noch in der Meerenge befand, war inzwischen das Feuer erloschen, in diesem Augenblicke kam der Leutnant Pell vom Torpedoboot „Ssilni" und meldete dem Admiral, daß unser Torpedoboot beim goldenen Berge einen anderen japanischen Dampfer in die Luft gesprengt habe und dann mit fünf Torpedobooten zusammengestoßen und sich mit ihnen in ein Gefecht eingelassen habe, daß danach ein Geschoß die Maschine getroffen habe, durch dessen Explosion der Ingenieur-Mechaniker und 6 Mann getötet worden seien; der Kommandant, Leutnant Krinitzki, und einige Matrosen seien verwundet. Unser Torpedoboot mußte infolge der Beschädigung der Maschine am Fuße des goldenen Berges auf Grund gesetzt werden. Hierbei stellte es sich heraus, daß der japanische Dampfer, welcher ein Leck am Bug erhalten hatte, sich nach der Meerenge wendete und nach links drehte, während nach ihm, auf das von dem Leutnant Krinitzki gegebene Pfeifensignal, auch zwei andere japanische Dampfer wendeten, sodaß sie alle drei, ungefähr 10—15 Sajen vom Torpedoboot „Ssilni" entfernt, auf den goldenen Berg aufliefen.

Russischer Seesoldat.
(Nach einer Photographie.)

Das Schießen wurde schwächer, obwohl die japanischen Torpedoboote sich noch mehrere Male näherten, offenbar um die Ergebnisse ihres mißlungenen Versuches, die Einfahrt zum Hafen zu sperren, zu besichtigen. Gegen 4 Uhr befahl der Admiral, welcher zu dieser Zeit die Nachricht erhalten hatte, daß zwischen Dalny und Port Arthur auf dem Meere Feuer gesehen worden sind,

Japanische Seeleute (Besatzung des Kreuzers „Schikischima").
(Nach einer Photographie.)

dem Geschwader, Dampf aufzumachen, da es noch wahrscheinlicher wurde, daß die Japaner mit Sonnenaufgang mit ihrem ganzen Geschwader erscheinen würden, um die nach ihrem Plane im Hafen eingeschlossene Flotte zu beschießen. Bald danach kehrte der Kutter mit Kedrow zurück, welcher meldete, daß der in der Meerenge gesunkene Dampfer das Fahrwasser nicht sperrte, daß er anscheinend nicht explodiert sei, da ihm die Leitungen abgeschnitten worden seien, daß er mit Kohlen und Steinen beladen sei, daß das Feuer gelöscht und es möglich sei, ihn mit dem Heck nach dem Ufer hin zu schleppen und schließlich, daß unsere Schützen das Feuer auf den Kutter eröffnet haben. Der Admiral wollte persönlich sich von der Möglichkeit, den japanischen Dampfer nach der Seite zu schleppen, überzeugen und fuhr auf dem Kutter dahin, aber man rief uns vom Ufer aus zu, daß bei den japanischen Dampfern Feuer glimmten und eine Explosion erwartet werden könne, man mußte wieder umkehren; das Wasser floß bereits auf das Deck des japanischen Dampfers. Der Admiral erteilte hierauf den Befehl, mit dem Auspumpen des Wassers und dem Löschen der Steine und Kohlen zu beginnen, um das Schleppen des Dampfers nach der Seite hin zu erleichtern.

Bei der Rückkehr auf den „Petropawlowsk" war freilich an Schlaf nicht mehr zu denken. Um 6 Uhr morgens des 14. März gingen „Askold" und „Bajan" Anker auf. Um 7 Uhr bewegte sich „Petropawlowsk". Bereits beim Hinausfahren auf die äußere Reede wurden im Süden vier japanische Kreuzer 2. Kl. mit je zwei Schornsteinen und ein Panzerkreuzer mit zwei Schornsteinen

(Typ „Asama" und „Tokiwa") gesichtet. Etwas näher bei Liaoteschan (im Westen der ersten Linie) befand sich ein anderer Panzerkreuzer mit zwei Schornsteinen nebst drei Torpedobooten. Nach einiger Zeit erschienen im Osten in der Morgendämmerung sechs Rauchsäulen, und bald unterschieden wir die ganze Panzerschiffslinie.

So erwarteten wir von Minute zu Minute die Schlacht, indem wir nach und nach der Ankunft unserer Schiffe aus dem Hafen entgegensahen.

Um 8 Uhr morgens waren außer „Petropawlowsk" und 4 Kreuzern noch „Poltawa" und „Pobjäda" aus dem Hafen gekommen. Wir mußten noch die Ankunft von „Pereswjät" und „Sewastopol" erwarten, und dann konnte der Admiral sich auf den Kreuzer stürzen, auf welchen unser „Bajan" schon mehrere Schüsse abgefeuert hatte. Als die Japaner jedoch sahen, daß beinahe unser ganzes Geschwader den Hafen verlassen hatte, sahen sie sich offenbar in ihren Erwartungen getäuscht und begannen schnell sich zurückzuziehen; um 10 Uhr waren am Horizonte nur noch schwache Rauchsäulen sichtbar, das Auslaufen der Flotte hatte augenscheinlich die Beschießung Port Arthurs verhindert. Gegen 1 Uhr mittags näherten wir uns dem Hafen und begannen mit der Säuberung der Reede von auf ihr bemerkten schwimmenden Minen und mit der Besichtigung der Schiffe und hauptsächlich mit dem Abschleppen des Torpedoboots „Ssilni"; der Admiral selbst begab sich zu dem letzteren hin; nach 3- bis 4stündiger gemeinsamer Arbeit wurde es vom Felsen abgeschleppt und um 6 Uhr fuhr es in den Hafen unter donnerndem Hurra der Schiffsbesatzungen. Er war tatsächlich der Held dieser schrecklichen Nacht und hat die Versperrung der inneren Reede verhütet.

Der Abend verlief ruhig, obgleich das Gerücht ging, daß die Japaner vier Dampfer ausrüsteten, welche das Aussehen von Panzerschiffen haben werden, welche sie mit Artillerie versehen und als Brander loslassen wollen, um die Meerenge zu sperren. Wie man sagt, sind die reichen Chinesen von den Japanern am 16. März zum Mittagessen im Palaste des Statthalters in Port Arthur eingeladen worden, um das sechsjährige Jubiläum seiner Besitzergreifung durch die Russen zu feiern, aber es ist freilich nicht ausgeschlossen, daß dies wahnsinnige Gerüchte hiesiger Klatschbasen sind. Auch der 15. März verlief ruhig, es fanden nur Beratungen über die Verteidigung der Meerenge und über die Ergebnisse des Angriffes vom 14. März statt. Am Abend traf ein Telegramm ein, daß die Japaner große Mengen Petroleum einkaufen, um es

beim Eintritt der Flut auszugießen und an der Mündung des Hafens anzustecken. Ich glaube, daß dies ein Kindermärchen ist, welches an die Romane von Jules Verne erinnert, doch nur Gott kennt die Japaner. Sichtlich machen die Japaner alle Anstrengungen, um etwas Ungewöhnliches zu vollbringen, und scheuen daher keine Geldausgaben; es hat sich herausgestellt, daß im Osten von Port Arthur noch ein japanischer Brander vorzeitig explodiert ist, so daß also im ganzen zehn Dampfer im Werte von etwa 1 000 000 Rubel verloren gegangen sind. Diese Dampfer sind nicht etwa alt, sondern ziemlich neu und mit 47 mm-Geschützen und 1" Hotschkiß-Maschinengewehren ausgerüstet. Die Maschinengewehre und Geschütze kamen uns umsomehr gelegen, als sich auf den Dampfern 40 bis 50 Kisten mit Munition vorfanden. Wir beabsichtigen, die Dampfer selbst für Hafenzwecke herzurichten, hierzu sind zwei bis drei Wochen Arbeit erforderlich. Am 16. März haben die Japaner freilich kein Mittagessen in Port Arthur geben können."

Neue Unternehmungen des Wladiwostock-Geschwaders.

Während die Seeherrschaft im Gelben Meere sich nach dem letzten schweren Schlag gegen die Port Arthur-Flotte tatsächlich in den Händen der Japaner befand, regte es sich wieder im Norden. Der Kontreadmiral Jessen, übrigens ein Deutschrusse ebenso wie sein Vorgänger im Kommando, der Kapitän v. Reitzenstein, war nicht gewillt, seine Schiffe im Hafen von Wladiwostock rosten und den Unternehmungsgeist der Besatzungen in Untätigkeit erlahmen zu lassen. Am 23. April lief er mit den drei Panzerkreuzern „Rossija", „Rurik", „Gromoboi" und dem geschützten Kreuzer „Bogatyr" nebst zwei Torpedobooten aus dem Hafen von Wladiwostock. Der „Rurik" scheint eine Havarie erlitten zu haben, denn am nächsten Tage befand er sich wieder im Hafen von Wladiwostock; näheres über die Ursachen ist nicht bekannt geworden. Das Geschwader dampfte direkt nach der Ostküste von Korea und Admiral Jessen schickte die beiden Torpedofahrzeuge in die Küstengewässer und den Hafen von Gensan, um zu rekognoszieren. Es waren aber weder japanische Kriegsschiffe, noch Kauffarteidampfer dort vorhanden, ausgenommen ein kleiner Küstendampfer, der „Koyo-Maru", welchen die Torpedoboote, auf welche Art ist nicht bekannt, versenkten, nachdem die Mannschaft gelandet worden war.

In Gensan selbst, wo sich eine japanische Garnison befand, erregte die Ankunft der russischen Torpedoboote und die Nähe des Kreuzergeschwaders,

welches sich einige Seemeilen entfernt sichtbar vor der Reede aufhielt, eine allgemeine Panik. Die Bevölkerung, hauptsächlich aus Kaufleuten bestehend, floh

Überraschte japanische Kundschafter.
(Nach einer Zeichnung von Mitchael.)

und da die Torpedoboote bekannt machten, daß der Ort bombardiert werden würde, falls die japanischen Soldaten Gegenwehr versuchten, so wurde keine solche unternommen.

Russische Dragoner verteidigen einen Bahndamm bei Pulantien.
(Nach einem Originalaquarell von M. Pliwner.)

Nachdem die Rekognoszierung so resultatlos verlaufen war, gingen die Kreuzer wieder in See und trafen einen japanischen Dampfer mit einem kleinen Detachement Soldaten und Kriegsmaterial an Bord. Der Panzerkreuzer „Gromoboi" nahm die gesamte Mannschaft als Gefangene an Bord und versenkte darauf diesen Dampfer, welcher nur ein wenig größer war als der erstgenannte, auf hoher See. Die Russen brachten in den untersten Schiffsräumen unmittelbar über dem Boden Sprengpatronen an und verursachten durch deren Explosion

Das russische Schlachtschiff „Poltawa"

in dem schlecht geteilten Schiffe Löcher, die ein sofortiges Sinken zur Folge hatten.

Einige Worte mögen bei dieser Gelegenheit eingeschaltet sein über die Sprengpatrone und ihre Benutzung. Unter Sprengpatronen versteht man ein zylindrisches, aus weichem Blech bestehendes Gefäß, welches mit Schießbaumwolle gefüllt ist. Es wiegt ein bis drei Kilogramm und ist infolgedessen leicht transportabel. Jedes Kriegsschiff führt eine verhältnismäßig große Anzahl dieser Sprengpatronen an Bord und auch an Land werden sie von allen Armeen benutzt. An dem zylindrischen Körper sind verschiedene Haken und Ösen angebracht, welche zum Befestigen der Patrone mittelst einer starken Leine an dem zu sprengenden Gegenstande dienen. Es ist nämlich von großer Wichtigkeit, um

die Sprengkraft voll zur Ausnützung zu bringen, daß die Ladung oder ihre Umhüllung unmittelbar und fest gegen den zu sprengenden Gegenstand anliegt. Die geringste Luft- oder Wasserschicht dazwischen schwächt die Wirkung gleich ganz bedeutend ab. Die Zündung kann auf zweierlei Weise geschehen, nämlich elektrisch oder durch einen sogenannten Zeitzünder. Bei der elektrischen Zündung wird der Zünder, welcher in die Schießwollladung hineinragt, durch zwei elektrische Kabel mit einer elektrischen Maschine verbunden. Man hat damit dann genau den Moment in der Hand, wann die Sprengung erfolgen soll, ist aber natürlich daran gebunden, in einer verhältnismäßigen Nähe von dem Sprengorte zu bleiben, infolge der beschränkten Länge der elektrischen Kabel und des notwendigen Vorhandenseins einer Maschine, wenn dieselbe auch nur klein und leicht transportabel ist. Der Zeitzünder ist diesen Beschränkungen nicht unterworfen und wird deswegen wohl öfter zur Anwendung kommen. Er besteht in einer Zündschnur, welche an dem eigentlichen Zünder befestigt ist und an ihrem äußeren Ende in Brand gesetzt wird. Man weiß, mit welcher Geschwindigkeit sie abbrennt und kann demnach durch Verkürzung oder Verlängerung die Zeit beliebig regeln. Denkt man sich z. B., daß eine Brücke gesprengt werden soll, so werden an den verschiedenen in Betracht kommenden Teilen derselben Sprengpatronen angebunden, dann setzt jeder Mann auf ein von dem Führer gegebenes Zeichen seine Zündschnur in Brand und alle entfernen sich mit möglichster Geschwindigkeit oder begeben sich in ein Versteck, wo sie sicher sind, durch den Luftdruck oder umherfliegende Stücke nicht gefährdet zu werden.

Bei den verschiedenen Sperrversuchen der Einfahrt von Port Arthur durch Dampfer ist schon beiläufig erwähnt worden, daß zum schnelleren Versenken an der richtigen Stelle Sprengpatronen über dem Schiffsboden im Maschinen- und Kesselraum angebracht worden waren. Man hatte sie fest über dem dünnen Eisenboden angebunden oder anders derart befestigt, daß sie unmittelbar auflagen, und so mußte ihre Detonation unfehlbar ein so großes Loch reißen, daß der Dampfer sofort und mit großer Geschwindigkeit sank. Die Zündung konnte je nachdem elektrisch oder mittelst Zündschnur bewirkt werden. Wenn der Kommandant auf der Brücke den richtigen Augenblick gekommen sah, so brauchte er nur durch einen Hebeldruck den Strom zu schließen, um eine gleichzeitige Explosion sämtlicher Patronen herbeizuführen. In Reserve scheint man außerdem noch Zeitzündung gehabt zu haben und zwar nicht Zündschnüre, sondern, was auf

dasselbe herauskommt, ein Uhrwerk, welches eine bestimmte Zeit läuft und dann durch Kontakt die Zündung vollbringt. Die Russen haben ja später einige der gestrandeten Sperrdampfer geborgen und untersucht, und Admiral Makaroff berichtete von der Auffindung und Unschädlichmachung mehrerer Höllenmaschinen; diese sind eben solche Zeitzündungen für die Detonation der Sprengpatronen gewesen.

Wenn der „Gromoboi" zur Versenkung des kleinen Dampfers Sprengpatronen nahm, so geschah das wohl, um Artillerie-Munition und Torpedos zu sparen und weil man sich des Dampfers, wegen Schwäche der Besatzung, ohne Widerstand bemächtigen konnte.

Die verschiedenen Versuche, welche die Japaner gemacht haben, um die sibirische Bahn unpassierbar zu machen, Brücken zu sprengen, Telegraphenleitungen unbrauchbar zu machen, sind wohl auch durchweg mit Sprengpatronen angestellt worden. Ein weiterer Vorteil von ihnen ist, daß sie getrennt transportiert und zusammen verwendet werden können. Ist das Sprengobjekt, wie z. B. eine eiserne Brücke, zu widerstandsfähig, so nimmt man eine beliebige Anzahl von Patronen zusammen und kann also leicht auf diese Weise eine Mine von 50 oder mehr Kilogramm Schießwolle anbringen. Die Zündungen verbindet man dann miteinander, so daß alle zusammen im selben Moment detonieren.

Die Versenkung des „Kinschiu Maru".

In der Nacht darauf sichtete das Kreuzergeschwader ebenfalls an der Ostküste von Korea einen größeren japanischen Dampfer, den Transporter „Kinschiu Maru", welcher sich auf dem Wege nach Gensan befand. Der „Kinschiu Maru" war mit einigen leichten Schnellfeuerkanonen armiert, führte eine Kompagnie der vierten Infanterie-Division an Bord und war außerdem mit Kohlen, Munition und Proviant beladen; auch Passagiere befanden sich an Bord. Es herrschte in jener Nacht dichter Nebel und der Kapitän des Dampfers hatte die ihn anfangs begleitenden japanischen Kriegsschiffe, wahrscheinlich waren es Torpedofahrzeuge gewesen, verloren. Er erblickte die undeutlichen Umrisse der russischen Kreuzer, hielt sie offenbar für das Kreuzergeschwader des japanischen Admirals Kamimura und signalisierte, er habe Kohlen für das Geschwader an Bord. Von russischer Seite wurde dies Signal verstanden, und Kontreadmiral Jessen schickte den großen Kreuzer „Rossija" in die Nähe des „Kinschiu Maru", während er sich mit den anderen Schiffen in etwas

weiterer Entfernung hielt. Die „Rossija" signalisierte dem Dampfer, daß er demnächst versenkt werden würde und befahl dem Kapitän und den Schiffsoffizieren, das Schiff zu verlassen und sich an Bord der „Rossija" zu begeben.

Folgen wir weiter der russischen Darstellung, so wurden einige Boote der „Rossija" armiert, und deren Besatzungen untersuchten den „Kinschiu Maru", um Ladung und Zweck des Schiffes festzustellen. Ein Teil der Passagiere und der Soldaten soll dann versucht haben, sich in Schiffsbooten zu retten, jedoch von den Booten der „Rossija" eingeholt worden sein. Im übrigen ergaben sich ein Teil der Leute und auch einige Offiziere. Der größte Teil

Japanisches Torpedoboot im Kampfe mit russischen Kriegsschiffen.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

der Soldaten und Offiziere schloß sich jedenfalls im Raume ein und beging Selbstmord, oder aber versank nachher mit dem Schiffe. Kontreadmiral Jessen gab nach Verlauf von ungefähr einer Stunde das Signal, den Dampfer zu verlassen, und als demgemäß die russischen Boote nach der „Rossija" hinfuhren, begannen die japanischen Soldaten von Bord des Dampfers ein heftiges Feuer. Die „Rossija" brachte dann durch einige Granaten und Torpedoschüsse den „Kinschiu Maru" zum Sinken. Einige Leute retteten sich gleichwohl in Booten des Dampfers nach der nahe gelegenen Insel Sinpho.

Ein japanischer Kaufmann, welcher sich an Bord des „Kinschiu Maru" befand, gibt die folgende Schilderung. Er sagt, die Besatzung des Schiffes, das heißt, sämtliche an Bord befindlichen Leute, hätten dem Korvettenkapitän

Mizobuchi unterstanden, außer ihm sei noch ein Marinezahlmeister, 4 Marineunteroffiziere, 14 Matrosen und von der Landarmee 6 Offiziere, 73 Soldaten und 77 Kulis von der 9. Kompagnie des 37. Regiments Hosaka, endlich 10 Kaufleute und die 70 Köpfe starke Schiffsbesatzung, im ganzen 258 Personen an Bord gewesen. Nachts um 11 Uhr am 25. April wurde man durch Kanonenschüsse geweckt, und ein anderer Kaufmann aus Tokio sagte unserem Gewährsmanne, die Russen wären da. Der Mond sandte sein helles Licht auf die spiegelglatte See und der vorher herrschende Nebel war für kurze Zeit vollständig gewichen. 50 bis 60 Meter entfernt lag der russische Panzerkreuzer „Rossija" und be-

Japanische Darstellung eines Seekampfes vor Port Arthur.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

leuchtete den „Kinschiu Maru" mit seinen Scheinwerfern. Der Führer des Dampfers, namens Yagi, stand auf der Brücke und sprach auf Englisch mit einem russischen Offizier, welcher auf der Brücke der „Rossija" stand. Ich begab mich in die Kajüte, weckte die Schlafenden und ging wieder an Deck. Da hörte ich, wie Kapitän Mizabuchi rief: „Wir haben eine Stunde Zeit, laßt die Boote hinunter." Eine Anzahl Matrosen versuchten, in den Booten zu entfliehen, wurden aber von feindlichen Booten verfolgt und beschossen; ob sie gefangen wurden, habe ich nicht feststellen können. Korvettenkapitän Mizobuchi, Kapitän Yagi, der Zahlmeister, der Dolmetscher, drei Matrosen und eine große Anzahl Kulis begaben sich an Bord der „Rossija".

„Ich bin von jeher auf meine Schwimmkunst stolz gewesen und sagte mir

in diesem Moment, es sei besser für mich, auf irgend eine Weise zu entfliehen, oder selbst den Tod vorzuziehen, als in russische Gefangenschaft zu geraten und eine unmenschliche barbarische Behandlung zu erleiden. Ich zog warme Kleider an und versah mich mit einem Schwimmgürtel. Da ich großen Hunger hatte, suchte ich überall nach Speise, konnte aber nichts finden und rauchte, um meinen Hunger zu stillen, eine Zigarette. Kurz nach Mitternacht kam ich wieder an Deck und ging, als ich niemand erblickte, zum Heck des Schiffes. Da sah ich einen Soldaten vor der Kajüte Wache stehen und fragte ihn: „Was werden Sie beginnen?" Er antwortete, „Nie werden wir dieses Schiff, dem wir unser Leben anvertraut haben, verlassen. Vor unserer Abfahrt aus Japan haben wir uns entschlossen, in einem solchen Falle zu sterben; für Sie als Kaufmann ist dies natürlich sehr bedauerlich."

„Ich schwankte, ob ich ins Meer springen, oder mit dem Soldaten auf dem Schiffe bleiben und untergehen sollte. Es kamen dann zwei und noch sieben Kaufleute mehr zu mir, wir beratschlagten zusammen und kamen zum Entschluß, in einem Boot die Flucht zu versuchen. Wir ließen ein Boot zu Wasser, aber unglücklicherweise lag ein russisches Torpedoboot an der Steuerbordseite des ‚Kinschiu Maru' und deshalb taten wir, als ob wir zur ‚Rossija' fahren wollten. Diese beleuchtete uns aber hell mit ihren Scheinwerfern und deswegen versuchten wir uns nochmals hinter dem ‚Kinschiu Maru' zu verstecken und berieten noch einmal, ob wir trotz des Scheinwerfers die Flucht wagen oder nach der ‚Rossija' fahren sollten. Wir entschlossen uns aber zur Flucht, wenn wir auch bei diesem Wagnis unser Leben verlieren sollten. Wir trennten uns also trotz der Bewachung und der grellen Beleuchtung von unserem Schiffe; sieben von uns legten sich im Boote auf den Boden und die andern ruderten was das Zeug halten wollte. Zu unserem Glück wurde der Mond im selben Augenblick durch Wolken verdunkelt. Als wir ungefähr 200 Meter entfernt waren, hörten wir Kanonendonner, der sich nach einigen Minuten wiederholte, in einem Zeitraum von 20 Minuten zählten wir 152 Schüsse, dann stellte die „Rossija" ihre Scheinwerfer ab und es wurde ganz dunkel."

Die zehn Kaufleute langten dann unbehelligt auf der kleinen Insel Sinpho der Ostküste Koreas an und trafen andere gerettete Flüchtlinge, die ihnen das Folgende erzählten: „Die Soldaten blieben sämtlich unten im Schiff. Ein Offizier hatte uns streng verboten Widerstand zu leisten und zu schießen, bevor die Russen geschossen hätten. Die Soldaten verhielten sich deswegen vollkommen still und

hieraus erklärt sich die große Ruhe im ganzen Schiffe, bevor die ‚Rossija' das Feuer eröffnete. Die Hauptleute Shiina und Sakurai, die Oberleutnants Yokota und Terada, der Leutnant Higaki und der Unteroffizier Okano haben sich mit ihrem Degen entleibt und die beiden Unteroffiziere Kurisu und Horisame machten ihrem Leben durch Erschießen ein Ende; der Unteroffizier Washi, welcher früher Priester (!) gewesen war, vollzog auf dem Oberdeck mutig und standhaft das Harakiri.

„Wir erfuhren weiter, daß die russischen Seeoffiziere mit zwei Matrosen auf den ‚Kinschiu Maru' kamen und die Kajüten durchsuchten. Als sie die Soldaten bemerkten, kehrten sie in ihre längsseits liegenden Boote zurück und riefen die Torpedoboote herbei. Nun gingen unsere Soldaten an Deck, die Russen eröffneten das Feuer und unsere Soldaten erwiderten es mit größter Heftigkeit und verschossen ihre Munition bis auf die letzte Patrone. Schon durch den zweiten Schuß des Feindes — dies war also jedenfalls ein Torpedoschuß — wurde der ‚Kinschiu Maru' in zwei Teile gebrochen. Mit lautem ‚Banzai' versanken die Mannschaften in den Fluten."

Soweit diese höchst charakteristische Schilderung des japanischen Kaufmanns. Es ist daran manches auffallend, hauptsächlich wohl die Tatsache, daß der japanische Korvettenkapitän freiwillig in die Gefangenschaft an Bord der „Rossija" ging und ebenso der Führer des Dampfers, während die sämtlichen Armeeoffiziere und Soldaten, ja selbst die Kaufleute Tod oder Flucht der Gefangenschaft vorzogen. An der Richtigkeit der Darstellung kann man gleichwohl nicht zweifeln. Andere Gerettete hatten berichtet, daß die Offiziere, sobald sie die Hoffnungslosigkeit der Lage übersehen hatten, den Mannschaften, nachdem sie sie zusammengerufen hatten, erklärten, daß sie sich nicht mehr, als unter ihrem Befehl stehend, zu betrachten hätten. Sie gingen darauf in ihre Kammern und entleibten sich auf verschiedene Weise. Merkwürdig bleibt auch die Tatsache, daß die Mannschaften nicht die russischen Offiziere und Matrosen, welche an Bord kamen, gleich erschossen, sondern mit jeder Gegenwehr warteten, bis die Russen gefeuert hatten.

Die traditionelle Todesart des Harakiri hat nur ein einziger Unteroffizier, welcher, wie der Kaufmann uns mitteilt, früher Priester gewesen war, gewählt.

Die Schießleistungen der Russen scheinen übrigens nicht hervorragend gewesen zu sein, denn auf eine Entfernung von knapp 100 Metern hätte auch der erste Torpedo treffen müssen.

Kontreadmiral Jessen kehrte nunmehr sofort und mit möglichster Schnelligkeit nach Wladiwostock zurück; wahrscheinlich weil er sich der großen Anzahl von Gefangenen entledigen wollte und vielleicht auch in der Annahme, daß ein überlegenes japanisches Geschwader ihm bald auf den Fersen sein würde. Am 27. April liefen die Kreuzer in den Hafen von Wladiwostock ein.

Admiral Kamimura war schon seit Mitte April mit dem ganzen zweiten Geschwader — nach der vorher gegebenen neuen Gliederung der japanischen Flotte — auf der Suche nach den russischen Kreuzern. Nicht nur waren dem Admiral Togo Gerüchte zu Ohren gekommen, daß Kontreadmiral Jessen schon am 14. April Wladiwostock verlassen habe, sondern auch zu Lande wurde die Tätigkeit der Russen an der koreanischen Ostküste immer beunruhigender. Kosaken hatten am 16. April dicht an der Plackfinbucht die Stadt Söngtjin überfallen, die dortigen Japaner fortgejagt oder getötet und das Konsulat in Brand gesteckt. Die schwache Besatzung mußte nach kurzem Widerstande unter Verlusten den Platz räumen und fliehen.

Diese Nachrichten konnten auf eine gemeinsame Operation der See- und Landstreitkräfte der Russen schließen lassen und so war als Gegenmaßregel nur richtig, Truppen unter dem Schutz von Kriegsschiffen im Landungshafen Gensan auszuschiffen und die russischen Kreuzer mit überlegener Macht zu verjagen oder womöglich abzufangen. Admiral Kamimura kam auf dem Hinwege zu früh, denn die russischen Kreuzer waren noch nicht bei Gensan erschienen; vielleicht war er durch falsche Gerüchte getäuscht worden, oder der dichte Nebel, welcher mehrere Tage gedauert zu haben scheint, hinderte ihn in seinen Bewegungen und machte ein Suchen auf hoher See zu einem völlig aussichtslosen Beginnen.

Kamimura suchte von Gensan aus die Küste bis nach Wladiwostock ab, wo er gerade um die Zeit eintraf, als das russische Geschwader die Dampfer vor Gensan vernichtete. Vor Wladiwostock traf er auch wieder dichten Nebel an und konnte weder gegen den Hafen vorgehen, noch auch feststellen, ob die russischen Kreuzer drinnen lagen oder nicht. Dann dampfte er wieder an der Küste ungefähr denselben Weg nach Gensan zurück, traf dort einen Tag nach der Abfahrt der russischen Kreuzer ein und wartete auf die Ankunft des „Kinschiu Maru", welcher den kleineren Schiffen seines Geschwaders Kohlen und Proviant bringen sollte. Der „Kinschiu Maru" kam aber nicht und als Kamimura ihn auch in der Richtung, von woher er mit Bestimmtheit erwartet werden mußte, nicht fand, mochte er den Tatbestand ahnen — er ist auch vielleicht von Gensan aus

Rettung der Überlebenden des russischen Torpedobootes Steregutschi.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

benachrichtigt worden — und machte sich nunmehr zur Verfolgung der russischen Kreuzer wiederum nach Wladiwostock auf den Weg. Er traf dort gerade wieder einen Tag nach dem russischen Geschwader ein, lief mit seinen Schiffen in die Ussuri-Bucht ein, augenscheinlich in der Absicht zu bombardieren und, wie wir oben geschildert haben, auf irgend eine Weise festzustellen, ob die russischen Schiffe im Hafen lagen oder nicht oder aber sie herauszulocken. Der Nebel zwang ihn wiederum, auch dies Vorhaben aufzugeben und so mußte der Admiral nach langen Irrfahrten ohne den geringsten Erfolg wieder zurückkehren; wahrscheinlich hat sich Kamimura dann mit dem Hauptteil seines Geschwaders auf die Bewachung der Meerenge von Korea beschränkt und außerdem seine Fahrzeuge zur Beobachtung und Meldung um Genfan stationiert.

Der positive Erfolg der russischen Kreuzer war auch nur ein sehr geringer und die Verluste der Japaner dementsprechend. Wertvoll war diese Tätigkeit der russischen Kreuzer nur als Element der Beunruhigung und durch die Möglichkeit damit die japanische Flotte zu teilen und zumal von Port Arthur abzulenken. Hätte man diese Strategie von Port Arthur wie von Wladiwostock aus von Anfang an mit Geschick und Energie durchgeführt, so würde eine ganz wesentliche Verzögerung und Unterbrechungen der japanischen Truppentransporte die unausbleibliche Folge gewesen sein. Wie die Dinge aber lagen nach dem Untergang des „Petropawlowsk" und dem Tode Makaroffs, war diese Expedition des Kontreadmirals Jessen ohne jede Bedeutung für den Gang der Ereignisse.

An Bord eines japanischen Kriegsschiffes während eines Kampfes.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Weitere Landoperationen.

Auf Korea setzte General Kuroki seinen Vormarsch planmäßig fort, und Anfang April waren die sämtlichen russischen Aufklärungsstreitkräfte auf der westlichen Seite der Halbinsel nach dem rechten Ufer des Jalusflusses zurückgegangen. Wir erwähnten schon, daß die in verschiedenen Kolonnen auf den Straßen nach dem Jalu vorrückenden japanischen Truppen am 30. März die Stadt Witschu an der Jalumündung besetzten und zwei Tage später Söntschön und Jönampo.

Bei Witschu — übrigens der Stelle, wo auch im Jahre 1894 die japanische Armee den Fluß überschritt und die chinesischen Streitkräfte vor sich herjagte — gelang es den japanischen Vortruppen, ein russisches Beobachtungskommando mit einem Fesselballon zu überrumpeln. Es ist dies bezeichnend, einmal für die Gewandtheit der Japaner und andererseits für die Achtlosigkeit des russischen Kommandos. Wenn es schon auffallend ist, daß sich eine Truppe überrumpeln läßt unter Verhältnissen, wo über die Offensive des Feindes keinerlei Zweifel bestehen können, so ist es nahezu unbegreiflich, daß ein Beobachtungskommando, welches noch dazu über einen Ballon verfügt, nicht einmal die genügende Aufmerksamkeit entwickelt, um sich rechtzeitig zurückzuziehen.

Im übrigen begann man alles vorzubereiten, um den Fluß zu überschreiten. Brückenmaterial, Bretter, Pontons wurden herbeigeschafft und mit ihrer Zusammensetzung begonnen. In der Mündung des Jalusflusses, welcher nunmehr Mitte April eisfrei war und dessen hoher Wasserstand infolge der Schnee- und Eisschmelze flachgehenden Booten gestattete, bis Witschu und weiter einzudringen, erschienen flachgehende Kanonenboote, armierte Dschunken und flachgehende Torpedoboote älteren Datums.

Auch hier bemerken wir, wie überhaupt während des ganzen Krieges bis jetzt, wie sich die Japaner nicht nur die Ereignisse des japanisch-chinesischen Krieges zu nutze machen, sondern sich ganz eng daran anlehnen. Auch damals hatte eine große Anzahl von Fahrzeugen in der Jalumündung den Landtruppen sehr wirksam in die Hände gearbeitet. Wie damals wurden im letzten Augenblick noch unter dem Schutz eben dieser Flottille größere Truppenmengen, wahrscheinlich eine ganze Division, bei Jönampo gelandet. Es war dies die vierte Infanteriedivision, welche nach der anfänglichen Einteilung zur zweiten Armee gehörte. Auch die Pontons und das schwere Brückenmaterial werden wahrscheinlich auf dem Seewege in den Jalu hinaufgeschafft worden sein.

Die Russen hatten inzwischen auf der anderen Seite des Flusses Stellung genommen. Die Skizze zeigt die Situation deutlich. Bei Eitschu läuft die große Straße nach dem Jaluufer aus und setzt sich am anderen Ufer über gebirgige Höhen nach Föngwantschöng fort. Diese Höhen stoßen bis dicht an das rechte Ufer des Jalu heran und beherrschen die Straße bei Kiulientschöng oder wie der Ort auch genannt wird, Tiurentschen. Hier befand sich auch im Jahre 1894 die chinesische Stellung.

Zwischen Witschu und Tiurentschen liegt eine Anzahl felsiger Inseln oder Sandbänke im Flusse, und deswegen ist gerade diese Stelle für einen Übergang von Truppen die gegebene. Nördlich davon verringert sich die Breite des Jalu ganz beträchtlich, und er teilt sich bei der Höhe von Chussan in den nach Nordosten verlaufenden gleichnamigen Hauptarm und den nach Nordwesten gerichteten Nebenfluß, den Aiho. Dieser läuft um die nördliche Fortsetzung der Höhen von Tiurentschen herum. Das linke Ufer des Jalu ist flach und sandig, das rechte auch, abgesehen von den genannten Höhen, hügelig, also zur Verteidigung sehr geeignet, ebenso wie eine Offensive vom linken Ufer her erschwerend.

Während des ganzen Monat April fanden fortwährend kleine Scharmützel zwischen den russischen und japanischen Vortruppen statt und während dieser zeigte sich zumal die japanische Kanonenbootsflottille von großem Wert. Wie die Skizze auf Seite 305 zeigt, befinden sich im Jalufluss verschiedene Inseln, deren Zahl und Lage allerdings nicht ganz genau feststellbar ist. Die Pläne und Karten sind sämtlich verschieden. Es begründet sich das wahrscheinlich darin, daß bei höherem Wasserstand des Jalufluss eine geringere Zahl dieser kleinen Eilande über der Wasserfläche sichtbar ist, als bei niedrigem.

Am 8. April gelang es den russischen Patrouillen, eine starke japanische Abteilung auf der Insel Somalin, gegenüber Witschou, völlig zu vernichten. Vierzehn Tage später versuchte eine russische starke Patrouille in derselben Gegend die japanischen Pontontruppen zu überraschen, wurden jedoch vertrieben und großen Teils vernichtet. Die Hauptaufgabe der russischen Aufklärungstruppen mußte ja sein, mit möglichster Genauigkeit festzustellen, an welcher Stelle des Flusses der Hauptstoß der Japaner beim Übergange stattfinden würde.

General Kuroki versuchte seinerseits natürlich, diese seine Absichten möglichst zu verschleiern, und so verteilte er die Vortruppen derart, daß sie in sehr großer Ausdehnung längs des Flußufers sichtbar waren. Die Russen mit

ihren schwachen Streitkräften verteilten sich infolgedessen ebenfalls vom Meeresufer, unweit Takuschan bis dicht an dem Nebenfluß des Jalu, den Aiho. Am 25. April wurde die erste Brücke von Witschou nach der nächstliegenden Flußinsel geschlagen, und tags darauf zwang General Kuroki durch überlegene Streitkräfte, bestehend aus einem Teil der ersten und der Gardedivision, alle russischen Vortruppen, die noch auf den Inseln waren, sich auf das jenseitige Flußufer zurückzuziehen. Der Fluß selbst war somit unbestritten im japanischen Besitz.

Die japanischen Kanonenboote unterhielten währenddessen ein lebhaftes Feuer unten an der Flußmündung gegen den dortigen rechten Flügel der Russen, beschäftigten ihn und sollten wohl auch den Eindruck erwecken, als ob in jener Gegend der Weg zum Übergange starker Streitkräfte freigemacht werden sollte.

Am folgenden Tage ließ Kuroki sofort auf sämtlichen Inseln Feldbefestigungen anlegen, und auch leichtes Geschütz in Stellung bringen, damit der Brückenbau nunmehr energisch fortgesetzt werden konnte. In der, wie es sich später zeigte, richtigen Erkenntnis, daß dicht bei Witschou der Übergang der Hauptmasse des japanischen Heeres stattfinden werde, zogen die Russen dort, also bei Tiurentschen, quer über die große Straße hinweg, den Kern ihrer schwachen Kräfte zusammen, und die Artillerie versuchte durch fortwährendes Feuer auf dem Fluß und seinem gegenüberliegenden Ufer Schaden anzurichten mit der Nebenabsicht, auch den Gegner zum Feuern zu bewegen und dadurch Aufschluß über seine Artilleriestellung zu gewinnen.

General Kuroki ließ sich aber darauf nicht ein, so daß die Russen in der Ungewißheit verblieben. Erhöht wurde diese Ungewißheit noch dadurch, daß am 28. April ein japanisches Detachement die auf der Skizze sichtbare Höhe von Chusan da, wo der Aiho in den Jalu hineinfließt, besetzte und Geschütze in Stellung brachte. Es war ihnen auch nicht entgangen, daß immer mehr japanische Truppen stromaufwärts marschierten, sie sahen sich jedoch ihrer geringen Stärke wegen außerstande, genaues festzustellen oder gar enge Fühlung zu halten. Die japanischen Vorposten waren zu zahlreich, und man mußte ihnen weichen.

Am 29. April schlug die 12. Division bei Suku eine Brücke über den Jalu und nahm im Schutze der Höhen von Chussan, wahrscheinlich ungesehen von den Russen, Stellung. Ein russisches Detachement versuchte den Bau dieser

Brücke zu hindern, und es gelang ihm auch für einige Stunden, bis so starke japanische Streitkräfte herannahten, daß die Russen sich über den Aihofluß zurückziehen mußten.

Die Schlacht am Jalu.

Nachdem auf diese Weise alles vorbereitet worden war, begann am Morgen des 30. April General Kuroki den Übergang seiner Truppen durch ein mörderisches Geschützfeuer vorzubereiten.

Japanische Infanterie im Gefecht.
(Nach einer Skizze von Koekkoek.)

Vergegenwärtigen wir uns vorher kurz, welche Streitkräfte sich in diesem Augenblick gegenüberstanden.

Auf japanischer Seite befand sich die ganze erste Armee, bestehend aus drei Divisionen, jede verstärkt durch eine Reservedivision dicht am Ufer des Flusses. Wie wir vorher erwähnt haben, ließen manche Anzeichen darauf schließen, daß man während des April noch eine vierte Infanteriedivision, welche ursprünglich zur zweiten Armee gehörte, an der Jalumündung gelandet habe. Es steht dies jedoch nicht ganz fest und man tut daher besser, nur mit den sicheren Angaben zu rechnen. Dann belief sich die Stärke der japanischen kämpfenden Truppen auf rund 60 000 Mann, dazu kam eine mächtige Artillerie, bestehend aus 36 Feldgeschützen pro Division und mehrere Batterien schwerer

12 cm-Feldhaubitzen Kruppschen Fabrikats. Die letzteren hatte man nördlich von Witschou in Stellung gebracht. Die Feldbatterien in langer Linie längs des Ufers, die Garde und zweite Division standen etwas weiter ab vom Ufer und den Russen unsichtbar eben nördlich Witschou, bereit zum Vorgehen, während die zwölfte Division, wie gesagt, über die Brücke bei Suku gegangen war und westlich von Chussan eine Flankenstellung eingenommen hatte, bezw. im Laufe des 30. April noch einahm.

Die russischen Streitkräfte unter General Sassulitsch beliefen sich im ganzen auf knapp 30000 Mann und 70 Feldgeschütze, für das Gefecht kamen hier noch ungefähr 3000 Kosaken in Abzug, welche unten an der Flußmündung verteilt waren, um eventuellen Landungsversuchen der zweiten japanischen Armee zu begegnen. Die übrigen Truppen waren in eine vordere Verteidigungslinie und eine Reserve gegliedert und zwar wahrscheinlich folgendermaßen: Im Zentrum der Stellung, auf den Höhen von Tiurentschen, durch welche ein schmaler Paß auf die große Straße von Fönghwantschöng führt, stand das 12. ostsibirische Schützenregiment mit 12 Geschützen. Auf dem linken Flügel, auf den Höhen von Potetynza befand sich das 22. Regiment mit acht Geschützen, während das 9. und 10. Regiment weiter flußabwärts bei Antung Stellung genommen hatte. Daran schloß sich dann nach Süden die schon erwähnte Kosakenbrigade.

Die Reserve, bestehend aus dem 11. Regiment, hatte General Sassulitsch an der großen Straße postiert und zwar, wie wir sehen, so weit rückwärts, daß er von vornherein kaum darauf rechnen konnte, sie bei Bedarf rechtzeitig vorzubringen.

Es fällt bei Betrachtung der Stellung auf, einmal, wie außerordentlich lang sie auseinandergezogen war und dann, wie gerade auf dem rechten Flügel verhältnismäßig sehr starke Streitkräfte zusammengezogen waren. Es ist das um so merkwürdiger, als die Russen nach dem Stande ihrer Rekognoszierung gar keinen Grund zur Annahme hatten, daß gerade hier Gefahr drohe. Schon bei Antung zeigt der Fluß keine Inseln mehr und Vorbereitungen zum Brückenschlagen waren dort nicht gemacht worden; ein Durchwaten des Jalu an jener Stelle war aber wegen der Wassertiefe völlig ausgeschlossen. Trotzdem standen dort zwei vollständige Regimenter, an den hauptbedrohten Punkten bei Tiurentschen und Potetynza aber nur ein einziges.

Es scheint, als ob, vielleicht durch das Vorhandensein und die Bewegungen der Kanonenbootsflottille getäuscht, der russische General angenommen hat, es

werde sicher während des Überganges oder der Vorbereitungen dazu eine Truppenlandung am rechten Jaluufer vom Meere her erfolgen.

Auch General Kuroki war über die Stärke und Stellung des Gegners sehr wenig unterrichtet, nur wenige der russischen Batterien konnte man vom linken Flußufer bemerken und der japanische Führer dachte nicht daran, aus dem Mangel an Sichtbarkeit der russischen Stellungen auf die Schwäche der Truppen zu schließen, sondern glaubte vielmehr, man wolle nur die Japaner erst auf nahe Entfernungen heranlocken und dann mit plötzlicher und gesamter Kraftentfaltung erdrücken.

Auch als am Morgen des 30. April die japanische Artillerie den Kampf einleitete, beabsichtigte General Kuroki vor allem, die Russen zur Erwiderung des Feuers zu bewegen und dadurch auf ihre Stellung und vor allem auf die Stärke ihrer Artillerie Schlüsse ziehen zu können.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen an jenem 30. April 1904. Der Boden war mit farbenprächtigen Frühlingsblumen bedeckt, die Tautropfen glitzerten und vom wolkenlosen Himmel strahlte die Sonne. Ein leichter, hauchartiger Nebel begann langsam von der Oberfläche des Jalu zu verschwinden. Im japanischen Lager befand man sich in einem Zustande gespannter Erwartung, ja beinahe der Aufregung. Man glaubte, so sagt ein Berichterstatter, daß ein blutiger, unendlich schwerer Tag bevorstände.

Äußerlich allerdings sah man dem Manne, auf dessen Schultern die schwere Verantwortung des Führers lag, General Kuroki, nicht an, welche Erwägungen und Zweifel in seinem Innern miteinander rangen. Der General saß auf Stroh in seinem offenen Zelte inmitten des Lagerplatzes eines Bataillons des dritten Garderegiments, ohne Aufhören Befehle erteilend, Meldungen lesend und anhörend, und Zigarren rauchend. Ohne Rücksicht auf die Gefahr hatte Kuroki diesen Platz lediglich deswegen gewählt, weil er sich im Zentrum der Stellung befand und einen guten Ausblick gewährte. Er soll jedoch derart exponiert gewesen sein, daß derselbe Berichterstatter, welchen wir übrigens als einzige Quelle noch öfter zitieren werden, sagt, daß es für die Russen ein Leichtes gewesen wäre, durch ein wohlgezieltes Schrapnellfeuer die gefährlichste Lage herbeizuführen. Allerdings hätte das bedingt, daß man im russischen Lager besser über die Einzelheiten der japanischen Stellung sich orientiert hätte, als es tatsächlich geschehen war. Die japanischen Truppen waren zuversichtlich und siegesbewußt und sehnten sich nach dem Augenblick, endlich nach monatelangen

beschwerlichen Märschen dem gehaßten Feind gegenübertreten zu können. Den Offizieren drängte sich unwillkürlich die Erinnerung an den müheloſen Jalu-übergang im Jahre 1894 auf. 36 japanische Geschütze, darunter die schweren Haubitzen, unterhielten während des ganzen Tages ein heftiges, beinahe ununterbrochenes Feuer gegen die Höhen des anderen Flußufers, wo man die russische Stellung vermutete. Zwei bis drei russische Batterien erwiderten das Feuer, wurden aber schon bald zum Schweigen gebracht, augenscheinlich waren ihre Bedienungsmannschaften getötet oder hatten derartige Verluste erlitten, daß ein Fortsetzen des Feuers zeitweilig unmöglich wurde. Bald zeigte aber ein gutgezielter Geschoßhagel, daß neue Leute an den Geschützen waren. Aber auch diese wurden durch die mit beinahe unglaublicher Präzision feuernde japanische Artillerie außer Gefecht gesetzt. Wieder kam eine Pause und todesmutig rückten weitere Bedienungsmannschaften heran. Ein ehemaliger deutscher Offizier gibt den japanischen Artilleristen das folgende Zeugnis: Sie schießen mit einer verblüffenden Sicherheit. Geisterhände scheinen ihre Granaten zu lenken; im Handumdrehen weiß sich die Artillerie einzuschießen. Ich habe

Aus der Schlacht am Jalu. (Im Tale die japanischen Reserven.)
(Nach einer photographischen Aufnahme während der Schlacht.)

Ein Rekognoszierungsversuch der japanischen Luftschifferabteilung.
(Nach einer Originalzeichnung von Michael.)

Skizze zur Schlacht am Jalu.
(Mit Benützung einer Skizze von O. v. Gottberg.)

nicht oft, aber bei Gelegenheit der Vorführung von vorher eingeübten Leuten, Schießplätze zweier Armeen besucht, aber dort sicherlich keine besseren Leistungen, als hier auf dem Gefechtsfelde gesehen. Das hier beobachtete Schießen läßt sich nicht schildern; es ist einfach unglaublich und über Lob wie Tadel gleichsam erhaben. Die Granaten mancher Batterie schlugen für eine Weile nacheinander in einen Fleck ein, der dem bloßen Auge nicht größer als ein Scheunentor erschien und — es war stets der Fleck, den sie treffen wollten.

So tasteten die japanischen Granaten systematisch und nacheinander alle Höhen des gegenüberliegenden Ufers ab, wo man nur irgendwie russische Artillerie

vermuten konnte. Außer den genannten russischen Batterien haben scheinbar im Zentrum der Stellung keine mehr gefeuert, wie die Russen behaupten, weil ihre Aufstellung nicht gestattete, die japanischen Batterien zu erreichen. Ein russischer Bericht bezeichnete das japanische Feuer als ein „wahrhaft höllisches". Es traten dadurch schwere Verluste ein, doch bewahrten unsere sämtlichen Mannschaften ihre ruhige Haltung, obwohl sie seit vier Tagen nur ungenügend gegessen und geschlafen hatten.

Die japanische Gardedivision konnte unter diesen Umständen die sämtlichen Brücken über den Fluß ungefährdet vollenden und bereitete sich für die Nacht mit der zweiten Division zum Übergange vor.

Da General Kuroki noch immer vermutete, daß die Russen sehr bedeutende Artilleriemassen in unsichtbarer Stellung auf den Höhen hatten, griff er zu einem charakteristischen Mittel, welches die später noch so oft hervortretende japanische Verachtung des Menschenlebens deutlich zeigt. Er ließ einige Bataillone während des Nachmittags schon den Fluß bis zu einer der kleinen Inseln überschreiten; ganz offen, so daß die Russen es bemerken mußten. Sie taten es auch, und sofort eröffneten einige Batterien, wahrscheinlich waren es die von Potetynza, ein heftiges Feuer auf die japanischen Bataillone. Von dieser Batterie hatten die Japaner bis jetzt keine Ahnung gehabt und beschossen sie, nachdem sie sich durch eine so einfache List hatte hervorlocken lassen, sofort aufs heftigste. Granate auf Granate, so schreibt der Berichterstatter, bohrte, rot aufblitzend und krachend krepierend, sich in die Bergkante vor den feindlichen Geschützen; über ihnen zitterten und verdampften in der Luft beständig die blaugrauen Wölkchen explodierender Schrapnells. Es war keine Viertelstunde vergangen, als auch diese russische Batterie verstummte.

Japanischer Offizier.

In der Nacht begann dann die Gardedivision den Übergang über die Brücken, und ihr schloß sich die zweite Division an.

Morgens in der Frühe, als die Fußtruppen in breiter Front sämtlich nach dem Jalutal hinuntergerückt waren und zum größten Teil das jenseitige Ufer überschritten hatten, begann die gesamte japanische Artillerie wieder ein vernichtendes Feuer auf die Höhen, wo man die feindliche Stellung vermutete. Dort blieb es aber stumm und der japanische Oberfeldherr mag hier wieder gezweifelt haben, ob die Russen bereits abgezogen waren, ob man ihm eine Falle legen wollte, oder ob nur die Artillerie durch das gestrige Feuer zum Schweigen gebracht sei. Das Feuer wurde fortgesetzt und ebenso rückte die japanische Infanterie, bereits am jenseitigen Ufer des Jalu angekommen, weiter vor, nach dem Schlüsselpunkt der russischen Stellung, dem Paß der großen Straße bei Tiurenschen. Immer noch schwieg es auf diesen Höhen. Da endlich, als die japanische Infanterie nur noch 800 Meter entfernt war, eröffneten die Russen plötzlich ein mörderisches Feuer aus Geschützen und Gewehren. Die japanischen Schützenlinien erlitten schwere Verluste, wurden aber nicht zum Stehen gebracht, sondern rückten mit schweigender Energie weiter vor. Schon bald gestaltete sich die Lage für die Russen so ungünstig, daß General Sassulitsch noch im Laufe des Vormittags den Befehl gab, die vorgeschobenen Stellungen zu verlassen und eine zweite, weiter rückwärts gelegene, einzunehmen. General Kuroki gab daraufhin den Befehl zum allgemeinen Vorgehen und nun überschritt die zwölfte Division, welche, wie oben erwähnt, bei Chussan stand, den Aiho; bis an die Brust mußten die Leute ins Wasser hinein, aber nichts vermochte ihr Ungestüm aufzuhalten. In dieser ungünstigen Lage, wenn sie auch nur kurze Zeit dauerte, brachten die auf den Höhen von Potetynza stehenden Russen der zwölften Division bedeutende Verluste durch ihr Schnellfeuer bei, mußten aber dann ebenso wie das 12. Regiment zurückgehen. Diese zweite Stellung der Russen lag höher als das Plateau, auf welchem sie sich zuerst verteidigt hatten und beherrschte dieses. Kuroki sah sich also gezwungen, noch einmal stürmend und mit gesamter Kraft in der Front vorzugehen, unterstützt von seiner zwölften Division, welche mittlerweile über Potetynza in die Flanke und teilweise in den Rücken des linken russischen Flügels von Norden her vorgedrungen war. Die Russen wehrten sich wie die Verzweifelten und hielten mit der traditionellen Standhaftigkeit, welche die Geschichte früherer russischer Kriege so berühmt gemacht hat, aus.

Ein russischer Bericht sagt darüber, unsere zwölften ostsibirischen Schützen und die Batterien bei Tiurenschen empfingen die Japaner mit einem

Japanische Infanterie im Gefecht.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

so verheerenden Feuer, daß ganze Reihen von ihnen niedergemäht wurden, aber die hinteren Treffen der Japaner rückten unaufhaltsam nach und füllten alsbald die Lücken wieder aus. Auch bei unserm 22. Schützenregiment — dieses hielt ja zuerst die Höhen von Potetynza, und mußte nach Südwesten zurückgehen — türmten sich Tote und Verwundete der angreifenden Japaner fast bis zur Brustwehrhöhe, aber darüber hinweg stürzten immer wieder neue Massen uns entgegen.

Keinen Augenblick erlahmte der Angriff, keinen Augenblick ließ das japanische Geschützfeuer vom jenseitigen Ufer an Heftigkeit nach, den Angriff von

Angreifende japanische Infanterie.
(Nach einer Skizze von W. Koekkoek.)

Kurokis Truppen auf das kräftigste unterstützend. Man mußte sich entschließen, auch die Artillerie zurückzunehmen. Doch konnte der Befehl dazu nicht ausgeführt werden, weil es bei den großen Verlusten an Pferden nicht gelang, in dem gebirgigen Terrain die Geschütze von der Stelle zu bringen. Den heldenmütigen Batterien blieb nichts übrig, als in der Stellung weiter auszuharren und das taten sie, obgleich sie fast alle Offiziere und mehr als die Hälfte ihrer Bedienungsmannschaften verloren hatten.

Vom 12. Regiment waren beinahe die Hälfte aller Offiziere und Mannschaften tot oder verwundet, aber es hielt sich noch in der zweiten Stellung. Dagegen konnte das 22. Regiment den Ansturm der japanischen Übermacht nicht

mehr aushalten und begann zu weichen. In diesem Augenblick, wo eigentlich schon alles verloren und der linke Flügel umgangen war, schickte General Sassulitsch die Reserve, welche, wie die Skizze zeigt, an der großen Straße nach Fönghwantschöng stand, vor, um das 22. Regiment zu unterstützen und die drohende Umgehung durch die japanische zwölfte Division von Nordosten zu hindern oder wenigstens aufzuhalten. Mit Heldenmut ging das 11. Regiment vor, zu einem letzten verweifelten Angriff. Im Tritt, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, vor der Front den Feldgeistlichen mit dem erhobenen Kreuze in der Hand, rückte es heran. Schon war es nah am Feinde und das begeisterte „Hurra" der tapferen Russen übertönte beinah den Donner der Geschütze und das Knattern der Gewehre, schon schien es, als ob die alte russische Lieblingswaffe, das blanke Bajonett, wieder einmal einen Triumph erringen werde, da plötzlich stockte die Vorwärtsbewegung und das Hurra verstummte. Die Japaner waren vorbereitet gewesen, und ihre vorderen Schützenlinien, welchen der Stoß zunächst galt, machten Kehrt und eilten im Laufschritt zurück. Sie machten die Front frei für die nachrückenden Truppen, und diese eröffneten nun aus nächster Entfernung ein so vernichtendes Feuer gegen das 11. Regiment, daß ein Bajonettangriff resultatlos zerschellte. Die Japaner feuerten in mehrgliederiger Aufstellung, indem die vordersten Glieder hingekniet waren und brachten so eine große Anzahl von Gewehren mit höchster Wirksamkeit auf kleinstem Raume zur Geltung. Das 11. Regiment ließ sich aber nicht abschrecken, viermal ging es todesmutig zum Angriff vor und wurde zu beinah dreiviertel vernichtet.

Inzwischen rückte die zwölfte japanische Division immer weiter vor, und die Gefahr der Umgehung wurde so dringend, daß an einen weiteren Widerstand nun nicht mehr zu denken war; auch auf dem rechten Flügel hatte mittlerweile die zweite japanische Division die russische Stellung umgangen. Die Geschütze wurden, so weit es ging, unbrauchbar gemacht, und nur mit größter Mühe gelang es den Resten der russischen Truppen, sich nach der großen Straße durchzuschlagen. Auf dieser zog dann General Sassulitsch in der Richtung auf Mukden ab. Eine energische Verfolgung wurde von den zum Tode ermüdeten Truppen des Generals Kuroki nicht versucht.

Die Russen gaben ihre Verluste auf 70 Offiziere und 2324 Mann einschließlich der Gefangenen an. Von dem japanischen Heere verlor die Garde einschließlich der Verwundeten 8 Offiziere und 142 Mann, die zweite Division

14 Offiziere und 400 Mann, die zwölfte Division 8 Offiziere und 340 Mann. So besagen jedenfalls die offiziellen Angaben. Immerhin muß man annehmen, daß die japanischen Verluste ganz erheblich größer waren, denn die Russen haben sich ausgezeichnet geschlagen mit enormer Ausdauer und, wie es scheint, auch Kaltblütigkeit, und es ist daher anzunehmen, daß besonders während des Überschreitens des Jalu und dem Vorgehen im gänzlich schutzlosen Gelände gegen die hochgelegene russische Stellung eine viel größere Zahl dem russischen Feuer zum Opfer gefallen ist.

Die Russen mußten 24 Geschütze und 8 Maschinengewehre dem Feinde zurücklassen; gelang es ihnen auch vorher sie unbrauchbar zu machen, so war das nicht nur der schmerzhafteste Verlust, sondern auch ein solcher von allgemein erheblicher Bedeutung, weil die Dotierung mit Artillerie des russischen Heeres der des japanischen weit nachstand.

Der erwähnte deutsche Berichterstatter im japanischen Lager schließt seine Schilderung der Schlacht folgendermaßen: „Die Blutarbeit war getan, die Schlachtmusik schwieg, es war ein eigentümliches und tiefes Schweigen, das dem Konzert folgte, so kurz war dieses gewesen und genau zwei Stunden nach der Ouverture durch den ersten Kanonenschuß beendet — hier scheint er sich doch ganz bedeutend in der Zeit verschätzt zu haben, das ist auch weiter nicht verwunderlich, weil die Japaner die fremden Berichterstatter immer weit hinten hielten — vielleicht darum machte das tiefe Schweigen, das vorn auf der ganzen langen Angriffslinie und hinten auf der beim letzten Sturmanlauf verstummten Artilleriestellung lag, so beklommen; war es wirklich schon vorbei, war der Tag gewonnen, von vorn aus der Schützenlinie der Garde, dann rechts und links entblößten sich die Köpfe und donnernd, wie vorher Granatenkrach, hallte durchs Waffenfeld ein einziger wilder Siegesschrei: „Banzai!“

Dann wurde es still wie zuvor, die Sonne lachte vom Himmel herab, als hätte sie während der Morgenstunden nur Frühlingsblumen und Maienluft bestrahlt.“

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf diese erste Schlacht des Krieges und ihre Bedeutung. Schon vorher konnte niemand zweifeln, welcher das Kräfteverhältnis der sich am Jalu gegenüberstehenden Gegner kannte, daß es den Russen unmöglich gelingen konnte, die Stellung zu halten. General Kuroki setzte seine ungeheure Übermacht instand, eine Stellung von solcher Länge an dem Flusse einzunehmen, daß den Russen von Anfang an die Gefahr des

Flankenangriffs drohte; deswegen allein schon war der Widerstand aussichtslos. Es scheint beinahe, als ob der russische Befehlshaber geglaubt habe, sein linker Flügel sei durch den Aiho-Fluß genügend geschützt und dieser könne nicht von Truppen durchwatet werden.

Ist dem so gewesen, so würde ein Mangel an Vorbereitung vorhanden sein, denn es kostete wenig Mühe, die Beschaffenheit des Flußes festzustellen. War General Sassulitsch aber nicht dieser Ansicht, so mußte er auch von vorneherein die Überflügelung von Norden her voraussehen, denn wie wir oben sagten, hatten russische Patrouillen schon vor der Schlacht den Übergang der zwölften

Japanische Artillerie in der Schlacht am Jalu.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Division bei Suku festgestellt. Schon am 30. April hatte die japanische Artillerie eine solche Überlegenheit bewiesen und war so ausgezeichnet geleitet worden, daß es ebenfalls klar sein mußte, daß die wenigen russischen Batterien ihr keinen erfolgreichen Widerstand leisten konnten. Die japanischen Geschütze haben auch tatsächlich an den beiden Tagen nicht nur die Entscheidung vorbereitet, sondern sie tatsächlich gebracht, ohne ihre Überlegenheit, welche die russischen Batterien zum Teil schon am 30. April zum Schweigen brachte, würde der ausgedehnte frontale Angriff der Infanterie nicht möglich gewesen sein. Sobald aber bei Intakt der japanischen Artillerie die Infanterie den Fluß überschritten hatte und von drei Seiten den Angriff begann, oder im Begriff stand, ihn zu beginnen, hätte General Sassulitsch auch erkennen müssen, daß ein weiteres Ausharren

Angriff des russischen 11. Infanterieregiments in der Schlacht am Jalu.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

nicht nur vergeblich, sondern auch nutzlos war. Da hätte er also schon in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai vor allem trachten sollen, seine Geschütze und Maschinengewehre unversehrt und so schnell wie möglich zurückzuziehen und mit seiner ganzen Macht den Rückzug auf der großen Straße anzutreten. So hat er aber durch zu langes Ausharren ohne Nutzen das Blut seiner heldenmütigen Truppen vergießen lassen und eine große Anzahl von Geschützen in Feindeshand lassen müssen. Man mag den hartnäckigen Widerstand der Russen

Japanische Verbandstelle am Jalu.
(Nach einer Photographie.)

am Jalu ansehen wie man will, es wird nicht der mindeste Nutzen darin zu finden sein. Es wurde gesagt, General Sassulitsch habe den Feind möglichst aufhalten sollen, damit General Kuropatkin Zeit gewänne. Fassen wir diesen Einwand ins Auge, so wurden vielleicht zwölf Stunden Zeit gewonnen. Das kann in keiner Weise ins Gewicht fallen, wohl aber der Verlust an Geschützen und Menschen.

Sollten die Japaner aber auch noch eine weit größere Anzahl von Menschen verloren haben, als sie angeben, so bedeutete das doch in keiner Weise eine nennenswerte Schwächung der Kurokischen Armee. Weit wurden sie jedenfalls aufgewogen durch den ungeheuren moralischen Erfolg. Zum erstenmal hatten

japanische Truppen hier am Jalu Gelegenheit gehabt, sich mit denen der größten Armee der Welt zu messen. Zum erstenmal hatte ein japanischer General Gelegenheit gehabt den Beweis zu liefern, daß ihm und seinen Unterführern alle Feinheiten europäischer Strategie in Fleisch und Blut übergegangen waren. General Kuroki hat ganz augenscheinlich die russische Macht auf dem rechten Jaluufer vorher für viel stärker gehalten, als sie war; er hatte dementsprechend seinen Angriff äußerst vorsichtig und klug vorbereitet, und man kann nicht im Zweifel sein, daß auch eine viel größere russische Truppenmacht dieser weitausholenden Umfassung und der mächtigen Artillerie standgehalten hätte. Die hohe Bewertung der Artillerie auf seiten der Japaner, welche sich sowohl in ihrer ausgiebigen und richtigen Verwendung, als auch in den guten Leistungen des Personals zeigte, lieferten ebenfalls einen Beweis dazu, daß das japanische Heer nach den modernsten militärischen Grundsätzen geschult war. In Japan erregte dieser Sieg infolgedessen einen ungeheuren Jubel, er erhöhte das Selbstvertrauen des Volkes und Heeres und gab ihnen aufs neue eine Spannkraft, welche vorher durch den so langwierigen Vormarsch in Korea etwas erlahmt zu sein schien. Alles das konnte man auch auf russischer Seite voraussehen und wissen, daß es dem moralischen Erfolg keinen Eintrag tun konnte, wenn auch eine noch so große Übermacht auf seiten der Japaner gewesen war. Auf der andern Seite erhielt ganz naturgemäß das Prestige des russischen Heeres, wenn auch, wie wir gesehen haben, ungerechterweise, einen Stoß. Bei den Qualitäten des russischen Soldaten, seiner vollkommenen Disziplin und eisernem Ausharrungsvermögen war hier eine schädliche Einwirkung kaum zu befürchten, wohl aber erhoben sich schon damals in Rußland und in der ganzen Welt Zweifel an der Tüchtigkeit der russischen Führer. Was General Sassulitsch betrifft, so muß man diesem Zweifel zustimmen, allerdings unter einer Voraussetzung, nämlich, daß er selbständig den Oberbefehl führte, dies ist aber bis jetzt nicht klar. In Rußland wollte man wissen, daß Sassulitsch den bindenden Befehl erhalten habe, die Stellung eine bestimmte Zeit zu halten, in dem Falle wäre er natürlich entlastet, und ein um so schwererer Vorwurf träfe diejenige Stelle, von welcher die Weisung ausging. Ausgeschlossen ist es, daß Kuropatkin einen solchen Befehl gegeben haben sollte, denn er ist überhaupt dafür gewesen, den Japanern den Jalu-Übergang ohne Kampf zu gestatten. Nur die spätere Kriegsgeschichte wird das Dunkel, welches über diesen Vorgängen liegt, lichten; wahrscheinlich aber dürfte es sein, daß der Statthalter, Admiral Alexejeff, nicht gegla[illegible] hat, es mit seiner Stellung

vereinigen zu können, daß man diese Grenze seiner Statthalterschaft kampflos dem Feinde überließe; also eine im gewissen Sinne rein äußerliche Überlegung ohne jeden realen Hintergrund. Wir brauchen nicht so weit zu gehen, daß wir die Jalu-schlacht als einen für das russische Heer empfindlichen Verlust bezeichnen, dazu sind die Zahlen, um die es sich handelt, zu klein, wenn auch das Zurücklassen einer so beträchtlichen Anzahl von Geschützen immerhin ein unangenehmer Ausfall war. Am schlimmsten war die Tatsache, daß dieser erste Mißerfolg durch einen groben Fehler herbeigeführt worden war.

General Kuroki rückte nun ungesäumt auf der großen nach Liaujan führenden Straße vor und nahm am 6. Mai den im Gebirge liegenden Ort Fönghwantschöng ein, ohne daß die Russen hier einen nennenswerten Widerstand geleistet hätten.

General Sassulitsch zog sich weiter zurück und stieß mit den übrigen russischen Aufklärungstruppen zusammen.

Aus dem Unterliegen in diesem ungleichen Kampfe kann man den Russen sicher keinen Vorwurf machen, wohl aber den Führern daraus, daß sie überhaupt ihre Artillerie gegen eine derartige Überlegenheit kämpfen ließen und nicht warteten, bis der eigentliche Übergang und der Angriff erfolgte.

Nachdem so der Übergang über den Fluß für die erste Armee erzwungen war, auch die russischen Truppen sich nach dem Inneren auf die Hauptmacht Kuropatkins in der Mandschurei hatten zurückziehen müssen, wurde unverzüglich die Landung der zweiten Armee auf Liaotung ins Werk gesetzt. An welchen Tagen die Transportflotte zuerst den Hafen verlassen hat, wissen wir nicht, wohl aber, daß sie sich nach dem Vorgange, welcher jetzt geschildert werden soll, an den Küsten Liaotungs befand. Spätestens mit dem Übergang der Truppe über den Jalu hat sie also ihre Bereitschaftsstellungen in den Häfen Koreas verlassen. Bei der Nähe der Landungsplätze von Port Arthur und bei der Unmöglichkeit, das Aus- und Einlaufen russischer Fahrzeuge, besonders kleiner und schneller, zu kontrollieren oder gar zu hindern, machte Admiral Togo noch einmal und mit einem großen Aufwand von Mitteln einen Versuch, die Einfahrt zu sperren.

Ein neuer Sperrversuch vor Port Arthur.

Am 3. Mai, kurz nach Mitternacht, bemerkten die russischen Batterien vor Port Arthur sich nähernde japanische Torpedoboote und hinter ihnen eine größere Anzahl von Dampfern, welche sperren sollten. Es waren der letzteren diesmal

zwölf, alle mit leichten Schnellfeuergeschützen bewehrt und 2—3000 Tonnen groß. Die Russen eröffneten sofort ein heftiges Feuer aus Küstenbatterien und Wachtfahrzeugen. Die Dampfer griffen in drei verschiedenen Gruppen an und zwar nicht nur von verschiedenen Richtungen der Reede aus, sondern auch nacheinander. Das letztere scheint entschieden ein Fehler gewesen zu sein,

Banzai!

denn so hatten die russischen Fahrzeuge die Möglichkeit, die ganze Gruppe, welche jedesmal angriff, unter Feuer zu nehmen. Wären dagegen alle zwölf Dampfer zugleich mit hoher Fahrt vorgegangen, so kann man wohl annehmen, daß wenigstens einige von ihnen sich vor dem Geschützfeuer hätten retten können; etwas anderes war es natürlich mit den Minen. Aber man hatte immerhin doch wenigstens eine Chance.

Von japanischer Seite besitzen wir keine zusammenhängende Darstellung über die Einzelheiten dieses Sperrversuches. Die russischen Berichte sagten, es

seien die Dampfer der ersten Gruppe, drei an der Zahl, durch Geschützfeuer zum Sinken gebracht. Von der zweiten wären ebenfalls zwei zum Sinken gebracht und zwei auf Minen gelaufen und ebenfalls gesunken. Nicht anders sei es der dritten ergangen, von denen eins auf Strand lief.

Der Kampf ist ein sehr heftiger gewesen, das Geschützfeuer dauerte über drei Stunden. Die Torpedoboote der Japaner hatten die Aufgabe, die Sperrdampferbesatzungen aufzunehmen, wenn sie ihre Dampfer verloren hätten. Bei dem heftigen Feuer der Russen hatten natürlich auch die Boote einen schweren Stand und der Kommandant des russischen Kanonenbootes „Giljak" behauptet, er habe zwei japanische Torpedoboote zum Sinken gebracht. Die Verluste der Japaner an Menschen waren also ziemlich groß; als gerettet wurden nur angegeben 8 Offiziere und 36 Mann, gefangen und gefallen 6 Offiziere und ungefähr 120 Mann.

Am nächsten Morgen erschien, wie gewöhnlich, Admiral Togo mit seinen Schiffen wieder vor der Reede, schoß jedoch nicht, sondern ging bald darauf wieder in See. Er meldete darauf, die Hafeneinfahrt von Port Arthur sei tatsächlich gesperrt.

Wir haben schon früher über die Unzuverlässigkeit gerade solcher Meldungen gesprochen. Weder die Sperrdampfer-Kommandanten, noch die der Torpedoboote und am allerwenigsten Admiral Togo konnten positiv behaupten, daß die Einfahrt gesperrt sei. Versenkt man bei Tage und in aller Ruhe irgendwo in einer Enge einen Dampfer, so ist das etwas anderes; in dunkler Nacht aber, umgeben von Geschützqualm und geblendet vom Scheinwerferlicht, konnten die Dampferkommandanten ganz unmöglich mit Sicherheit feststellen, an welcher Stelle genau ihr Schiff auf den Grund gesunken war. Ob also die Einfahrt wirklich gesperrt war, konnte nur die Zukunft beweisen, dadurch, daß eben keine russischen Schiffe mehr aus- und einliefen.

Auffällig war in dem Berichte des russischen Admirals, daß er nicht wie sonst meldete, die Einfahrt sei frei, sondern offenbar geflissentlich diesen Hauptpunkt der ganzen Aktion unerwähnt ließ. Er wird also wahrscheinlich selbst, als er das Telegramm absandte, nicht genau gewußt haben, wie es mit der Passierbarkeit der Einfahrt stand, und das läßt wieder darauf schließen, daß es tatsächlich einem oder zwei Sperrdampfern gelungen war, nicht weit vor der Einfahrt auf den Grund zu gelangen. Im übrigen weichen der japanische und der russische Bericht wieder derart voneinander ab, daß wir im folgenden

einige Punkte aus ihnen hervorheben wollen. Zu beachten ist immer dabei, daß die Russen, die als direkte Zuschauer und von der Festung aus imstande waren, das Ganze zu überblicken, hier zuverlässiger sind.

Höhere japanische Offiziere waren nicht in der Nähe; die Kommandanten und Mannschaften der einzelnen Dampfer aber waren natürlich viel zu sehr mit sich und ihrem Schiff beschäftigt, um das Ganze übersehen zu können.

Immerhin telegraphierte Admiral Togo, die Hafeneinfahrt von Port Arthur sei nunmehr gesperrt, und er hat es auch jedenfalls geglaubt, vielleicht es auch nur die Russen glauben machen wollen. In Japan erregte diese lange mit Sehnsucht erwartete Meldung die größte Begeisterung. In allen größeren Städten veranstaltete man Umzüge mit Musik und in Tokio fanden vor dem Kriegsministerium und dem Generalstabsgebäude jubelnde Kundgebungen statt.

Die Russen, welche natürlich auch zuerst nicht genau wissen konnten, wo jeder der zwölf Dampfer gesunken war, suchten an den nächsten Tagen mit Fahrzeugen und Tauchern die Gegend vor der Einfahrt genau ab, und bald konnte Admiral Alexejeff melden, daß ihre Lage bis auf einen einzigen festgestellt worden sei. Dieser letztere hat allerdings eine Zeit lang die Aus- und Einfahrt großer Schiffe sehr erschwert, weil er dicht vor der Mündung lag, jedoch gelang es schon im Laufe der nächsten Woche, ihn durch Sprengung völlig zu beseitigen. Auch die Einfahrt selbst hat man in jener Zeit erweitert und verschiedenen Küstenbatterien durch Sprengung im Wege befindlicher Felsen einen größeren Bestreichungswinkel gegeben als sie vorher hatten, so daß nunmehr Schiffe, die sich auf der Reede sehen ließen, von einer größeren Geschützzahl unter Feuer genommen werden konnten als vorher. Das Getöse dieser Sprengungen wurde in der Umgegend gehört, von Chinesen in ihren Dschunken, von beobachtenden japanischen Kreuzern und sogar in dem auf der andern Seite der Miautaustraße liegenden Orte Tschifu. Ob man es geglaubt hat oder nicht, jedenfalls sprengten die Japaner das unsinnige Gerücht aus, die Russen zerstörten an allem verzweifelt ihre eigene im Hafen von Port Arthur liegende Flotte, damit sie nicht in die Hände des Feindes fiele.

In Port Arthur befand sich damals als Kriegskorrespondent eines russischen Blattes der Schriftsteller Dantschenko; er gab von diesem letzten Sperrversuch die folgende Schilderung: „Die japanischen Dampfer teilten sich in drei Gruppen, drei kamen von der einen, fünf von der andern Seite. Zwei, die in der Mitte fuhren, gerieten schon recht weit von der Küste auf russische Minen und flogen

in die Luft. Nun eröffneten alle Uferbatterien ein furchtbares Feuer, noch nie haben sie so gearbeitet wie diese Nacht. Unter diesem entsetzlichen Feuer gingen die Sperrdampfer, welche sich in Begleitung von drei Torpedobooten befanden, dem sicheren Untergange entgegen. Als der erste Sperrdampfer sank, sammelte sich die Mannschaft auf dem langsam sinkenden Vorderteil des Schiffs und verschwand mit dem Rufe „Banzai" in den Fluten. Auf dem zweiten leck geschossenen Dampfer stiegen die Mannschaften in die Wanten und gaben Lichtsignale. Sie wurden ebenso wie die kleinen Boote, welche sie retten wollten, von unsern Maschinenkanonen mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, aber sie machten kein Zeichen der Übergabe, sie wollten nicht gerettet werden und schossen sogar auf die russischen Mannschaften, welche ihnen Hilfe bringen wollten. Als ein japanisches Rettungsboot an der Küste strandete, versuchte die Mannschaft Selbstmord, um den Russen nicht in die Hände zu fallen. Einer von den japanischen Offizieren beging Harakiri als die Russen nahten. Die Tapferkeit und Todesverachtung der Japaner wird allgemein anerkannt. Es waren die besten und erfahrensten Seeleute, mit denen man die Dampfer bemannt hatte, und darum durften wir sie nicht entkommen lassen. Auch dieser Angriff ist also abgeschlagen. Wir erwarten aber, daß die Japaner mit einer noch viel größeren Anzahl von Dampfern wieder erscheinen werden. Admiral Togo ist übrigens schon beim ersten Sperrversuch so überzeugt von seinem Gelingen gewesen, daß er englische Korrespondenten zum Frühstück in Port Arthur eingeladen hat. Das Diner sollte in Mukden eingenommen werden."

Von der Todesverachtung und dem Heldenmut der Japaner bei diesen Sperrversuchen ließen sich noch zahlreiche Beispiele erzählen. Am berühmtesten ist der Korvettenkapitän Hirose geworden. Hirose beteiligte sich schon an dem ersten Sperrversuch von Port Arthur am 24. Februar. Damals führte er den Dampfer „Hokoku Maru". Als er sich in der Nähe der Einfahrt glaubte, ließ er alles fertig zum Sprengen und damit möglichst schnellem Versenken des Schiffes machen. Die Zeitzünder wurden in Brand gesetzt und die Uhrwerke begannen zu laufen. Dann begab sich die ganze Besatzung und Hirose mit in das kleine Rettungsboot, welches hinter dem Dampfer im Schlepp mitgeführt wurde. Da bemerkte er, daß er seinen Degen auf dem Dampfer vergessen hatte, ließ wieder heranrudern und begab sich an Bord, um ihn zu holen. Eben, er war wieder zurückgekehrt, da flog das Schiff in die Luft und sank im tiefen Wasser. Von einem Geschoßhagel überschüttet, führte Hirose das Boot mit

seiner ganzen Besatzung unversehrt bis an das Torpedoboot „Hajjabusa“ und wurde von diesem aufgenommen. Auch bei dem nächsten Sperrversuch führte Hirose wieder einen der Dampfer und zwar den „Fukui Maru“. Wie jedesmal, wurden die Sperrdamper frühzeitig bemerkt, mit den Scheinwerfern beleuchtet und unter heftiges Feuer genommen. Nichts destoweniger drang man vor, und als der „Fukui Maru“ sich nicht weit von der Einfahrt befand, traf

Japanische Patrouille in einem koreanischen Dorfe.
(Nach einer Photographie.)

ihn ein russischer Torpedo, so daß er sank. Man begab sich so schnell wie möglich ins Boot und als sich die Leute darin befanden, bemerkte Hirose, welcher als letzter den Dampfer verlassen hatte, daß der Deckoffizier Sogino fehlte. Dreimal kehrte er mit Lebensgefahr auf das sinkende Schiff zurück, welches noch immer beleuchtet und unaufhörlich beschossen wurde. Endlich, als das Wasser schon das Oberdeck bespülte, sprang Hirose in das Boot und die Leute begannen mit aller Kraft zu rudern um aus dem Feuerbereich zu gelangen. In dem Moment traf den tapferen Kapitän eine Granate und riß seinen Körper derart in kleine Stücke, daß nur noch einige Fleischfragmente im Boote zurückblieben.

General-Adjutant Kuropatkin.
Oberbefehlshaber der mandschurischen Feldarmee.
(Nach einer Photographie.)

Nach japanischer Sitte verlieh der Mikado dem toten Helden mehrere hohe Orden. In der Marine und im Volke aber wurde sein Tod und seine Aufopferung für die ihm anvertrauten Untergebenen durch begeisterte Lieder gefeiert. Hirose lebt als Beispiel weiter, und wenn zu irgend einem gefährlichen Unternehmen Mannschaften ausgeschickt werden, so sagt man ihnen, sie sollten ihre Pflicht so tun wie der Kapitän Hirose.

Es ist auffällig, wie das sonst so trocken scheinende japanische Volk die Poesie liebt. Freilich trägt sie einen andern Charakter wie das was wir unter Dichtkunst verstehen. Man hat aber im Lauf des Krieges häufig bemerkt, daß

Russische Infanterie über einen Fluß setzend.
(Nach einer Photographie.)

japanische zum Tode verwundete Soldaten noch ihre letzten Kräfte aufwandten, um Verse auf Brettchen oder in die Innenseite ihrer Feldmützen einzuzeichnen, meist mit bildlichen Darstellungen.

Auch russische Berichte melden von heroischer Pflichttreue und Standhaftigkeit: Ein japanisches Geschoß beschädigte das Dampfrohr im Maschinenraum eines Torpedobootes. Der Maschinist Blinoff sah, wie der Dampf begann auszuströmen und preßte, ohne einen Moment zu zögern, seine Hände fest auf das Loch. Trotz der furchtbaren Schmerzen, welche der glühendheiße Dampf in den Handflächen verursachte, hielt der mutige Mann aus, bis man ein Blech und Draht herbeigebracht, um die Öffnung provisorisch zu dichten. Die Handflächen Blinoffs waren vollständig verbrüht, aber er blieb auf seinem Posten

und bediente die Maschine, bis das Gefecht zu Ende war und das Boot nicht mehr der Tätigkeit seiner Maschine bedurfte. Nur von Zeit zu Zeit ging er für einen Augenblick an Deck, um seine Hände an der frischen Luft etwas zu kühlen. — Man kann darüber streiten, ob es leichter ist, bewußt in den Tod zu gehen, oder unter den furchtbarsten Schmerzen Obliegenheiten weiter zu erfüllen, welche die größte dauernde Aufmerksamkeit erfordern; gerade die Hände muß der Machinist gebrauchen, und warmes, ja heißes Metall anzufassen!

Japanisches Viktoria-Kreuz.

Die Ereignisse im Mai 1904.

Truppenlandungen der Japaner.

Nachdem so die beiden Ziele scheinbar erreicht waren, welche sich die japanische Oberleitung gestellt hatte: Der Jalu überschritten und der Hafen von Port Arthur, wie man glaubte, jedenfalls für große Schiffe gesperrt, begann am 5. Mai die Ausschiffung der 2. Armee unter dem Oberbefehl des Generals Oku bei Pitzewo, an der Ostküste der Halbinsel Liaotung. Wir haben uns schon einmal darüber ausgesprochen, warum man nicht schon früher auf Liaotung gelandet hatte. Die Gründe waren zuerst Vereisung der Küsten und später die Furcht vor einer Störung durch Schiffe der russischen Flotte. Die letztere muß man (wohl verstanden, auf Grund dessen, was wir vom Kriegsschauplatze her erfahren haben) als übertrieben ansehen, denn die russischen Schiffe von Port Arthur hatten einerseits bis dahin noch nie eine Initiative und ein Geschick gezeigt, welches zur Annahme berechtigen konnte, daß sie trotz der damals noch übermächtigen japanischen Flotte eine ernsthafte Gefahr darstellen könnten. Auf der andern Seite berechtigt diese übergroße Vorsicht zu dem Schlusse, daß man schon damals nicht imstande war, den Hafen von Port Arthur effektiv zu blockieren, das heißt, durch eine Überwachung mit überlegenen Streitkräften derart abzuschließen, daß kein russisches Schiff aus- oder einlaufen konnte. Es ist überflüssig, die Wahrscheinlichkeit zu erörtern, wie alles geworden wäre, wenn Makaroff nicht vorzeitig sein Leben verloren hätte, wahrscheinlich wäre dann eine Seeschlacht oder eine Reihe kleinerer Kämpfe die Folge gewesen.

Wie dem auch sei, Admiral Togo glaubte nach dem letzten Versuch am 3. Mai zuversichtlich, daß wenigstens keine großen Schiffe aus Port Arthur auslaufen könnten und gab durch diese Versicherung den unmittelbaren Anlaß zur sofortigen Landung der 2. Armee. Schon seit Wochen wurde von Einwohnern der Küstenplätze berichtet, daß eine mächtige Transportflotte in der Gegend von Takuschan sich gezeigt habe und von Kriegsschiffen begleitet worden sei.

Daraus wird sich wahrscheinlich auch erklären, daß die Russen ihre Stellung am Jalu soweit südlich nach der Mündung vorschoben; General

Sassulitsch hat jedenfalls angenommen, man werde hier seine rechte Flanke durch schnell gelandete Truppen bedrohen und unterließ darüber die eigentlich bedrohte linke Flanke genügend zu berücksichtigen. Damit war der Zweck erreicht, die japanische Transportflotte zu sichern, denn nicht nur die Russen am Jalu glaubten es, sondern überall wurde die Nachricht verbreitet, es stände die Landung der 2. Armee bei Takuschan unmittelbar bevor. Dann wurde es plötzlich still, bis die ganz unerwartete Nachricht kam, die japanischen Truppen

Der Kriegshafen Fusan, im Südosten von Korea.
(Nach einer Photographie.)

landeten nicht bei Takuschan, sondern bei Pitzewo, also bedeutend weiter südlich an der nördlichen Grenze des russischen Pachtgebietes Kwantung. Ob außerdem damals schon Landungen bei Takuschan begonnen haben, entzieht sich unserer Kenntnis, wahrscheinlich sind sie erst später ins Werk gesetzt worden, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Verschiffung der 3. Armee schwerlich mit der 2. zugleich erledigt werden konnte.

Von Pitzewo aus rückten sofort die ersten gelandeten Truppen nach allen Seiten ins Land hinein, um aufzuklären und die schwachen feindlichen Streitkräfte, denn nur solche konnten doch vorhanden sein, fortzujagen. Zwei Regi-

menter gingen auf der Straße nach Pulantin, auch Port Adams genannt, vor. Dieser Ort liegt an der Eisenbahn, welche Port Arthur mit Laujan und Mukden verbindet und hatte, wie wahrscheinlich alle größeren Stationen jener Bahn, eine russische Besatzung. Schon mehrere Tage vorher hatten die Russen durch ihre Küsten-Wachstationen festgestellt, daß eine Landung in der Nähe von Pitzewo bevorstände und auf allen Straßen dieser Gegend von Liaotung patrouillierten russische Vorposten und Streifwachen, um Fühlung mit dem Feinde nach seiner Landung herzustellen und über seine Stärke, den Ort der Landung und die voraussichtlichen Absichten berichten zu können. Auf ein solches Detachement trafen die japanischen Regimenter während ihres Marsches auf Pulantin; es entspann sich ein kurzes Gefecht, und die Russen zogen sich zurück. Erst am folgenden Tage trafen die japanischen Vorposten in Pulantin ein und beschossen ohne Erfolg einen gerade nach Port Arthur passierenden Postzug. In Pulantin selbst fand man keinen Widerstand, denn die russischen Truppen hatten den Ort vorher geräumt. Sie wußten, daß überlegene Macht im Anzuge sei und sie doch nicht imstande wären, die Eisenbahnstrecke zu verteidigen, denn darauf kam es an und deren Zerstörung war der alleinige Zweck dieser beiden japanischen Regimenter. Merkwürdigerweise räumten die japanischen Vorposten aber Pulantin bereits am folgenden Tage ohne daß die Bahn außer Betrieb gesetzt worden wäre. Warum diese Räumung erfolgte, steht nicht ganz fest, nicht unwahrscheinlich ist aber der von den Japanern selbst angegebene Grund, daß schlechtes Wetter und schwere See eine mehrere Tage lange Unterbrechung der Landungen herbeigeführt haben. Die vorgeschobenen Detachements fühlten sich infolgedessen unsicher und befürchteten mit Recht abgeschnitten zu werden, wenn nicht weiterer Truppennachschub von der Küste her ihre Verbindung mit dieser aufrecht hielte. Man hatte allerdings mit der Zerstörung des Bahnkörpers begonnen, aber schon am 10. Mai konnte General Kuropatkin dem Zaren die Meldung machen, daß die Bahn wieder gebrauchsfähig sei und der Oberstleutnant Spiridonoff einen ganzen Zug voll wichtigen Kriegsmaterials nach Kintschau gebracht habe. Dieses Kriegsmaterial soll allerdings von einer ganz hervorragenden Wichtigkeit gewesen sein, insofern es zum Teil Reparaturstücke für die beschädigten Linienschiffe „Zesarewitsch" und „Retvisan" enthielt, welche auf den Petersburger Werften in langer mühsamer Arbeit angefertigt worden waren. Wäre es nicht gelungen, diese noch im letzten Augenblick nach Port Arthur zu schaffen, so hätte man endgültig auf eine Wiederherstellung der beiden Linien-

schiffe verzichten müssen. Man sieht daraus, von wie ungeheurer Wichtigkeit es für jeden Kriegshafen ist, umfangreiche Reparaturwerkstätten zu besitzen und von den wichtigsten Schiffsteilen, wie z. B. den schweren aus Stahl gegossenen Steven, Reserveteile an Ort und Stelle zu haben; davon kann unter Umständen der Erfolg des Seekrieges abhängen. Am 14. Mai endlich ist die Bahnstrecke tatsächlich zerstört worden und zwar auf einer Länge von 20 km. Eben vorher mit einem der letzten Züge verließ der Statthalter Alexejeff, welcher nach dem Tode Makaroffs provisorisch den Oberbefehl über die Seestreitkräfte übernommen hatte, Port Arthur und gelangte noch mit genauer Not nach Mukden. Damit war also Port Arthur jetzt endgültig abgeschnitten und es beginnt eine Periode der Geschichte dieses Krieges, wo wir vielfach nur auf Vermutungen angewiesen sind, da die Nachrichten von russischer Seite auf Port Arthur jedenfalls regelmäßig nicht mehr erfolgen und die Japaner ihr System der Verschleierung mit noch größerer Vorsicht fortsetzen. Die 2. Armee rückte nun ungesäumt nach Süden vor, ihr Ziel bildete zunächst die russische Stellung auf der Enge bei Kintschau. Es ist möglich und vielleicht wahrscheinlich, daß auch an der Westseite von Kwantung in jenen Tagen japanische Truppen gelandet sind, vielleicht auch noch an einem zweiten Küstenpunkte der Ostseite. Auf beides läßt die Verteilung der japanischen Flotte schließen, wie man sie aus den verschiedenen damaligen Nachrichten ungefähr kombinieren kann. Es war und ist bekanntlich während des Krieges in Japan auf das Strengste verboten und mit schwerer Strafe bedroht, irgend eine Angabe über die Stärke, den Aufenthaltsort und die Bewegungen von Streitkräften zu Lande oder zur See zu machen. So sind auch die veröffentlichten Telegramme der russischen Admirale ziemlich sibyllenhafter Abfassung. „Ich verließ dem Programm gemäß mit den mir anvertrauten Streitkräften eine gewisse Basis," oder „Admiral X. dampfte mit dem ihm anvertrauten Geschwader in einer gewissen Richtung, um die ihm gewordene Aufgabe auszuführen." Aus solchen Nachrichten läßt sich natürlich nicht viel ersehen, sondern nur in Verbindung mit andern bekannten Ereignissen kombinieren.

Verluste der japanischen Flotte.

Als der Feldzug Okus auf Liaotung begann, verteilte Admiral Togo sämtliche ihm zur Verfügung stehenden Schiffe auf beiden Seiten der Halbinsel. Er selbst blieb mit der Hauptmacht seiner Linienschiffe und Panzerkreuzer vor Port Arthur, um beim Herauskommen des russischen Geschwaders, vor dem er

sich doch nachher nicht mehr so sicher gefühlt hat, sofort zur Stelle zu sein. Unmittelbar bewacht wurde die Reede aber nur durch leichte Kreuzer und Torpedoboote, denn den Linienschiffen und Panzerkreuzern lag zu gleicher Zeit die Aufgabe ob, die Meerenge von Miautau oder Tschili zu überwachen. So kreuzten auch am 15. Mai drei japanische Linienschiffe und drei Kreuzer in Sicht von Port Arthur. Von der dortigen Signalstation stellte man fest, daß das eine der Mikasa-Klasse angehörte, die beiden anderen der Fuji-Klasse. Das Wetter war schön und klar, die See ruhig. Die Schiffe dampften mit geringer Fahrt ihren Kurs und sind wahrscheinlich in ziemlich weit aufgelöster Ordnung gewesen.

Plötzlich erblickte man von Port Arthur aus am Vorderteil des einen Schiffs, des „Hatsuse" von der Mikasa-Klasse, eine große Rauchwolke aus dem Wasser steigend. Man konnte mit Ferngläsern genau sehen, wie sich das Schiff stark nach der Seite überlegte und nach vorne einsank. Auch die Kessel mußten verletzt sein, denn dichte graue Dampfwolken strömten aus dem Schornstein heraus. Das Schiff blieb liegen, gab scheinbar Notsignale und daraufhin eilten zwei kleine Kreuzer herbei und machten anfangs Anstalten, ihre Boote zu Wasser zu bringen. Der Kommandant des Linienschiffes schien aber die Lage für noch nicht so gefährlich zu halten und so sah man nur, wie sich das Linienschiff langsam und vorne tief eingesunken in Begleitung der beiden Kreuzer entfernte. Wochenlang nachher hat man erfahren, daß es das Linienschiff „Jaschima" war; die „Jaschima" hat vergebens versucht einen Zufluchtshafen zu erreichen, sondern ist gesunken; unter welchen Umständen, davon hat man nichts erfahren, überhaupt haben die Japaner über diesen Unfall völliges Stillschweigen beobachtet.

Als Ursache dieses schweren Verlustes, des ersten, welchen die Japaner zur See in diesem Kriege erlitten, kann nur eine Mine angenommen werden, welche entweder an jener Stelle verankert war oder frei, jedoch unter der Wasseroberfläche, trieb. Wahrscheinlicher dürfte das Erstere sein, denn wenige Minuten nach der Explosion auf der „Jaschima" lief auch das nächste Schiff, als es sich von Port Arthur aus gesehen in derselben Richtung befand wie vorher die „Jaschima", mit seinem Vorderteil auf eine Mine. Der russische Admiral Witthöft meldete auf Grund seiner Beobachtung von Port Arthur aus, diese Mine habe ähnliche Erscheinungen hervorgerufen, wie seinerzeit beim Untergang des „Petropawlowsk" festgestellt worden seien. Durch die Explosion seien die Munitionsvorräte zur Detonation gebracht, wahrscheinlich auch die

Japanische Kriegsschiffe halten einen neutralen Dampfer wegen Verdacht der Kontrebande an.
(Nach einer englischen Skizze.)

Kessel explodiert und das Schiff nach weniger als zwei Minuten gesunken. Die letzte Tatsache ist richtig und wird auch von dem japanischen Oberbefehlshaber, Admiral Togo, bestätigt. Im übrigen sagt er aber, die „Hatsuse", eins der besten japanischen Linienschiffe, ging hier durch unglücklichen Zufall verloren, sie sei nacheinander auf zwei Minen aufgelaufen, erst vorne und dann mit dem hinteren Teil. Welche Darstellung die richtige ist, muß dahingestellt bleiben; wahrscheinlicher an und für sich ist die russische, denn einmal konnte man von der Batterie Goldener Berg bei Port Arthur deutlich die ganzen Vorgänge beobachten, und ferner hat diese Version auch an und für sich mehr Wahrscheinlichkeit. Ein Schiff, welches vorne von einer Mine getroffen ist, wird innerhalb der nächsten Minuten nicht mehr weit laufen. Der Kommandant wird sofort die Maschinen, soweit sie noch manövrierfähig sind, stoppen lassen, um das Schiff sofort zum Stehen zu bringen; je weiter es läuft, ehe man konstatiert hat, welcher Art das Leck ist, desto eher besteht die Gefahr, daß durch die Geschwindigkeit der Fahrt die Gefahr des Sinkens noch vergrößert wird. Es ist also nicht wahrscheinlich, daß innerhalb weniger Sekunden der „Hatsuse" auf zwei Minen hintereinander gestoßen ist, denn so dicht beieinander pflegen die Minen nicht zu liegen. Der gerettete Teil der Besatzung, es waren dies 300 Mann, da-

Schnellfeuergeschützabteilung eines sibirischen Feldartillerieregiments.
(Nach einer Photographie.)

runter der Kommandant und ein Kontreadmiral, hat sich in der Hast und Überraschung wohl irren können und in der zweiten Explosion, welche eben durch die erste hervorgerufen ist, die Wirkung einer zweiten Mine vermutet. Es bleibt auch noch die weitere Möglichkeit, daß Admiral Togo die Angabe von der Explosion zweier Minen gemacht hat, um die Tatsache zu verschleiern, daß das mächtige Panzerschiff von über 15000 Tonnen Deplacement infolge einer einzigen Mine gesunken sei. Man ist in Marinekreisen verschiedentlich der Ansicht, daß eine einzige Mine, allerdings wenn keine Komplikationen hinzutreten, ein modernes Panzerschiff nicht zum Sinken bringen könne. Der Bericht des Admirals zeigte ferner, daß er selbst nicht an Ort und Stelle gewesen ist, und daraus erhält unsere obige Behauptung, daß auch die Linienschiffe in verschiedenen Abteilungen weit getrennt gefahren sind, Bestätigung. Während die an Ort und Stelle befindlichen Schiffe ihre Boote aussetzten, um die schwimmenden Menschen zu retten, schickte Admiral Witthöft 16 Torpedoboote und einen Kreuzer heraus, um sie womöglich anzugreifen. Wie bisher alle russischen Torpedobootsangriffe, so hatten auch diese Versuche kein positives Resultat, und einige wenige japanische Kreuzer haben scheinbar genügt, um sie zurückzujagen. So hatte dieser eine Tag oder vielmehr ein Zeitraum von fünf Minuten die japanische Flotte eines Drittels ihrer Linienschiffsflotte beraubt; ein ungeheurer Verlust, der für den Gegner auch nicht mit dem kleinsten Opfer erkauft worden war, wie es in jeder Seeschlacht der Fall ist. Mag auch eine Flotte die andere vernichten oder in die Flucht schlagen, sie selbst wird stets ebenfalls entsprechende Verluste erleiden. All seine Vorsicht und das Vermeiden jedes ernsthaften Risikos hatte Admiral Togo nichts geholfen.

In seinem Bericht hatte der Admiral behauptet, der Unfall habe sich zehn Seemeilen von Port Arthur entfernt, also auf hoher See, zugetragen und regte damit einen Protest der japanischen Regierung an, welche behauptete, die Russen verletzten das Völkerrecht indem sie auf hoher See Minen legten oder treiben ließen. Nach dem Völkerrecht, darf nämlich die freie See auch durch kriegführende Parteien nicht unsicher gemacht werden, und das Hoheitsrecht des Staates, dem die betreffende Küste angehört, reicht alter Überlieferung zufolge nicht weiter als drei Seemeilen. Die englische und amerikanische Presse schloß sich mit lebhaften Kundgebungen der Entrüstung an, offenbar in der Absicht, womöglich eine Intervention entsprechenden Inhalts hervorzurufen. Eine solche ist nicht erfolgt und konnte auch vernünftigerweise aus den folgenden Gründen

nicht geschehen. Einmal war es unmöglich, den Beweis zu führen, daß diese Minen tatsächlich an der Stelle, wo sie explodierten, auch gelegt worden waren. Es war sehr wohl denkbar, daß man sie dicht an der Küste gelegt hatte, sie dann mit der Zeit durch Wind und Strom von ihrem Ankertau losgerissen waren und nun auf der hohen See umhertrieben. Aus demselben Grunde konnte man auch nicht entscheiden, ob die „Jaschima" und „Hatsuse" auf russische oder auf japanische Minen gestoßen waren, denn die Japaner haben ja bekanntlich auf der Reede von Port Arthur viele Male Minen gelegt und auch diese können sich losgerissen haben. Endlich aber, und das entbehrt nicht einer großen Wahrschein-

Im Hafen von Niutschwang.

lichkeit, muß man die Angabe des Admirals Togo bezüglich der Entfernung von zehn Seemeilen für sehr übertrieben halten. Es wäre den Russen wohl beinahe unmöglich gewesen, die Einzelheiten der Vorgänge am 15. Mai so genau zu beobachten, wie sie es getan haben, und es ist zu beachten, daß die russische Meldung mit allen genannten Einzelheiten mehrere Tage vor der japanischen veröffentlicht wurde. Bei klarem Wetter ist es ja wohl möglich, zehn Seemeilen weit zu sehen, aber es ist kaum anzunehmen, daß solche Einzelheiten, wie z. B. die Stelle des Schiffes, an welcher die Explosion stattfand, beobachtet werden kann, oder aber, wie Admiral Witthöft berichtet, zu sehen, daß die übrigen Schiffe Anstalten machten, ihre Boote zu Wasser zu bringen, hernach aber davon Abstand nahmen, weil sie glaubten, die „Jaschima" würde nicht sinken.

Zweifellos bildeten und bilden die zahlreichen in jenen Gewässern schwimmenden Minen, auch besonders für die neutrale Schiffahrt, eine sehr große Gefahr. Sie können, wie ein deutsches Blatt richtig ausführte, durch Stromverhältnisse so weit abgeführt werden, daß sie, Hunderte von Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, ahnungslose Handelsdampfer zum Sinken bringen. Wer aber will den Kriegführenden verbieten, an ihren Küsten oder denen des Feindes Minen zu legen, wer kann die Minen verhindern sich loszureißen und endlich, wie kann man feststellen, ob eine auf hoher See treibende Mine gar nicht verankert gewesen ist, sondern nur aufs Geratewohl ins Wasser geworfen wurde, gerade das letztere ist vielfach geschehen und speziell von seiten der Japaner. Admiral Makaroff berichtete verschiedentlich, man habe auf der Reede von Port Arthur treibende Minen unschädlich gemacht. Wäre das letztere nicht geschehen, so wären diese Minen einige Tage nachher vielleicht an vollkommen unberechenbaren Gegenden im Gelben Meer als Schrecken der Schiffahrt erschienen. Das Radikalmittel, den kriegführenden Parteien das Minenlegen überhaupt zu verbieten, ist nicht ausführbar. Wo sie sie legen, ist nicht kontrollierbar; also muß trotz aller mehr oder minder berechtigter Empörung alles beim alten bleiben. Es sei noch bemerkt, daß die Festsetzung der Küstenhoheitsgrenze auf drei Seemeilen zwar eine historisch überlieferte ist, aber tatsächlich wenig innere Berechtigung mehr hat. Während der letzten hundert Jahre sind die Mittel des Seekrieges so andere geworden, ihr Bereich und ihre Wirkung sind so unendlich viel größer, daß diese Grenze heutzutage als eine willkürliche bezeichnet werden muß. Im Interesse der Neutralen liegt es allerdings, sie so weit zu beschränken wie möglich, und der mächtigste Neutrale hat mit der Macht natürlich auch das Recht. Ob aber England selbst als kriegführende Partei jetzt oder in Zukunft die Grenze anerkennen würde, das ist eine andere Frage.

Der 15. Mai war ein Unglückstag für die Japaner. Weiter südwärts als die genannten Linienschiffe kreuzte eine andere Gruppe, unter denen sich auch der Panzerkreuzer „Kassuga" und der kleine Kreuzer „Joschino" befand. Sie hatten augenscheinlich die Aufgabe, in der Nähe der Miautauinseln, also auf der andern Seite der Meerenge von Schili, den Wachtdienst zu versehen und in diesem Teile der Enge herrschte nach Angabe des Admirals Togo dichter Nebel. Er soll so undurchdringlich gewesen sein, daß man die bei Tage angestellten elektrischen Scheinwerfer schon auf hundert Meter nicht mehr sehen

konnte. Es scheint dies wohl glaublich, denn wir können es auch in unsern heimischen Meeren oft erleben, z. B. in der Nordsee, daß die Insel Helgoland in dichten Nebel eingehüllt ist, während ein paar Seemeilen von ihr entfernt die Luft vollständig klar und durchsichtig ist. Bei Schiffen, welche nicht im Verbande fahren, das heißt, sich nicht in einer genau vorgeschriebenen Formation

Japanischer Kundschafter.
(Nach einer Skizze von A. Pearse.)

mit ganz bestimmten und geringen Abständen voneinander befinden, ist die Nebelfahrt immer höchst gefährlich. Eine ganz geringe Abweichung vom Kurse kann ein Kollision herbeiführen und das wird auch hier der Grund gewesen sein.

Beide Schiffe hatten bis zum letzten Moment nichts voneinander gesehen und plötzlich, als es zu spät war, um auszuweichen, oder durch Rückwärtsgang der Maschine die Kollision zu verhindern, befand sich der „Joschino" vor dem

Bug der „Kassuga". Der Sporn des letzteren traf den „Joschino" an seiner Backbordseite und drang tief in den Maschinenraum ein, traf außerdem die elektrischen Dynamomaschinen, welche den Betrieb der Innenbeleuchtung vermittelten, so daß zugleich mit der Kollision auch plötzlich tiefes Dunkel in allen Schiffsräumen herrschte. Das vermehrte natürlich die Verwirrung beträchtlich. Gleichwohl versuchte der Kommandant des „Joschino" noch mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Sinken seines Schiffes zu verhindern oder zu verlangsamen. Man spannte die sogenannten Leckmatten von außen vor das Loch, um dadurch das Einströmen des Wassers zu verhindern. Es war aber vergebliches Bemühen, denn das Loch, welches der massive Sporn in den durch Panzer ungeschützten Rumpf des kleinen Kreuzers gerissen hatte, war zu groß. Stromweise lief das Wasser hinein und das Schiff legte sich schwer nach der Seite über. Der Kommandant, wohl sehend, daß alles verloren sei, gab nun den Befehl, so schnell wie möglich die Boote auszusetzen und zwar nach der andern, also der Steuerbordseite. Da das Schiff an Backbord getroffen war, die dortliegenden Räume also zuerst volliefen, so lag die größte Wahrscheinlichkeit vor, daß der „Joschino" auch nach dieser Seite kentern würde. Man hatte eben die Boote zu Wasser gebracht und sie lagen an der Steuerbordseite des Schiffs, um die Mannschaft aufzunehmen, da schwankte plötzlich der „Joschino" heftig, holte wider alles Erwarten nach der Steuerbordseite über und kenterte nach dieser. Die Masten und Bootskräne schlugen aufs Wasser und auf die Boote, die, mit Menschen vollgepackt, noch keine Zeit gehabt hatten sich zu entfernen und zerschmetterten sie teilweise oder brachten sie zum kentern. Der größte Teil der „Joschino"-Besatzung, welcher sich schon gerettet glaubte, fand so seinen Tod und nur 19 wurden lebend wieder von den Booten der „Kassuga" aufgefischt. Der Kommandant des „Joschino" und wahrscheinlich auch noch andere Offiziere des Schiffs begingen Selbstmord oder ertranken freiwillig. Sie haben jedenfalls das Schiff nicht verlassen.

Der „Joschino" war ein altes Schiff von geringer Gefechtskraft und auch als Kreuzer nicht von hervorragender Güte, sein Verlust stellte infolgedessen keinen nennenswerten Abzug von der Gesamtmacht dar. Nichtsdestoweniger war der Eindruck dieses traurigen Unglücksfalles doch ein sehr großer, zumal er am selben Tage stattfand, wie der Untergang der „Hatsuse" und „Jaschima". Mit Recht klagte man in Japan, daß an einem einzigen Tage drei Kriegsschiffe mit vielen tüchtigen Leuten auf den Grund des Meeres gesunken seien, ohne daß

es ihnen vergönnt gewesen wäre, sich zu verteidigen und die Genugtuung mit ins Grab zu nehmen, ihr Leben teuer verkauft zu haben.

Nachdem durch die Landung der Armee Oku die Okkupation der Halbinsel Lwantung und damit die Abschließung und Belagerung von Port Arthur in greifbare Nähe gerückt worden war, mußte jetzt die Flotte ernstlich daran denken, von der Seeseite her die Armee zu unterstützen. Wie die Karte zeigt, ist die ganze Südspitze von Kwantung durch eine Anzahl kleiner und teilweise

Transport der Verwundeten von einem japanischen Kriegsschiff.
(Nach einer Photographie.)

tief einschneidender Buchten gegliedert, deren einige sich auch als Landungsplätze vorzüglich geeignet hätten. Die Russen waren nun besonders in den letzten Wochen nicht müßig gewesen und hatten in allen diesen Gewässern Minen gelegt; im ganzen sollen es mehrere Tausend gewesen sein und das ist wohl glaublich.

Wir erzählten, daß beim Untergang des „Hatsuse" russische Kreuzer und Torpedoboote aus Port Arthur ausliefen; das mußte Admiral Togo die betrübende Gewißheit verschaffen, daß seine Annahme einer völligen Sperrung der Einfahrt irrig gewesen war und er konnte auch nicht wissen, ob nicht auch

große Schiffe die Enge zu passieren imstande waren. Jede Nacht liefen russische Torpedoboote, kleine Kreuzer und als Minenleger eingerichtete Dampfer jetzt aus Port Arthur aus und streuten, ermutigt durch die ungeahnten Erfolge am 15. Mai, überall Minen aus, wo eine Annäherung japanischer Schiffe vermutet werden konnte. Andererseits wurden japanische Torpedoboote wiederholt nach der Reede von Port Arthur geschickt, um diese für auslaufende russische Schiffe unpassierbar oder jedenfalls sehr gefährlich zu machen. Zum Aufräumen der russischen Minen an der Ostküste von Kwantung wurde ein Geschwader aus kleineren Fahrzeugen, einem Panzerkreuzer, einigen kleinen Kreuzern, ferner Kanonen- und Torpedobooten gebildet. Es stand unter dem Befehl des Kontreadmirals Kataoka und wurde als drittes Geschwader damals bezeichnet. Daneben lag Admiral Kataoka auch der Schutz der Truppentransporte und die Vorbereitung von Landungen ob. Das Suchen der Minen wurde von einer großen Anzahl älterer Torpedoboote betrieben und dabei verunglückte um Mitte Mai eins derselben, das Torpedoboot Nr. 48; mit einem andern zusammen hatte es eine Mine gefunden und wollte sie nun durch Sprengpatronen zur Explosion bringen. Scheinbar explodierte die Mine nun zu früh, ehe das Boot sich weit genug aus dem Bereiche entfernt hatte, oder aber es manövrierte schlecht, oder der Strom trieb es gegen die Mine, genug, es stieß daran, sie explodierte und Nr. 48 sank. Ein Teil der Besatzung wurde getötet.

Zwei Tage darauf traf den kleinen Kreuzer „Mijako", ebenfalls in der Kerbucht, dasselbe Schicksal, er sank sofort, während die Mannschaft zum größten Teil gerettet wurde. Auch von russischen Geschützen, welche an diesen Buchten und den Vorsprüngen aufgestellt waren, hatte das japanische Geschwader viel zu leiden und die Russen behaupteten, eine größere Anzahl von Torpedobooten vernichtet zu haben. Die Kerbucht war aber für die Japaner ganz besonders wichtig; sie bietet einen ausgezeichneten geschützten Ankerplatz mit tiefem Wasser und außerdem beabsichtigte man sie wohl für die bevorstehende Erstürmung der Höhe von Kintschau zu benutzen durch Stationierung von Schiffen, welche die rechte Flanke der russischen Stellung beschießen sollten. Dies ist, wie wir später sehen werden, nicht gelungen.

Ein ferneres Geschwader, bestehend aus einer Anzahl alter Küstenpanzer und einigen kleinen Kreuzern, befand sich unter dem Kommando des Admirals Hosoja um Mitte Mai zwischen den Landungsplätzen Takuschan und Pitzewo, um hier für die Sicherheit der Dampferflotten zu sorgen. Hernach, wie wir

gelegentlich der Schlacht von Kintschau sehen werden, wurde es um die Südspitze von Kwantung herum auf die andere Seite der Halbinsel geschickt; endlich war noch ein Geschwader vorhanden unter dem Kommando des Kontreadmirals Togo, wohl zu unterscheiden von dem Oberbefehlshaber desselben Namens. Dieses hielt sich an der Nordwestseite von Liaotung auf und demonstrierte verschiedentlich zwischen Seniutschen und Kaiping. Wahrscheinlich sind es meist kleinere Schiffe gewesen, welchen ein oder zwei gefechtskräftige Panzerkreuzer beigegeben waren.

Russische Baracken in Mukden.
(Nach einer Photographie.)

Ich habe diese allerdings recht lückenhafte Übersicht von der Verteilung der japanischen Seestreitkräfte hier gegeben, damit der Leser ungefähr einen Begriff davon erhält, was für eine Menge Schiffe schon unter solchen Verhältnissen vorhanden sein müssen, um die Seeherrschaft aufrecht zu erhalten. Zu Anfang des Krieges ist darauf hingewiesen, wie ungeheuer verletzlich und schwerfällig gerade der Truppentransportdampfer ist, wie leicht schon einige kleine und an sich wenig gefechtskräftige feindliche Fahrzeuge den Transporten ungeheuren Schaden zufügen und Landungen unmöglich machen können. Die Japaner sind sich dieser Gefahr wohl bewußt gewesen und dieses Bewußtsein trug beinahe den Charakter übertriebener Ängstlichkeit, denn es sind darüber manche wichtige Aufgaben der Flotte vernachlässigt worden. Vielleicht mit voller Absicht, denn in jener Phase des Krieges war ja klar, daß die Entscheidung nur noch lediglich auf dem Lande läge und deswegen alles an einen schnellen und gesicherten Aufmarsch

Russische Artillerie auf dem Rückzuge in der Mandschurei.
(Nach einem Originalaquarell von M. Plinzner.)

der Armee gesetzt werden mußte. Gleichwohl ist, soviel wir wissen, von Schiffen des Port Arthur-Geschwaders kein einziges Mal auch nur der Versuch gemacht worden, japanische Truppentransporte anzugreifen. Es drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, wieviel mehr das Port-Arthur-Geschwader auch in dieser Kriegsperiode der Sache Rußlands hätte nützen können, wenn es energisch geleitet, die See unsicher gemacht hätte. Seine einzige Tätigkeit bestand im Minenlegen der Torpedoboote und gelegentlichem Auslaufen einiger kleiner Kreuzer in die nähere Umgebung von Port Arthur. Mußten die Japaner diesem passiven Feinde gegenüber ihren gesamten Schiffsbestand aufbieten und die ältesten Schiffe aus ihren Werften herausholen, nur um die Sicherheit der Transporte einigermaßen zu verbürgen, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, in welche unangenehme Lage sie bei anderem Verhalten des russischen Geschwaders gebracht worden wären.

Vergegenwärtigen wir uns nun kurz die Bedeutung und den Zweck des Vorgehens der 2. japanischen Armee auf Kwantung. Es ist seinerzeit viel darüber gestritten worden. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß die Entscheidung des Krieges nie und nimmer dort liegen könne, sondern vielmehr in der Mandschurei und in der Vernichtung der russischen Hauptarmee unter Kuropatkin. Es stand in der Mandschurei und zwar in ihrem äußersten Süden bei Föngwantschöng lediglich General Kuroki mit seinen drei Divisionen, der nicht daran denken konnte, allein gegen Kuropatkin offensiv vorzugehen. Auf der andern Seite mußte es im Interesse der Japaner liegen, so schnell wie irgend möglich Kuropatkin mit überlegenen Streitkräften anzugreifen, denn dessen Macht wuchs durch den Zuzug aus Europa von Tag zu Tag. Trotzdem landete General Oku mit seiner Armee von vier bis fünf Divisionen auf Liaotung, und es haben dort auch noch vor der Erstürmung der Höhen von Kintschau andere Landungen größeren Maßstabes stattgefunden, über deren Ort und Stärke wir aber nicht orientiert sind. Es kam also der japanischen Heeresleitung in diesem Moment des Krieges darauf an, Port Arthur abzuschneiden, und das erschien ihr wichtiger, als die Offensive nach Norden.

Im Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, Anfang August, ist es noch nicht einwandfrei möglich, einen Überblick über die japanischen und russischen Chancen in der Mandschurei zu gewinnen. Die Partei, welcher der Erfolg zur Seite steht, wird, wie das so üblich ist, auch in ihren Maßnahmen Folgerichtigkeit von der Kriegsgeschichte zugesprochen erhalten; jetzt müssen wir

uns bescheiden, nach möglichen Gründen zu suchen, welche diese Strategie der japanischen Heeresleitung rechtfertigen oder erklärlich erscheinen lassen könnten. Die Heeresleitung mußte sich sagen, daß bis jetzt irgend ein entscheidender Erfolg über die Russen noch nicht errungen sei, nicht einmal zur See, denn wenn auch die Flotte sich durchweg auf eine passive Rolle beschränkte, so stellte sie doch noch eine sehr respektable Macht dar, und alle Aussicht war vorhanden, daß die beschädigten Schiffe demnächst wieder gefechtsfähig sein würden, eine Annahme, welche sich bald bestätigen sollte.

In den baltischen Kriegshäfen Rußlands wurde mit größter Anstrengung an der Fertigstellung eines großen Geschwaders gearbeitet, und man beabsichtigte, dasselbe so rechtzeitig nach dem fernen Osten zu entsenden, daß es vor Beginn des Winters dort ankam. Auf die Zusammensetzung dieses Geschwaders werden wir erst eingehen können, wenn es feststeht, wie viele und welche Schiffe tatsächlich fertig geworden und in See gegangen sind. Gelänge es aber den Russen, oder würde es ihnen gelingen, auch nur vier bis fünf brauchbare Linienschiffe bis Port Arthur zu bringen, so könnte das eine höchst bedenkliche Lage für Japan schaffen.

Wohl mochte Admiral Togo volles Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit seiner Offiziere und Mannschaften haben und sie mit Recht für größer halten, als die der Russen. Er konnte sich aber auch nicht verhehlen, daß das Material seiner Schiffe durch die fortwährenden Anstrengungen immer minderwertiger werden würde, und daß ihm im angenommenen Fall eine beinahe erdrückende Übermacht gegenüber stände.

Wenn auch das alte englische Sprichwort, daß nicht Schiffe, sondern Menschen fechten, immer seine Gültigkeit behalten wird, so ist doch auch in der Größe des materiellen Machtunterschiedes eine Grenze gesetzt. Nun kamen die schweren Verluste am 15. Mai. Zwei erstklassige Linienschiffe waren ohne Kampf, ohne Schädigung des Feindes verloren, und es blieben dem Admiral nur noch vier, welche dieselben Aufgaben zu bewältigen hatten, wie früher die sechs, also noch bedeutend mehr angestrengt werden mußten.

Reserven waren weder vorhanden, noch in absehbarer Zeit zu erwarten, denn zwei große auf englischen Werften in Bau gegebene Linienschiffe werden vor dem Herbst 1905 wohl keinesfalls fertig sein.

Der Kriegsrat, welcher Anfang Mai in Tokio zusammentrat, konnte sich also der Befürchtung nicht verschließen, daß nach Eintreffen der Entsatzflotte eine

große Möglichkeit bestand, daß die japanische Seeherrschaft schwer angefochten und vielleicht verloren gehen werde. Ihr Verlust konnte indirekt den Krieg zu Ungunsten Japans entscheiden, denn er bedeutete in seinen letzten Konsequenzen das Abschneiden der Armee vom Heimatland. Mochte sich diese nun auch für längere Zeit durch Anlage von großen Vorratsmagazinen in Korea oder auf Liaotung von der überseeischen Verbindung unabhängig gemacht haben, so konnte sie ihrer auf die Dauer doch nicht entraten, ohne an Leistungsfähigkeit einzubüßen, und zwar je länger desto mehr.

Es ist eine durch die Seekriegsgeschichte mehrere Male bewiesene Tatsache, daß auch in dem fruchtbarsten okkupierten Lande eine Armee ohne rückwärtige Verbindung nach der Heimat zugrunde geht. Handelt es sich doch nicht allein um Verpflegung der Truppen, sondern auch um Nachschub von Munition, Material aller Art und nicht zum wenigsten auch von Menschen. Eine siegreiche russische Flotte würde natürlich viel leichter imstande sein, die Verbindung zwischen Japan und dem ostasiatischen Kontinent zu unterbrechen und dauernd zu verhindern, als eine siegreiche japanische sie aufrecht zu halten.

Als weiterer Punkt mag noch hinzugekommen sein, daß die Seeherrschaft der Russen auch imstande sein würde, die Nahrungs- und Vorratszufuhr aller Art durch neutrale Schiffahrt nach Japan in sehr hohem Grade zu verhindern. Schon die paar Dampfer, welche von Wladiwostock-Kreuzern aufgebracht wurden, bedeuteten einen empfindlichen Schaden.

Wie war nun dieser Gefahr vorzubeugen? Etwas mußte geschehen, denn man war genötigt, für alle Fälle auch mit weiteren Verlusten der japanischen Flotte zu rechnen, und wenn es dem Port Arthur-Geschwader gelang, sich auch fernerhin intakt zu halten, während Admiral Togo vielleicht noch mehr Linienschiffe oder Panzerkreuzer durch Minen oder Unglücksfälle verlor, so konnte auch ohne das Eintreffen der Baltischen Entsatzflotte ein bedeutendes Übergewicht auf russischer Seite eintreten. Aus derartigen Erwägungen folgte zwingend die Notwendigkeit, das Port Arthur-Geschwader so schnell wie möglich unschädlich zu machen, es war nur die Frage „wie"!

Die ersten Kriegsmonate hatten gezeigt, daß es von der Seeseite unmöglich war, die Festung zu nehmen, denn die mächtigen Küstenbefestigungen hatten verschiedentlich dargetan, daß die angreifende Flotte nur Verluste und keine Erfolge zu erwarten hätte. Um so weniger jetzt, wo nicht nur die Reede und

die in der Nähe liegenden Buchten, sondern auch eine breite Zone der vorliegenden Gewässer voll von Minen waren, deren Lage unkontrollierbar war.

Das Ziel, das Port Arthur-Geschwader zu vernichten, falls es nicht aus dem Hafen herauskam und sich zum Kampf stellte, konnte also nur erreicht werden, wenn man die Festung von der Landseite aus eroberte. Es muß besonders betont werden, daß es, von diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht so sehr darauf ankam, Port Arthur zu nehmen, als vielmehr die im Hafen liegende

Straßenbild aus St. Petersburg: Abmarsch zur Front.
(Nach einer Photographie.)

Flotte zu vernichten oder zum Auslaufen ohne die Möglichkeit der Rückkehr zu zwingen.

Die Eroberung von Port Arthur war also nicht der Zweck, sondern das Mittel. Ja, die völlige Eroberung schien sogar nicht einmal nötig, sondern nur eine enge Zernierung. Im Nordwesten der Festung liegt nämlich eine befestigte Höhe, und gelingt es den Japanern, diese zu nehmen, so können sie von dort aus mit schwerem Geschütz die Liegeplätze der Schiffe erreichen und diese dann vernichten oder zum Auslaufen zwingen. Ob Port Arthur selbst genommen wird oder nicht, bedeutet, rein militärisch betrachtet, weder einen schweren Ver-

lust für die Russen, noch einen entscheidenden Erfolg für Japan. Gelingt es den Japanern, die Schiffe auf die eine oder andere Weise zu vernichten, so ist die Festung selbst als Stützpunkt ohne Bedeutung, auch wenn sie sich noch halten sollte. Ihr Wirkungskreis reicht dann nicht weiter als ihre Kanonen. Man hat gemeint, daß es für die aus Europa ankommende Entsatzflotte ein schwerer Schlag sein würde, Port Arthurs als Operationsbasis beraubt zu sein. Nun, das wäre vielleicht vor einigen Monaten noch der Fall gewesen, jetzt aber, wo die ganzen dortigen Gewässer voll Minen liegen, würde der Chef dieses Geschwaders, auch wenn Port Arthur bei seiner Ankunft noch nicht gefallen ist, kaum versuchen, dorthin durchzudringen, sondern direkt nach Wladiwostock gehen, oder aber, wenn es ihm gelingt, sich auf irgend eine Weise vorher mit dem Port Arthur-Geschwader in Verbindung zu setzen, zunächst die Vereinigung auf hoher See zu versuchen.

Mußte man also so schnell wie möglich versuchen, die noch aktionsfähige russische Flotte in Port Arthur auf die eine oder andere Weise unschädlich zu machen, so war die Belagerung der Festung von der Landseite her die unabweisliche Bedingung.

Aber auch andere Erwägungen mehr politischer Natur machten die baldige Einnahme oder mindestens Lahmlegung von Port Arthur ebenfalls notwendig. Trotz aller Siegeszuversicht wußte und weiß Japan nicht, wie dieser Krieg enden wird. Rußland verfügt über unerschöpfliche Hilfsquellen an Menschen und Material und wird auch auf die Dauer pekuniär leistungsfähiger sein als das Inselreich. Es ist ferner nie ausgeschlossen, daß nicht eine Intervention anderer Mächte erfolgt; jeden Tag kann eine Komplikation oder ein politisches Einverständnis zu einer solchen führen. Im positiven Ziele, mit deren Erreichung Japan sich in diesem Kriege zufrieden geben würde, sind in der Hauptsache: Bestimmender Einfluß auf Korea, Verschwinden der Russen aus der Mandschurei und Rückgabe des russischen Pachtgebietes Kwantung an China. Den wichtigsten Punkt dieser Halbinsel, Port Arthur, werden die Japaner ohne Zweifel für sich beanspruchen. Sie haben ihrer Ansicht nach schon vom chinesischen Kriege her ein Recht darauf, denn sie haben es damals unter Opfern erobert und sind hauptsächlich durch das Dazwischentreten Rußlands um diesen Siegespreis gebracht worden. Tritt nun das Ende des Krieges aus diesem oder jenem Grunde ein, ehe Port Arthur gefallen ist, so muß es als sehr zweifelhaft betrachtet werden, daß Japan in der Lage ist, sich die Festung und

den Hafen durch die Friedensbedingungen zu sichern. Fällt dagegen Port Arthur vor dem Friedensschluß in die Hände der Japaner, wird es von ihnen besetzt und kann Admiral Togo mit seinen Schiffen in den Hafen hineindampfen, so wird es für Rußland sehr schwierig, und vielleicht unmöglich sein, Port Arthur wieder zurück zu bekommen. Es ist dann ein Pfand, welches Japan verbleibt, auch wenn seine Erfolge in der Mandschurei auf die Dauer keine genügenden sind, um sich tatsächlich als Sieger betrachten zu können. Wer soll ihm die Festung wieder fortnehmen?

Wir vermögen jetzt, wo noch so vieles im Dunkel liegt, natürlich nicht zu sagen, ob es von vornherein im Plane der japanischen Heeresleitung gelegen hat, in dieser Weise vorzugehen. Man darf annehmen, daß sie vielleicht von Anfang an mit zwei Möglichkeiten gerechnet hat, daß ihr aber, sobald sich die Unmöglichkeit zeigte, Port Arthur von der Seeseite aus mit Erfolg anzugreifen, und sie andererseits aus den genannten Gründen keine großen Verluste der Flotte riskieren wollte, nichts anderes übrig blieb, als eben dieser Plan.

Merkwürdigerweise scheint man sich über die Stärke und Verteilung der russischen Landtruppen auf Liaotung ebensowenig klar gewesen zu sein, als am Jalu. Die Unterbrechung der Bahn war unter allen Umständen richtig, und das Erste, was geschehen mußte, denn von dem Augenblick an war es über Land weder möglich, Proviant und Mannschaften nach Port Arthur zu schicken, noch auch eine regelmäßige Nachrichtenverbindung zwischen Port Arthur und dem Hauptquartier zu unterhalten, da die längs der Bahn führende Telegraphenlinie natürlich mit zerstört wäre.

Betrachten wir nun das Verhalten der Russen in Bezug auf Port Arthur, so scheint sich wieder der schon gelegentlich der Jalu schlacht bemerkte Einfluß des Statthalters Alexejeff zu zeigen. Sonst bleibt es unerklärlich, wie man eine so große Truppenmenge auf Kwantung belassen konnte. Wir haben schon früher erwähnt, daß Kuropatkin vor seiner Kommandoübernahme dem Zaren vorgeschlagen haben solle, Kwantung mit Port Arthur überhaupt aufzugeben, er wollte eben seine sämtlichen Kräfte tief in der Mandschurei konzentrieren und ruhig abwarten, bis die Verstärkungen ihm ermöglichten, den Japanern mit Übermacht entgegenzutreten. Dieser Plan wurde nicht genehmigt, und Kuropatkin wurde angewiesen, Port Arthur mit einer so großen Besatzung zu versehen, wie die Festung aufnehmen konnte. Auf diese Weise hat er sich um 30 bis 40000 Mann schwächen müssen.

Der russische Oberbefehlshaber mußte die Wichtigkeit von Port Arthur mit anderen Augen betrachten, wie die Japaner. Wenn diese eine Notwendigkeit darin erblickten, den Platz und die Flotte zu nehmen, so brauchte Kuropatkin es nicht für eben so notwendig zu halten, den Fall Port Arthurs zu verhindern. Er mochte, und vielleicht mit Recht, wenig Vertrauen in die Leistungen der Flotte setzen, und vielleicht, ob auch mit Recht, kann nur die Zukunft zeigen, eben so sehr bezweifeln, daß die Entsatzflotte überhaupt je den fernen Osten erreichen würde.

Ebenso wie die japanische Heeresleitung, aber naturgemäß von entgegengesetzten Gesichtspunkten aus, rechnete General Kuropatkin mit den ungünstigsten Möglichkeiten und mußte es tun. Er verzichtete auf die Hoffnung eines erfolgreichen Eingreifens der russischen Seestreitkräfte auch in Zukunft, und tat er das, so hatte auch Port Arthur keinen Wert mehr für ihn. Seine einzigste Hoffnung war, die japanischen Heere tief in die Mandschurei hineinzulocken, dadurch soviel Zeit wie möglich zu gewinnen und sie endlich dort möglichst im Winter aufs Haupt zu schlagen. Er befände sich dann in der günstigen Lage, unmittelbar an der Eisenbahn zu sein, während die Japaner eine unendlich lange und höchst unbequeme Rückzugslinie bis zu ihren Versorgungsstellen hätten. Der durch den Statthalter Alexejeff und außerdem durch unverantwortliche Ratgeber in Petersburg herbeigeführte Machtspruch des Zaren zwang ihn, eine Truppenmacht von insgesamt ungefähr 40000 Mann unter dem Oberbefehl eines seiner tüchtigsten Generäle in Port Arthur zu lassen, seine Feldarmee also um denselben Betrag zu schwächen. Und nicht lange nachher kam der Augenblick, wo man dem General in Rußland die heftigsten Vorwürfe machte, daß er defensiv und „untätig" bliebe, nachdem der Feind die Grenze der Mandschurei überschritten habe.

Selten hat wohl der verantwortliche und nominell selbständige Oberbefehlshaber einer großen Armee mit soviel Schwierigkeiten gekämpft und ist darin, soweit es seine Selbständigkeit betraf, unterlegen, wie General Kuropatkin.

Nach den gesamten vorhergegangenen Erwägungen erscheint es ganz unbegreiflich, ja töricht, daß man nicht nur in Rußland selbst, sondern auch in allen neutralen Staaten in der Landung der Armee Oku einen neuen Mißerfolg der russischen Kriegführung erblickte. Russenfeindliche Blätter verbargen ihre Freude nicht und führten diese Landungen als einen neuen Beweis für die militärische Minderwertigkeit der Russen einschließlich der Führer ins Feld.

Russische Feldartillerie.
(Nach einer Photographie.)

Das ist alles törichtes Gerede, und wenn man sich über etwas wundern will, so ist es eben nur der Umstand, daß die Landung nicht früher erfolgte. Hätten die Japaner Flottenreserven besessen und mehr riskieren können, so wäre wahrscheinlich die zweite Armee schon unmittelbar nach der Eisschmelze auf dem Boden von Liaotung erschienen. Wie die Verhältnisse personeller und materieller Natur aber nun einmal waren, so trat dieser Zeitpunkt erst nach dem Untergang des „Petropawlowsk" und dem Tode des nicht mit Unrecht gefürchteten Admirals Makaroff ein.

Vergleich der Verluste beider Flotten.

Die Verluste der beiden Flotten bei Beginn dieser neuen Periode des Krieges stellen sich wie folgt: An russischen Linienschiffen war der „Petropawlowsk" gesunken, „Zesarewitsch", „Retvisan", „Pobjeda" beschädigt, jedoch alle drei der Wiederherstellung nahe, wie die nächste Zukunft zeigen sollte. Damit verfügte man also wieder über sechs Linienschiffe, wogegen die Japaner nach dem Untergang der „Hatsuse" und „Jaschima" nur noch vier besaßen, welche allerdings den russischen, abgesehen von „Zesarewitsch" und „Retvisan", an Gefechtswert überlegen waren. Panzerkreuzer waren in Port Arthur nicht vorhanden und von den großen geschützten Kreuzern war der „Bojarin" infolge einer Mine gesunken. Wie viele Torpedoboote man auf russischer Seite verloren hatte, entzieht sich unserer Kenntnis, bedeutend kann jedoch die Zahl nicht gewesen

Japanischer Torpedobootszerstörer in voller Fahrt.
(Nach einer Photographie.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg.

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Russisches Festungsgeschütz in Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

sein. Einen empfindlichen Verlust erlitt um Mitte Mai das Port Arthur-Geschwader mit dem Auflaufen des großen geschützten Kreuzers „Bogatyr". Auf der Rückkehr von einer Kreuzfahrt lief das Schiff im dichten Nebel auf eine Klippe, nicht weit von Wladiwostock, erlitt schwere Beschädigungen und hat, soviel man weiß, wochenlang festgesessen. Man mußte die Geschütze und alle irgendwie transportablen Gewichte herausnehmen, um den „Bogatyr" zu erleichtern. Russischen Nachrichten zufolge soll man das Schiff bald nach Ankunft des neuen Oberbefehlshabers, Admirals Skrydloff, wieder flott gemacht haben, jedoch war es für Monate nicht fähig, an den Aktionen teilzunehmen.

Die Japaner hatten außer den beiden Linienschiffen die kleinen Kreuzer „Joschino" und „Mijako" verloren, außerdem eine recht beträchtliche Anzahl von Torpedofahrzeugen.

Das Kräfteverhältnis zur See hatte sich also bis Mitte Mai ganz erheblich zu Gunsten der Russen verschoben. Man darf jedoch nicht verkennen, daß durch die Minen-Strategie, welche ja von den Japanern ausgegangen war, eine Situation geschaffen wurde, welche dem russischen Admiral die Bewegungsfreiheit noch mehr erschwerte als vorher, wo sie infolge der einen engen Aus- bezw. Einfahrt des Hafens schon eine schwierige war. Nur ein sehr unternehmender und fähiger Führer konnte sich diesen Verhältnissen gewachsen zeigen und die in seine Hand gelegten Streitkräfte voll gegen den Feind zur Anwendung bringen.

Noch etwas vom japanischen Soldaten.

Der schon mehrfach von uns angeführte deutsche Berichterstatter von Gottberg bei der ersten Armee hat höchst interessante Einzelheiten über das Leben des japanischen Kriegers im Felde veröffentlicht. Er war übrigens der einzige europäische Berichterstatter, welcher die Erlaubnis erhielt, dem Hauptquartier Kurokis in nächster Nähe zu folgen.

Es ist höchst auffallend, wie sich im Charakter des japanischen Soldaten die Nichtachtung des Lebens, der stoische selbstverständliche Gehorsam und fanatischer Patriotismus mit einem aufs feinste ausgebildeten Sinn für die Natur und deren Schönheiten vereinigt. Der poetischen Ader, welche wir beinahe bei jedem Japaner finden, haben wir bereits Erwähnung getan. Nichts, so erzählt von Gottberg, betrübt den japanischen Soldaten mehr, als daß dieser Krieg in die schönste Zeit des Jahres, nämlich in die Periode der Kirschblüte fällt. Er ist ein leidenschaftlicher Blumenliebhaber, und während des Marsches durch Korea sah man unterschiedslos Offiziere und Soldaten beständig Blumen pflücken und sie mit sich tragen. Eine berittene Ordonnanz trug hinter dem General Zweige von Rhododendron. Die Gräber der Gefallenen wurden mit Blumen bedeckt, jeder Vorbeigehende warf einen Blütenzweig darauf, und ein junger Offizier, welcher essen wollte, nachdem er die Vorposten nachts revidiert hatte, ließ sich vorher von seinem Burschen eine leere Konservenbüchse mit Wasser füllen und tat Apfelblütenzweige hinein, die er sich besonders dazu mitgebracht hatte, um sein Mahl zu verschönern. Uns berührt ja dies höchst fremd und merkwürdig, aber eigentlich recht sympathisch, es mag vielleicht bis zu einem gewissen Grade sich darin begründen, daß der Japaner im Essen und Trinken sehr mäßig ist, worin wir gerade in erster Linie den Lebensgenuß zu finden glauben und bleiben ihm mehr innere Kräfte für rein ästhetische Genüsse übrig. Er steht in dieser Beziehung also höher wie der Europäer.

Die Nahrung des Soldaten im Felde bietet keine Abwechslung: morgens, mittags, abends, stets ist es der Reis und immer wieder Reis. Damit ist man zufrieden, aber der Soldat verlangt auch seinen Reis so zubereitet, wie er es gewohnt ist. Der Berichterstatter meint sehr richtig, die Verpflegung des japanischen Heeres sei durch die Einfachheit dieses Nahrungsmittels leicht, durch die Zeitdauer der jedesmaligen Zubereitung entständen aber wohl zu beachtende Schattenseiten. Jede Kompagnie hat ihren Reiskessel, und der Reis selbst wird von koreanischen Ponies dicht hinterher geführt. Sowie die Bewegung der Truppe

stockt und die Front z. B. in ein Gefecht verwickelt wird, so machen sich eben dahinter die Reserven sofort ans Reiskochen, und es ist vorgekommen, daß durch verirrte Kugeln Leute eben dabei getötet worden sind. Es hat diese Methode insofern den großen Vorteil, daß sofort nach Beendigung des Kampfes, wenn die Leute zurückkehren und sich lagern, hungrig und müde sind, zubereitetes warmes Essen für sie da ist. Auf dem Marsch erwachsen allerdings aus dieser Verpflegung starke Verzögerungen, denn es muß angehalten werden und Gottberg berechnet den jedesmaligen Aufenthalt auf 2 Stunden; innerhalb 24 Stunden rechnet er drei Mahlzeiten, das wäre also eine Verzögerung von vollen 6 Stunden. Allerdings führt auch jeder Soldat und Offizier als Reserve für alle Fälle einen schmalen Korb mit kaltem Reis mit sich. Gottberg traf in der Nacht vor dem Übergange über den Jalu einen Offizier, denselben, der sich die Blumenvase arrangierte. Derselbe hatte, wie gesagt, die Vorposten revidiert und nahm nun mit seinem Burschen zusammen die Reismahlzeit ein. Der Bursche wie der Herr machten einander, bevor sie mit Essen begannen, eine zierliche leichte Verbeugung, setzten sich dann zusammen hin und nahmen ihre Mahlzeit ein. (Die Höflichkeit zwischen Untergebenen und Vorgesetzten ist überhaupt charakteristisch für die Japaner. Schon vor Jahren schrieb ein deutscher Offizier, der das japanische Heer kannte, man hörte in einer übenden Truppe kein Schimpfen und überhaupt kein lautes Wort. Mit kühler Höflichkeit werde die Truppe geführt, und der Soldat findet die Notwendigkeit blinden Gehorsams so selbstverständlich, daß Insubordinationen überhaupt nie vorkommen und die Arrestanstalten auch im Frieden beinahe immer leer stehen.) Dann legte sich der Bursche nach genossener Mahlzeit ins Feld schlafen. Der deutsche Berichterstatter war ebenfalls todmüde und legte sich hin; der japanische Leutnant aber entzündete ein Stearinlicht, zog eine englische Grammatik aus der Tasche und meinte, beinahe entschuldigend, der Feldzug böte mit seinen vielen Pausen eine ausgezeichnete Gelegenheit, um mangelhafte Sprachkenntnisse auszufüllen.

Ins Feuer des Feindes geht der japanische Soldat mit derselben Ruhe, wie er seine Mahlzeit einnimmt. Der Tod hat für ihn keinen Schrecken, und was ihn wohl ganz besonders vor dem Europäer auszeichnen mag: er hat keine Nerven; nur der russische Soldat mag ihm darin gleichkommen. Er bedarf auch nicht der Anfeuerung durch Musik: selbst der Tambour schlägt ihm nicht zum Angriff, still und lautlos geht er vor, ohne Anfeuerungsmittel nötig zu haben. Wir haben gesehen, wie dem heldenmütigen russischen Regimente der

Geistliche mit erhobenem Kreuz voranstürmte. Man kann nicht bezweifeln, daß das nur geschieht, weil es die Spannkraft des russischen Soldaten erhöht und eine gewisse religiöse Begeisterung in ihm hervorruft. Deswegen ist es auch eine richtige Maßnahme, wenn man sich der Mittel bedient, die je nach dem Charakter des Soldaten die höchste Leistung aus ihm herausholen. Der Japaner braucht es nicht, denn er ist religionslos und der Tod hat, abgesehen von allen

Russischer Proviantransport.
(Nach einer Photographie.)

heroischen Motiven, nach dem traditionellen Glauben nichts Schreckliches als den kurzen Moment des Überganges im Sterben. Das Harakiri ist etwas Selbstverständliches und der Gefangenschaft oder selbst dem Bewußtsein, einen militärischen Mißerfolg erlitten zu haben, weit vorzuziehen.

Das Benehmen der Japaner nach der Schlacht am Jalu gegen die russischen Gefangenen und Verwundeten wird hier im Gegensatz zu späteren russischen Nachrichten, welche später erörtert werden sollen, ganz außerordentlich gelobt. Gottberg sagt, keine christliche Armee könne mehr Humanität walten lassen. Obgleich im nördlichen Korea die Fleischbeschaffung ungeheuer schwierig

ist, hat man stets für die Gefangenen und Verwundeten europäische Speisen auf europäische Art zubereitet. Eine Rücksichtnahme, die uns beinahe gemacht erscheint. Die Offiziere legten ihren Soldaten aufs wärmste ans Herz, die Gefangenen und besonders die Verwundeten gut zu behandeln.

Die verwundeten Russen, wenn sie auch die schmerzhaftesten Wunden davongetragen hatten, benahmen sich mit heldenmütigster Fassung, um dem Feinde zu zeigen, daß auch sie zu sterben wüßten. Gottberg erzählt die folgende für den russischen Offizier charakteristische Scene: Ein russischer Leutnant war schwer im Unterleib verwundet und offenbar im Sterben. Die Lider über zwei schon verglaste Augen fallen zurück und irr, müde und gleichgültig wandern die Pupillen über den Halbkreis von Menschen. Jetzt haben sie mich erreicht und werden enger, schärfer. Verwunderung, Überraschung, dann etwas wie Erkennen und ein schwacher Strahl von Freude liegt in diesem Blick, der unerwartet einen weißen Rassengenossen trifft. Ich werde ihn nicht vergessen, jetzt weiß ich, was die Greuel des Krieges sind. Der Hauptmann — ein anderer verwundeter Russe — ist verbunden. Ob er irgendwelche Wünsche und Bedürfnisse habe, frage ich. Ja, dieser Soldat hat ein Bedürfnis, er muß dem weißen Mann vor sich versichern, daß er mit Ehren unterlegen: Alle meine Offiziere tot, ich selbst — leider nur verwundet, aber hilflos. So darf man seine Geschütze verlieren! Nicht wahr, mein Herr? Später, und wir kommen darauf noch zurück, haben sich die Russen bitter beklagt über schlechte, ja grausame Behandlung ihrer Gefangenen und Verwundeten durch die Japaner. In wütendem Fanatismus sollen sie die verwundeten Russen auf dem Schlachtfeld gequält und verstümmelt haben. Es ist das vorläufig noch nicht zu entscheiden, aber sicher darf man jedenfalls sein, daß der japanische Offizier weder direkt noch indirekt teil an solchen Schandtaten hat.

Die Erstürmung der Höhen von Kintschau.

General Oku setzte langsam und unaufhaltsam seinen Marsch von der Linie Pulantin-Pitzewo nach Süden fort und zwar wahrscheinlich in zwei Kolonnen geteilt. Die eine längs der Bahn, die andere auf der Straße, welche der Länge nach an der Ostküste durch die Halbinsel führt. Russische Truppen, welche von Port Arthur weit vorgeschickt waren, außerdem die früheren Besatzungen der Bahnstation und Küstenwachstation, hielten Fühlung mit den japanischen Vortruppen. Es kam hier und da zu kleinen Gefechten und die

Russen zogen sich, wie es richtig und selbstverständlich war, um möglichst geringe Verluste zu erleiden, stets zurück, ohne ernsthaften Widerstand zu leisten.

In Port Arthur setzte sich die Besatzung folgendermaßen zusammen: Kommandant der Festung war Generalleutnant Stößel, in dessen Tüchtigkeit man das größte Vertrauen setzte. Er hat sich schon im Jahre 1900, während der chinesischen Wirren, ausgezeichnet und gilt für ebenso umsichtig wie energisch. Ihm unterstehen zunächst die Feldtruppen, deren Kommandeur er ursprünglich war, als ihr größter Teil noch nicht in Port Arthur stand. Es sind dies die 4. und die 7. ostsibirische Schützendivision, erstere unter Generalmajor Fok, letztere unter Generalmajor Kondratenko. Jede der beiden Divisionen zählt zwei Brigaden, und es kommen noch hinzu die 7. ostsibirische Schützenartillerieabteilung und die 4. ostsibirische Schützenartillerie-Brigade. Die Festungstruppen bestehen aus drei Festungsartillerie-Bataillonen, einer Festungstorpedo-Kompagnie, einer Festungssappeur-Kompagnie und einer Festungstelegraphen-Kompagnie.

Die verschiedenen Aufgaben der Feldtruppen und Festungstruppen sind klar. Diese bilden die ursprüngliche und notwendige Besatzung, um die Verteidigungsmittel der Festung bedienen und in Tätigkeit setzen zu können, letztere sollen Ausfälle machen und als Infanterie dem Feinde Widerstand leisten, und als Feldartillerie. Im ganzen belief sich die Stärke dieser Truppen auf ungefähr 40000 Mann, und dazu kamen noch die Besatzungen des Geschwaders und an Land stationierte Matrosen, insgesamt in einer Stärke von 50000 Mann. Also eine große Menge Menschen, so groß, daß nur das Vorhandensein von ungeheuren Vorräten ihre Verpflegung auf längere Zeit sicher stellen kann. Wie es damit steht, kann nur die Zukunft zeigen, ob Port Arthur sich hält, und wenn es fällt, aus welchem Grunde es sich nicht mehr halten konnte.

Bis zum letzten Augenblick, das heißt bis zum 14. Mai, hat man noch die Möglichkeit gehabt, mit der Eisenbahn Vorräte aller Art von Mukden her in die Festung hineinzuschaffen. Auch das gibt uns aber keinen festen Anhalt, denn man weiß nicht, wie es zu Anfang des Krieges in Port Arthur bestellt war; wahrscheinlich nicht zum besten. Frauen und Kinder hatte man fortgeschafft, solange die Bahnverbindung noch bestand, und in einem eindringlichen Erlaß hielt General Stößel den unter ihm stehenden Truppen und dort gebliebenen Einwohnern der Stadt vor, man ginge jetzt einer schweren Zeit entgegen, Hilfe sei nicht zu erwarten und Rettung nur zu erhoffen, wenn jeder bis zum letzten Atemzuge seine Pflicht täte.

Einen der schwächsten Punkte soll die Wasserversorgung bilden und auch die Qualität des dortigen Wassers soll schlecht sein. Krankheiten können also leicht den Japanern zu Hilfe kommen. In gewisser Weise könnte es auch nur im Interesse der Festung liegen, wenn es dem Geschwader gelänge, auszubrechen und Port Arthur endgültig zu verlassen. Denn zur Verteidigung gegen die Landseite werden vielleicht die Schiffe mit ihren Geschützen gar nicht beitragen können. Andererseits ist es ein großer Unterschied, ob mehrere Tausend Esser mehr oder weniger von den beschränkten Vorräten zehren. Allerdings sind wir hier nicht kompetent, dies zu beurteilen und es soll nur die Aufmerksamkeit auf den Punkt gerichtet werden. Es hängt von den Terrainverhältnissen, der Lage des Hafenbassins usw. ab, ob die Geschütze der Schiffe sich an einer Verteidigung nach der Landseite beteiligen können. Wahrscheinlich ist es nicht, indem der Wasserspiegel wohl zu tief unter den umliegenden Höhen liegt, als daß die Kanonen der Schiffe dahinauf schießen könnten. Andererseits können die Belagerungsgeschütze, ja selbst leichte Feldgeschütze, wenn sie an der oben erwähnten gefährlichen Stelle plaziert werden, den tief unten liegenden Schiffen schwere Verletzungen beibringen, weil sie von oben auf die wenig oder gar nicht gepanzerten Decks hinunterschießen können.

General Stößel war nicht gewillt, die japanische Armee ungehindert bis an die Vorwerke von Port Arthur herankommen zu lassen, sondern fest entschlossen, ihnen vorher schwere Verluste zuzufügen. Er hatte zu diesem Zweck südlich von Kintschau auf den Nanschanlinghügeln eine feste Stellung eingenommen. Daß er auf die Dauer sich dort nicht halten konnte, war nicht nur ihm, sondern jedem Unparteiischen von vornherein klar, und es handelte sich nur darum, eine günstige Chance auszunutzen, dem Feinde schwere Menschenverluste beizubringen.

Diese Chance bot sich an der schmalsten Stelle der Halbinsel, welche nach der dort an der großen Straße liegenden Stadt die Landenge von Kintschau genannt wird. Im Westen wird sie begrenzt von einer weiten und nahe den Ufern sehr flachen Bucht, der Kintschau-Bucht. Im Osten schneidet eine schmale Bucht, die Handbay, tief ein und geht bis beinahe an die Bahnstrecke heran. Die Handbay bildet mit einer andern kleinen, eben südlich gelegenen Bucht die schmale Halbinsel von Talienwan; an einem dritten Ausläufer, dem südlichsten, liegt der russische Handelshafen Dalny. Dalny wie Talienwan sind beide durch eine Zweigbahn mit der Hauptbahnstrecke verbunden. Eben südlich von der schmalsten Stelle zieht sich der Gebirgszug von Nanschaling oder Nankualing.

Die Stärke der Armee Oku ist auf drei Divisionen mit den dazu gehörigen Reservebrigaden angegeben worden, die Annahme liegt jedoch nahe, daß sie größer war und daß man noch eine erhebliche Reserve hinter der Front hatte. Stimmen mag allerdings, daß drei Divisionen bei Pitzewo und der Rest, speziell auch Geschütze, weiter südlich, vielleicht auch an der Westküste von Liaotung gelandet worden sind. Die Anzahl der Geschütze ist sehr groß gewesen;

Russische Soldaten in der Hauptstraße von Mukden.
(Nach einer Photographie.)

sie belief sich nach den vorliegenden Angaben auf 216. Die russische Stellung befand sich an der Nordseite des Höhenzuges von Nanschaling oder Nankualing. Dieser liegt nicht, jedenfalls ist dies nach allen genauen Karten zu schließen, an der schmalsten Stelle der Halbinsel eben südlich von Kintschau, sondern südlicher davon. Auf der schmalsten Stelle befindet sich nämlich nur eine einzige isolierte Anhöhe, welche nicht die ganze Breite einnimmt, sondern nach Westen einen flachen und verhältnismäßig breiten Streifen freiläßt. Sind die vorhandenen Karten richtig, so war also der dahinterliegende Höhenzug von Nanschaling die gegebene Verteidigungsstellung für die Russen;

Aus den Kämpfen in Liautung.
(Nach einem Originalaquarell von M. Plinzner.)

derselbe zieht sich von der kleinen Halbinsel von Talienwan aus quer über Kwantung herüber, wie eine Mauer. Hinter ihm ist flaches Gelände, also eine Bedingung für den Rückzug, welche nicht vorhanden wäre, wenn die Verteidigungsstellung sich an der nördlichen Anhöhe befunden hätte. Diese Stellung hatten die Russen von langer Hand her befestigt. Fest eingebaut befanden sich dort insgesamt 30 Festungsgeschütze und 40 Feldgeschütze, außerdem waren Schanzen und Schützengräben angelegt, verstärkt durch Drahthindernisse und umfangreiche Minenanlagen, speziell auf dem linken russischen Flügel nahe dem flachen westlichen Ufer. Die russischen Streitkräfte betrugen zwei Infanteriebrigaden, eine Artillerie-Brigade, insgesamt des Verbandes der vierten ostsibirischen Schützendivision unter dem Kommando des Generalmajor Fok.

Noch hatte am 26. Mai die Dämmerung kaum begonnen, da eröffnete die japanische Artillerie das Feuer auf die russischen Stellungen und unter ihrem Schutze ging die Infanterie vor. Die erste Division bildete das Zentrum der Stellung, die dritte den linken Flügel und die vierte den rechten Flügel.

Zur Unterstützung des Angriffs und hauptsächlich zur Erschütterung des russischen linken Flügels hatte man in der Bucht von Kintschau ein Geschwader unter dem Kommando des Admirals Hosoya zusammengezogen. Es bestand aus dem alten Küstenpanzerschiff „Hei-yen", den Kanonenbooten „Tsukuschi", „Tschokai" und „Akagi", verhältnismäßig flachgehende Fahrzeuge; sie repräsentierten eine Geschützzahl von drei 26 cm-, zwei 21 cm-, zwei 15 cm-, acht 12 cm-, einem 7,6 cm- und fünf 4,7 cm-Geschützen. Es scheint außerdem, als ob Admiral Hosoya noch eine Anzahl von Torpedobooten zu seiner Verfügung hatte, jedoch steht dies nicht fest. Immerhin war es eine ganz gewaltige Artilleriemacht nach den Verhältnissen des Landkrieges gemessen, da sie ja ausschließlich auf lebende und ungepanzerte Ziele zur

Verwendung kommen sollte. Möglich ist auch, daß noch die bei anderen Gelegenheiten als zum selben Geschwader gehörig genannten Küstenpanzer „Fuso" und „Sei-yen" mit zur Stelle waren. Bei der Beschießung werden sie nicht genannt, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie weiter seewärts lagen, um die Kanonenboote gegen Beunruhigungen von seiten russischer Schiffe oder Torpedoboote zu sichern.

Zugleich mit dem Vorgehen der Landtruppen und dem Feuern der Feldgeschütze begannen auch die Schiffe, oder ein Teil von ihnen, den linken Flügel der russischen Stellung zu beschießen. Schon nach kurzer Zeit aber stellten sie das Feuer ein und dampften seewärts ab. Die Gründe hierfür sind nicht ganz klar, jedoch müssen sie sehr schwerwiegender Natur gewesen sein, denn die Schiffe überließen den Landtruppen eine Aufgabe, der diese allein unmöglich gewachsen sein konnten, und es auch nicht waren. Die verhältnismäßig sehr großen Verluste der angreifenden Truppen und die Länge des Kampfes, welcher fast zu Ungunsten der Japaner ausgefallen wäre, sind einzig und allein eben dieser Unterbrechung des Schiffsfeuers zuzuschreiben. Es soll an jenem Morgen und während des größten Teiles des Tages dichter Nebel geherrscht haben, nachher Sturm und Regen. Nun ist das Wasser in und vor der Kintschaubucht sehr flach und so kann man sich wohl erklären, daß bei starkem auflandigem Wind nnd schwerer See den Kanonenbooten es unmöglich war, sich in Schußweite von der Küste zu halten, wollten sie nicht stranden. Die zweite Möglichkeit ist die, daß durch ablandigen Wind der Wasserstand ein außergewöhnlich niedriger war und so selbst diesen flachgehenden Fahrzeugen erst Abends bei Eintritt des Hochwassers wieder gestattete, sich zu nähern. In diesem Falle ist es allerdings merkwürdig, daß General Oku, welcher doch die Wasserverhältnisse und deren Wechsel kennen mußte, ebensowenig aber sich die Schwierigkeit seines Unternehmens verhehlen konnte, den Angriff nicht zu einer anderen Zeit einsetzte. Wie dem auch sei, das Geschwader dampfte kurze Zeit nach Beginn der Beschießung ab und wird sich ohne Zweifel im Schutze der nördlich von der Kintschaubucht gelegenen Inseln aufgehalten haben, bis die Wind- und Wasserverhältnisse ihm gestatteten, sich wieder zu nähern. Unwahrscheinlich ist dagegen eine Version, daß russische Torpedoboote das Geschwader angegriffen und vertrieben hätten. Bei Tage ist unter allen Umständen der Angriff auf Schiffe mit intakter Artillerie nicht sehr aussichtsvoll, und dann hätte man von einem Vertreiben im Sinne des Wortes auch nicht reden können.

Entweder ist ein Torpedobootsangriff erfolgreich, d. h. es gelingt, einige Schiffe mit Torpedos zu treffen, und in diesem Falle wären die Kanonenboote sofort gesunken, oder aber der Angriff gelingt nicht. Von einem Wegjagen kann schon deswegen nicht die Rede sein, weil die Torpedoboote viel höhere Geschwindigkeit besitzen als die alten Küstenpanzer und Kanonenboote, diese also durch Fortlaufen nicht von Verlusten verschont geblieben wären. Von solchen ist aber überhaupt nirgends die Rede.

Den Russen war es dagegen gelungen, das Kanonenboot „Bobr" und die beiden Torpedobootszerstörer „Boiky" und Buiny" auf der Westseite, nicht weit von Talienwan, zu stationieren, wahrscheinlich haben sie in der tiefeinschneidenden Handbay gelegen, von wo aus sie den russischen rechten Flügel verlängerten und freies Schußfeld nach dem japanischen linken Flügel hin hatten. Es ist dies recht bemerkenswert und nicht ganz erklärlich; denn wenn auch ein Auslaufen aus Port Arthur dieser Fahrzeuge, unter dem Schutz der russischen Küstenbatterien, von den Japanern nicht gehindert werden konnte, zumal nicht bei Nacht, so bedarf es doch noch der Erklärung, weswegen nicht im Laufe des Morgens einige japanische Fahrzeuge unter Vorsichtsmaßregeln gegen Minen nach der Handbay geschickt wurden, um diese höchst lästige schwimmende Batterie zu vernichten oder fortzujagen. Ebenso unerklärlich ist es nach dem vorliegenden Material, daß man nicht überhaupt ein Geschwader dorthin gelegt hat, um den rechten russischen Flügel zu erschüttern.

Nachdem ein heftiger Artilleriekampf drei Stunden gewütet hatte, ohne daß allerdings die japanische Artillerie die Feuerüberlegenheit errang, ließ General Oku die Infanterie auf der ganzen Linie vorgehen, und es gelang der ersten Division bis auf 200 m an die feindliche Stellung heranzukommen. Die Verluste waren ungeheuere auf der ganzen Linie. Wie am Jalu gingen die Japaner todesverachtend vor, und das japanische Prinzip der gänzlichen Nichtachtung von Menschenverlusten trat in rücksichtslosester Form hervor. Täler und Gräben füllten sich mit Leichen und über sie hinweg rückten die Japaner. Immer neuer Nachschub schloß die riesigen Lücken, welche das russische Feuer in die vorderen Reihen gerissen hatte. Die Russen kämpften ihrer Traditionen würdig mit äußerster Standhaftigkeit, Kaltblütigkeit und Disziplin. So wogte der Kampf ununterbrochen und mit derselben Heftigkeit bis zum Nachmittag. Am schwersten litten das Zentrum und der linke Flügel der Japaner und trotzdem gelang es ihnen nicht, auch nur einen Fuß breit Boden zu gewinnen. Das Feuer der

Ruſſiſche Soldaten begraben ihre gefallenen Kameraden.

russischen Fahrzeuge war ein vernichtendes, und als nun noch die russischen Reserven gegen den japanischen linken Flügel vorrückten, und weiter nach Osten ausholten, um ihn zu umgehen, mußte er zurückbiegen, um sich der drohenden Flankierung zu entziehen. Von der Mitte her wurde General Oku gemeldet, daß die Munition ausginge und die Munitionsreserven hinter der Stellung beinahe erschöpft seien. In diesem kritischen Moment, wo die Niederlage der Japaner nur an einem dünnen Faden hing, gab General Oku als letztes verzweifeltes Mittel gegen 6 Uhr abends den Befehl zum Sturm auf der ganzen Linie. Wieder gingen die japanischen Truppen mit der größten Energie und Todesverachtung vor, es gelang ihnen aber nicht, auch nur einen Fuß breit Boden zu gewinnen. Schon dachte der General daran, den Befehl zum Rückzuge zu geben, da setzte plötzlich zu rechter Zeit wieder das Kanonenbootgeschwader von der Kintschaubucht aus mit einem vernichtenden Feuer ein. Es muß sich ziemlich nahe an der russischen Stellung, also deren linken Flügel, befunden haben, der rechte Flügel der Japaner, also die vierte Division, benutzte diesen Moment und machte noch einen verzweifelten Vorstoß auf den durch das Geschützfeuer schwer erschütterten linken russischen Flügel. Die örtliche Eigentümlichkeit kam den Japanern zu Hilfe, und um nicht durch die Drahthindernisse und Minen, welche man mit Recht dort vermutete, aufgehalten zu werden, gingen die Leute massenhaft in das flache Ufergewässer und wateten und umgingen so den feindlichen Flügel. Damit ermöglichten sie auch den Schiffsgeschützen weiter zu feuern, ohne daß diese Gefahr liefen, die eigenen Landsleute durch ihre Granaten zu gefährden. Der linke russische Flügel schwankte, diesem Doppelangriff war er nicht gewachsen, und nun stürmte der Rest der dritten Division mit letzter verzweifelter Anstrengung vor und warf ihn vollends. Durch Zufall hatten die unten am Strande vorgehenden Leute die Minenleitungen gefunden und machten diese unbrauchbar, sonst würden noch Hunderte ihr Leben verloren haben. Der Erfolg der dritten Division entschied die Schlacht. Auch die erste und vierte, deren Vorwärtsbewegung schon gestockt hatte, rannten die Höhen hinan und die Russen zogen sich zurück, besiegt durch die schweren Geschütze des sie flankierenden Geschwaders. Zum Tode ermüdet stand Oku mit seinen Truppen gegen 6 Uhr auf den heißumstrittenen Höhen, an eine Verfolgung war nicht zu denken, denn todmüde sanken die Leute hin und blieben die Nacht in den eben von den Russen geräumten Stellungen. Diese zogen sich in voller Ordnung langsam zurück, sie konnten das Bewußtsein voll erfüllter Pflicht haben.

Ja, sie hatten sich dem Feinde völlig gewachsen gezeigt; sehr richtig schrieben später russische Blätter, es sei von vorneherein ganz unmöglich gewesen, die Stellung von Kintschau auf die Dauer zu halten, ohne Unterstützung der eigenen Seestreitkräfte auf beiden Flanken, noch weniger natürlich gegen die Mitwirkung eines feindlichen Geschwaders mit einer Menge schwerer Geschütze. Die Verluste der Japaner wurden auf ungefähr 5000 Offiziere und Mannschaften angegeben, die der Russen auf reichlich 800 Mann. In die Hände der Japaner fielen natürlich die sämtlichen festeingebauten Geschütze, ferner eine Anzahl Minen und Scheinwerfer, sowie zehn Maschinenkanonen, welch letztere gefechtsunbrauchbar waren und so wie so hätten zurückgelassen werden müssen. Die Japaner haben es später so dargestellt, als ob die Russen in der Eile der Flucht ihre Geschütze zurückgelassen hätten. Das ist keineswegs der Fall; die Feldartillerie-Brigade hat ihre sämtlichen Geschütze unversehrt und in voller Ordnung aus den Stellungen herausgebracht. Die Positionsgeschütze, d. h. die festeingebauten, befanden sich schon seit vielen Monaten in der Stellung von Kintschau und bestanden aus einer großen Anzahl verschiedener Kaliber und meist recht alter Modelle, welche man aus den alten chinesischen Befestigungen von Port Arthur herausgenommen hatte. Eine Einbuße an Wehrkraft war also mit deren Zurücklassung nicht verbunden.

Ebensowenig darf man die Schlacht von Kintschau als einen russischen Mißerfolg ansehen. Wie gesagt, war es unmöglich, die Stellung auf die Dauer zu halten, weil die Seeherrschaft im Besitz der japanischen Flotte war. Es handelte sich also nur darum, der japanischen Armee unter möglichster Schonung der eignen Kräfte, weil man auf weiteren Zuzug nicht mehr rechnen konnte, möglichst große Verluste beizubringen. Das hat die heldenmütige und ausdauernde Verteidigung des Generals Fok vollauf erreicht.

Der Kampf bei Kintschau bildet ein außerordentlich lehrreiches Beispiel eines erfolgreichen Zusammenwirkens von Heer und Flotte, und man muß den Japanern lassen, daß sie während des ganzen Feldzuges verstanden haben, sich der Flotte zur Unterstützung ihrer Landoperationen in sehr geschickter Weise zu bedienen. Der überseeische Krieg weist ja überhaupt auf ein solches Zusammenwirken zwingend an, und schon im chinesischen Kriege hat man daraus den größten Nutzen gezogen; dessen Erfahrungen haben sich die Japaner überhaupt bisher in einer ganz auffallenden Weise zunutze gemacht. 1894 wie 1904

wirkte die Flotte beim Übergang über den Jalu mit, und beidemal müssen wir darin einen Teil der Ursachen suchen, weshalb der Übergang so dicht bei der Mündung stattfand. Die Anwesenheit und lebhafte Tätigkeit der japanischen Kanonenboote in der Jalumündung machte den General Sassulitsch unsicher, er glaubte, sie würden von dort eine Landung von See kommender japanischer Truppen zu decken haben, schob verhältnismäßig erhebliche Streitkräfte weit nach der Flußmündung vor und zersplitterte so seine schwachen Streitkräfte gänzlich; ohne im Besitz der Seeherrschaft zu sein, hätten die Japaner, natürlich eine energische Tätigkeit der russischen Flotte vorausgesetzt, wohl nicht in dieser Weise den Übergang bewerkstelligen können. Bei Kintschau wiederum war es, wie wir gesehen haben, lediglich die energische Mitwirkung der Flotte, welche dieses schwierige Unternehmen überhaupt gelingen ließ. Die Voraussetzung war wieder die Seeherrschaft. Auf den ersten Blick mag man sich wundern, daß keine namhaften russischen Seestreitkräfte aus dem Hafen von Port Arthur vorbrachen und nach der Kintschau-Bucht dampften, aber wahrscheinlich hat Admiral Togo mit seiner gesamten Flotte in Sicht der Reede gelegen, um ein solches Beginnen mit Aufgebot aller Mittel zu hindern. Das führt uns auf eine Schwäche der Seefestung Port Arthur: Während die Festungswerke auf der Ostseite der Einfahrt, also die vom Goldenen Berge der elektrischen Klippe und auch noch einer weiter nördlich liegenden Batterie, den Schiffen gestatten, ungehindert durch feindliche Schiffe sich von der Reede zu entfernen und dann unter der Küste durch Minen geschützt sich weiter hinauszuschleichen, speziell in der Nacht und bei Nebel, so ist das an der Westseite nicht möglich. Sobald sie die Tigerhalbinsel passiert haben, ist dann nur noch die schwache und improvisierte Batterie auf dem Vorgebirge Liautischan, welche nicht imstande sein würde, z. B. Panzerschiffe in der nötigen Entfernung zu halten. Weiterhin mangelt ihm jeder Schutz und sie sind ebenso ausgesetzt, wie wenn sie sich auf hoher See befänden.

Aus dieser Bewachung der Reede durch Admiral Togo mit seiner Hauptmacht muß man sich auch erklären, daß nur ein alter Küstenpanzer und einige Kanonenboote zur Unterstützung der Armee Oku bei Kintschau erübrigt werden konnten.

Es liegt uns fern, die Verdienste dieses Generals und vor allem die über alles Lob erhabene Todesverachtung seiner Truppen schmälern zu wollen, aber man muß sagen, daß ihm das Glück in ganz auffallender Weise zur Seite

gestanden hat. Wären die Kanonenboote auch nur eine Viertelstunde später gekommen, so hätte er, wie er in seinem Bericht selbst zugiebt, den Befehl zum Rückzuge gegeben und die Kriegsgeschichte würde einen Mißerfolg Japans zu verzeichnen gehabt haben, mit welchem der der Russen am Jalu nicht im Entferntesten zu vergleichen war. Die Kanonenboote spielten dieselbe Rolle bei Kintschau wie das Eintreffen des deutschen Kronprinzen mit seiner Armee während der Schlacht bei Königgrätz. Beide verwandelten die schon verloren gegebene Schlacht in einen Sieg. Der Unterschied ist nur der, daß der Kronprinz

Japanische Artillerie im Kampf.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

nach den getroffenen Dispositionen jeden Augenblick eintreffen mußte, während die Kanonenboote von den Wasser- und Wetterverhältnissen abhängig waren und deren Änderung im günstigen Sinne sich nicht vorausberechnen ließ. Die ursprünglichen Dispositionen sind wahrscheinlich derart gewesen, daß die Flottille von Morgengrauen ab ununterbrochen den Angriff unterstützen sollte. Nur der auffallend günstige Zufall gestattete ihnen gerade in dem Moment einzugreifen, wo alles an einem Haare hing.

Am nächsten Tage rückte General Oku weiter nach Süden vor, während die Russen sich in voller Ordnung zurückzogen. Ohne Widerstand zu finden, besetzte er den am Knotenpunkt der nach Dalny führenden Bahnstrecke und der großen Straße nach Port Arthur liegenden Ort San-schilipu, während eine

Japanische Kavallerlepatrouille.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg.

Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Skizze zur Erstürmung der Höhen von Kintschau.

Russischer Marinesoldat.

andere Abteilung Talienwan besetzte. Dem Kanonenboot „Bobr" und den Torpedofahrzeugen „Boiky" und „Buiny" gelang es, wahrscheinlich während der vorhergehenden Nacht, zu entkommen und in Port Arthur einzulaufen.

Am 29. Mai räumten die Russen, das heißt die schwache Besatzung, die noch da war, den Handelshafen von Dalny, welcher ja auch unmöglich gehalten werden konnte. Sie verbrannten vorher den größten Teil des dortigen Eisenbahnmaterials und versenkten eine große Anzahl von Fahrzeugen im Hafen und, wie es scheint, auch auf der Reede. Versucht hatte man auch, die gewaltigen Hafenmolen zu sprengen, jedoch scheinbar ohne Erfolg. Am selben Tage gingen vier japanische Kanonenboote mit ebensovielen Torpedofahrzeugen gegen die Außenreede von Port Arthur vor und ließen sich auf einen Kampf mit den westlichen Küstenbefestigungen ein. Wahrscheinlich hatte dieser Vorstoß nur den Zweck, die Stärke der Befestigungen auf dem Vorgebirge von Liautischan festzustellen. Diese waren nämlich erst vor kurzem angelegt. Der Bericht des Führers, soweit er veröffentlicht worden ist, hob außerdem die Neuanlage einer funkentelegraphischen Station auf derselben Höhe hervor. Eins der Torpedoboote wurde von einer Granate getroffen und mußte sich schwer verletzt entfernen.

Verhängung der Blockade.

Am Tage nach der Schlacht von Kintschau, also am 27. Mai, proklamierte Admiral Togo die Blockade über die sämtlichen Küsten mit ihren Häfen und Landungsplätzen, soweit sie südlich der Linie Pulantien (Port Adams) und Pitzewo lagen. Wir haben gesehen, daß er vorher schon seine Streitkräfte derart ringsherum verteilt hatte, daß eine Blockade tatsächlich bestand. Man konnte sie somit als effektiv betrachten, allerdings mit einer Ausnahme und zwar gerade des wichtigsten Punktes, nämlich Port Arthur. Einerseits die weitreichenden schweren Küstengeschütze der Seeforts, andererseits die immermehr zusammenschmelzende Zahl der japanischen Flotte und ihre über ein weites See- und Küstengebiet verstreuten Aufgaben machten es ihm unmöglich, den Hafen

tatsächlich zu schließen. Wir werden auf diesen Punkt noch verschiedentlich zurückkommen müssen. Jedesmal, wenn während der folgenden Monate von den Russen berichtet wurde, oder auch von den Japanern, daß russische Fahrzeuge aus Port Arthur ausgelaufen seien, so schüttelte man ungläubig den Kopf, und in der Presse wurden verschiedentlich starke Zweifel ausgesprochen, weil ja doch der Hafen blockiert sei.

Unter Blockade stellt sich der Laie meistens die Lage so vor, daß vor dem betreffenden Hafen eine starke Flotte liegt, welche den eingeschlossenen Schiffen weit überlegen ist und, sowie eines von diesen auslaufen will, es mit Feuer überschüttet, so daß es entweder umkehren muß oder vernichtet wird. Es ist das sicher auch das Ideal einer Blockade, leider wird es aber wohl nie in der Wirklichkeit erreichbar sein. Betrachten wir die Skizze Seite 73 des Hafens von Port Arthur, so finden wir, daß vor der schmalen Hafeneinfahrt sich eine weite Reede ausdehnt. Ihr westliches Ufer wird zunächst durch die Tigerhalbinsel, dann durch den Vorsprung von Liautischan gebildet und verläuft ziemlich gerade, d. h. annähernd in derselben Richtung wie der Kurs eines Schiffes sein muß, welches ein- und auslaufen will. Die Ostküste dagegen biegt sofort außerhalb der Einfahrtsmündung scharf nach Osten ab und schafft dadurch eine weite Bucht, die eben auch als Reede bezeichnet wird. Man kann sie ungefähr rechnen bis zum Kap Lao-mu-tschu. Da das Wasser im großen und ganzen bei der steilabfallenden Küste sehr tief und für Schiffe jeder Größe befahrbar ist, so sind solche, welche aus- oder einlaufen wollen, keineswegs an einen bestimmten Kurs gebunden und können, sobald sie aus der Ausfahrt heraus sind, nach vielen verschiedenen Richtungen den Weg nach außen nehmen. Wäre nun ein blockierendes Geschwader imstande, sich verhältnismäßig dicht vor die Ausfahrt zu legen und etwa eine Linie zu bilden vom Kap Liautischan bis etwa außerhalb von Lao-mu-tschu, so wäre das zwar auch eine ziemlich lange Strecke, aber man könnte dann doch den Hafen als hermetisch geschlossen betrachten. Nun sind aber, wie unseren Lesern bekannt ist, mächtige Küstenbefestigungen an beiden Seiten vorhanden, und zwar hauptsächlich eben östlich von der Einfahrt. Dort ist nämlich der mächtige Fortkomplex Goldener Berg, darunter die Batterie Elektrische Klippe, und weiter östlich am Kap Lao-mu-tschu das ebenfalls sehr starke Fort La-lui-tschui. Auf der Westseite finden wir, über die ganze Länge der Tigerhalbinsel verteilt, vier starke Forts. Alle diese Befestigungen bestreichen mit ihrem Feuer nicht nur den kleinen Raum,

Ruſſiſche Kriegshunde für den Samariterdienſt.
(Nach einer Photographie.)

Brückenbau japanischer Pioniere.
(Nach einer Skizze von W. Koekkoek.)

welchen man unter der Reede versteht, sondern die Tragweite der Geschütze reicht weit in See hinaus, hauptsächlich die hochgelegenen Forts und Batterien können auf 7—8 km trefflicher und mit Aussicht auf gute Wirkung ihrer Granaten feindliche Schiffe beschießen.

Von Beginn des Krieges an haben die Japaner den größten Respekt vor den Seebefestigungen von Port Arthur gehabt, und Admiral Togo hat niemals gewagt, selbst nicht, als sich bei dem Untergang des „Petropawlowsk" das russische Geschwader in kopfloser Verwirrung befand, sich in ihren Bereich zu begeben. Nach Eroberung der Höhen von Kintschau und Proklamation der Blockade für sämtliche Häfen und Küsten von Liaotung war an diesen Verhältnissen nichts geändert worden, und die Japaner konnten ebensowenig wie früher wagen, sich mit großen Schiffen in die Reichweite der Küstengeschütze zu begeben, ja, auch nicht mit Kreuzern, sondern höchstens mit kleinen Torpedobooten oder anderen schnellen Fahrzeugen von mäßiger Größe.

Eine zweite Gefahr war noch hinzugekommen, nämlich die der Minen; darüber haben wir schon gesprochen. Sicherlich waren die Minen auch für die Russen höchst lästig und eine Gefahr, zumal japanische Torpedoboote auch in der Folgezeit während der Nacht in die Nähe der Einfahrt gegangen sind, um dort neue Minen zu legen. Unüberwindlich war aber für den russischen Admiral dieses Hindernis keineswegs, denn er hatte alle Hilfsmittel an Fahr-

zeugen und den nötigen Einrichtungen, um das Fahrwasser von der Reede nach der freien See durch Aufräumen und Zerstören der Minen frei zu machen. Die japanischen Schiffe waren ihrerseits nicht imstande, solche Fahrzeuge in der Ausübung ihrer Tätigkeit zu hindern, weil diese eben unter dem wirksamen Schutz der Küstenbefestigungen sich befanden. Der einzige Nutzen, den der japanische Admiral unter diesen Umständen durch Minenlegen auf der Reede erzielte, bestand darin, daß er ein plötzliches und schnelles Auslaufen russischer Linienschiffe verhinderte. Die leichten Kreuzer, welche aus der Ferne dauernd Reede und Einfahrt beobachteten und jede Schiffsbewegung dort wahrnehmen konnten, waren also in der Lage, dem Admiral zu melden, sowie die Russen mit dem Suchen und Aufräumen der Minen begannen. Daraus konnte er dann wieder schließen, daß der russische Admiral einen Ausfall plante und sich mit seiner gesammelten Flotte so vor der Reede halten, daß er imstande war, den auslaufenden Russen den Weg abzuschneiden, sie zurückzutreiben oder zum Kampfe zu zwingen.

Kleinere Schiffe von nicht bedeutendem Tiefgang konnten aber stets unbesorgt vor Minen auslaufen und haben es auch getan. Es war den Japanern ganz unmöglich, diese abzufangen oder zurückzujagen, selbst bei Tage, denn sie hielten sich mit östlichem Kurse solange unter dem Schutz der Küstenbatterien, bis sie in freier See waren und dann gestattete ihnen ihre überlegene Geschwindigkeit, auch wenn sie verfolgt wurden, sich allen Angriffen zu entziehen. Dadurch erklärt es sich auch, daß wir schon in den letzten Maitagen von einem Gefecht japanischer Landtruppen mit kleinen russischen Fahrzeugen hörten. Die Japaner waren zur Rekognoszierung am Ufer vorgedrungen, wurden von den russischen Schiffen bemerkt und von See aus heftig beschossen, mögen die letzteren bei dieser Gelegenheit auch nicht unter dem Schutz der Küstenkanonen gewesen sein, so wurde das japanische Geschwader wahrscheinlich durch die Furcht vor Minen abgehalten, jene wegzujagen.

Anders verhielt es sich mit der Westseite. Hier waren russische Schiffe außerhalb jedes Schutzes, sobald sie die Tigerhalbinsel passiert hatten. Allerdings hatte man auf der Höhe von Liautischan noch einige Batterien improvisiert, welche aber keineswegs stark genug waren, um kampfkräftige japanische Schiffe in der nötigen Entfernung zu halten. Wollten nun gar die russischen Schiffe um Liautischan herumfahren und die Buchten auf der Westseite, die Taubenbucht und weiter oben die Luisabucht, rekognoszieren, so waren sie völlig un-

gedeckt und von dem schützenden Hafen abgeschnitten. Wer die Lage dieser beiden Buchten prüft, sieht auf den ersten Blick, daß sie eine große Gefahr für die Festung Port Arthur darstellen.

Auch den Russen ist das keineswegs entgangen, und man hatte, wie eine spätere Skizze zeigen wird, eine Anzahl von hochgelegenen Befestigungen geplant, ja vielleicht auch begonnen. Fertig waren sie bei Beginn des Krieges nicht, und nachher ist es natürlich nicht gelungen, ihren Bau bis zur Vollendung zu fördern; ein weiterer von den vielen Beweisen, wie unfertig Rußland selbst an den wichtigsten und exponiertesten Punkten mit seinen Kriegsvorbereitungen war. In beiden Buchten sind gute Landungsplätze vorhanden und solche waren gerade jetzt von allergrößter Bedeutung für die Japaner, umsomehr, je näher sie Port Arthur lagen. Eine so stark verteidigte Festung kann weder durch das Feuer von Feldgeschützen noch durch die mutigsten Angriffe von Infanteriemassen genommen werden, sondern muß zuvor durch schweres Geschütz erschüttert, seine Forts zum Schweigen gebracht werden.

Die schweren Geschütze und alles, was sonst zu einer systematischen Belagerung gehört, der sogenannte Belagerungspark, sind außerordentlich schwer zu transportieren, und der Zeitaufwand ist ein großer, um so größer, je unbequemer das Terrain und je schlechter die Wege sind. Wir wissen bis jetzt noch nicht, wo die Japaner ihre schweren Geschütze gelandet haben, aber ohne Zweifel ist es an verschiedenen Stellen und in solchen Buchten geschehen, welche mit der größten Nähe von Port Arthur den besten Landungsplatz und Wegeanschluß nach der gewünschten Richtung boten.

Besetzung von Dalny durch die Japaner.

Ein Teil der schweren Artillerie scheint zunächst in Dalny gelandet zu sein. Diese Stadt wurde am 30. Mai von den japanischen Truppen besetzt, und man machte sich sofort mit Eifer daran, die teilweise zerstörte Eisenbahn wieder herzustellen. Ein Teil der Wagen war zwar verbrannt, ließ sich aber meist wieder instand setzen; auch waren eine große Menge unversehrter Wagen übrig geblieben. Admiral Kataoka, wahrscheinlich unterstützt durch einige Schiffe des Geschwaders Hosoja, wurde sofort herbeigerufen, um die Reede und den Hafen von Dalny zu durchsuchen und von Minen freizumachen. Die innerhalb der Molen versenkten Fahrzeuge wurden teilweise gesprengt, teilweise mit leichter Mühe gehoben. Die Molen selbst zeigten sich vollkommen unversehrt. Mit

welcher Vorsicht nach den letzten Unglücksfällen beim Minensuchen, von welchen wir berichteten, verfahren wurde, zeigt die Tatsache, daß man die gefundenen Minen nicht mehr von einem Fahrzeug oder Torpedoboot aus sprengte, sondern in der betreffenden Gegend einen Taucher herunterschickte, welcher dann vorsichtig von unten eine Sprengpatrone an der Mine befestigte. War das geschehen, so gab er ein Zeichen von unten, kam an die Oberfläche, wurde an Bord genommen, das Fahrzeug entfernte sich soweit, daß die Explosion ihm keinen Schaden mehr tun konnte, entzündete dann die durch ein langes Kabel

Japanischer Proviantransport.
(Nach einer Skizze von W. Koekkoek.)

mit dem Fahrzeug verbundene Sprengpatrone elektrisch und zerstörte so die Mine.

Damit war also Dalny in die Hände der Japaner gefallen, und niemand vermag heute zu sagen, ob die Stadt jemals in russischen Besitz wieder zurückgelangen wird. Auf Befehl des Zaren ist diese Stadt in wenigen Jahren aus dem Nichts geschaffen worden unter einem Aufwande von ungeheueren Kosten. Sie sollte sich zu einem großen Handelsplatz auswachsen und so die Ergänzung zu dem Kriegshafen Port Arthur bilden. An der geschützten Viktoriabucht liegend, bot sie für einen großen Handelshafen die günstigsten Bedingungen. Mächtige Molen und Wellenbrecher wurden angelegt, große Kaiflächen zum Laden und Löschen der Schiffe geschaffen, zwei große Bahnhöfe gebaut und durch zweckmäßig verlaufende Dämme eine Strömung erzeugt, welche dem Hafen

General Stössel.
Kommandant von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg

die in jener Gegend so wichtige Bedingung der Eisfreiheit sicherstellte. Dalny wäre ohne Zweifel einer großen Zukunft entgegengegangen, allerdings wie schon vor Jahren einsichtige Russen vorhersagten, auf Kosten von Wladiwostock.

Obgleich die Anlagen bei Ausbruch des Krieges noch nicht fertig waren, hat Dalny dem nördlicher gelegenen und nicht eisfreien Hafen Wladiwostock schon erheblichen Abbruch getan, und damit war auch die Rentabilität der sibirischen Bahn, jedenfalls was ihren nördlichen Teil anlangt, in Frage gestellt. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Gründung mit einem gewissen Leichtsinn und Mangel an Voraussicht erfolgt ist. Sie zeigt jene russische Sorglosigkeit in sehr anschaulicher Weise.

Wladiwostock ist Handelshafen, aber außerdem ein ausgezeichnet befestigter und geschützter Hafen. Dalny ist an und für sich völlig schutzlos, wird auch durch Port Arthur keineswegs irgendwie gedeckt. Richtiger wäre es gewesen, ehe man Millionen und Abermillionen für diese Gründung verwandte, mit der Anlage eines Handelshafens auf Liaotung zu warten, bis die Lage im fernen Osten überhaupt eine gesicherte war, entweder durch Beilegung der Streitpunkte oder nach Austragung des Konfliktes. Hätte man die Kosten von Dalny auf die Flotte und auf die Befestigung von Port Arthur verwendet, so wären sie nützlicher angewendet worden.

Beginn der Belagerung von Port Arthur.

Nach Überwindung des großen Hindernisses von Kintschau und der kampflosen Besetzung von Talienwan, Dalny und den im Binnenlande liegenden Ortschaften wurde das Vorrücken der Japaner naturgemäß ein langsames. General Fok leistete in Ermangelung von Verteidigungsstellungen keinen Widerstand mehr, der ihm nur Leute gekostet und keinen Nutzen gebracht hätte und zog sich innerhalb der äußeren Befestigungslinien der Festung zurück. General Oku nahm zunächst die Straßen in Beschlag und beschränkte sich darauf, die Besatzung von Port Arthur nach Norden von jeglicher Verbindung abzuschneiden. Ende Mai soll er sich in einer Entfernung von ungefähr 22 km mit seiner

Major Welitschko.
Chef der technischen Arbeiten in Port Arthur.

von einer Küste zur andern rechnenden Belagerungslinie befunden haben. Diese Rolle der zweiten Armee war aber nur eine provisorische. Täglich wurden große Truppenmassen, Artillerie und Infanterie, bei Kintschau, Dalny und wahrscheinlich auch in südlicheren Buchten gelandet. Diese waren als eigentliche Belagerungsarmee bestimmt, während Oku mit seiner Armee für andere Aufgaben vorbehalten wurde, welche ihn schon 14 Tage später im Norden auf Liaotung in Anspruch nehmen sollten. Über die Stärke der Belagerungsarmee war Mitte August nichts Näheres bekannt. General Oku mochte damals vielleicht über vier, höchstens fünf Divisionen verfügen, drei waren bekanntlich nur bei Kintschau im Feuer gewesen.

Wenden wir uns nun nach der belagerten Festung. Wie oben erwähnt, betrug die Besatzung ungefähr 40000 Mann unter dem Oberbefehl eines der fähigsten und entschlossensten russischen Generale, des Generalleutnants Stössel. Auch der Chef der vierten ostsibirischen Schützendivision hat sich bei Kintschau als ebenso entschlossen wie kaltblütig bewährt. Dem Chef der siebenten ostsibirischen Schützendivision, dem Generalmajor Kondraenko, wurden gleiche Eigenschaften nachgerühmt. Diese Führer standen nunmehr vor der Aufgabe, die Festung bis auf den letzten Mann zu halten. Hilfe konnten sie nach Lage der Dinge nicht erwarten, es war General Stössel bekannt, wie unzureichend die mandschurische Armee bei Ausbruch des Krieges gewesen war; er wußte, daß General Kuroki den Jalu überschritten hatte und in die Mandschurei hineinmarschierte, ebenso auch, daß weitere Landungen im Norden folgen würden. Er kannte die Japaner gut genug, um zu wissen, daß sie systematisch und ausdauernd mit Übermacht an ihre schwere Aufgabe vor Port Arthur herangehen würden, er wußte, daß das Geschwader des Admirals Witthöft sich den Japanern nicht gewachsen fühlte und die Seeherrschaft für absehbare Zeit in ihren Händen lag. Niemand in Port Arthur konnte sich also verhehlen, daß man ganz auf sich selbst gestellt war und von keiner Seite auf irgend welche Hilfe rechnen konnte. Ja, man hatte sogar, und das war besonders nachteilig, auch nicht mehr die Möglichkeit regelmäßiger Nachrichtenverbindung nach dem Hauptquartier des Statthalters Alexejeff oder Kuropatkins. Es ist, wie ich gleich vorausschicken will, trotzdem mehrmals gelungen, eine solche Verbindung herzustellen, speziell vor der Einnahme von Niutschwang, aber regelmäßig natürlich nicht. Zur Beurteilung der Lage wäre das aber von großer Wichtigkeit auch für General Stössel gewesen. Dabei fällt uns wieder ein schwerer Mangel an Kriegs-

bereitschaft auf, nämlich der einer großen weitreichenden funkentelegraphischen Station auf einer der zahlreichen Höhen der Festung. Durch solche Riesenstationen an der großbritannischen und an der Küste Kanadas hat England eine funkentelegraphische Verbindung über den Atlantischen Ozean hergestellt, eine Strecke von mehreren Tausend Seemeilen. Für die belagerte Festung hätte eine ähnliche Anlage von ungeheueren Nutzen sein können, und sie zu unterbrechen, wären die Japaner nur durch Zerschießen der Station selbst imstande gewesen. Man errichtete denn auch in aller Eile auf Liautischan und dem Goldenen Berge zwei kleine Stationen, aber mehr zum Verkehr untereinander, um z. B. von Liautischan aus schnell das Herannahen feindlicher Schiffe nach der Reede zu melden und Ähnliches. Es gelang auch der Station von Liautischan, sich mit dem gegenüberliegenden Tschifu in Verbindung zu setzen; dort befand sich nämlich ein russischer Konsul und dieser brachte des nachts an der Fahnenstange auf dem Dache seines Hauses einen funkentelegraphischen Apparat, d. h. die Drähte, an. So wurden einige Wochen lang auf allgemein unbegreifliche Weise schnelle und zuverlässige Nachrichten aus der belagerten Festung übermittelt, bis der japanische Konsul in Tschifu aufmerksam wurde, das russische Konsulat beobachten ließ und dieses nächtliche Manöver feststellen konnte. Er wendete sich darauf sofort an die chinesischen Behörden und erklärte, seine Regierung würde es als einen Bruch der Neutralität betrachten, wenn man den russischen Konsul nicht veranlaßte, von einer derartigen Signalverbindung zu militärischen Zwecken Abstand zu nehmen. Das scheint daraufhin auch geschehen zu sein. Ich tue dieser kleinen und an sich bedeutungslosen Geschichte Erwähnung, weil sie zeigt, wie erfinderisch die Not macht und wie nötig und wichtig für eine belagerte Festung die Verbindung mit der Außenwelt ist.

Die Stimmung in Port Arthur war eine durchaus zuversichtliche und ruhige. Bei Kintschau hatten die Truppen sich ausgezeichnet geschlagen und konnten sich mit Recht sagen, daß ihrer der Erfolg gewesen wäre, wenn sie nicht durch das Feuer der Schiffe flankiert worden wären. Proviant und Munition waren in großer Menge vorhanden und das Gespenst des Hungers befand sich in weiter Ferne. Über die Wasserverhältnisse haben wir zu Anfang einige ungünstige Urteile berichtet; wie es wirklich damit steht, läßt sich heute nicht sagen; jedenfalls aber scheint die Besatzung von Krankheit in Gestalt von Epidemien verschont geblieben zu sein, und das läßt auf ein immerhin brauchbares Wasser schließen.

Landfort im Norden von Port Arthur.
(Nach einer Photographie.)

Weniger günstig schienen die Aussichten für das Geschwader. Man arbeitete fieberhaft und auch mit Erfolg an der Ausbesserung der beschädigten Schiffe, und die Hindernisse, welche sich nach dem letzten Sperrversuch der Ausfahrt großer Schiffe entgegenstellten, waren bald gehoben. Trotzdem mußte, je länger die Belagerung dauerte, auch für den Fall, daß der Feind sich nicht Port Arthurs bemächtigte, die Frage der Zukunft für den Geschwaderchef eine schwierige sein. Eine Festung und Stadt und eine starke Flotte brauchen täglich ein nicht unbeträchtliches Quantum an Kohle für alle möglichen Zwecke. Von den Schiffen brauchte ja nicht jedes immer unter Dampf zu liegen, aber eine Anzahl beständig, und auch die anderen brauchen ein wenn auch nur geringes Quantum Kohle, um ihre elektrische Innenbeleuchtung zu betreiben. Die Kohlenvorräte scheinen aber nicht besonders groß gewesen zu sein, und schon seit Monaten war keine Möglichkeit vorhanden gewesen, sie zu ergänzen. Eine Flotte ohne Kohlen ist ohnmächtig. Andererseits konnte der Geschwaderchef auch nicht darauf rechnen, sich mit seinen Schiffen an der Verteidigung Port Arthurs nach der Landseite zu beteiligen, vielmehr lief er Gefahr, durch indirektes Bombardement der Belagerungsgeschütze schwer beschädigt zu werden. Meines Erachtens nach hätte er also schon damals, oder doch sobald seine Schiffe fertig waren, um jeden Preis versuchen müssen, den Hafen zu verlassen, um auch, wenn er wirklich unterlegen war, eine Schlacht mit dem japanischen Geschwader anzunehmen, sei es auch nur, um sich und sein Geschwader zu opfern. In einem solchen Verzweiflungskampfe mußten auch die Japaner schwere Verluste erleiden, und das trug nachher unter allen Umständen seine Früchte. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Rückblick.

So stehen wir am Ende eines Abschnittes des Krieges, den wir im großen und ganzen wohl als einen einleitenden betrachten können. Er hatte den Russen zur See einige, wenn auch nicht entscheidende Mißerfolge beigebracht, welche vorwiegend dem oft hervorgehobenen Mangel an Bereitschaft zuzuschreiben sind. Zu Lande kann man bei einer vorurteilslosen Betrachtung von einem ernsten Mißerfolge nicht reden, obgleich ja die Schlacht am Jalu überhaupt ein Fehler war. Ebensowenig ist es den Japanern in dieser Periode gelungen, entscheidendere Erfolge zu erringen, wohl aber zu zeigen, daß ihre Leistungen zu Lande und zur See denen der großen militärischen Mächte Europas ebenbürtig sind.

Obgleich es schon nach der geographischen Lage der Dinge von vorneherein außer Zweifel stand, so muß doch hier noch einmal hervorgehoben werden, wie sich gerade in diesem Kriege der Einfluß der Seemacht auch auf den Landkrieg gezeigt hat. Es ist dies, wenn wir vom chinesisch-japanischen Krieg als Beispiel mit einiger Berechtigung absehen können, seit langer Zeit überhaupt der erste und der einzige moderne Krieg, in welchem See- und Landmacht zusammenwirken. Das Interesse daran, neue, allgemein gültige Regeln zu finden oder die alten, geschichtlich überlieferten bestätigt zu sehen, ist infolgedessen ganz besonders groß. Auch Deutschland wird seinen nächsten Krieg wohl ohne Zweifel weder ausschließlich mit der Armee noch lediglich zu Wasser ausfechten, sondern Heer und Flotte werden sich die Hand reichen müssen, um den gemeinsamen Feind, mag er nun nur eine Nation oder zwei Verbündete begreifen, entgegenzutreten.

Die Verhältnisse in den ostasiatischen Eigentums- und Interessengebieten Rußlands litten neben anderen, was schon früher erwähnt worden ist, vor allem auch unter der großen Entfernung vom Mittelpunkt des Reiches und der daraus sich ergebenden Schwierigkeit und Langsamkeit der Verbindung. Es ist eine alte Erfahrung, welche auch Eisenbahn und Telegraph nicht geändert haben, daß das örtlich Naheliegende aufmerksamer und sorglicher berücksichtigt wird als das Ferne. Das bekannte russische Sprichwort, daß der Himmel hoch und der Zar weit ist, hat für das ostasiatische Rußland in mancher Beziehung eine verhängnisvolle Bedeutung gewonnen.

Im Gegensatz zu Japan verfügte und verfügt Rußland über unbeschränkte Geldmittel. Wären die richtige Erkenntnis, Kürze der Befehlsleitung und

Schnelligkeit des Entschlusses vorhanden gewesen, wie es bei den Japanern der Fall war, so hätte Rußland mit Leichtigkeit während der letzten Jahre des vorigen und der ersten des neuen Jahrhunderts eine Flotte schaffen können, welche der der Japaner weit überlegen war. Gewiß, man hat gebaut und auch in einem verhältnismäßig schnellen Tempo! Es ist aber nicht genug gewesen, denn auch wenn die militärische Vorbereitung eine bessere gewesen wäre, so bestand doch bei Beginn des Krieges noch eher eine materielle Überlegenheit der japanischen Flotte, als Kräftegleichheit, geschweige denn eine russische Überlegenheit.

Mit dem Unterliegen zur See verlor Rußland seine erste große Chance, nämlich den Krieg nach Feindesland zu treiben, oder aber wenigstens die japanische Invasion auf russischem Interessengebiete zu verhindern. Japan gewann durch seinen Sieg zur See, durch die Gewinnung der Seeherrschaft überhaupt erst die Möglichkeit, seine Heere dorthin zu schaffen, wo der endgültige Sieg sich entscheiden mußte. Eine russische Seeherrschaft hätte das naturgemäß völlig ausgeschlossen Wir werden im weiteren Verlaufe des Krieges immer wieder sehen, daß der Erfolg Japans mit der Seeherrschaft steht und fällt, es ist das eine absolut vitale Frage für Japan ebenso wie sie es in einem Kriege für England sein würde. Ein Japan ohne Seeherrschaft hat als Großmacht ausgespielt und wird zu einer Reihe bewohnter Inseln, vielleicht einem Staatengebilde, aber niemals einer nach außen wirkenden Macht.

Russisches St. Georg-Kreuz.

II. Teil.

Japan und die Japaner

von

Dr. H. Döring.

Überfall einer russischen Feldwache durch japanische Kavallerie.
(Nach einem Originalaquarell von M. Plinzner.)

Der Kaiser von Japan als „Herr der Welt".
(Nach einem modernen japanischen Gemälde.)

Einleitung.

Als zu Ende des Jahres 1903 das Verhältnis zwischen Rußland und Japan sich immer mehr zuspitzte, wurde in der ganzen Welt lebhaft die Frage erörtert, ob der Friede erhalten bleiben würde oder nicht. Und als dann Japan die endlosen diplomatischen Verhandlungen abbrach und der Krieg erklärt wurde, da sah jedermann klar vor Augen, daß ein neuer und wichtiger Abschnitt der Weltgeschichte begonnen habe. Mit lebhafter Spannung richteten sich aller Augen nach Ostasien

Im Altertum spielten sich die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse in den Ländern ab, die das Becken des Mittelmeeres umgrenzen. Erst im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich ein System der europäischen Staaten, und erst in unseren Tagen, wo die Völker Europas bestrebt sind, den ganzen Erdball ihrer Herrschaft zu unterwerfen, wo auch das Schwergewicht der Vereinigten Staaten von Nordamerika sich auf die europäische Politik immer mehr geltend macht, kann man recht eigentlich von einer Geschichte der ganzen Welt, von einer Weltgeschichte sprechen.

Auch Ostasien hat für das alte Europa eine immer höhere Wichtigkeit erlangt. Es ist heute nicht mehr das in weiter Ferne liegende Land, dessen Schicksal uns gleichgültig läßt. Der jetzt ausgebrochene Krieg zwischen Japan

und Rußland berührt das Wohl und Wehe aller europäischen Völker. Vor hundert Jahren konnte noch in Goethes „Faust" der Spießbürger der Kleinstadt schwärmen von einem Gespräch über Krieg und Kriegsgeschrei:

„Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker aufeinander schlagen" —

heute hat sogar ein Krieg in Ostasien Einfluß auf seine Geschäfte und den Stand seiner russischen und chinesischen Papiere. Früher war die Türkei der „kranke Mann", der nicht recht imstande war, sich seiner Haut zu wehren und es ruhig mit ansehen mußte, wie die anderen Völker ihm seine Länder abnahmen; heute heißen die kranken Männer China und Korea. Früher suchte Rußland durch die Dardanellen den Zugang zum Weltmeer, jetzt hat es ihn im fernen Osten in Port Arthur erreicht und geht darauf aus, sich auch in Korea festzusetzen. Die orientalische Frage hat ihren Schauplatz gewechselt; er liegt nicht mehr am Goldenen Horn, sondern an den Ufern des Gelben Meeres.

Es ist ja jetzt nicht das erste Mal, daß Europäer und Ostasiaten die Schwerter kreuzen, aber die früheren Kriege hatten doch einen wesentlich anderen Charakter. Als China den Opiumhandel verbot und England im Jahre 1840 zu den Waffen griff, um das unglückliche Land zur Aufnahme der schändlichen Ware zu zwingen, konnte niemand über den Ausgang dieses ungleichen Kampfes zweifelhaft sein. Ebenso endete der Krieg, den im Jahre 1858 Frankreich und England gegen China führten, mit einem leichten Siege der Westmächte. Im Feldzuge von 1894 standen Japan und China, die gelben Brüder, gegeneinander. Und als im Jahre 1900 während der „chinesischen Wirren" Heeresteile fast aller europäischen Völker, ferner Nordamerikas und Japans nach China kamen, um den Boxeraufstand zu unterdrücken und später auch gegen reguläre chinesische Truppen zu fechten, da war dies nicht viel mehr als ein militärischer Spaziergang, eine Felddienstübung in großem Maßstabe, bei der es allerdings auch Tote und Verwundete gab. Jetzt aber, wo Japan und Rußland im Streite liegen, stehen sich zwei Gegner gegenüber, die für wichtige Lebensinteressen kämpfen. Jeder hat das Gefühl, daß dieser Krieg die Entscheidung bringen wird über die Zukunft Ostasiens.

Der Schauplatz, auf dem dieser Kampf sich abspielen wird, ist sehr ausgedehnt. Es sind, soweit der Kampf zur See in Betracht kommt, vor allem die Küsten des Gelben Meeres und der benachbarten Gewässer. Von ihrem Inselreich, das sich gegenüber dem Festlande in einer Ausdehnung von mehr

als dreihundert geographischen Meilen hinzieht, sind die Japaner nach Korea übergesetzt, einem Lande, das fast so groß ist wie Italien und sich ebenso wie Italien als eine Halbinsel ins Meer erstreckt. An Korea stößt im Norden die Mandschurei, die bekanntlich von den Russen besetzt worden ist; diese wird im Osten durch die russische Küstenprovinz begrenzt, deren südlichsten Punkt der Kriegshafen Wladiwostok bildet. Der südlichste Teil der Mandschurei ist die Halbinsel Liaotung, auf deren Spitze Kwangtun Port Arthur liegt, der im Kriege mit China von den Japanern eroberte und später von China an Rußland „verpachtete" Kriegshafen, das Gibraltar des Ostens.

Die im folgenden erwähnten Ortsnamen werden verständlicher, wenn man sich einige Worte einprägt, die in den verschiedensten Zusammensetzungen wiederkehren.

Im Japanischen bedeutet Sáki Vorgebirge, Kóku Land, Kió Hauptstadt, Ko Platz, Schiu Bezirk, Hama Strand, Yóko quer, Kuro schwarz, Naga lang, To Ost, Sai West, Mi hoch, Kiu neun, Schi vier, Ni Sonne, Pon Ursprung, Schima Insel, Wan Bucht, Meerenge, demnach To-kió Osthauptstadt, Sai-kió Westhauptstadt, Naga-sáki langes Vorgebirge, Ni-pón Sonnenursprung, woraus sich unser Japan gebildet hat. Kiu-schiu (Land der) neun Kreise, Schikóku die Vierlande (ursprünglich unter vier Herrschern), Kádo Tor, Mi-kádo erhobenes Tor (vergleiche „Hohe Pforte" im Türkischen), ursprünglich Bezeichnung für den kaiserlichen Palast, dann im übertragenen Sinne Titel der Herrscher, Yagu-schima Yagu-Insel, Tsuruga-wan Meerenge (zwischen Yeso und Nipon).

Im Koreanischen bedeutet Po (pho) Bucht, z. B. Tschemul-po, Masampo, Mok-po, Gang Fluß, (Amnok-gang oder auch Yalu-gang, Naktung-Gang, (im Süden), Dschu Stadt (Wi-dschu, An-dschu), Do und Tan Insel (Nanhai-do).

Im Chinesischen heißt Pe Nord, Tong(tung) Ost, Nan Süd, So West; ferner Pei schwarz, Hoáng gelb, Schang ober, Hiá unter, Kvang breit, Tschung Mitte, Fu Stadt, King Hauptstadt, Hai Meer, Kiáng Strom, Ho Fluß, Tsen Furt, Schan Gebirge, Tien Himmel, Kin Gold, Tschu Perle; Pe-king also Nordhauptstadt, Nan-king Südhauptstadt, Schang-hai Obermeer, Tong-hai (Ostmeer, Nan-hai Südmeer, Hai-nan Meer(-Insel) im Süden, Se-kiáng Weststrom, Jantse-kiáng Jantsestrom, Pei-ho schwarzer Fluß, Hoáng-ho gelber Fluß, Schantong-(tung) Gebirge im Osten, Liao-tung (Halbinsel) östlich vom Liaoha, Kvangtung (Halbinsel) östlich, die sich plötzlich verbreitert. Der Ton ruht bei sämtlichen Wörtern auf der letzten Silbe.

Japan und die Japaner.

Geographischer Überblick.

Eines Tages, so erzählt die japanische Sage, saßen der Gott Isanagi und die Göttin Isanami auf der goldenen, von Wolken getragenen Himmelsbrücke, um das unter ihnen in der Tiefe wogende Meer zu beschauen. Von ungefähr senkte Isanagi die Spitze seiner reichverzierten Lanze in die Flut; sofort teilten sich die Wasser. Die von der Lanze fallenden Tropfen wurden zu Inseln. Auf Awaji, der ersten der so entstandenen Inseln, ließ das Götterpaar sich nieder. Zugleich entstanden aber auch noch sieben andere Inseln, die zusammen mit Awaji den Namen Oyashima führen, d. h. die acht großen Inseln. Es sind dies Hondo oder Nipon, Kiuschiu, Schikoku, Sado, Tsuschima, Oki und Iki. Daher nennen die Japaner ihr Land auch wohl die Inseln der erstarrten Tropfen. Isanagis und Isanamis liebste Tochter, Amaterasu mit Namen, wurde aber zur Göttin der Sonne erhoben; von ihr stammt das Herrschergeschlecht der japanischen Kaiser ab.

Die größte von den japanischen Inseln ist Hondo oder Nipon, die wohl auch als das japanische Festland bezeichnet wird. Hier ist das Herz des Landes. Hier liegt die jetzige Hauptstadt Tokio, etwa so groß wie Berlin, und die frühere Hauptstadt Kioto. Hier liegen ferner die größten Handelsstädte Osaka und Yokohama, hier auch der heilige Berg der Japaner, der kegelförmige schneebedeckte Fujiyama, den man auf so vielen japanischen Bildern sieht.

Südlich von Hondo liegen die Inseln Kiuschiu, das Land der neun Provinzen, und Schikoku, auf deutsch die Vierlande. Auf Kiuschiu, das den von Europa kommenden Seefahrern zunächst gelegen ist, ist Nagasaki zu erwähnen, jene entzückend gelegene Stadt, in der sich Jahrhunderte lang die einzige europäische Niederlassung befand, die Faktorei der holländischen Kaufleute. Das übrige Land war den Europäern bei Todesstrafe verboten. Zwischen Hondo, Kiuschiu und Schikoku liegt ein Binnenmeer, die von den Engländern sogenannte Inlandsee, mit entzückenden Ufern und durch unzählige kleine Inseln belebt. Die größte derselben ist das schon genannte Awaji.

Japanische Landschaft mit dem heiligen Berge Fujiyama.
(Nach einer Photographie.)

Kiuschiu ist diejenige von den großen japanischen Inseln, die der Halbinsel Korea und mithin dem ostasiatischen Festland am nächsten liegt, weshalb auch die japanischen Truppentransporte in der Regel von hier ausgegangen sind. Auf dem Wege von Kiuschiu nach Korea liegen die kleinen Inseln Iki und Tsuschima, letztere mit einem Kriegshafen.

Die drei Inseln Hondo, Kiuschiu und Schikoku bilden mit ihren Nebeninseln das alte Japan; auf ihnen hat sich seit vielen Jahrhunderten die japanische Geschichte abgespielt. Es dehnt sich zwischen dem 31. und 41. Breitengrad aus, was ungefähr der Lage zwischen Kairo und Neapel entspricht.

Die übrigen Bestandteile des japanischen Reiches sind erst in den letzten Jahrhunderten hinzugekommen und können deshalb als Neu-Japan bezeichnet werden. Nördlich an die Insel Hondo schließt sich, durch eine Meerenge getrennt, die Insel Yeso an, oder, wie die Japaner sagen, Hokkaido. Diese Insel ist noch wenig kultiviert und zeichnet sich schon durch ein rauhes Klima aus. Sie ist nur in ihrem südlichen Teile von Japanern besiedelt; im Norden hausen die Ainos, ein struppiger, auf sehr niedriger Stufe stehender Volksstamm, klein, aber kräftig gebaut, mit üppigem Bart- und Haarwuchs, die am meisten behaarte menschliche Rasse. Wie die Indianer Nord-Amerikas, stirbt auch dieser Volksstamm allmählich aus, besonders infolge des Trunkes; er wird von den Japanern immer weiter zurückgedrängt und zählt nur noch etwa 17000 Seelen.

Auch die Kurilen, eine Gruppe kleiner Inseln, die sich in weitem Bogen von Yeso bis nach der Insel Kamtschatka hinziehen, sind zum Teil von Ainos bevölkert.

Wenn wir uns nun, die Landkarte betrachtend, vom Norden Japans dem Süden zuwenden, so sehen wir, daß den im Nordosten gelegenen Kurilen dort im Südwesten die Gruppe der Liukiu-Inseln entspricht, die sich bis zu der Insel Formosa erstrecken. Letztere erhielt Japan erst 1895 nach dem Kriege mit China durch den Frieden von Schimonoseki; sie hat unter fast drei Millionen Einwohnern nur 16000 Japaner. Die Bevölkerung von Formosa ist sehr aufrührerisch und die Japaner fühlen sich dort noch nicht heimisch.

Nach der letzten Volkszählung von 1902 hatte das ganze japanische Reich mit Einschluß von Formosa eine Bevölkerung von fast 47 Millionen.

Charakter des Landes.

Japan galt schon im Mittelalter als ein wunderbares Märchenland. Auch jetzt, wo es uns Europäern genauer bekannt ist, hat es für uns nichts von seinem Zauber verloren, und wenn jemand als „Globetrotter" auszieht, um eine Reise um die Erde zu machen, wird er es schwerlich versäumen, auch Japan aufzusuchen. Schon die japanische Landschaft ist in hohem Maße anziehend, wenn auch nicht gerade gewaltig und erhaben.

Das Land ist im allgemeinen gebirgig und zum großen Teile bewaldet. Der japanische Gebirgswald besteht aus einem bunten Gemisch zahlreicher Arten von Bäumen und Sträuchern. Auch die Wald- und Gebirgswiesen zeigen einen Teppich von farbenprächtigen Blüten.

Vom Frühling bis zum späten Herbst ist das ganze Land in einen einzigen Garten verwandelt. Was in Deutschland mit vieler Mühe und vielen Kosten in Treibhäusern gezüchtet wird, wächst hier wild.

Da die Hauptinsel Hondo lang gestreckt und nicht breit ist und der Länge nach von einem Gebirgsstock durchzogen wird, so können sich größere Flüsse nicht entwickeln. Die längsten sind etwa so groß wie der Main, sind aber trotzdem für die Binnenschiffahrt wichtig. Die kleineren Quellen und Bäche erinnern den deutschen Reisenden an die Gebirgswässer des Schwarzwaldes und der Schweiz. Sie bilden zahlreiche Wasserfälle, die von hohen Bergen rauschend herabstürzen.

Das Klima zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Regenmenge aus. Es regnet zwei- und dreimal soviel wie in Deutschland, besonders in der Regenzeit im Juni und Juli. Die Luft ist dann so feucht, daß alles Leder sich mit Schimmel bedeckt und das Salz zerfließt. Sommer und Winter zeigen starke Gegensätze. Der Sommer ist sehr heiß, der Winter aber infolge der kalten Winde recht empfindlich kalt. Während seiner Dauer ruht auch hier das Leben der Natur, um aber schon nach kurzer Zeit wieder zu erwachen.

Obgleich das Klima den Pflanzenwuchs ganz außerordentlich begünstigt, so ist doch wegen der gebirgigen Bodengestalt ein großer Teil des Landes für den Ackerbau ungeeignet. Vor allem werden Reis, Tee und Baumwolle angebaut. Die Viehzucht ist nicht bedeutend.

Die Küsten sind sehr reich gegliedert, zum Teil flach, meist aber hoch und felsig. In zahlreichen Buchten drängt sich das Meer in das Land hinein und weist die Bewohner auf Fischfang und Schiffahrt hin.

Der Boden Japans ist zum großen Teil vulkanisch. Erdbeben sind häufig und regen die Gemüter auf, wenn sie auch nicht immer Schaden anrichten. Mitunter haben sie freilich auch großes Elend im Gefolge, wie das große Erdbeben im Jahre 1891, bei dem etwa achttausend Menschen ums Leben kamen. Mit der Wirkung unterirdischer Kräfte hängen auch die überaus zahlreichen heißen Quellen zusammen; in dieser Beziehung kann sich wohl kein Land der Erde mit Japan messen. Die Quellen sind teils Wildbäder wie Aachen und Gastein,

Straße in Tokio.
(Nach einer Photographie.)

teils schwefelhaltig und werden viel zu Heilzwecken benutzt. Verderblich sind die unter dem Namen Taifun bekannten Stürme, die nicht nur den Schiffern auf dem Meere gefährlich werden, sondern auch auf dem Lande Verheerungen anrichten. Unter den andauernden Meeresströmungen ist besonders der Kuroschiwo oder die schwarze Strömung zu erwähnen, den man wohl auch den japanischen Golfstrom nennt. Es ist eine warme Meeresströmung, die längs der Südostküste der drei großen japanischen Inseln hinstreicht. Wenn diese Strömung auch auf die Gestaltung des Klimas in Japan von Einfluß ist, so hat sie doch für dieses Land längst nicht dieselbe Bedeutung, wie sie der Golfstrom für das ganze westliche Europa besitzt.

Erstürmung der Höhen von Kintschau.
(Nach einem Originalaquarell von E. Hanetzog.)

Kanal bei Yokohama.
(Nach einer Photographie.)

Die Japaner als Menschenrasse.

Über die Abstammung der Japaner und ihre Zugehörigkeit zu anderen Rassen- und Völkergruppen ist viel gestritten worden. Eine ausgezeichnete Beschreibung ihrer körperlichen Eigenschaften hat Erwin Bälz geliefert, der lange Jahre Professor der klinischen Medizin an der Universität Tokio war und gleichzeitig die dortige Frauenklinik leitete. Er hatte daher vortreffliche Gelegenheit, zahlreiche Japaner aller Stände zu beobachten. Die Hauptergebnisse seiner Forschungen sind folgende:

Die Haut des Japaners ist von einer hellgelben Farbe, die sich in ihren Abstufungen der weißen Farbe der Europäer nähert, andererseits aber alle Übergänge zu tiefem Gelb und hellem Braun zeigt. Ausnahmsweise steigert sich die Hautfarbe bis zu satter Bronze; besonders bei nackt gehenden Knaben und bei Fischern ist dies zu beobachten. Bei den höheren Ständen ist die Farbe im allgemeinen heller. Es gibt in Italien und Spanien zahlreiche Europäer, die ebenso gelb sind wie die Japaner, und andererseits gibt es Japaner, deren Farbe man in Europa unbedenklich für normal kaukasisch erklären würde. Die gelbe Farbe beruht auf körnigem braunen Farbstoff in den tieferen Stellen der Oberhaut; sie ist von dem Braun des Indiers und dem Schwarz des Negers nur dem Grade nach verschieden. Die Mischlinge von Europäern und Japanern sind meist schöne Kinder, die in der Hautfarbe dem Nordeuropäer oft näherstehen als manche Bewohner der Mittelmeergestade.

In einem Tempel in Niko.
(Nach einer Photographie.)

Die Haut des Japaners und namentlich der Japanerin hat etwas Weiches, Sammetartiges und zwar selbst bei den niederen, arbeitenden Ständen. Die Kopfhaare der Japaner sind in der Regel schwarz oder doch dunkelbraun; blondes Haar ist sehr selten und gilt als häßlich, ebenso auch gelocktes Haar. „Schwarzes Haar hat der Mensch, helles das Vieh und der Affe." Der Bartwuchs ist spärlich und erscheint spät. Die Barthaare sind schlicht wie die Haupthaare, während in Europa selbst schlichthaarige Menschen fast ohne Ausnahme gekräuselte Barthaare haben.

Die Japaner sind im allgemeinen ein kleines Volk. Die Männer werden durchschnittlich 158 cm groß. Das geringste Maß unter 2500 Männern, die beobachtet wurden, betrug 138 cm, das größte Maß 180 cm. Das geringste Militärmaß ist für die Infanterie 150, für die anderen Waffengattungen 159 cm. Für die preußische Garde würden die Japaner fast allesamt zu klein sein. 242 japanische Frauen, an denen Bälz Messungen vornahm, waren im Durchschnitt 146 cm groß. Die äußersten Grenzen der Größe waren hier 134 und 163 cm.

Was das Schiefstehen der Augen betrifft, das auch bei den Japanern wahrzunehmen ist, so ist es eigentlich nur ein Schiefstehen der Augenlider, ein Herabsinken derselben gegen die Nase.

Die Arme der Japaner und Japanerinnen sind vorzüglich gebaut, und die Hände sind von einem seltenen Ebenmaß. Kein Volk der Welt hat so schöne, zierliche Hände wie die Bewohner Japans. Mancher Arbeiter, der als menschliches Zugtier Lasten auf der Straße fortbewegt, hat eine Hand, um die ihn in Europa eine Salondame beneiden würde.

Die Japaner zeigen jedoch durchaus keinen einheitlichen Typus. Man kann in Bezug auf den allgemeinen Körperbau namentlich zwei Typen unterscheiden, einen feineren, schlanken und einen untersetzten, plumpen. Der feinere Typus ist im ganzen größer und zeigt eine stärkere Entwickelung in die Länge in allen Einzelheiten. Er findet sich besonders in den vornehmen Familien, während der plumpe besonders bei den Bauern und den niederen Klassen der Stadtbewohner anzutreffen ist. Der Japaner liebt überhaupt einen schlanken Wuchs. Während der Chinese meint, daß sich für den wohlhabenden Mann eine gewisse Körperfülle gehöre, findet man in Japan die Wohlbeleibtheit unschön und hält auch dicke Hüften für häßlich.

Wenn also bei den heutigen Japanern verschiedene Rassentypen wahrzunehmen sind, die recht erheblich voneinander abweichen, so deutet schon dieser

Umstand darauf hin, daß wir es mit einem Mischvolk zu tun haben, bei dessen Entstehung mehrere Völkerstämme zusammengewirkt haben. Und so ist es auch in der Tat. Den Grundstock bildet ein zur mongolischen Rasse gehöriger Volksstamm, der sich allerdings von den Chinesen ziemlich stark unterscheidet und wahrscheinlich über Korea eingewandert ist. Einige Gelehrte nehmen an, daß dieser Stamm zu den Altai-Völkern gehört und mit den Finnen, Magyaren und Türken nahe verwandt ist. Es kann aber ferner wohl als feststehend angenommen werden, daß nach den südlichen japanischen Inseln auch Malayen gekommen sind, vielleicht von den Philippinen her. Ob auch die schon genannten Ainos, die Leute mit dem zottigen Haupt- und Barthaar, deren Reste noch jetzt im Norden von Japan anzutreffen sind, viel zur Bildung der heutigen japanischen Rasse beigetragen haben, ist zweifelhaft. Sicher haben sie früher den größten Teil des heutigen Japan bewohnt; es scheint aber, daß die Japaner sie mehr verjagt und ausgerottet als sich mit ihnen vermischt haben.

Wenn hiernach die japanische Rasse auch kein ganz einheitliches Gepräge zeigt, so ist diese Tatsache doch von gar keinem Einfluß auf die Kultur und das politische Leben der Japaner. Sie sind heute eine durchaus einheitliche Nation, einheitlicher als irgend ein anderes Volk. Auch bei uns in Deutschland können wir ja mannigfache Rassentypen beobachten. Wie stark unterscheidet sich der Niedersachse vom Thüringer und beide vom Oberbayern; und wie weit ist erst der Pommer mit stark slawischer Beimischung verschieden von dem Rheinländer, der keltisches und römisches Blut in seinen Adern hat. Und doch gehören alle zu demselben deutschen Volke. In Japan sind aber die Unterschiede nicht so groß wie bei uns.

Eindringen der europäischen Zivilisation.

In den letzten Jahrhunderten hatte sich Japan gegen die Außenwelt so gut wie ganz abgeschlossen und auf seinen Inseln sein eigenes Leben geführt. Dies ist natürlich von Grund auf anders geworden, seit ein breiter Strom europäischer Kultur sich über Japan ergossen hat. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, das sich in den letzten Jahrzehnten der Welt bot. Alle gesellschaftlichen und Kulturverhältnisse in Japan, das ganze Leben des Volkes bis in die kleinsten Veräſtelungen hinein schien plötzlich eine vollständige Umwälzung durchzumachen. Was das alte Europa in mühseliger Arbeit von Jahrhunderten auf allen Gebieten erreicht hatte, technische Erfindungen aller Art, geistige Er-

Japanerin.
(Nach einer Photographie.)

rungenschaften, Formen des Rechts- und Staatswesens, alles dies wurde nun nach Japan importiert, und dieses glückliche Land hatte anscheinend nun nichts weiter zu tun, als sich die Erfahrung der europäischen Länder zu nutze zu machen und die dort gemachten Fehler zu vermeiden.

Dieses Eindringen europäischer Kultur war die Folge einer politischen Umwälzung, die die ganze Staatsverfassung des Landes auf den Kopf stellte. Bis dahin hatte der japanische Kaiser, der Mikado, in unnahbarer Abgeschlossenheit gelebt, während die eigentliche Herrschaft in den Händen seines erblichen Statthalters, des Schogun, lag. Außerdem gab es eine große Anzahl kleiner Lehensfürsten. Im Jahre 1867 gab aber der Schogun seine Gewalt an den Kaiser zurück und die Fürsten verzichteten freiwillig auf ihre Rechte und Privilegien. Das ganze Land beugte sich vor der Autorität des Kaisers, der jedoch freiwillig auf einen Teil seiner absoluten Gewalt verzichtete und dem Staate eine parlamentarische Verfassung gab. Die alten Standesunterschiede wurden aufgehoben.

Die Zulassung des ausländischen Handels bewirkten eine Umgestaltung aller Geld- und Preisverhältnisse und hatte eine völlige Umänderung des gesamten Wirtschaftslebens zur Folge, vor allem auch eine Umgestaltung der Industrie und des ganzen Finanzwesens. Damit änderte sich aber naturgemäß auch der Charakter der Japaner und der Aufbau der japanischen Gesellschaft.

Früher lebte die Bevölkerung in mittelalterlicher Gebundenheit. Sie brauchte sich um die Schwankungen des Weltmarktes nicht zu sorgen. Für alle Lebensverhältnisse bestand eine feste Ordnung. Jeder blieb in dem Beruf, in den er hineingeboren war; alle Verhältnisse des Lebens wurden teils durch Sitte und Herkommen, teils durch feste Rechtsordnungen geregelt. Jetzt wurde das alles anders. Nun war für den Tüchtigen die Möglichkeit gegeben, durch Anspannung seiner Kräfte emporzukommen. Der Einzelne war mehr als früher auf sich selbst gestellt.

Diese kurzen Bemerkungen mußten wir hier vorausschicken, ehe wir das Volksleben der Japaner ins Auge fassen können. Denn in Japan sind heute alle Dinge im Flusse begriffen; wie der Japaner heute zwei ganz verschiedenartige Kulturen und Weltanschauungen in sich vereinigt, so sind auch alle Sitten und Einrichtungen einem schnellen Wechsel unterworfen. Es ist eine Zeit des Überganges. Vorläufig läßt es sich noch nicht absehen, welchem Ziel die Ent-

Japanerinnen, Angehörige der plumperen Rasse.
(Nach einer Photographie.)

wickelung zustrebt und wie sich das japanische Volkstum unter den neuen Eindrücken schließlich gestalten wird.

Mit dem schnellen Wechsel aller Dinge hängt es auch zusammen, daß Japan und seine Bewohner von Seiten der Europäer eine so ganz verschiedene Beurteilung finden.

Kleidung, Wohnung und Nahrung.

Während in Japan so viele Dinge sich geändert haben, ist das Privatleben zum großen Teil noch ebenso wie früher, besonders die Art, sich zu kleiden, zu wohnen, und zu essen. Die japanische Kleidung ist leicht und im allgemeinen

zweckentsprechend. Sie steht den Japanern auch sehr gut, während viele von ihnen, und zwar ebenso Männlein wie Weiblein, in der europäischen Tracht eine unglückliche Figur machen.

Das Hauptkleid ist bei beiden Geschlechtern der Kimono, ein langer, vorn offener Rock, der durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Die Männer tragen unter diesem Kimono ein Hemd aus Seide oder Baumwolle, doch ist diese Sitte nicht allgemein. Der Kimono der Männer ist unserem Schlafrock ähnlich; er besteht häufig aus geblümtem oder einfarbigem Kattun und bildet im Sommer oft das einzige Kleidungsstück. Im Winter ist der Kimono wattiert, auch werden Unterjacken getragen. Die ziemlich engen Beinkleider werden ebenfalls in der Regel erst im Winter angelegt.

Der Kimono der Frauen reicht bis zu den Knöcheln und liegt enge an; es ist daher kein Wunder, daß die Japanerinnen einen so watscheinden Gang haben. Die Gürtel der Frauen bestehen aus kunstvoll gewirkter bunter Seide und gehen als breite Schärpe um den Leib; hinten läuft der Gürtel nach der jetzigen Mode in eine riesige, aufgepolsterte Schleife ohne Enden aus, die wie ein Kissen den größten Teil des Rückens bedeckt. Die Ärmel des Kimono sind sehr weit und laufen in wahre Säcke aus, die als Taschen benutzt werden. In ihnen führt der Japaner unter anderem weiches Papier mit, um sich damit die Nase zu putzen.

Als Fußbekleidung werden von Männern wie Frauen Holzsandalen getragen. Sie bestehen aus einer Holzsohle, unter der an den Zehen und am Absatz ein Querbrett von etwa 5 cm Höhe eingelassen ist. Durch ein über den Fußrücken laufendes Band werden sie befestigt. Obgleich diese Holzsandalen aus sehr leichtem Holze gefertigt werden, so sind sie doch recht schwerfällig, da der Fuß auf ihnen wie auf Stelzen ruht. Wegen der vielen Regengüsse in Japan sind sie aber trotzdem praktisch. Freilich verursachen sie auf Treppen und Brücken ein merkwürdiges Geklapper. Bei trockenem Wetter werden Sandalen gebraucht, die aus Reisstroh geflochten sind.

Die Bauern tragen enge Beinkleider aus Hanfleinwand, die mit Indigoblau gefärbt ist, dazu einen vorn offenen Kittel. Gegen Regen und Schnee schützen sie sich durch Graskleider und durch Mäntel aus Stroh.

Was die Kopfbedeckung betrifft, so trug der gemeine Mann früher ein Korbgeflecht in der Form einer umgestülpten Schüssel, während die vornehmeren Japaner einen steifen schwarz lackierten Hut aus Lederpapier hatten. — Neuerdings hat aber der europäische Hut aus Filz oder Stroh sich schnell verbreitet.

Diese Hüte werden jetzt zum größten Teil in Japan selbst fabriziert und nur ganz feine Qualitäten führt man noch aus dem Auslande ein. Auch der europäische Regenschirm hat mehr und mehr die mangelhaften japanischen Vorrichtungen zum Schutz gegen Regen und Sonnenschein verdrängt.

Auf die Haartracht verwenden die Japaner besondere Sorgfalt. Die Männer rasierten sich früher den ganzen Vorderkopf und banden die Haare des Hinterkopfes zu einem kurzen Zopf zusammen, der auf dem kahlen Scheitel ruhte. Neuerdings kommt diese Tracht aber ab und die jüngeren Männer bearbeiten ihr Haar nur noch mit Kamm und Schere. Die Haarfrisuren der Damen sind sehr kunstvoll, so daß keine Europäerin sich ihrer zu schämen brauchte. Mit Hilfe von Schildpattnadeln, Holzkämmen und bunten Bändern wird ein Gebäude aufgeführt, bei dem das Haar üppig erscheint und gut zur Geltung kommt.

Neben der japanischen Tracht, die sich, wie man aus dieser kurzen Beschreibung sieht, doch in mancher Beziehung schon unter europäischem Einfluß verändert hat, hat aber jetzt die europäische Kleidung eine ziemlich große Verbreitung gewonnen, da alle Beamte sich nach europäischer Art kleiden müssen und auch die Uniformen des Heeres und der Marine europäischen Mustern nachgebildet sind. Auf den Hoffesten erscheinen sogar die Damen in europäischen Kleidern. Allein diese europäische Tracht wird von den Japanern doch als etwas Fremdes empfunden, und die Notwendigkeit, sie zu tragen, als ein lästiger Zwang. Sobald der Japaner zu Hause ist, schlüpft er in seinen Kimono, der ihm gewohnter und bequemer ist.

Aus dieser Abneigung gegen die europäische Kleidung darf man billigerweise den Japanern jedoch keinen Vorwurf machen oder wohl gar daraus den Schluß ziehen, daß sie nur sehr oberflächlich europäische Bildung und Kultur sich angeeignet hätten. Es gehört wirklich schon eine gehörige Verblendung dazu, um in unserer häßlichen europäischen Männerkleidung ein wesentliches Stück unserer Kultur zu erblicken. Auch unsere weibliche Kleidung ist ungesund und unzweckmäßig. Dagegen ist die Tracht der Japaner im allgemeinen zweckmäßig und dem dortigen Klima angemessen, und die Japaner befriedigen dadurch auch mehr ihren angeborenen Schönheitssinn.

Zu der Kleidung der Japaner muß man von rechtswegen auch ihre Tätowierung rechnen. Die Leute aus der arbeitenden Klasse pflegten früher ihren ganzen Körper mit Tätowierungen zu bedecken, die als vollständiger Ersatz der Kleidung dienten und nur durch einen kleinen Schurz um die Lenden vervollständigt

Feldarbeiter mit Regenmantel aus Reisstroh.
(Nach einer Photographie.)

wurden. In kunstvoller Weise wurden allerhand Fabeltiere, Blumen und Vögel, auch weibliche Schönheiten und volkstümliche Helden auf Rücken und Arme gezeichnet. Die Tätowierung wurde so geschickt gemacht, daß sie die ganzen Flächen zu bedecken schien und daß ein tätowierter Mann tatsächlich den Eindruck eines bekleideten machte. Jetzt hat aber die Regierung das Tätowieren verboten und das Tragen von Kleidern allgemein vorgeschrieben.

Die Wohnung des Japaners weicht sehr stark von der unsrigen ab, sowohl in der Bauart wie in der inneren Einrichtung. Sie ist weder zweckmäßig noch nach unsern Begriffen bequem. Die Häuser sind durchweg klein und niedrig, ohne Fundament aus Holz aufgeführt und mit schwerem Dach versehen. Die Vorderwand besteht aus wegnehmbaren Holzlehnen und verschiebbaren Fenstern, in denen die Scheiben aus geöltem Papier, und nur in den Städten aus Glas bestehen. Tagsüber nimmt man die Läden ab und schiebt die Fenster beiseite, so daß jeder ohne weiteres eintreten kann. Innerhalb des Hauses sind die einzelnen Zimmer durch leichte Schiebewände voneinander getrennt, die entweder mit Papier überzogen oder aus dünnem Holze gefügt sind. Abschließen kann man den Raum nach keiner Seite hin; das ganze Haus dient zum gemeinsamen Gebrauch seiner Bewohner. In einem japanischen Hotel kann man es leicht erleben, daß man ungebetenen Besuch von seinen Zimmernachbarn erhält, die einfach die trennenden Wände beiseite schieben.

Admiral Togo.
Führer der japanischen Flotte.
(Nach einer Photographie.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Nur in einzelnen Räumen, gewöhnlich in dem Repräsentationsraum, ist eine Wand teilweise gemauert oder mit Putz beworfen. An dieser ist in der Regel eine Vertiefung angebracht, in der der Japaner seine schönsten Vasen aufstellt und Wandgehänge, Kakemonos anbringt, Gemälde oder Tuschzeichnungen auf etwa 2 Fuß breitem lang herunterhängendem Papier. Für Ölgemälde, die an schweren Rahmen gebunden sind und fester Wände bedürfen, ist in einer

Japanerinnen zu Haus.
(Nach einer Photographie.)

japanischen Wohnung kein Platz; sie entsprechen auch nicht den Neigungen und Gewohnheiten der Japaner. Diese haben nicht annähernd die Schwerfälligkeit der Europäer. Sie verleben eine Stunde in dieser Ecke des Zimmers, die nächste in einer anderen. Möbel sind ihnen ein unnützer Ballast, und besonders scheinen ihnen Stühle völlig überflüssig zu sein; sie sitzen einfach auf dem mit Matten belegten Fußboden. Auch daß ihre Wohnung gegen Kälte und Feuchtigkeit keinen genügenden Schutz gewährt, macht ihnen keine Sorgen. Die leichten Wände ermöglichen die verschiedensten Veränderungen in der Abgrenzung und

Einteilung der Räume. Je nach der Jahreszeit oder nach wechselnden Launen werden auch die Wandgehänge öfter gewechselt, so daß es einem begegnen kann, daß man eine Wohnung, die man heute gesehen hat, morgen nicht wieder erkennt.

So bewegen sich die Japaner völlig frei in ihrer Wohnung.

Trotzdem haben die japanischen Häuser ihre großen Schattenseiten. Wenn die Leute in Japan auch ziemlich abgehärtet sind, so ist doch im Winter wegen der unzweckmäßigen Heizvorrichtungen ein behagliches Wohnen für sie kaum möglich. Daß die japanischen Häuser ferner sehr feuergefährlich sind, und daß bei einer Feuersbrunst oft ganze Straßenzüge in Asche gelegt worden, ist leicht begreiflich.

In keinem japanischen Hause fehlt eine Gelegenheit zum Baden. Täglich am Abend nehmen alle Hausbewohner ein Bad, das gewöhnlich heißer ist als die bei uns üblichen Bäder.

Alle baden der Reihe nach in demselben Wasser, was insofern weniger bedenklich ist, als das Baden täglich wiederholt wird.

Bettstellen gibt es in Japan nicht. Man schläft auf einer Matratze, angetan mit einem Nachtkleide, das im Winter wattiert ist. Als Unterlage des Kopfes dient eine Art Holzgestell mit halbmondförmigem Ausschnitt, bedeckt mit einem Kissen aus Papier oder Baumwolle. Diese Art des Lagers ist namentlich für die Frauen eine Notwendigkeit, deren kunstvolle Haarfrisuren mehrere Tage vorhalten müssen.

Hinter dem japanischen Hause ist in der Regel ein Garten, der freilich von den deutschen Gärten sehr verschieden ist. Er ist nur zum Anschauen da, nicht um länger darin zu verweilen, und geht wie so vieles in Japan auf chinesische Vorbilder zurück. Da sieht man wohl künstliche Felsgruppen, Fächerpalmen, kleine Teiche mit Schildkröten und Goldfischen, und wunderliche künstlich erzeugte Zwergformen von Bäumen und Sträuchern. Obst und Gemüse wird in den japanischen Gärten nicht gebaut, obgleich sie in der Ernährung eine wichtige Rolle spielen.

Die Nahrung der Japaner ist ganz verschieden von der europäischen. Da gibt es kein Fleisch, kein Brot, keine Milch, keine Butter und keine Kartoffeln. Fische werden viel gegessen, auch roh; ferner gibt es Geflügel und hier und da etwas Wildbret. Überwiegend ist jedoch die Kost vegetabilisch. In erster Linie ist hier der Reis zu nennen, der die Hauptnahrung der Wohlhabenden bildet, während die Ärmeren, besonders im Gebirge, sich mit Hirse,

Buchweizen und Gerste begnügen. Der Reis kommt zu jeder Mahlzeit auf den Tisch. Eine ziemlich große Anzahl von Gemüsen stehen der japanischen Küche zur Verfügung: Die Bataten oder süßen Kartoffeln, verschiedene Arten Bohnen, die Wurzelstöcke der Lotosblumen, große Rettiche, Meeresalgen, junge Bambustriebe, Pilze und anderes. Die Art der Zubereitung widerspricht aber durchaus dem europäischen Geschmack. Zum Braten verwendet man in der Regel Fischfett, das einen widerwärtigen Geschmack hat. Die langen weißen Rettiche, die oft eine ungeheuere Größe erreichen, werden, in Stücke geschnitten und in Salz eingemacht, fast bei jeder Mahlzeit vorgesetzt; ihr Geruch ist höchst unangenehm. Auch einer Suppe aus Bohnenkäse widerstrebt der europäische Geschmack. Geräucherte Fische mit Zucker, Früchte mit Essig und Pfeffer, Krabben mit Zucker muten uns ebenfalls etwas fremdartig an. Die verschiedensten Europäer versichern, daß sie sich bei einem japanischen Mahl die größte Mühe hätten geben müssen, um die Speisen im Magen zu behalten.

Beim Essen gebraucht man zwei zierliche Stäbchen aus Holz oder Elfenbein. Es ist nicht leicht mit ihnen zu hantieren, da sie beide mit der rechten Hand gefaßt werden. Tische und Stühle sind auch bei der Mahlzeit nicht vorhanden. Man sitzt auf der Matte am Boden mit untergeschlagenen Beinen. Die Dienerinnen bringen ein ganz niedriges und kleines Tischchen, für jeden Gast ein besonderes. „Sie nähern sich," sagt der französische Romanschriftsteller Pierre Loti, „lächelnd und mit tiefen Verbeugungen; die eine bringt das Kohlenbecken und die Teekanne, die zweite eingemachte Früchte, auf winzigen kostbaren Tellerchen, die dritte endlich die unmöglichsten Sachen auf entzückenden Tabletten. Und das ganze Puppenmahl stellen sie auf das winzige viereckige Tischchen vor einen hin."

Obst ist in Japan in vielen Arten vertreten, doch fehlt es den meisten Früchten an Aroma. Weintrauben, Pfirsiche und Aprikosen sind nicht gut im Geschmack; Kirschen gedeihen nicht und Äpfel werden aus Amerika eingeführt. Sehr verbreitet ist die Dattelfeige, die eine glänzend orangegelbe Frucht, von der Größe eines Apfels trägt. Ausgezeichnet gedeiht im südlichen Teil des Landes die Orange, von der nicht weniger als 40 Sorten unterschieden werden. Die kleinen Mandarinen sind besonders geschätzt.

Unter den Getränken ist vor allem der Tee zu nennen, der als leichter Aufguß ohne eine Zutat getrunken wird. Man bekommt ihn überall vorgesetzt, mag man einen Besuch machen oder einen Kaufladen betreten.

Japanisches Schlaflager.
(Nach einer Photographie.)

Das wichtigste unter den alkoholischen Getränken ist der Reiswein oder Sake, der durch ein ziemlich umständliches Gährungsverfahren aus gedämpftem Reis gewonnen wird. Der Sake wird teils warm, teils kalt genossen. Er schmeckt ähnlich wie Sherry. Die geringeren Sorten enthalten ziemlich viel Fuselöle und sind, mehr wegen dieser Eigenschaft als wegen ihres Alkoholgehaltes, ziemlich berauschend. So sieht man denn auch häufig in den Städten Betrunkene, denen der Sake zu Kopf gestiegen ist. Dann verläßt den Japaner nicht selten die gewohnte Höflichkeit und Selbstbeherrschung, und er zeigt den Fremden, daß er sie haßt. Prof. Rein erzählt in seinem berühmten Buch über Japan, es sei gefährlich und nicht ratsam gewesen, in Tokio Mittwoch oder Sonntag nachmittags, wo die Soldaten frei hatten und oft mehr oder weniger betrunken sich in den Anlagen herumtrieben, in ihre Nähe zu kommen. Das einzige Mal, wo er während seines Aufenthaltes in Japan insultiert worden, sei es durch einen betrunkenen Soldaten bei einer solchen Gelegenheit geschehen.

Sehr beliebt ist bei Jung und Alt, Hoch und Niedrig der Tabak. Auch die Frauen rauchen fast samt und sonders. Der japanische Tabak hat Ähnlichkeit mit dem türkischen und wird wie dieser fein zerschnitten. Früher rauchte man ihn allgemein aus kleinen Pfeifchen, deren Kopf nicht größer war als ein Fingerhut, und nur für ein paar Züge ausreichte. Die jüngere Generation zieht jedoch Zigaretten vor.

Geistige und Charaktereigenschaften.

Das japanische Volk ist trotz seiner ziemlich langen Geschichte noch nicht gealtert, sondern eher jugendlich, ja kindlich zu nennen. Es ist zutraulich, heiter und auf allen Altersstufen zu kindlichen Spielen geneigt, für alles Neue begeistert, aber auch leicht seiner überdrüssig werdend. Dem entsprechen auch die geistigen Anlagen der Japaner.

Der japanische Geist ist gesund, aber noch unentwickelt. Er ist über die Stufe der naiven Wahrnehmung und Anschauung noch nicht hinausgekommen; in der Welt der abstrakten Begriffe ist er nicht zu Hause. Seine Redeweise ist ungemein anschaulich; eine große Anzahl treffender Sprichwörter gibt davon Zeugnis. Er ist mit scharfen Sinnen und geschickten Händen ausgerüstet und besitzt eine schnelle und sichere Auffassungsgabe. Nur so ist es ihm möglich gewesen, in wenigen Jahrzehnten große Zweige der europäischen Industrie in Japan heimisch zu machen.

Der Japaner hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis und besitzt namentlich für die Erlernung fremder Sprachen eine ausgezeichnete Fähigkeit. Ein vortrefflicher Kenner des geistigen Lebens der Japaner, der frühere Missionar Karl Munzinger, behauptet, daß, wenn deutsche und japanische Kinder zusammen unterrichtet würden, in den ersten Jahren und voraussichtlich die ganze Elementarschule hindurch die Deutschen zurückstehen würden. Japanische Kinder bewältigen dasselbe Pensum in kürzerer Zeit. In den späteren Jahren, meint Munzinger, würden allerdings die deutschen Kinder wieder einen Vorsprung gewinnen, denn der Japaner speichere das Gelernte wohl in der großen Schatzkammer seines Gedächtnisses auf, aber ohne es geistig zu verarbeiten und innerlich zu verdauen.

Es fehlt dem Japaner an Originalität. Was sie haben, verdanken sie dem Ausland. Ihre ganze ältere Kultur ist aus China importiert, und heute ahmen sie auf allen Gebieten europäisches Wesen nach. Wenn also die Japaner aus sich selbst heraus auch keine eigentümliche Kultur erzeugt haben, so muß man andererseits doch anerkennen, daß sie die ihnen überlieferte sich angepaßt und selbständig weiter entwickelt haben. In den Jahrhunderten völliger Abgeschlossenheit, die das japanische Volk durchlebt hat, hat es, um nur ein Beispiel anzuführen, alle Zweige der Kunst und des Kunstgewerbes selbständig weiter entwickelt, so daß es nicht allzuschwer ist, eine chinesische Arbeit von einer japanischen zu unterscheiden. Ebenso machen sie es aber auch mit den jetzt aus Europa eingeführten Kulturelementen. Sie nehmen nur das auf, was ihrem Wesen und ihrem Volkscharakter zusagt, alles andere lehnen sie ab. So haben sie für die deutsche idealistische Philosophie gar keinen Sinn und halten sich lieber an die praktischen Engländer, Herbert Spencer und John Stuart Mill. Überhaupt zeigen sie das Bestreben, alles, was ihnen Europa an geistigen Werten bietet, ins Japanische zu verändern.

Unter diesen Umständen will der Mangel an wirklicher und großer Originalität nicht viel besagen. Wieviel Völker gibt es denn in der Geschichte, die eine wahrhaft eigenartige Kultur entwickelt haben? Haben nicht sogar die alten Römer das Beste was sie hatten von den Griechen entlehnt?

Charakteristisch ist für den Japaner der ausgesprochene Sinn für das Schöne und die Natur; dieser Sinn ist nicht nur unter den Gebildeten verbreitet, sondern im ganzen Volke. Wenn im Frühling die Kirschen blühen oder im Herbst die Blätter des Ahorns sich tiefrot färben, dann wandert

eine frohe Menge ins Freie, um die Schönheiten der wunderbaren Natur zu genießen. Mit dem Sinn für Schönheit und Harmonie hängt es auch zusammen, daß die Japaner von vollendeter Höflichkeit sind und daß sie alle Ausbrüche heftiger Leidenschaften verabscheuen. Wenn in Deutschland zwei Kutscher aneinanderfahren, so vernimmt man regelmäßig ein rohes Schimpfen und Fluchen; wenn dagegen in Japan zwei Kulis mit ihren Handwagen gegeneinander rennen, so begnügen sie sich damit, eine elegante Verbeugung zu machen und einander höflich um Entschuldigung zu bitten. Auf den Schönheitssinn der Japaner ist es ferner zurückzuführen, daß sie in ihrer Kleidung und in ihrer Wohnung auf die peinlichste Sauberkeit halten. Wer ein Haus betritt, zieht zuvor seine Schuhe aus.

Wenn man die Charaktereigenschaften der heutigen Japaner beschreiben will, so muß man sich vor allem gegenwärtig halten, daß Japan sich in einer Zeit des Überganges befindet. Der heutige Japaner ist ein Übergangsprodukt zwischen zwei ganz verschiedenartigen Zivilisationen und Weltanschauungen, und es ist daher sehr begreiflich, daß er verschiedene nicht gerade angenehme und zum Teil sich widersprechende Eigenschaften zeigt, wie sie jedes Übergangsstadium mit sich bringt. Grundstürzende Veränderungen, wie die Japaner sie im letzten Menschenalter durchgemacht haben, führen naturgemäß dazu, daß der innere Mensch die ruhige Stetigkeit verliert und unsicher wird.

Der Japaner ist Sanguiniker, er besitzt alle Tugenden, aber auch alle Fehler dieses Temperaments. Leicht beweglich, fröhlich und sorglos, hat er großes Interesse für alles Mögliche und nimmt das Leben nicht allzuschwer. Aber er ist auch oberflächlich, veränderlich und wankelmütig. Seine Sinnlichkeit ist ziemlich ausgeprägt. Was Cäsar einst von den alten Galliern erzählte, von ihrem ritterlichen Sinn, ihrer Großmut, ihrem Ehrgefühl, von ihrer Kunst Phrasen zu machen und ihrer Neigung für das Glänzende, das alles kann man auch von den heutigen Japanern sagen. Beneidenswert sind sie in ihrem fröhlichen Leichtsinn, in ihrer natürlichen Heiterkeit und in ihrem unverdrossenen Fleiß, der den gemeinen Mann auch bei schwerer Arbeit nicht verläßt. Frischmutig nehmen sie die schwierigsten Aufgaben in Angriff und führen sie oft mit überraschender Schnelligkeit durch. Doch kommt es auch häufig vor, daß ihre energische Initiative bald ermattet.

In Geldsachen besitzt der echte Japaner eine großartige Noblesse. Den Geiz verachtet er und der Diebstahl ist seiner Natur fremd.

Nichts bestimmt den Japaner so sehr in seinem Handeln, als die Sucht nach Ruhm und Ehre. Seine Eitelkeit ist ohne Grenzen und sein ehrgeiziges Vorwärtsstreben geradezu fieberhaft. Er bildet sich ein, daß sein Volk das

Eingang zu einem Tempel in Kioto (Kitano-Tempel).
(Nach einer Photographie.)

erste der Welt sei. Sein eigenes Verdienst und das seiner Landsleute sucht er auf jede Weise zu vergrößern. Es ist ihm auch peinlich, irgend jemand Dank schuldig zu sein. Von dieser Undankbarkeit der Japaner wissen die meisten Europäer, die nach Japan gingen und dort an dem Aufschwunge dieses Landes

General Sassulitsch.
Führer der russischen Truppen am Jalu.
(Nach einer Photographie.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

mitarbeiteten, ein Lied zu singen. Wie mancher Deutsche oder Engländer hat bei der Durchführung von Reformen die leitenden Gedanken angegeben, so daß er sich für den eigentlichen geistigen Urheber halten durfte. Hinter-

Inneres eines Tempels in Kioto (Chioin-Tempel).
(Nach einer Photographie.)

her wollen nun die Japaner die Sache so darstellen, als wenn sie die Europäer nur als Handlanger benutzt hätten, als Hilfskräfte, die nach ihrem Kontrakt für ihre Tätigkeit bezahlt wurden. Sie legen Wert darauf, die Welt glauben zu machen, daß sie die ganzen Umwälzungen der neuen Zeit

durch eigene Kraft ins Werk gesetzt hätten, wenn auch unter Benutzung europäischer Vorbilder.

Oft ist den Japanern ihre Lüge und Verstellungskunst, ja ihre Verschlagenheit und Hinterlist zum Vorwurf gemacht worden. Munzinger sagt: „Die Lüge hat in Japan bei weitem nicht den Charakter des Ehrlosen wie in Deutschland. Die Rede des Japaners ist nicht geradeaus und direkt, sondern hintenherum und indirekt, so daß man nie recht weiß, wie man mit ihm dran ist. Der Japaner spricht mit dem gleichgültigsten Gesicht über die gleichgültigsten Dinge von der Welt, so daß man sich fast verwundern möchte über die inhaltslose Unterhaltung. Wenn er sich aber empfiehlt, weiß er, was er hatte wissen wollen, und der harmlose Europäer ist der Gefoppte. Er ist der geborene Diplomat. Kaum irgendwo spielt die Zwischengängerei eine solche Rolle wie in Japan, nicht nur in Heiratsgeschichten, sondern in allen möglichen Dingen."

In letzter Zeit ist besonders über die geschäftliche Unzuverlässigkeit der Japaner geklagt worden. Dieser Vorwurf trifft in erster Linie die japanischen Kaufleute. Es ist allerdings richtig und wird auch von einsichtigen Japanern zugegeben, daß die japanischen Kaufleute recht unerfreuliche Eigenschaften besitzen und daß sie geschäftliche Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit oft vermissen lassen. Allein es würde falsch sein, diese Untugenden dem ganzen japanischen Volke zur Last zu legen und allgemeine Behauptungen aufzustellen wie die, daß der Japaner der geborene Betrüger sei, und daß jeder, der eine Zeit lang in Ostasien gelebt hat, ihn verachten lerne. Der Kaufmannsstand bildete früher die unterste Kaste der Akindos. Er war ganz verachtet, denn der Gelderwerb durch Handel galt als unanständig. Die Schande, die dem Berufe anhing, führte ihm naturgemäß Leute zu, denen an ihrem guten Ruf wenig gelegen war. Die Kaufleute verfuhren dann aber auch nach dem japanischen Sprichwort: „Nenne jemand einen Dieb und er wird stehlen." Die jetzige Unsolidität der japanischen Geschäfte ist also als ein Überbleibsel der früheren Zeit anzusehen, und es ist zu erwarten, daß die japanischen Kaufleute schon in ihrem eigenen Interesse mit der Zeit zu größerer Ehrlichkeit im Handel und Wandel übergehen werden.

Bedenklicher ist, daß an Stelle der Ritterlichkeit der absterbenden Generation unter der Jugend das Jagen nach Geld und Gewinn immer mehr um sich greift. Es geht heute ein tiefer Riß durch die japanische Welt. Strenge Pietät gegen alle Ordnung in Staat und Familie, strenge Selbstzucht, Verachtung materieller Vorteile, das sind die Anschauungen, in denen das ältere

Geschlecht aufgewachsen ist. Es sind die Ideen des Feudalismus, die Jahrhunderte lang das Leben der Japaner beherrscht haben. Je mehr nun Japan sich zu einem modernen Industriestaat entwickelt und das Wirtschaftsleben in seinen Grundlagen sich umwandelt, desto mehr gewinnen die Lehren einer neuen Schule Verbreitung, die rücksichtslos vorwärtsstürmend die platte Nützlichkeit predigt und das goldene Kalb auf den Schild erhebt.

Wie unter diesem Wechsel der Verhältnisse die japanische Volksseele sich schließlich entwickeln wird, vermag niemand zu sagen. Wir brauchen uns darum auch keine Sorgen zu machen, da wir es nur mit den Japanern der Gegenwart zu tun haben. Und da muß denn energisch betont werden, daß die ritterlichen Tugenden der japanischen Vergangenheit auch in dem heutigen japanischen Volke noch lebendig sind. Man kann wohl ohne Übertreibung behaupten, daß es auf der ganzen Welt nirgends so unbedingte Vaterlandsliebe gibt wie in Japan. Der Japaner opfert bereitwillig Gut und Blut für sein Land und geht ohne Furcht in den Tod. Mut und Tapferkeit sind auch heute noch in allen Schichten des japanischen Volkes zu finden.

Wenn man den Wurzeln dieses ritterlichen Geistes nachforscht, so findet man, daß er von dem früheren Kriegerstande, den Samurais, ausgebildet worden ist. Ihnen verdankt Japan eigentlich alles, was es in den letzten Jahrhunderten erreicht hat, auch die Umwälzungen der letzten Jahrzehnte sind von den Samurais gemacht worden. Deshalb müssen wir diesem wichtigsten Stande zunächst unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Samurais.

Auch Japan hat sein Mittelalter gehabt, in dem das Lehnswesen und die Mannentreue die wichtigste Rolle spielten. Ja, diese Periode des Rittertums hat in Japan angedauert, bis in unseren Tagen die Einrichtungen des modernen Staates an die Stelle der alten Ordnungen traten.

Wie in Europa wurde auch in Japan der Ritterbegriff auf alle höheren Stände ausgedehnt. Unter dem Kaiser, dem höchsten Herrscher, an dessen Stelle aber in den letzten Jahrhunderten der Schogun regierte, der wie die Hausmaier der merowingischen Könige die tatsächliche Macht in Händen hatte, standen die Lehnsfürsten, die Daimios, an der Spitze der einzelnen Provinzen. Zu diesen Daimios traten nun die Angehörigen des Kriegerstandes, die Samurais, in ein Verhältnis der Gefolgschaft und Treue. Man kann sie sehr wohl mit

den Rittern der europäischen Länder vergleichen; sie bildeten einen niederen Adel. Freilich unterschieden sie sich in mancher Hinsicht von dem europäischen Adel. Sie waren nach unseren Begriffen mehr Soldaten als Adelige. Nur ausnahmsweise waren sie mit Land belehnt; meist erhielten sie zu ihrem Unterhalt nur eine dürftige Reisrente.

Trotzdem verkörperte sich die körperliche, geistige und sittliche Macht des japanischen Volkes mehr und mehr in den Samurais. Sie waren die Träger höherer Bildung und feiner Sitte. Und während die Daimios entarteten und verweichlichten, beruhte vornehmlich auf dem Stande der ritterlichen Krieger die Tüchtigkeit des japanischen Volkes. Wenn die rechtlichen Unterschiede der Klassen und Stände jetzt auch beseitigt sind, so lebt doch die alte ständische Gliederung des Volkes noch heute fort, und obgleich nach der jetzt geltenden Verfassung alle Japaner vor dem Gesetze gleich sind, so wurden doch noch im Jahre 1898 bei der Volkszählung die früheren Samurais und ihre Familien besonders gezählt. Es waren ihrer über zwei Millionen, während die Zahl der gewöhnlichen Bürger (Hemin) gegen 42 Millionen betrugen — ein deutlicher Beweis dafür, wie bedeutsam die Stelle ist, die die Samurais auch in dem heutigen Staats- und Volksleben Japans einnehmen.

Blinder Bettler in den Straßen von Tokio.
(Nach einer Photographie.)

Der kriegerische und ritterliche Geist der Samurais hat einen Verherrlicher gefunden. Vor etwa vier Jahren gab Dr. Inazo Nitobé, der damals Professor in Tokio war — er war vorher in Amerika zu der Sekte der Quäker übergetreten — ein kleines Büchlein heraus unter dem Titel „Buschido". Buschido heißt wörtlich „die Wege ritterlicher Soldaten"; es bezeichnet die Gesetze der Ehre, die von der Kriegerklasse sowohl im täglichen Leben, als auch bei der

Ausübung des Waffenhandwerks beobachtet werden sollten. Der Verfasser nennt Buschido die Seele Japans und bezeichnet sein Buch als eine Darstellung des japanischen Geistes. Es ist nur zu begreiflich, daß dem Sohne Japans der ritterliche Geist der japanischen Vergangenheit in verklärtem Lichte erscheint, und wir werden von seinen schöngefärbten Schilderungen einiges in Abzug bringen dürfen. Als Tacitus seinen Landsleuten die Deutschen als Muster der Tugend vorhielt, hatte er auch mehr ein Auge für ihre Vorzüge als für ihre Schwächen.

Das Symbol der Ritterlichkeit ist in Japan die Kirschblüte. Der japanische Dichter Motoori singt:

„Gesegnete Inseln Japans!
Sollten Fremde deinen wahren Geist
Zu erforschen suchen, sprich:
Des Morgens sonnenhelle Luft riechend
Blüht die Kirschenblüte, wild und schön!"

Die erste Tugend Buschidos ist der tapfere Mut, der alles wagt und alles erträgt. Unbarmherzig und in wahrhaft spartanischer Art wurde den junger Samurais schon in zarter Kindheit diese Tugend eingeprägt. Man erzählte ihnen mit Vorliebe kriegerische Heldentaten, an denen die japanische Geschichte so reich ist. Wenn ein Knabe vor Schmerz weinte, so schalt ihn die Mutter: „Was bist du für ein Feigling! Wer wird um solche Kleinigkeit weinen! Was willst du denn tun, wenn dir dein Arm in der Schlacht abgeschlagen wird oder du dir den Bauch aufschlitzen mußt?" In einem bekannten japanischen Drama sagt ein Prinz zu seinem Sohn: „Siehst du die jungen Sperlinge in dem Neste dort? Sie sperren ihre gelben Schnäbel weit auf und da kommt ihre Mutter, um sie mit Körnern zu füttern; aber für einen Samurai ist es eine Schande, Hunger zu fühlen, wenn er einen leeren Magen hat." Um die Knaben schon früh an das Ertragen von Entbehrungen zu gewöhnen, entzog man ihnen die Nahrung oder setzte sie der Kälte aus; man ließ sie zum Beispiel im Winter barfuß zu ihrem Lehrer gehen. In den Zeiten, als die zum Tode Verurteilten noch öffentlich enthauptet wurden, mußten kleine Knaben nicht nur das furchtbare Schauspiel mit ansehen, sondern auch in dunkler Nacht allein den Richtplatz besuchen und an dem abgeschlagenen Kopf ein Zeichen zurücklassen, woran man erkennen konnte, daß sie wirklich dagewesen waren.

Dieses harte, fast grausame Wesen fand seinen Gegensatz und seine Milderung in der allgemein üblichen Beschäftigung mit Poesie und Musik. Jeder

Gebildete machte Verse. Die Pflege zarter Gefühle weckte Großmut, Liebe und Mitleid und artete oft in Sentimentalität aus.

Mit der Rücksicht auf die Empfindungen anderer hängt die ritterliche Höflichkeit zusammen. Die Umgangsformen wurden zum Gegenstand eines ausführlichen Studiums gemacht, und die Regeln des feinen Anstandes wurden bis in die kleinsten Kleinigkeiten ausgearbeitet; es gab verschiedene Schulen mit verschiedenen Systemen. Das Teetrinken wurde zu einer Kunst, einer Zeremonie. Wie man die Tasse anfaßt, den Löffel gebraucht, die Serviette benutzt, alles war genau vorgeschrieben. Die Höflichkeit der Japaner hat manche Formen, die der unserigen fremd sind und uns sogar furchtbar komisch vorkommen; aber sie beruhen, wie alle Höflichkeit, auf zarter Rücksichtnahme und Feinfühligkeit. Ein Japaner geht ohne Schirm in der heißen Sonne. Er redet unterwegs einen Bekannten an. Dieser nimmt nicht nur seinen Hut ab, sondern schließt auch seinen Schirm und setzt sich den glühenden Sonnenstrahlen aus, so lange der andere mit ihm spricht. Wie töricht ist dieser Mensch, wird mancher meinen. Sein Gedanke ist dabei aber folgender: „Sie stehen in der Sonne; ich würde Sie gern mit unter meinen Schirm nehmen, wenn er groß genug wäre oder wenn wir intimer bekannt wären; da ich Sie nun vor der Sonne nicht schützen kann, so wäre es von mir unhöflich, wenn ich vor Ihnen etwas voraus haben wollte; darum will ich Ihre Unbequemlichkeit teilen."

Wie der europäische Adel hat auch der japanische ein äußerst reizbares Ehrgefühl entwickelt. Das Ritterwort des Samurai genügte, um die Wahrheit einer Behauptung zu verbürgen. Ein Schuldversprechen gab er in der Regel nur mündlich und erfüllte es treulich; ein schriftliches Versprechen hielt er für unter seiner Würde. Nichts ist in Buschido so mächtig wie das Gefühl für Scham und Schande. Ein junger Samurai weigerte sich, durch eine kleine Demütigung sich zu beflecken, denn die Schande, sagte er, ist wie eine Narbe am Baume; die Zeit vergrößert sie, statt sie zu verwischen. Die Furcht vor Schande hing wie ein Damoklesschwert über dem Haupte eines jeden Samurai; sie war oft übertrieben und krankhaft. Oft führte die kleinste Beleidigung zu blutigem Streit. Um der Schande zu entgehen oder Ruhm zu ernten, gab der Samurai schnell und mit Gemütsruhe sein Leben hin. Als höchstes Gebot der Ehre galt Treue und Gehorsam gegen den Herrn, nicht ein kriechender Gehorsam, sondern jene stolze Unterwerfung, die selbst in dem Dienenden den Geist der Freiheit lebendig hält.

Wenn der Samurai gelernt hatte, mit Mut und starkem Sinn die Schmerzen ohne Seufzer zu ertragen, wenn er weiter das Gebot der Etikette erfüllte, die Seelenruhe eines anderen nicht durch den Ausdruck des eigenen Kummers zu stören, so gelangte er an das Endziel alles Lernens, zur Selbstbeherrschung. Professor Nitobé, der Verfasser des Buschido, versichert uns, daß die Japaner ebenso empfänglich sind für zarte Gefühle, wie jedes andere Volk unter dem Himmel, und daß der stoische Gleichmut, der ihnen anerzogen wird und den sie zur Schau tragen, nur ein scheinbarer ist. Er beruht auf langer Übung und strenger Disziplin. Ein Samurai durfte keinerlei Gemütsbewegung auf seinem Gesicht verraten. Nur auf Kosten seiner Würde konnte ein Vater seinen Sohn umarmen. Sogar wenn er hinter der Tür stand, um auf das Atmen seines kranken Kindes zu lauschen, war er in Angst, daß man ihn bei diesem Zeichen väterlicher Schwäche ertappen könnte. Besucht man einen Japaner, der durch den Tod eines Angehörigen in tiefe Trauer versetzt ist, so tritt er einem gewiß mit fröhlichem Lachen entgegen. Er sagt dann wohl: „Wer geboren ist, muß sterben," „das menschliche Leben hat seinen Kummer" oder „Es ist töricht, die Jahre eines Kindes zu zählen, das von uns gegangen ist."

Die Frauen der Samurais waren in ihrem Wesen den deutschen Edelfräulein ähnlich. Sie zeichneten sich durch häuslichen Sinn aus und zugleich durch eine gewisse Männlichkeit. Auch sie wurden dazu erzogen, ihre Gefühle zu unterdrücken und ihre Nerven zu stählen, denn in ihrer Hand lag die Erziehung der Söhne. Auch die Frau wurde im Gebrauch der Waffen geübt. Sie mußte imstande sein sich selber zu schützen oder den Dolch, wenn es nötig war, auch gegen die eigene Brust zu kehren. Sie mußte genau die Stelle kennen, wo sie sich die Kehle durchschneiden konnte; sie mußte wissen, wie die Füße mit einem Gürtel so zusammen gebunden werden, daß auch nach dem furchtbarsten Todeskampfe die Glieder in vollständiger Sittsamkeit daliegen.

Ich denke, daß diese Ausführungen genügen, um dem Leser zu zeigen, was Buschido ist und was Japan seinem Adel verdankt. Die Ideale der Samurais wurden mehr oder weniger die Ideale des ganzen japanischen Volkes. „Wie die Kirschblüte unter den Blumen die Königin ist, so ist der Samurai unter den Männern der Herr," so sang das Volk. Das geistige und moralische Japan war direkt oder indirekt das Werk des Rittertums. Durch tausend Kanäle sickerte Buschido aus der Klasse der Samurais herab und wirkte wie Sauerteig auf die Massen.

Der jetzige Krieg mit Rußland zeigt, daß der Geist ritterlicher Tapferkeit unter den Japanern noch nicht erstorben ist. Die Führer des japanischen Heeres vom General bis zum Unteroffizier sind fast durchweg Samurais. Die Energie, mit der das japanische Heer in Korea die größten Strapazen ertrug, die Hartnäckigkeit im Angriff, die Todesverachtung, die auch dem gemeinen Soldaten selbstverständlich dünkt, das alles sind Zeichen dafür, daß Buschido noch heute lebt. Aber auch die Überspannung des richtigen Ehrgefühls kommt heute noch öfter vor, ebenso wie in früheren Zeiten. Wenn die Mannschaft mit dem sinkenden Schiff untergeht, um nicht in die Gefangenschaft der Russen zu geraten, so ist dies eine Nachwirkung des Buschido-Geistes, die zwar von Seelengröße zeugt, aber im modernen Kriege wenig angebracht ist. Und derselbe Geist war auch in den Männern lebendig, die bei Beginn des gegenwärtigen Krieges bei der Aushebung zurückgewiesen wurden und aus Scham über diese vermeintliche Schande sich selbst das Leben nahmen.

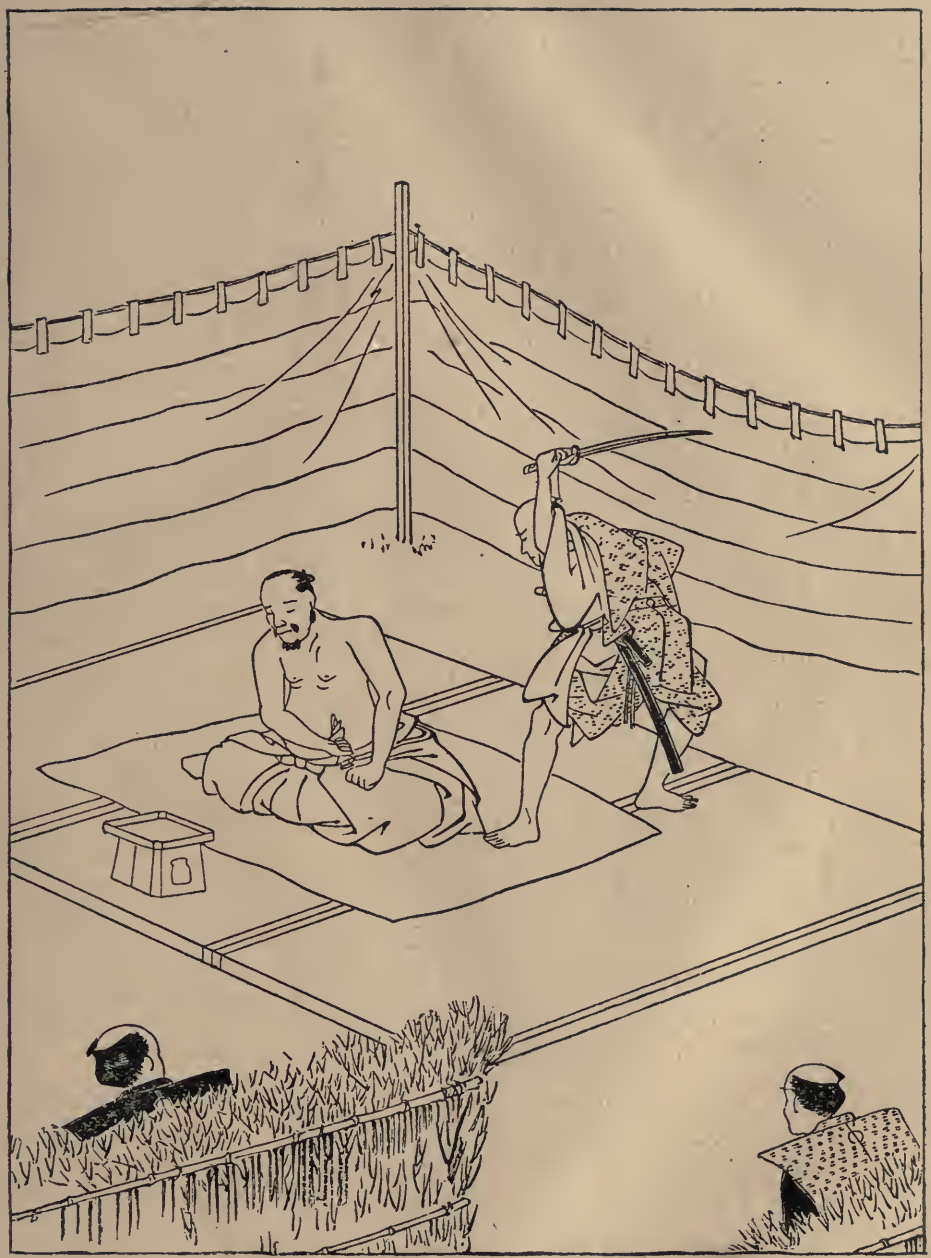
Harakiri und Blutrache.

Nichts ist bezeichnender für den ritterlichen Geist der Japaner, als die Einrichtungen, die wir jetzt besprechen wollen: das Harakiri, der Selbstmord durch Aufschlitzen des Bauches, und die Blutrache.

Die eigentliche Bezeichnung für das Bauchaufschlitzen ist Seppuku oder Kappuku; Harakiri ist nur der volkstümliche Name dafür. Es war die feierliche Art des Selbstmordes. In erster Linie hatte das Harakiri den Charakter einer privilegierten Todesstrafe. Wie in der Türkei der Sultan den hohen Beamten, die er ins Jenseits befördern will, eine seidene Schnur schickt, so wurde in Japan der Samurai, der ein Verbrechen begangen hatte, zum Harakiri verurteilt. Auch freiwillig wählte der ritterliche Krieger diese Todesart, um der Schande zu entrinnen. Niemand konnte das Harakiri ausführen, der nicht die größte Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung besaß. Deshalb hielt man diese Todesart besonders passend für einen Samurai. Es war eine feierliche Handlung, bei der der sich Tötende sich selbst zum Opfer darbrachte. Weshalb schlitzte man sich aber gerade den Bauch auf? Einfach aus dem Grunde, weil die Japaner wie viele andere Völker, auch die alten Juden und die alten Griechen, der Meinung waren, daß die Seele im Unterleibe, in den Eingeweiden ihren Sitz hat.

General Oku.
Führer der japanischen Westarmee.
(Nach einer Photographie.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg



Harakiri.

(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Besonders feierlich war die Zermonie, wenn das Harakiri als gesetzliche Strafe auferlegt wurde.

Der Engländer Mitford hat uns in seinen Erzählungen aus dem alten Japan eine solche feierliche Hinrichtung beschrieben, deren Augenzeuge er war. Sein Bericht möge hier eine Stelle finden.

„Wir (die sieben fremden Vertreter) wurden eingeladen, den japanischen Zeugen in das Hondo oder die Haupthalle des Tempels zu folgen, wo die Zeremonie stattfinden sollte. Es war eine eindrucksvolle Szene. Eine große Halle mit hoher, von dunklen hölzernen Säulen getragener Decke. Von der Decke hingen eine Unmenge jener ungeheuren vergoldeten Lampen und Verzierungen herab, wie sie den Buddhistentempeln eigen sind. Vor dem Hochaltar, wo der mit schönen, weißen Matten bedeckte Boden um drei oder vier Zoll erhöht ist, lag eine Decke von scharlachrotem Filz. Große, in regelmäßigen Abständen aufgestellte Kerzen gaben ein mattes, geheimnisvolles Licht, so daß man gerade alle Vorgänge sehen konnte. Die sieben Japaner nahmen ihre Plätze an der linken Seite des Podiums ein, die sieben Fremden auf der rechten. Weiter war niemand anwesend.

Nach einigen Minuten angstvoller Erwartung trat Taki Zenzaburo, ein kräftiger Mann von zweiunddreißig Jahren, mit edlem Gesicht, in die Halle. Er trug das Festgewand mit den besonderen hanfenen Flügeln, welches bei feierlichen Gelegenheiten getragen wird. Ihn begleiteten ein Kaischaku und drei Offiziere, welche den Kriegsrock mit dem goldenen gewebten Aufschlag trugen. Das Wort Kaischaku, bemerke ich, ist durchaus nicht gleichbedeutend mit unserm Henker. Das Amt ist das eines Edelmannes; in vielen Fällen übernimmt es ein Verwandter oder ein Freund des Verurteilten. In diesem Falle war der Kaischaku ein Schüler Taki Zenzaburos, den seine Freunde aus ihrer eigenen Mitte wegen seiner Gewandtheit in der Fechtkunst ausgewählt hatten.

Mit dem Kaischaku zu seiner Linken schritt Taki Zenzaburo langsam auf die japanischen Zeugen zu und beide verbeugten sich vor ihnen, dann grüßten sie die Fremden in derselben Weise, vielleicht noch ehrerbietiger; auf beiden Seiten wurde der Gruß feierlich erwidert. Langsam und mit großer Würde bestieg der Verurteilte das Podium, warf sich zweimal vor dem Hochaltare nieder, setzte sich auf den Filzteppich, so daß er dem Altar den Rücken zukehrte. Er setzte sich nach japanischer Art; die Knie und die Lenden berührten den Boden und der Körper ruhte auf den Hacken. In dieser Stellung, die zu den

ehrerbietigen gehört, verblieb er bis zum Tode. Der Kaischaku lag an seiner linken Seite. Einer der drei Offiziere trat nun vor, er trug ein Gestell, wie es im Tempel zu den Opfern gebräuchlich ist; auf demselben lag in Papier gewickelt das kurze Schwert oder der Dolch der Japaner, neun und ein halb Zoll lang, die Spitze und die Schneide sind so scharf wie ein Rasiermesser. Dies reichte er, niederknieend, dem Verurteilten, der es ehrerbietig in Empfang nahm, mit beiden Händen über seinem Haupte erhob und es vor sich niederlegte.

Nach einer andern tiefen Verbeugung sagte Taki Zenzaburo mit einer Stimme, die gerade so viel Bewegung und Zögern verriet, wie man das wohl von einem Manne erwarten konnte, der ein schmerzliches Bekenntnis niederlegt, aber wovon sich nichts in seinem Gesichte oder in seiner Haltung wiederspiegelte, folgendes:

„Ich, ich allein, gab unerlaubterweise den Befehl, auf die Fremden bei Kobe zu schießen, und tat dies zum zweiten Male, als sie zu entfliehen versuchten. Um dieses Verbrechens willen schlitze ich mir den Leib auf und ich bitte die Anwesenden, mir die Ehre zu erweisen, davon Zeuge zu sein."

Der Sprecher verbeugte sich noch einmal, ließ seine Oberkleider bis zum Gürtel herabrutschen und saß bis an die Hüften nackend da. Sorgsam steckte er, der Sitte gemäß, die Ärmel unter seine Kniee, um so ein Rückwärtsfallen zu verhindern; denn ein edler Japaner muß sterbend nach vorn sinken. Ruhig, mit fester Hand nahm er den Dolch, der vor ihm lag; er betrachtete ihn nachdenklich, beinahe liebevoll, noch einmal schien er alle seine Gedanken zu sammeln und dann stieß er ihn sich tief unterhalb des Gürtels in die linke Seite, er zog den Dolch langsam nach der rechten Seite und indem er ihn in der Wunde umdrehte, machte er einen leichten Schnitt nach oben. Während der ganzen furchtbaren Operation bewegte sich kein Muskel in seinem Gesicht. Als er den Dolch herauszog, beugte er sich vornüber und streckte den Hals vor; zum erstenmal trat ein Ausdruck von Schmerz in sein Gesicht, aber er äußerte keinen Ton. In diesem Augenblick sprang der Kaischaku, der noch neben ihm kniete und jede seiner Bewegungen scharf beobachtete, auf und schwang sein Schwert in der Luft; ein Blitzen, ein schwerer, häßlicher Schlag, ein krachender Fall, mit einem Streiche hatte er den Kopf vom Rumpfe getrennt.

Totenstille folgte, nur unterbrochen von dem häßlichen Geräusch des Blutes, das aus dem leblosen Haufen vor uns strömte und der vor einer Minute noch ein tapferer, ritterlicher Mann gewesen war. Es war schrecklich.

Der Kaischaku machte eine Verbeugung, wischte sein Schwert mit einem Stück Papier ab, das er zu diesem Zwecke bereit hielt, und zog sich von dem

Japanische Landschaft.
(Nach einer Photographie.)

Podium zurück; der blutbefleckte Dolch wurde feierlich als blutiger Beweis der Hinrichtung fortgetragen.

Die beiden Vertreter des Mikado verließen nun ihre Plätze, kamen herüber, wo die fremden Zeugen saßen und riefen uns zu Zeugen an, daß das Todesurteil an Taki Zenzaburo treu erfüllt worden wäre. Die Zeremonie war zu Ende und wir verließen den Tempel."

Auch heutzutage kommt das Harakiri als eine Art des freiwilligen Selbstmordes noch vereinzelt vor, aber als Todesstrafe ist es abgeschafft.

Eine andere blutige Einrichtung, die Rache, war den Japanern mit vielen andern Völkern gemeinsam. Heute existiert die Blutrache nicht mehr, das Strafgesetzbuch hat ihr ein Ende gemacht. Die Polizei ermittelt jetzt den Verbrecher, und der Richter bestraft ihn. In früheren Zeiten war es Sache der Blutsverwandten, einen Mord zu rächen; ebenso stand der Samurai auch für seinen Herrn ein. Auf dem Rächer lastete die sittliche Pflicht, den Mörder mit seiner Hand zu töten.

Der berühmteste Fall von Blutrache ist die Geschichte von den 47 Ronin. Im Frühjahr 1701 sollte der Schogun einen Gesandten des Mikado empfangen und bestimmte unter anderem den Fürsten Asano, den Gesandten mit dem gebührenden Zeremoniell zu empfangen. Da Asano das Hofzeremoniell aber nicht genügend kannte, wurde Kira, ein Minister des Schoguns, beauftragt, ihn darin zu unterrichten. Dieser war arrogant und behandelte Asano respektwidrig; ja er ging so weit, daß er Asano befahl, seine Sandalen zu befestigen. Durch diese Beleidigung ließ der heißblütige Fürst sich dazu hinreißen, daß er mit seinem Schwert auf Kira hieb; er verletzte ihn aber nur leicht. Für das Verbrechen, daß er im Schlosse des Schoguns sein Schwert gezogen hatte, wurde Asano zum Harakiri verurteilt. Seine Güter wurden eingezogen und seine Samurais wurden Ronin, das heißt herrenlose Leute, Ausgestoßene, Landflüchtige. Da schwur Oischi, der erste Ratgeber Asanos, den Tod seines Fürsten mit dem Blute Kiras zu rächen. Er wählte unter den früheren Samurais Asanos 46 der tapfersten und verschwiegensten aus; sie waren mit Freuden bereit, sich ihm anzuschließen. Lange wartete man in Geduld auf eine günstige Gelegenheit. Nachdem einige der Verschworenen als Handwerker, Hausierer und Bettler verkleidet alles genau ausgekundschaftet hatten, fand endlich im Januar 1703 der Überfall statt. Vier Verschworene kletterten auf Strickleitern in den Hof des Hauses und brachen das Tor auf. Nun drang Oischi mit seiner Schar ein, die Vasallen Kiras wurden niedergemacht. Aber Kira selbst fand man nicht, trotz sorgfältiger Durchforschung des Hauses. Da entdeckte man, daß in seinem

Schlafzimmer das Kissen noch warm war; er mußte also noch in der Nähe sein. Endlich fand man ihn im Hofe eines Nebenhauses mit zwei seiner Samurais versteckt. Die beiden Verteidiger wurden niedergemacht. Nun sammelte Oischi seine Gefährten durch einen Pfiff. Er ließ sich respektvoll vor Kira auf die Kniee nieder und meldete ihm, daß er und seine Genossen gekommen seien, um den toten Herrn an ihm zu rächen. Er forderte ihn auf, das ihm als Edelmann gebührende Harakiri zu vollziehen, aber Kira fehlte der Mut dazu. Da ließ ihn Oischi mit demselben Dolche erstechen, mit dem Asano sich das Leben genommen hatte. Den Kopf des Getöteten brachten die Verschworenen nach dem Tempel Sengakuji, wo ihr Herr begraben lag, unterwegs gefeiert und begrüßt von dem zahlreichen Volke. Dort legten sie den Kopf auf das Grab ihres Herrn. Vom Gericht wurden die Verschworenen alle zum Harakiri verurteilt; am 4. Februar 1703 nahmen sie sich das Leben. In der Nähe ihres Herrn wurden sie begraben. Noch heute, nach dreihundert Jahren, besuchen täglich fromme Wallfahrer diese Stätte. Senkrecht aufgestellte verwitterte Steinplatten verkünden die Namen der Getreuen. Auf jedem Grabmal glimmen frische Weihrauchbündel neben den aus Wasser und Reis bestehenden Opfern für die abgeschiedenen Geister. In einem Seitengebäude des Tempels werden die Gewänder und Waffen der Ronin als Reliquien aufbewahrt. Auf dem Wege zu den Gräbern steht ein Brunnen, in dem die Verschworenen das Haupt Kiras vom Blute reinigten, ehe sie es auf dem Grabe Asanos als Sühneopfer darbrachten. Eine Gedenktafel an dem Wasserbecken sagt den Vorübergehenden: „Dies ist der Brunnen, in dem sein Haupt gewaschen wurde. Mit diesem heiligen Wasser wage niemand Hände oder Füße zu benetzen." So entflammt der Heldenmut der 47 Ronin noch heute das japanische Volk zur Begeisterung, und oft ist ihr Geschick in Wort und Bild von Künstlerhand verherrlicht worden.

Religiöse Zustände.

In dem japanischen Volksleben gibt es kaum eine Seite, die für uns so schwer zu verstehen ist, wie das religiöse und sittliche Leben.

Die Sittenlehre ist hier von der eigentlichen Religion vollständig getrennt. Die Religion hat es gar nicht mit den Beziehungen der Menschen zueinander zu tun, sondern nur mit dem Verhältnis des Menschen zur Gottheit.

Was die Sittenlehre betrifft, so herrscht in Japan der Konfuzianismus,

das System des chinesischen Philosophen Kon-fu-tse, das in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in Japan eingeführt wurde. Diese Lehre ist noch heute maßgebend für die sittliche Lebensführung der Japaner, sie hat namentlich auch das ethische Ideal der Samuraiklasse gestaltet. Konfuzius lebte im sechsten Jahrhundert vor Christus, also etwa hundert Jahre vor Sokrates. Seine Sittenlehre hat es namentlich mit der Frage zu tun: wie muß sich der Mensch gegen seinen Mitmenschen und gegen den Staat verhalten? „Unter hundert Tugenden," sagt Konfuzius, „steht Pietät gegen die Eltern oben an; unter zehntausend Verbrechen ist Ehebruch das größte." „Treue, Elternliebe, Reinheit des Herzens und Aufrichtigkeit verbreiten Wohlgeruch durch hundert Generationen." Die Frau soll den Eltern, dem Manne und nach dessen Tode dem ältesten Sohne gehorsam sein. Nach Konfuzius ist die Natur des Menschen, wie der Himmel sie ihm verlieh, gut, und nur die Verbindung der reinen Seele mit dem Körper und seinen Bedürfnissen führt zu Leidenschaften und Sünden.

Diese Sittenlehre ist religionslos, und religionslos sind zum größten Teil auch die höheren Stände in Japan. Es gehört dort vielfach zum guten Ton, alle Religion als Aberglauben zu belächeln. Wenn man aber öfter der Behauptung begegnet, daß das japanische Volk überhaupt keine Religion habe, so ist das eine unberechtigte Verallgemeinerung der an den Gebildeten, besonders an den Samurais, gemachten Beobachtungen.

Zwei Religionen gibt es in Japan, die sich gegenseitig in mannigfaltiger Weise beeinflußt haben, den Schintoismus und den Buddhismus. Der Schintoismus ist die ursprüngliche Religion der Japaner. Schinto heißt Götterlehre; der Schintoismus beruht auf einer Vergötterung der Naturkräfte wie der Sonne, des Mondes, des Meeres und des Feuers. Die Göttersagen der Japaner zeugen von lebhafter Phantasie und können mit denen der alten Griechen verglichen werden. In eigentümlicher Weise läuft die Götter- und Heldensage in die geschichtliche Sage aus.

Amaterasu, die Herrin der Sonne, sandte ihren Enkel Ninigi zur Erde herab, daß er über sie herrsche. Er kam auf die Insel Kiuschiu und baute sich dort einen Palast. Ninigis Enkel, Jimmu Tenno, wurde der eigentliche Gründer des japanischen Reiches. Er setzte mit seinen Leuten nach der Insel Hondo (Nipon) hinüber und unterwarf sich den südlichen Teil derselben. In Kaschiwara in der Provinz Yamato ließ er sich nieder und regierte von da aus sein Reich. Das war angeblich im Jahre 660 vor Christus, und von da ab zählen die

Der große Daibutiu bei Kamakura.

(Nach einer Photographie.)

Jugendspiele im Frühling.
(Nach einer Photographie.)

Japaner ihre Jahre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Sage ein geschichtlicher Kern zu Grunde liegt.

Die als Götter angesehenen Naturgewalten werden auch heute noch verehrt, besonders von der ländlichen Bevölkerung, die von der Natur so abhängig ist und ihr näher steht. Da gibt es einen Donnergott Kaminari, einen Reisgott Inari, einen Gott der Pest, einen Gott des Windes; besonders aber die höchste Gottheit, die Sonnengöttin Amaterasu, wird andächtig begrüßt. Der Japaner verneigt sich gegenüber der aufgehenden Sonne und klatscht freudig in die Hände.

Eigentümlich ist dem Schintoismus die Verehrung der Ahnen. Der sagenhafte Begründer des japanischen Reiches, Jimmu Tenno, ist, wie erwähnt, ein Abkömmling der Sonnengöttin Amaterasu, und von ihm wieder stammt der heutige Kaiser in gerader Linie ab. Jeder Verstorbene wird als Geist oder Gott verehrt; durch den Tod wird der Sterbliche unsterblich. Aber nur die kaiserlichen Ahnen und bedeutende Persönlichkeiten früherer Zeit, die der Kaiser zu Göttern ernannt hat, werden öffentlich als Götter verehrt. Sonst geschieht die Verehrung der Geister nur im Hause und in der Familie. Vor kleinen Hausaltären bringt man ihnen Speiseopfer aus Reis, Fisch und Sake. „Für die Augen des Westländers mag es seltsam erscheinen," sagt der japanische Jurist Professor Hozumi, „daß eine japanische Familie ihre Verwandten zu einer solchen Feierlichkeit telephonisch auffordert; ebenso muß der Anblick einer Familie befremdlich wirken, die teils in europäischer, teils in nationaler Tracht, in einem elektrisch erleuchteten Zimmer ihre Opfer und Ehrenbezeugungen vor der Erinnerungstafel ihrer Ahnen darbringt. Die eigentümliche Vermischung von Einst und Jetzt ist eine der auffallendsten Erscheinungen in Japan."

Götterbildnis.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Man hat wohl öfter gemeint, daß die Ahnenverehrung auf der Furcht vor den Seelen der Abgeschiedenen beruht. Für Japan trifft diese Erklärung aber nicht zu. Wenn die Vor-

fahren verehrt und ihnen Opfer dargebracht werden, so geschieht dies vielmehr, weil ihre Nachkommen Liebe und Achtung für sie hegen. „Wir feiern den Jahrestag unserer Vorfahren," sagt Hozumi „statten ihren Grabstätten Besuche ab, opfern Blumen, Speisen und Getränke, verbrennen Weihrauch und verneigen uns vor ihren Gräbern, alles in dem Gefühl der Liebe und Achtung vor ihrem Andenken; niemals kommt uns aber dabei ein Gedanke der Furcht in den Sinn." Und ein anderer japanischer Gelehrter, Kan Kurika, sagt: „Die Kinder, die von ihren Eltern hier in der Welt zurückgelassen sind, empfinden darüber Kummer und Weh, wenn die Monate und Jahre dabei dahinschwinden. Wenn im Frühling die Blumen zu sprießen beginnen, wenn zur Sommerzeit Bäume und Pflanzen ihre Pracht entfalten, wenn an Herbstabenden Insekten summen und schwirren, so erregt alles, was sie sehen und hören, bei ihnen ein Gefühl des Kummers und erinnert sie an vergangene Tage, wo ihre Eltern noch auf der Erde wandelten. Aus dieser Unmöglichkeit, jemals die Eltern zu vergessen, entspringt der Gebrauch, ihnen Speise- und Trankopfer darzubringen. Mithin ist die Sitte, den Geistern zu opfern, in der menschlichen Natur begründet."

Dieser Ahnenkultus ist in Japan ganz allgemein, wenn sich auch bei den Aufgeklärten und Gebildeten mehr Gedanken der Pietät als religiöse Gedanken mit ihm verbinden. Der Ahnenkultus hat, wie wir noch sehen werden, auf das japanische Recht den größten Einfluß geübt; dieser Einfluß war so stark, daß er sich noch in den neuen japanischen Gesetzbüchern, die in der letzten Zeit nach dem Muster der europäischen gemacht sind, an vielen Stellen zeigt. Mit der Verehrung der kaiserlichen Ahnen hängen viele öffentliche Einrichtungen zusammen, vor allem die meisten der großen Feste, die als nationale Feiertage anerkannt sind. Der erste Feiertag ist der Neujahrstag, an welchem der Kaiser die „Verehrung nach den vier Himmelsrichtungen" vornimmt. Diese Zeremonie findet 4 Uhr morgens statt und gilt dem ersten Kaiser Jimmu-Tenno, dem Vater des Kaisers und den andern Gottheiten. Dem Vater des Kaisers ist noch ein besonderes Fest gewidmet, ebenso der Verehrung des Jimmu-Tenno. Am 21. März wird den kaiserlichen Ahnen ein Frühlingsopfer, am 23. September ein Herbstopfer gebracht. Bei einem andern Fest erhalten die kaiserlichen Ahnen die ersten Früchte der neuen Ernte zum Opfer. Alle diese Feste werden jährlich als nationale Feiertage begangen. Fahnen mit der aufgehenden Sonne hängen an jedem Hause. Die Frauen legen Feiertagskleider an, und die Straßen sind gedrängt voll von

Feiernden, während die Kinder in der Schule sich vor den Bildnissen des Kaisers und der Kaiserin versammeln.

So hängt in Japan die Liebe zu dem Herrscherhause mit dem Ahnenkultus auf das Engste zusammen.

Der Mikado selbst gilt als eine auf Erden wandelnde Gottheit und als Vermittler zwischen dem japanischen Volke und den Göttern. An mehreren der hohen Feste bringt er für das ganze Volk Opfer dar, daher hat auch sein Palast in Kioto die Gestalt eines Schinto-Tempels. Der schon oben erwähnte Professor Nitobe sagt daher: „Uns ist der Kaiser mehr als der Hauptpolizeidiener eines Rechtstaates, oder als der Beschützer eines Kulturstaates — er ist der körperliche Vertreter des Himmels auf Erden, der in seiner Person dessen Macht und Barmherzigkeit vereinigt. Für uns ist das Land mehr als bloße Erde oder Boden, aus dem man Gold graben, oder von dem man Getreide ernten kann — es ist die heilige Wohnstätte der Götter, der Geister unserer Väter."

Wegen der religiösen Weihe, die der Mikado in den Augen des japanischen Volkes besitzt, hat man früher fälschlich gemeint, daß seine Stellung eine rein geistliche wäre, und daß er etwa mit dem Papst verglichen werden könnte, während man den Schogun, dem höchsten Befehlshaber der Truppen, der Jahrhunderte lang die Gewalt in Händen hatte und die Bedeutung des Mikado zu einem bloßen Schatten herabdrückte, mit dem Kaiser verglich. Diese Auffassung ist aber nicht richtig, da im japanischen Volke auch in den Zeiten, wo der Mikado tatsächlich ohne Macht und Einfluß war, niemals das Bewußtsein davon erloschen ist, daß er der eigentliche Herrscher und alle Gewalt im Staate von ihm abgeleitet sei.

Die Schinto-Tempel sind einfach und schmucklos; sie stehen in der Regel in einem schönen Wald. In einiger Entfernung von dem Tempel befindet sich das Eingangstor, das nur aus zwei senkrechten Holzpfeilern und einem darübergelegten Querbalken besteht. Unter dem Querbalken ist, in einiger Entfernung mit ihm gleichlaufend, meist noch ein zweiter Querbalken eingefügt, so daß das Ganze etwa die Gestalt eines abgeplatteten großen lateinischen A hat. Die Japaner nennen ein solches Galgentor Torii, eigentlich „Vogelruhe", denn diese Tore waren eigentlich zur Nachtruhe des Geflügels bestimmt. Tritt man durch ein solches Portal, so folgt links und rechts eine Reihe Steinlaternen, die jedoch in neuerer Zeit durch Glaslaternen ersetzt werden. An diesen Laternen vorbei gelangt man zu der Eingangstreppe, die zu der Tempelhalle hinanführt.

Eingangsweg zu einem Tempel mit Steinlaternen.
(Nach einer Photographie.)

Links von der Treppe steht ein langer steinerner Trog mit geweihtem Wasser. An der Treppe selbst ist die Opferlade angebracht, in welche die Gläubigen Münzen werfen. Der Tempel selbst ist geteilt in das Haiden, wo die Priester der Gottheit ihre Verehrung darbringen und in das Honden, die Wohnung des Gottes, die stets verschlossen gehalten wird. Der Besucher des Tempels bleibt ganz außerhalb desselben. An der Treppe angelangt, zieht er seine Schuhe aus und steigt dann empor. Auf einer Plattform vor dem Haiden bleibt er stehen. Um sich dem Gotte bemerkbar zu machen, zieht er eine dort angebrachte Glocke, oder schlägt auf einen Gong. Darnach verneigt er sich, klatscht in die Hände und bleibt eine Weile andächtig stehen. Dann nochmaliges Händeklatschen und der Gottesdienst ist zu Ende. Bei den japanischen Schintotempeln findet sich also dieselbe Unterscheidung zwischen dem Vorhof, den die Laien allein betreten dürfen, dem Heiligen, wo die Priester die Opfer verrichten, und dem Allerheiligsten, der Wohnung des Gottes, die wir auch bei anderen Völkern wiederfinden: so bei dem salomonischen Tempel und den Tempeln der alten Ägypter.

Wie das Äußere des Schintotempels, ist auch das Innere kahl und schmucklos. Götzenbilder gibt es nicht. Zu den Gegenständen im Innern gehört vor allen ein Metallspiegel, der von einigen als das Sinnbild der Reinheit gedeutet wird. Nitobe, der Verfasser des Buschido, hat freilich eine andere Erklärung dafür. Er sagt: „Die Anwesenheit dieses Spiegels ist leicht zu erklären; er versinnbildlicht das menschliche Herz, welches das Bild der

Gebetbündel in einem buddhistischen Tempel.
(Nach einer Photographie.)

Gottheit wiederspiegelt, wenn es ruhig und klar ist. Wenn man daher zum Gottesdienst vor den Altar tritt, sieht man sein eigenes Bild von seiner glänzenden Oberfläche zurückgeworfen, und diese Art Gottesdienst ist gleichbedeutend mit dem alten delphischen Wort: ‚Erkenne dich selbst'."

Die Schintopriester sind verheiratet; ihr Amt ist in der Regel erblich. Ihre Bildung ist nur gering. Nur wenn sie den Tempeldienst verrichten, haben sie eine besondere Tracht. Zu dem Ritual gehören viele Reinigungsvorschriften.

Standbild des jugendlichen Daibutsu bei Kobe.
(Nach einer Photographie.)

Eine Entsühnung findet statt für Übertretungen gegen den Reisbau, für unnatürliche Laster, ekelhafte Krankheiten, aber auch bei Geburt und Tod, die wie bei manchen anderen Völkern als verunreinigend angesehen werden.

Mit dem Schintoismus ist ein Tierkultus und ein Tieraberglaube blödester Art verbunden; die Priester unterstützen diesen Aberglauben und beuten ihn aus. So erzählt der frühere Missionar Karl Munzinger: „Ein Priester fabelte mir vor, daß die Gottheit seines Tempels in Gestalt eines weißen Wolfes erscheine. Der Fuchs als Bote und Diener des populären Reisgottes Inari

genießt eine ganz besondere Verehrung. Mit den Zauberkünsten vom Fuchs, tanuki (Viverrenhund) und Katze beschäftigt sich die Volksphantasie in hohem Grade; es knüpfen sich an sie eine Menge von Fabeln und Märchen, die dort vom gewöhnlichen Volk mit demselben Andachtsschauer angehört werden, wie bei uns ähnliche Geschichten von den Kindern.

„Eine unserer geförderten Christinnen teilte mir einst mit, daß auf Surugadai ein Fuchs eingefangen worden sei, welcher weissage; eine ihrer Freundinnen sei dort gewesen, ihn zu hören. Ich erklärte die Sache für Schwindel. Darauf entgegnete sie nach einigem Besinnen: „Das mit dem Weissagen, das mag wohl Schwindel sein, aber daß es Füchse gibt, die sprechen, ist eine bekannte Tatsache.“ Erst als bald darauf hinter dem Fuchs ein bauchredender Schintopriester entdeckt wurde, kam sie von ihrem Aberglauben zurück. Besessenheit und zwar so, daß man sich von einem Fuchs, seltener von einem andern Tier, besessen wähnt, ist eine häufige Frucht solchen Aberglaubens. Dr. Bälz, deutscher Professor der Medizin an der kaiserlichen Universität in Tokio, hat selbst solche Fälle in Behandlung gehabt. In einem Teile von Izumo gibt es ganze Familien, die als fuchsbesessen gelten, und eheliche Verbindungen und nähere Berührungen mit ihnen werden ebenso ängstlich vermieden, wie mit den mit Aussatz behafteten Familien. Fuchs, Tanuki und Katze haben die Macht, sich in Menschengestalt zu verwandeln, um ihr Hexenwerk zu verrichten, während umgekehrt die bösen Geister oft die Gestalt von Tieren annehmen. Die Furcht vor diesen Zaubertieren ist daher groß im Volk. Dagegen gibt es auch einige, welche eine gute symbolische Bedeutung haben; so bedeuten Schildkröte und Kranich langes Leben.

„Auch die Pflanzenwelt,“ fährt Munzinger fort, „liefert Material genug zu anmutender Symbolik, die aber auch gar leicht zum Aberglauben wird. Zweige des heiligen Sakakibaumes dürfen bei keiner schintoistischen Ritualhandlung fehlen, und bei Begräbnissen nach dem schintoistischen Ritus wird von jedem Leidtragenden unter tiefer Verneigung gegen den Toten ein Sakakizweig als Opfer niedergelegt. An Neujahr wird der Eingang in das Haus mit Bambus, dem lang aufschießenden, und mit Fichte, der immergrünen, den Symbolen langen Lebens, geschmückt, und für ein Ehepaar, dessen Hochzeit nicht unter Bambus, Fichte und Pflaumenblüte stattgefunden hat, ist wenig Gutes zu erwarten. So stehen die japanischen Volkssitten mit ihren oft sehr sympathischen Zügen in enger Beziehung zum Schintoismus.“

Der Schintoismus ist nun seit vielen Jahrhunderten auf das wesentlichste umgestaltet worden durch die Religion Buddhas; hierbei hat aber auch der Buddhismus selbst sein ursprüngliches Antlitz stark verändert.

Bekanntlich ist der Buddhismus von einem indischen Königssohn gegründet worden, der 500 Jahre vor Christus lebte. Er fühlte tiefes Mitleid mit Menschen und Tieren. Nichts vermochte seine Schwermut zu verscheuchen. Endlich gab er alles irdische Glück auf; er entfernte sich heimlich und führte sieben Jahre lang ein unstetes Wanderleben unter Entbehrungen und Kasteiungen. In einem Walde tritt Mara, der Teufel, an ihn heran und versucht ihn auf zehnfache Art zur Sünde. Aber er widersteht standhaft. Und nun hat er auch den Weg zur wahren Glückseligkeit gefunden; er hat es gelernt, die Begierde zu überwinden. Ein heller Schein umgibt ihn; er ist von nun an Buddha, ein Heiliger und Überwinder.

Der Buddhismus ist also in seiner ursprünglichen Gestalt von Grund aus pessimistisch. Alle irdischen Güter sind ihm eitel und unbeständig. Nach dem Tode wandert die Seele und verbindet sich mit einem andern Körper; wer tugendhaft gelebt hat, dessen nächstes Dasein gestaltet sich glücklich; die Seele des Schlechten verbindet sich mit einem Tier. Buddha ist nicht als Erlöser aufgetreten; vielmehr kann der Mensch nach seiner Lehre das Erlösungswerk selbst vollbringen. Die Erlösung geschieht durch den Übergang nach Nirwana, durch das Aufgehen im Nichts. Das Symbol hierfür ist in Japan wie in Indien das Blatt der heiligen Lotospflanze. Zwischen dem Gehöfte der kaiserlichen Universität in Tokio und dem Uenopark, in welchem der prächtige Tempel des Iyeyasu steht, des größten Sohnes des japanischen Volkes, liegt ein See, der Uenosee genannt. Er ist über und über mit Lotosblättern besät. Den Eindruck, den dieser von herrlichen alten Kiefern umsäumte See auf den Beschauer macht, wird von Munzinger folgendermaßen geschildert: „Wenn man früh am Morgen, wo des Tages Lärm und Geräusch noch nicht laut geworden ist, an diesen See kommt und sieht die breiten Blätter der heiligen Lotospflanze regungslos auf dem unbewegten Wasser liegen, dann überkommt die empfindende Seele wohl selbst ein Zustand wie eines wunschlosen Friedens, dann versteht sie, was Nirwana bedeuten soll: Es ist weder Leben noch Tod, es ist dämmerndes Träumen, das melancholische Vergessen des Grabes und das süße Glück des im Schlafe lächelnden Kindes. Wer es gesehen hat, weiß, daß der Buddhismus kein treffenderes Symbol seines Nirwana finden konnte, als das ruhende Lotosblatt auf dem unbewegten Gewässer."

Der Buddhismus drang im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung über Korea nach Japan ein, als ein Stück der chinesischen Kultur; denn die Chinesen hatten ihn bereits einige Jahrhunderte vorher angenommen. Er hat damals einen großen Einfluß ausgeübt auf die Entwicklung des japanischen Volkstums. Als der Buddhismus nach Japan kam, bestand er aber schon tausend Jahre und war bereits ziemlich entartet. Und gar in dem heutigen japanischen Buddhismus ist die ursprüngliche Gestalt dieser Religion kaum noch erkennbar. An Stelle des schwermütigen Pessimismus ist ein fröhlicher Optimismus getreten. Die Lehre von der Seelenwanderung, die gewiß einen starken Anreiz zu einem tugendhaften Leben enthält, ist zwar noch beibehalten, aber praktisch nicht von großer Bedeutung. Früher aßen die Japaner kein Fleisch, weil sie fürchteten, in dem Tier einen ihrer Vorfahren zu töten; jetzt leben nur noch die buddhistischen Priester und Mönche rein vegetarisch. Die Lehre von dem Nirwana, dem Erlöschen und Aufhören, gefiel den Japanern nicht. Sie glauben an einen Himmel und eine Hölle; im Himmel führen die Gereinigten unter Buddha ein herrliches Leben; in der Hölle werden die Bösen von entsetzlichen Qualen gemartert. Ferner ist der Buddhismus ursprünglich atheistisch. Der heutige japanische Buddhismus verehrt dagegen eine Unzahl von Göttern. Auch die Naturgottheiten des Schintodienstes hat er sich angeeignet. Auf diese Weise ist der Unterschied zwischen dem Schintoismus und dem Buddhismus heute ziemlich geringfügig geworden. Das gemeine Volk weiß sehr wenig über diesen Unterschied und besucht ebenso die Schintotempel wie die buddhistischen.

Im Gegensatz zu dem Schintodienst hat der Buddhismus einen reichen und pomphaften Ritus. In dieser Beziehung hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Katholizismus.

„Hier wie dort," sagt Munzinger, „finden wir prunkvolle Tempel, glänzende Prozessionen, reichgeschmückte Priestergewänder, brennende Kerzen, Weihrauchspenden, Rosenkränze, Amulette, Reliquienverehrung, Wallfahrten, Ablaß, körperliche Bußübungen, Fegefeuer, Klöster, Mönchtum, Verbot der Priesterehe, bischöfliche Rangordnung, Bilder- und Heiligen-Verehrung, Heiligenscheine um das Haupt und anderes mehr. Es hat denn auch den Anschein, als ob der Buddhismus in China, und besonders in Tibet, wo das nestorianische Christentum bis tief in das Mittelalter weit verbreitet war, diese Dinge dem katholischen Kultus entlehnt hat." Auch die buddhistischen Tempel sind prächtig und suchen die Sinne zu befriedigen. Unter den größeren sind manche, die von Gold und

General Kuroki.
Führer der japanischen Ostarmee.
(Nach einer Photographie.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

anderem Metall förmlich strotzen und zahlreiche und wertvolle Werke der japanischen Kunst in sich bergen; Figuren aus Bronze und Porzellan, Gemälde, Seiden- und Goldstickerei. Manche sind förmlich vollgepfropft mit Götzenbildern. Bei vielen Tempeln sieht man schon zu beiden Seiten des Einganges zwei Holzfiguren, rot und grün angestrichen, riesenhafte Männer darstellend. Mit angespannten Muskeln und verzerrten Gesichtszügen scheinen sie mit einem unsichtbaren Feind zu kämpfen. Die Japaner nennen sie Niosama, ehrwürdige Könige, oder weniger respektvoll, rote und grüne Teufel. Die Gestalten dieser Riesen sind mit kleinen Papierkugeln bedeckt. Wenn nämlich jemand ein Anliegen an sie hat, so schreibt er seine Bitte auf ein Stück Papier; dann verkaut

Symbolischer Fries von einem Tempel bei Nikko mit der Bedeutung:
„Nichts Böses hören, sprechen, sehen!"

er es im Munde, formt es zu einem Klümpchen und speit den ehrwürdigen König damit an. Bleibt die Papierkugel an der Figur hängen, so ist das ein Zeichen dafür, daß die Bitte gewährt werden wird.

Unter den buddhistischen Göttern nimmt begreiflicherweise Buddha selbst den höchsten Platz ein. Er ist mit dem Himmelskönig Amida zu einer Gottheit verschmolzen. Seine berühmteste Statue steht in Kamakura, der mittelalterlichen Residenz der Schogune. Sie wurde im Jahre 1250 aus Bronze gegossen und ist 17 m hoch, von hohem Kunstwerte.

„Gleich allen Darstellungen Buddhas," berichtet Graf Königsmarck, ein verständnisvoller Beobachter des japanischen Lebens, „zeigen auch die Gesichtszüge dieses Bildwerks, in denen sich außerordentliche Milde und Barmherzigkeit mit unendlicher Gnade und herablassendem Wohlwollen paaren, einen durchaus weiblichen Charakter. Segnend, lehrend, nachdenklich sitzt der Gott, in traum-

artige Leidenschaftslosigkeit versunken, mit gleichmäßig untergeschlagenen Beinen und symmetrischer Haltung der Hände und Finger. Die religiöse Majestät, welche durch die erhabene Einfachheit der Darstellung und die harmonischen Proportionen kraftvoll zum Ausdruck gebracht wird, wirkt gewaltig und ergreifend auf den Besucher. Über das irdische Treiben erhabene, vollkommene Ruhe ist in den Zügen des Gottes ausgeprägt und veranschaulicht nach buddhistischer Auffassung den Inbegriff aller Weisheit und dadurch höchsten Glückes, jene Früchte der Vernunft, welche alle menschlichen Eigenschaften siegreich überwunden hat."

Der japanische Buddhismus ist in eine Anzahl von Sekten gespalten, mehrere davon sind aus China importiert, andere auf japanischem Boden entstanden. Unter denen, die aus China stammen, ist die Zensekte zu erwähnen; sie ist die eigentlich philosophische Sekte des Buddhismus, verwirft das Zeremonienwesen und stellt gemäß der ursprünglichen Lehre Buddhas die beschauliche Betrachtung in den Vordergrund. Die älteste japanische Sekte ist die Jodosekte. Für sie ist die Anrufung Buddhas charakteristisch. Ihre Gebetsformel lautet: „Namu Amida Butsu," ich vertraue auf Amida Buddha. Von der Jodosekte ist die Schinsekte abgeleitet, die heute in Japan die meisten Anhänger hat und den größten Einfluß übt. Man hat sie öfter mit dem deutschen Protestantismus verglichen. Der Gründer der Sekte verwarf das Mönchtum und die Ehelosigkeit der Priester, sowie gewisse äußere Zeremonien, wie Fasten, Wallfahrten und Reliquienverehrung. Ferner suchte er die Moral des Buddhismus zu reformieren und erklärte nur die Anbetung des Amida Buddha für erforderlich; die übrigen Götter wurden in den Hintergrund geschoben. Während die übrigen Sekten sich durch große Toleranz auszeichnen, ist die Nichirensekte unduldsam und fanatisch; sie führt einen erbitterten Kampf gegen die Ketzerei aller Art und hat sogar gelegentlich in wildem Glaubenshaß die Tempel anderer Sekten zerstört. Die Nichirensekte kam im 13. Jahrhundert auf; mit ihr war die Sektenbildung im wesentlichen abgeschlossen.

Die buddhistischen Priester, Bonzen genannt, sind weniger ungebildet als die Schintopriester, mit Seelsorge geben auch sie sich nicht ab, doch predigen sie zuweilen. Die Priester der Schinsekte gelten als die gebildetsten und versuchen wohl auch das Christentum wissenschaftlich zu bekämpfen, während ihre Kollegen von der Nichirensekte sich durch religiösen Eifer hervortun. Im ganzen sind die Bonzen wenig angesehen und ihre Sittlichkeit steht nicht in gutem

Rufe. Die Zahl der buddhistischen Tempel beträgt in Japan über 100000, die der buddhistischen Priester und Mönche ungefähr 200000.

Auch in den buddhistischen Tempeln werden ebenso wie in den Schintotempeln der Gottheit Speise- und Trankopfer dargebracht. Es ist hierbei vom Vorteil, daß der Gott nicht den Stoff der Speisen und Getränke genießen kann, sondern nur ihren Geist. Sobald der Gott den Geist des Opfers genossen hat, bleibt dann der Stoff für den Priester übrig; er kann den Reis aufessen und sich an dem Sake (Reiswein), den die Gläubigen gespendet haben, gütlich tun.

Ein Buddhapriester wollte über Land reisen, zuvor bereitete er noch seinem Götzen das Opfer. Er ermahnte seinen Lehrling, gut auf alles zu achten und ging davon. Kaum aber war er aus den Augen, so setzte sich der Lehrling nieder und aß das Opfer auf. Mit einem Rest von Reis beschmierte er dem Götzen den Mund. Am Abend kam der Priester ermüdet von seiner Reise zurück und wollte sich nun in Ruhe das Opfer gut schmecken lassen, das er am Morgen dem Götzen vorgesetzt hatte. Als er aber dem Lehrling befahl, dasselbe zu bringen, erklärte dieser, es sei nicht mehr da, der Gott habe es aufgegessen. Der Priester lachte: „Mein Gott hat noch nie etwas gegessen, und er kann auch nichts essen." Statt jeglicher Antwort führte ihn der Lehrling zu dem Götzen hin und zeigte ihm die Reisspuren an seinem Mund. Der Priester wollte erst seinen Augen nicht trauen, dann aber geriet er in Zorn, wütend faßte er den Götzen am Kopf und schrie: „So! gegeben hast du mir noch nie etwas und nun fängst du auch noch an zu essen!" Mit diesen Worten warf er ihn zu Boden.

Diese prachtvolle Geschichte steht bei Munzinger zu lesen, ein buddhistischer Priester hat ihm erzählt, daß sie seinem Nachbar passiert sei. Munzinger vermutet allerdings, daß sein Gewährsmann geflunkert hat; aber wenn die Geschichte nicht wahr ist, so ist sie jedenfalls gut erfunden.

Die meisten europäischen Beobachter sind sich darüber einig, daß in Japan die alten Religionen des Schintoismus und Buddhismus im Niedergang begriffen sind. Versuche, die in letzter Zeit gemacht worden, um sowohl den Schintoismus wie den Buddhismus zeitgemäß zu reformieren, haben kein nennenswertes Ergebnis gehabt. Aber trotzdem ist sicher, daß beide Religionen nicht heute und morgen sterben werden. Nach menschlichem Ermessen wird es noch in fernen Zeiten Buddhisten und Schintoisten in Japan geben. Häufig stößt

Zweikampf.

(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

man auf die Meinung, daß die Japaner eigentlich ohne alle Religion seien. Diese Ansicht wird besonders dadurch hervorgerufen, daß unter den Gebildeten und den Angehörigen der höheren Stände allerdings viele sind, die Freidenkertum und Atheismus zur Schau tragen. Namentlich von den Samurais und andern Anhängern des Konfuzius gilt dies. Die gebildeten Japaner halten vielfach alle Religion für etwas Rückständiges. Da nun die Europäer vorzugsweise mit solchen japanischen Elementen in persönliche Berührung kommen, so ist es nur begreiflich, daß sie von ihnen auf das ganze japanische Volk ihre Schlüsse machen. Dagegen sind nach dem Zeugnis Munzingers, der fünf Jahre in Japan war, mit allen Schichten des Volkes in Beziehung kam und als Missionar natürlich besonders das religiöse Leben zu studieren hatte, die übrigen Teile der Bevölkerung durchaus nicht irreligiös. Der Kleinbürger, der Handwerker, der Bauer, der Arbeiter und das ganze Heer der Frauen sind bis auf den heutigen Tag religiös geblieben, wenn auch wegen der Beschaffenheit ihrer Religionen sich ihr religiöser Sinn dürftig genug äußert.

Neben den alten japanischen Religionen spielt das Christentum in Japan heute nur noch eine recht bescheidene Rolle. Freilich gelang es schon im 16. Jahrhundert den Jesuiten, einen erheblichen Teil des japanischen Volkes zum Christentum zu bekehren. Die Geschichte dieser ersten Ausbreitung des Christentums in Japan wird weiter unten ausführlicher erzählt werden, ebenso auch die spätere Vernichtung des Christentums und seiner Anhänger. Seitdem Japan in den letzten Jahrzehnten den Europäern wieder geöffnet ist, hat man auch die christlichen Missionare wieder zugelassen. Die verschiedensten christlichen Bekenntnisse suchen nun in Japan Anhänger für sich zu werben, besonders Russen, Engländer, Amerikaner und Deutsche. Es ist hier nicht der Ort, weitläufig über die Aussichten zu reden, die sich dem Christentum in Japan bieten. Bis jetzt hat es nicht den Anschein, als ob in nächster Zeit größere Massen des japanischen Volkes das Christentum annehmen würden. Es ist manches an dem Christentum, was die Japaner abstößt. Sie behaupten auch, daß ein Christ kein so guter Staatsbürger sein könne wie die übrigen Japaner. Doch das sind alles in der Hauptsache Zukunftspläne und Zukunftssorgen.

In der Gegenwart hat in Japan das Christentum, wie schon erwähnt wurde, nur eine geringe Bedeutung, und wenn man sich über das heutige japanische Volksleben unterrichten will, kann man das Christentum ruhig beiseite lassen. Bemerkenswert ist das Bestreben der japanischen Christen, sich von den

Missionaren unabhängig zu machen und rein japanische Gemeinden zu gründen, mit japanischen Geistlichen an der Spitze. Auch das Christentum wird in Japan ein japanisches Antlitz tragen.

Familienleben.

In jedem gesitteten Staatswesen ist die Familie die Grundlage aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung; sie ist ein Staat im kleinen. In noch höherem Maße als bei uns gilt dies in Japan, denn hier sind die Bande der Familie noch sehr stark.

Oben wurde schon hervorgehoben, daß die Achtung vor den Eltern für den Japaner zu den höchsten sittlichen Geboten gehört. Das Haupt der Familie, der Vater, herrscht wie ein König. Die Kinder sind ihm unbedingt gehorsam und opfern sich willig für ihn auf.

Im engen Kreise der Familie haben die Japaner die Achtung vor der Autorität gelernt; hier ist ihnen jener unbedingte Gehorsam anerzogen worden, den sie auch im Staatsleben und vor allem als Soldaten betätigen.

Die Wurzel für diese kindliche Pietät ist in China zu suchen, besonders die oben besprochene Lehre des Konfuzius hat sie mächtig gefördert. In den japanischen Schulen ist ein aus China stammendes Buch verbreitet, das 24 Erzählungen enthält, Musterfälle von treuer und aufopfernder Kindesliebe. Einige von diesen Erzählungen, die besonders charakteristisch sind, mögen hier folgen.

Ein kleiner Knabe hatte eine Stiefmutter. Sie war grausam gegen ihn und gab ihm nur wenig zu essen. Trotzdem hielt sich der Knabe streng an das Gebot: „Du sollst vor deiner Mutter Ehrfurcht haben." Eines Tages verspürte sie große Lust Fisch zu essen, denn das war ihre Lieblingsspeise. Da war aber guter Rat teuer, denn es war strenger Winter und Flüsse und Teiche waren fest zugefroren. Der Knabe ging an den Teich und schlug mit der Axt auf das Eis; aber es war zu dick, es brach nicht. Da kam ihm plötzlich ein erleuchtender Gedanke. Er entkleidete sich und legte sich der Länge nach auf das Eis, um es so durch seine Blutwärme aufzutauen. Er fühlte in sich eine starke Glut, das Eis schmolz und es bildete sich ein Loch. Sogleich zeigten sich an dem Loch zwei herrliche Karpfen. Die fing der Knabe und brachte sie seiner Stiefmutter.

Nicht weniger rührend ist eine andere Geschichte. Ein armer Mann hatte einen Sohn und einen alten Vater. Trotz allen Fleißes war er nicht imstande,

sich und die beiden ordentlich zu ernähren, und oft kehrte der Hunger bei ihnen ein. Da dachte er bei sich selber, daß er seiner Kindespflicht gegen seinen alten Vater wohl würde nachkommen können, wenn nur sein Sohn nicht da wäre. Deshalb beschloß er, ihn lebendig zu begraben. Kummervoll grub er ein Loch, um das Kind hineinzusenken; aber plötzlich stieß er mit dem Spaten auf ein großes Gefäß mit Goldstücken. Nun konnten sie alle drei herrlich und in Freuden zusammen leben. So wurde die Tugend des guten Sohnes belohnt.

Ein anderes Musterexemplar von einem Sohn setzte sich in einer Sommernacht nackt und ohne allen Schutz den Stichen der Mosquitos aus, damit seine Eltern von den Insekten verschont blieben und ruhig schlafen könnten. Mit Bekümmernis hatte er nämlich gesehen, wie seine lieben Eltern von den Tieren gequält wurden. Da er nun eine besonders zarte und feine Haut hatte und so recht geschaffen war für einen blutgierigen Mosquito, so gab er sich den Tieren willig hin, damit seine Eltern von ihren Stichen verschont blieben.

In den japanischen Romanen und Dramen wird häufig von Mädchen erzählt, die jahrelang ihre Tugend öffentlich preisgaben, nur um ihren Vater zu ernähren oder die Kosten für sein Begräbnis zu bestreiten.

Die Fortpflanzung seiner Familie durch männliche Nachkommen ist in Japan die wichtigste Aufgabe für jeden Ehemann. Töchter sind weniger angesehen und beliebt, weil sie ja doch später aus der Familie heraustreten. Wem Söhne versagt sind, der sorgt durch Adoption, durch Annahme an Kindesstatt für die Fortdauer der Familie. Der Zweck ist hierbei vor allen Dingen ein religiöser: Wenn kein Sohn da ist, so ist niemand da, der den Geistern der Vorfahren Opfer bringen kann, und sie müssen dann im Jenseits Hunger und Durst leiden. Freilich sprechen bei der Adoption auch wirtschaftliche Gründe mit. Der Vater hat an dem Adoptivsohn eine Stütze für sein Alter. Hat er eine Tochter, so wird häufig der Adoptivsohn mit der Tochter verheiratet, und diese hat dann an dem Adoptivsohn eine natürliche Stütze.

Die Familie war früher ein fester körperschaftlicher Verband und sie ist es auch heute noch ihrem Wesen nach, wenn auch das jetzige Privatrecht mehr auf dem Rechte des Einzelnen aufgebaut ist. Denn das Recht ist hier der Sitte vorausgeeilt und die alten Gewohnheiten und Anschauungen verändern sich nur langsam. Unter diesen Umständen ist die Heirat weniger ein Übereinkommen zwischen den beiden Ehegatten, als ein Bündnis zwischen ihren Familien. Die Auswahl einer passenden Familie ist deshalb hierbei eine sehr wichtige Aufgabe.

Zum Abschluß der Ehe bedient man sich eines Vermittlers; es ist dies in der Regel ein Freund vom Vater des Bräutigams. Dieser sieht sich nach einer passenden Partie um und macht dann seinem Auftraggeber Mitteilung. Ist der Vater des jungen Mannes mit der Wahl einverstanden, so fragt der Vermittler

Begrüßung zwischen zwei Frauen.
(Nach einer Photographie.)

bei dem Vater des Mädchens an. Erst wenn die Eltern im reinen sind, hält man es für nötig, die künftigen Brautleute zu benachrichtigen. Zugleich wird ihnen mitgeteilt, an welchem Tage die erste und einzige Begegnung vor der Hochzeit stattfinden wird. Es gibt drei Arten einer solchen Begegnung: die Begegnung im Hause der Braut, die Begegnung auf der Brücke und die

Japanerin in Sommerkleidung.

Begegnung im Theater. Bei der ersten Art begibt sich der junge Mann in das Haus seiner zukünftigen Frau. Sie tritt durch eine Schiebetür des Nebenzimmers ein, setzt eine Tasse Tee vor ihn hin, verbeugt sich und geht dann wieder ab. Auch die Begegnung auf der Brücke dauert nicht lange. Sie besteht einfach darin, daß die beiden jungen Leute zu verabredeter Zeit auf der Brücke aneinander vorübergehen. Gesprochen wird dabei kein Wort. Bei der dritten Art der Begegnung, die im Theater stattfindet, haben Braut und Bräutigam allerdings etwas ausgiebigere Gelegenheit, sich kennen zu lernen. Das japanische Theater dauert den ganzen Tag, vom Morgen bis zum späten Abend. Während der Vorstellung essen die Zuschauer und unterhalten sich; aber der Bräutigam muß die strengste Zurückhaltung beobachten und alle Äußerungen der Zärtlichkeit peinlich vermeiden. Küsse sind in Japan überhaupt nicht gebräuchlich. Nach der Begegnung werden die jungen Leute gefragt, ob sie mit der Verheiratung einverstanden sind. In der Regel haben sie nichts einzuwenden. Der Hochzeitstag wird feierlich begangen. An dem Ehrenplatz, der mit glückverheißenden Baumzweigen geschmückt ist, nimmt das Brautpaar Platz. Feierlich und still reicht man den Brautleuten drei Schalen Sake, den sie gemeinschaftlich trinken. Damit ist die Ehe geschlossen. In den nächsten Tagen lassen sich die jungen Eheleute als verheiratet in das Register eintragen. — Da die Verlobten sich vor der Hochzeit meist nur wenig oder gar nicht kennen, so ist es begreiflich, daß sie häufig schlecht zueinander passen und daß Ehescheidungen sehr oft vorkommen; etwa der vierte Teil aller Ehen wird geschieden.

Japanerin in Winterkleidung.

Die Stellung, die die japanische Frau in ihrem Hause hat, ist eine sehr abhängige; sie ist die Dienerin des Mannes. Sie hält es für ihre selbstverständliche Pflicht, ihm zu gehorchen, ebenso auch ihrem Schwieger-

vater und ihrer Schwiegermutter. Im allgemeinen sind die japanischen Frauen alles Lobes würdig; sie sind treue Gattinnen und zärtliche Mütter. Sanft und bescheiden ordnen sie sich dem Manne unter.

Der japanische Morallehrer Kaibara sagt von der Frau: „Die einzigen Eigenschaften, die ihr gut anstehen, sind Sanftmut, Gehorsam, Keuschheit, Milde und Ruhe. Sie muß ihres Mannes Haus als ihre wahre Heimat betrachten, dort ist sie in Wahrheit zu Hause. Wie ärmlich auch immer des Gatten Haushalt ist, so soll sie ihn doch nie darüber zur Rede stellen. Wenn er sich ungehörig und schlecht beträgt, so soll sie mit ruhigem Gesicht vor ihn hintreten und ihm mit sanfter und freundlicher Stimme Vorhaltungen machen. Wenn er ärgerlich wird und auf ihre Mahnungen nicht hören will, so soll sie eine Zeitlang warten und erst dann auf die Sache zurückkommen, wenn sein Herz sich beruhigt hat. Niemals darf die Frau mit herausfordernden Zügen und scharfer Stimme dem Manne gegenübertreten. Sie soll immer auf den Beinen sein und genau auf ihr Betragen achten. Morgens stehe sie früh auf und gehe abends spät zu Bett; über Mittag soll sie nicht ruhen. Unermüdlich soll sie weben, spinnen und nähen. Sie soll nicht viel Sake trinken und Tempel oder andere Orte, wo große Menschenmengen zusammenkommen, nur selten besuchen, es sei denn, daß sie das vierzigste Jahr überschritten hat. Den Haushalt des Mannes muß sie in guter Ordnung halten, unnötige Ausgaben hat sie zu vermeiden. Stets soll sie sich der Schranken zwischen den beiden Geschlechtern erinnern und unter keinen Umständen mit einem jungen Manne in Korrespondenz treten. Mit ihrem Wissen und Können soll sie sich nicht brüsten und in der Farbe wie in dem Muster ihres Kleides eine bescheidene Zurückhaltung beobachten. Es schickt sich nicht für sie, sich auffällig zu machen, damit andere sie bemerken sollen. Die fünf größten Fehler, an denen der Sinn der Frauen leidet, sind Ungelehrigkeit, Unzufriedenheit, Klatschsucht, Eifersucht und Einfältigkeit, aber die Einfältigkeit ist der schlimmste Fehler und die Quelle der vier anderen."

Munzinger versichert, daß diese Worte Kaibaras nicht etwa zu den Vorschriften gehören, die nur gegeben werden, um übertreten zu werden. Er bezeugt, daß genau nach diesen Lehren das japanische Mädchen erzogen wird, und daß das Ideal einer japanischen Frau, wie es hier von dem Sittenlehrer aufgestellt wird, in Japan zur Wirklichkeit geworden ist.

Im Gegensatz dazu findet man in den Büchern über Japan, die von europäischen Touristen herrühren, zuweilen recht absprechende Urteile über die

japanischen Frauen, die aber lediglich auf Unkenntnis beruhen. „Die gewissenloseren unter diesen Schriftstellern," sagt Graf Fusamaro Tsugaru, „wagen es sogar, aus dem Teehausleben und Gescha-Verkehr, die sie für Geld, also am ehesten haben können, Schlüsse auf den Charakter und die Moral des ganzen Volkes und auf Japans edle Frauen und Jungfrauen zu ziehen, und begehen dadurch ein unverantwortliches Unrecht, gerade als wenn man die europäische Geselligkeit nach den Cafés und öffentlichen Balllokalen beurteilen und die ehrbaren Damen der Gesellschaft mit den leichtlebigen Tänzerinnen und feilen Dirnen in einen Topf werfen wollte."

Immerhin ist nicht zu verkennen, daß die Stellung der Frau in Japan eine gedrücktere ist, als in Europa. Wohl ist sie eine Gehilfin und Freundin des Mannes wie bei uns und auf ihren Schultern allein ruht die Sorge für das Wohl der Familie. Es ist jedoch klar, daß sie, gegen den Mann unterwürfig und nur darauf bedacht, seine Wünsche zu erfüllen, sich nicht zu einer selbständigen, dem Manne ebenbürtigen Persönlichkeit entwickeln kann. Die Erziehung und Ausbildung, die der jungen Japanerin zu teil wird, ist zwar sorgfältig, aber recht schablonenhaft, so daß die Individualität dadurch unterdrückt wird. Schon haben in den letzten Jahren Anhängerinnen der Frauen-Emanzipation unter amerikanischem Einfluß versucht, für die Gleichstellung der Frau mit dem Manne in Japan Anhänger zu werben. Wenn diese Bestrebungen auch nur geringen Erfolg gehabt haben, so ist doch andererseits zu erwarten, daß die Stellung der Frau allmählich eine etwas freiere und selbständigere werden wird. Schon das neue japanische bürgerliche Gesetzbuch wirkt in dieser Richtung, und das immer stärkere Eindringen europäischer Kulturelemente wird ebenfalls dazu beitragen, die japanischen Frauen diesem Ziele näher zu bringen.

Das Kind erhält am siebenten Tage seinen Namen. Die Mädchen führen in der Regel Blumennamen, wie Bambus, Chrysanthemum u. dergl. Merkwürdig kommt uns die Sitte vor, daß man in Japan sein Alter von dem Neujahrstage an zählt, der der Geburt vorausgeht. Sämtliche Knaben feiern ihren Geburtstag am 5. Mai, sämtliche Mädchen am 3. März. Wenn das Kind vier Monate alt ist, wird es bereits nach Art der Erwachsenen gekleidet.

Die Kinder werden sehr gut behandelt; mit Recht hat Alcock Japan das Paradies der Kinder genannt. Grundlage der Erziehung ist Achtung vor der Persönlichkeit des Kindes. Heftige Zornausbrüche gelten ebenso als unanständig, wie alle körperlichen Züchtigungen; nur mit Ruhe und Milde werden

die Kinder erzogen. Die Folge davon ist ein herzliches und inniges Familienleben. Professor Rein, der mehrere Jahre in Japan war und das beste wissenschaftliche Werk über Japan geschrieben hat, berichtet: „Es ist ein schöner Anblick, an sonnigen Nachmittagen, zur Zeit, wenn diese oder jene Lieblingspflanze des Volkes bei schön gelegenen Teehäusern oder Tempeln in voller Blüte steht, Scharen des Volkes, festlich geschmückt, familienweise heranrücken zu sehen, um sich des schönen Anblicks zu erfreuen. Welche friedliche, glückliche Stimmung

Hochzeitszeremonie.
(Nach einer Photographie.)

spiegeln nicht die Gesichter ab bei jung und alt! Wie unablässig bemüht sind nicht die Eltern, den Kindern Freude zu machen und sie mit Süßigkeiten zu versehen, während sie selbst sich meist mit einem leichten Aufguß von Tee oder einer Schale warmen Wassers und ihrem Pfeifchen begnügen! Ja die Eltern werden hier zu Kindern; sie nehmen an ihren Spielen teil und freuen sich ebenso wie sie am Kreiselschnurren und Drachensteigen."

Über das japanische Schulwesen wird weiter unten gehandelt werden. An dieser Stelle soll nur der musikalischen Erziehung der Japaner kurz gedacht

werden. In Japan treibt man die Musik nicht nur aus Liebhaberei und zum Zeitvertreib, sondern um ernster Zwecke willen; man hält sie für notwendig, um die natürliche Roheit sanft und zart zu machen; man schreibt der Musik die Macht zu, eine harmonische Ausbildung des Charakters zu fördern. Das gewöhnlichste Musikinstrument, das fast jedes Mädchen spielen lernt, ist das Samisseng, eine dreisaitige Guitarre. Schwieriger, aber allerdings auch wohlklingender, ist die dreizehnsaitige Koto, eine Art Zither, die liegend gespielt wird. Auch die Knaben unterweist man in der Musik; sie blasen die aus Bambusrohr angefertigte Flöte oder spielen Biwa, eine Mandoline mit vier Saiten. Die Japaner haben ihre Musik, die ganz abweichend von der europäischen ist, mit dem Buddhismus aus China erhalten. Da sie eine Tonleiter von nur fünf Tönen gebraucht, während die unsrige sieben hat, so sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen Tönen größer als bei uns. Unter diesen Umständen kann die japanische Musik mit unsern Notenzeichen nur annähernd dargestellt werden. Bei den Melodien findet niemals ein Wechsel der Tonart statt, auch die Stärke des Tones und das Tempo bleiben unverändert; darum erscheinen sie unserm Ohr etwas einförmig. Die japanischen Noten klingen uns falsch und mißtönig. Die Japaner besitzen weder einen Männergesang noch ein gemütvolles Volkslied. Ihr Gesang hat eine eigentümliche Klangfarbe und zeichnet sich durch eine vibrierende Stimme aus. Die Texte der Lieder sind meist kurz und schlicht.

Japanisches Baby.
(Nach einer Photographie.)

In den letzten Jahren ist außer der chinesischen Musik, die, wie gesagt wurde, eine Tonleiter von fünf Tönen benutzt, auch die europäische Musik in Japan eingeführt worden. In Tokio gibt es zwei kaiserliche Akademien der Musik, die eine für japanische, die andere für europäische. In der letzteren wird europäischer Gesang und europäische Instrumentalmusik gelehrt; die deutschen Komponisten finden besonderen Anklang. Natürlich werden nun auch

Klaviere nach Japan importiert, und vielleicht ist die Klavierseuche, die so viele Menschen zur Verzweiflung bringt, in hundert Jahren bei den Japanern ebenso verbreitet wie bei uns.

Außer in der Musik werden die japanischen Mädchen auch in der Kunst unterrichtet, Blumen und Zweige in Vasen zu stecken. Das Arrangieren der Blumen ist zu einer wahren Kunst ausgebildet und es gibt besondere illustrierte Anweisungen dazu. Grundsatz ist hierbei, daß die blühenden Zweige ihre natürliche Stellung behalten und dabei doch zugleich bestimmten ästhetischen Regeln entsprechen.

Die Dienstboten werden in Japan fast zur Familie gerechnet. Die Hausfrau behandelt die Dienerinnen (Nesans) fast wie ihre Töchter. Bei der strengen Zucht des japanischen Hauses ist es jedoch natürlich, daß sie vor dem Hausherrn und seiner Gattin die größte Ehrfurcht zeigen. Trotzdem nehmen die Dienstboten öfter an der Unterhaltung teil und man freut sich, wenn sie durch eine witzige Bemerkung die Anwesenden erheitern.

Auf die Gebräuche, die bei der Bestattung der Toten üblich sind, hat der Buddhismus den größten Einfluß geltend gemacht. In der Regel werden die Toten begraben; die Friedhöfe liegen meist in der Nähe eines Buddhatempels. Die Särge sind aus schwerem, weißen Holz. Ihre Form ist von der der unsrigen sehr abweichend, sie haben etwa die Gestalt eines großen Vogelbauers. Die Leichen werden in ihnen aufrechtsitzend bestattet. Der Kopf ruht auf einem mit Teeblättern gefüllten Kissen; er ist bei der Beerdigung nach Norden gerichtet, während die Füße nach Süden kommen. Wie in China ist auch in Japan die weiße Farbe die Farbe des Todes und der Trauer. Der Tote wird in ein weißes Tuch gehüllt und der Sarg mit weißem Stoffe bedeckt. Auch die Trauerkleider der Frauen sind weiß. Die religiösen Handlungen bei der Beerdigung sind feierlich und von tiefem Eindruck. Die Gräber sind eingemauert und werden mit einem einfachen Denkstein versehen.

Der Japaner vermeidet es, sich den Schmerz über den Tod eines Angehörigen merken zu lassen; das würde ihm als eine unanständige Schwäche, ja als Feigheit erscheinen. Wenn er von dem Trauerfall erzählt, so lächelt er und zeigt die gleichgültigste Miene, als ob nichts geschehen wäre. Er sagt wohl: „Es läßt sich nicht ändern," oder: „Das menschliche Leben hat seinen Kummer." Es wäre jedoch ganz verkehrt, hieraus zu schließen, daß die Japaner über den Tod ihrer Freunde und Verwandten keinen Schmerz empfinden, sondern

gefühllos bleiben. Wenn sie gegenüber dem Tode Gleichgültigkeit zur Schau tragen, so ist das eine Folge ihrer großen Selbstbeherrschung, die ihnen von Jugend auf anerzogen ist. Ein Japaner, der schon oben genannte Nitobe, ist der Ansicht, daß gerade die große Erregbarkeit und Empfindsamkeit seine Landsleute dazu geführt habe, alle Äußerungen des Schmerzes zu unterdrücken.

Neben der Beerdigung war schon seit vielen Jahrhunderten die Verbrennung der Leichen im Gebrauch. Diese Art der Bestattung hat in den letzten Jahrzehnten an Verbreitung erheblich gewonnen. Die Einrichtungen für die Leichenverbrennungen sind sehr zweckmäßig, die Kosten sehr gering und mit den Beträgen, die in unseren Krematorien zu zahlen sind, nicht zu vergleichen.

Vergnügungen und Feste.

Unter den Vergnügungen der Japaner steht die einfachste, billigste und gesundeste Art obenan: der Spaziergang im Freien. Er ist eine bei hoch und niedrig ganz allgemein verbreitete Sitte. Besonders wenn die Bäume blühen, der Apfelbaum, der Kirschbaum, die Azaleen oder der Pfirsich, zieht das Volk hinaus in fröhlichster Stimmung, überläßt sich tausend Torheiten und vergißt alles Elend des Lebens.

Gesellige Vereinigungen, an denen Herren und Damen teilnehmen, sind den Japanern unbekannt. Die Geschlechter sind hierbei durchaus getrennt.

Für den Charakter der Japaner ist kaum etwas so bezeichnend wie die sogenannten Teezeremonieen, Chanoyu. Man kommt in einem kleinen Kreise zusammen, verbringt einige Stunden in einem Gartenhause, das besonders für diesen Zweck erbaut ist, und trinkt nach einem gemeinsamen, ungezwungenen Mahle Tee. Für dieses Teetrinken ist ein ganz verwickeltes Zeremoniell vorgeschrieben; die Japaner behaupten aber, daß dessen Beobachtung durchaus nicht störend sei, sondern vielmehr die Quelle eines äußerst angenehmen Vergnügens. Der japanische Schriftsteller Hitomi sagt: „Alle Handlungen sind derart eingerichtet, daß sie den Höhepunkt der Genüsse erreichen, die eine stets auf der Suche nach den feinsten Raffinements begriffene Gesellschaft ihren Mitgliedern zu bieten vermag. Die Höflichkeit der Worte, die Anmut der Gesten, die peinliche Sauberkeit der Gegenstände, der Geschmack in ihrer Auswahl wie in ihrer Anordnung, die Eleganz des Mobiliars müssen sich, wie der Tee selbst, mit einem einzigen Worte charakterisieren lassen, mit dem Worte ‚köstlich', so daß diese Gesamtwirkung die Quintessenz der japanischen Gesittung auslöst." Der

Hausherr bereitet bei dem Chanoyu den Tee selbst, grünen gepulverten Tee, der in Japan am meisten geschätzt wird, und bedient auch selbst seine Gäste, da kein Diener bei der Zeremonie zugegen sein darf. Aber nicht nur die Zunge kommt zu ihrem Rechte, sondern auch Nase und Auge. Der Geruch des Tees wird noch verstärkt durch den Duft des wohlriechenden Holzes, das man verbrennt, und der Blumen, die man in Vasen aufstellt. Und während man sich diesen Genüssen hingibt, ruht der Blick auf einem Kakemono (Hängebild),

Beim Knabenfest in Tokio.
(Nach einer Photographie.)

das mehr durch die Einfachheit seines Stoffes als durch Schönheit der Farben die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, oder auf Sprüchen und Versen alter Philosophen oder Dichter. Das Ziel ist die größte Feinheit des Geschmacks; alles was an Prunk erinnern könnte, ist mit religiösem Abscheu verbannt. Das Teezimmer liegt weit ab von dem Getümmel der lauten Menge; es soll eine Stätte des Friedens und der Freundschaft sein und die Gedanken von den Sorgen und Verdrießlichkeiten des Lebens ablenken. Gemütsruhe und Heiterkeit der Seele bilden die Grundzüge des Chanoyu.

Es ist begreiflich, daß den Europäern die Teezeremonien etwas befremdlich vorkommen und daß sie dabei nicht in dieselbe weihevolle Stimmung geraten wie die Japaner. Die würdevollen und ernsten Bewegungen, die bei

Festschmuck einer japanischen Straße während des Knabenfestes.
(Nach einer Photographie.)

dem Chanoyu gebräuchlich sind, erscheinen uns überflüssig, ja abgeschmackt. Wir haben keinen Sinn für raffinierte Lebensgenüsse solcher Art. Da beschreibt der Hausherr, der den Tee bereitet, mit gesucht graziöser Fingerstellung langsam einen Bogen, so oft er ein Gerät fassen will und hält es erst senkrecht, dann wagerecht vor seine Stirn. Ist der Tee schließlich mit vielem Brimborium

bereitet, so faßt der Trinkende die Schale mit beiden Händen zugleich, führt sie bedächtig zum Munde und leert sie in drei Zügen, jedesmal an einer andern Stelle ansetzend.

Früher waren die Teezeremonien den Männern vorbehalten, jetzt sind sie aber auch bei den Frauen in Gebrauch.

Von den Spielen werden einige, wie der Go, eine Art Damespiel, wie auch das Schachspiel, fast ausschließlich von Männern gepflegt. Andere, wie das Spiel der Blumenkarten, gehören zu den Vergnügungen der Damen. Die Blumenkarten bilden ein Spiel von 48 Blatt. Auf jeder Karte ist eine andere Blume abgebildet; auf jeden Monat des Jahres kommen vier Karten. Je eine von diesen vier hat einen höheren Wert; sie ist daran zu erkennen, daß neben der Blume ein Schmetterling dargestellt ist. Den nächsthöheren Wert haben die Blumen, die einen Vers tragen.

Ein anderes Vergnügen der Damen besteht darin, die Namen wohlriechender Hölzer zu erraten, und zwar nach dem Duft, den sie beim Verbrennen ausströmen.

Doch wir wollen uns nun auch den Unterhaltungen und Vergnügungen zuwenden, die sich nicht innerhalb des japanischen Privathauses, sondern an öffentlichen Orten abspielen.

Der geneigte Leser und vielleicht auch die geneigte Leserin haben sich wohl schon im stillen darüber gewundert, daß wir ihnen bisher noch gar nichts erzählt haben von dem lustigen Treiben in den japanischen Teehäusern und vor allem von den reizenden kleinen Geschas, von denen die Touristen, die in Japan gewesen sind, so viel zu rühmen wissen. Im Vertrauen gesagt: man braucht nicht alles aufs Wort zu glauben, was diese Herren uns als ihre Erlebnisse zum besten geben. Es gibt blasierte Globetrotter, die schon die meisten Weltteile bereist und die raffiniertesten Genüsse vieler Länder und Völker kennen gelernt haben. Oft gondeln sie nur aus langer Weile oder, weil sie nichts Besseres zu tun haben, nach Japan hinüber und tischen uns dann später in ihren Reisewerken die pikantesten Geschichten auf, die sie natürlich alle selbst erlebt haben wollen. Manchmal sind ihre Erzählungen so unglaublich und ungeheuerlich, daß sie selbst dem seligen Münchhausen Ehre gemacht hätten.

Die Geschas sind berufsmäßige Tänzerinnen oder Sängerinnen. Sie werden teils von Unternehmern gehalten, teils betreiben sie ihr Geschäft auf eigene Rechnung; sie sind meist von niedriger Herkunft, oft verlassene Waisen

und gelangen in der Regel schon in der Kindheit durch Kauf an einen Unternehmer, der sie sorgfältig ausbilden läßt, um später, in der Regel bis zu ihrem 18. Lebensjahre, von ihren Künsten Vorteil und Gewinne zu ziehen. Nach vollendetem 18. Jahre wird der Kontrakt gelöst und der Erwerb fließt in die eigene Tasche der Gescha. Wenn die Geschas auch keine Dirnen sind, so kommt es doch häufig vor, daß sie sich mit Zustimmung ihres Herrn für einen Monat oder länger an einen Mann vermieten. Gewöhnlich werden vier bis sechs Geschas für einige Stunden engagiert, um in einem öffentlichen Teehause oder auch in einem Privathause die Anwesenden zu unterhalten und zu erheitern.

Die Künste der Geschas sind mannigfacher Art. Sie lernen in ihrer Jugend Lieder singen, das Samisen, die japanische Guitarre, spielen, verschiedene Arten Trommeln schlagen und die zierlichen Formen der Etikette. Auch im Pantomimenspiel werden sie unterwiesen und entwickeln darin nicht selten großes schauspielerisches Talent.

Ferner lernt die angehende Gescha — was von besonderer Wichtigkeit ist — auch die Kunst sich zu kleiden und ihre körperlichen Vorzüge so viel wie möglich zur Geltung zu bringen. Schon in dem Alter von 8—9 Jahren wohnt die Geschaschülerin Banketten bei, um die Sakeschalen graziös zu füllen; etwa im Alter von 12 Jahren tritt sie zuerst als Künstlerin auf. „Die Gescha," sagte ein Japaner, „ist das, wozu ihre Erziehung sie gemacht hat. Sie soll in ihrer Person die Jugend, die Anmut und die Liebe darstellen. Außer auf der Guitarre hat man sie auch gelehrt mit den Herzen zu spielen."

Graf Königsmarck schildert in anschaulicher Weise ein großes Bankett, das von dem obersten Beamten der Provinz und drei Divisionskommandeuren für 250 Personen auf Staatskosten gegeben wurde, und zu dem zahlreiche Geschas engagiert waren. Nachdem er den Beginn des Mahles beschrieben, berichtet er:

Mädchen beim Spiel.
Nach einer Photographie.)

Musizierende Geschas.
(Nach einer Photographie.)

„Bunten Faltern gleich erscheinen jetzt Geschas im Saal, nähern sich unhörbar, begrüßen uns mit würdevoller Grazie und gleiten dann in die offenen Plätze zwischen den Tafelnden. Hier walten sie ihres Amtes voller Anmut und Koketterie, kredenzen zierlich den Wein und widmen sich den Gästen mit neckischem Geplauder. Sie sind hübsch, prunkvoll gekleidet, geschmückt wie Königinnen. Frische Blumen, kostbare Kämme und Nadeln zieren das glänzend schwarze Haar. Mit naiver Zutraulichkeit unterhalten sie uns gleich alten Bekannten, verständigen sich durch Gesten, kichern und stoßen komische kleine Laute aus.

„Den freien Raum inmitten des Hufeisens betreten nun Tänzerinnen und Sängerinnen, angetan mit Atlas und Seide, mit gold- und silberdurchwirkten Geweben. Einige machen das Orchester, singen, spielen auf dem Samisen, schlagen das Tamburin, während ihre Gefährtinnen einen Reigen aufführen. Die Tänze bestehen ausschließlich aus graziösen Posen, die in unendlichem, farbenreichem Wechsel kaleidoskopartig an unserem Auge vorüberziehen. Zwei Geschas tanzen ein Solo mit so vollkommener harmonischer Übereinstimmung der Schritte und Gebärden, wie sie offenbar nur nach jahrelangem Studium erreicht werden konnte. Gleich Flügeln flattern die weiten, lang herabwallenden Ärmel, unablässig bewegt sich der Fächer, intensiv und ausdrucksvoll, echt orientalisch ist das Mienenspiel. Mit dem zunehmenden Tempo erhellt sich der anfänglich gedämpfte Gesang. Ungleichmäßig und forciert, für unsere Ohren unmelodisch, kurz abgerissen und scharf wird derselbe bald von unerwartetem

Schluchzen bei verhaltener oder erhobener Stimme unterbrochen, bald von lebhaftem Rhythmus getragen, dann plötzlich verlangsamt, um tremolierend in eine Wehklage auszutönen.

„Umflossen von elektrischem Glanze, schillernd von Gold und Seide, zeigen sich die Tänzerinnen in sinnberückend verführerischer Grazie, mit dem Fächer, dem Sonnenschirm und der Schärpe spielend, verführerisch in ihren jetzt gemessenen Schritten, dann wieder stürmischen Bewegungen. Bald schwirren sie leicht beschwingt durch den Saal, bald gefallen sie sich in sorgfältig einstudierten, schmachtenden Posen, in denen der Körper sich unsichtbaren Liebkosungen hinzugeben scheint.

„Die Tafelrunde, anfänglich still und zurückhaltend, wird jetzt zusehends lebhafter. Man vertauscht seine Plätze. Lachend, kichernd, schwatzend, trippeln die Geschas von einem zum andern, die Sakeschalen unabläßig füllend und den Trunk kredenzend. Die Männer treten allmählich aus ihrer Reserve heraus, singen alte Heldenlieder, scherzen mit den Mädchen, tanzen. Es werden Spiele gespielt, man greift sich, hascht sich, wird immer ausgelassener.

„Doch trotz der zwischen Gast und Gescha herrschenden ungezwungenen Kameradschaft wird formelles Dekorum bewahrt, das ein gewisses Maß von Vertraulichkeit nicht überschreitet.

„Und stets aufs neue kredenzt uns die japanische Hebe den Wein, jenen warmen, blaßgelben, einschläfernden Sake, der uns mit wohligem Behagen durch die Adern rinnt, uns zufrieden stimmt, in Entzücken versetzt. Man wird

Mulizierende Geschas.
(Nach einer Photographie.)

schlummrig, wonnige Seligkeit überkommt uns, und selbst die Geschas erscheinen wie Wesen aus einer anderen Sphäre."

An einer anderen Stelle seines Buches äußert sich Graf Königsmarck weniger enthusiastisch über den Sake, den japanischen Reiswein. Er sagt dort, der Sake sähe aus wie Wein, röche wie Bier und berausche wie Schnaps; man genösse den Sake entweder warm oder kalt, am besten aber überhaupt nicht. Es kommt dabei anscheinend viel auf die Stimmung des Menschen an, und wie an manche andere Genüsse, auch an unser Bier, muß man sich erst daran gewöhnen, ehe man Geschmack daran findet. Übrigens sind die verschiedenen Sorten Sake keineswegs von derselben Güte, und bei dem großen offiziellen Diner hat Graf Königsmarck vermutlich eine besonders feine Marke zu trinken bekommen. Doch dies hier nur nebenbei.

In den sogenannten Teehäusern, die sehr zahlreich sind, bekommt man außer Tee auch andere Getränke, namentlich Sake. Zu dem Tee, der als gelblichgrüne Flüssigkeit in winzigen Schälchen gereicht wird, erhält man kleine Kuchen aus süßem Bohnenmehl. Wenn andere Gäste eintreten, so verbeugen sie sich bis zum Boden, bevor sie sich setzen. In neuerer Zeit ist auch das Bier sehr beliebt geworden; es wird in Japan nach deutscher Art gebraut. Viele Teehäuser sind Stätten der Unsittlichkeit.

An dieser Stelle sei es mir gestattet, auch der eigentlichen Freudenhäuser kurz zu gedenken, die in Japan stark verbreitet sind. Ich tue dies hauptsächlich, um den Leser zu einer gerechten und treffenden Beurteilung dieser Dinge anzuleiten.

Man hat öfter in lächerlicher Übertreibung behauptet, daß den Japanern Moral und Sittlichkeit überhaupt unbekannte Begriffe wären. Richtig ist, daß die Japaner nicht prüde sind, daß noch vor einigen Jahren Männer und Frauen in den öffentlichen Bädern zusammen badeten (was heute auch noch in Privathäusern geschieht), daß die japanischen Damen nicht dieselbe Heimlichkeit bei ihrer Toilette beobachten, wie die unsrigen und in großartiger Natürlichkeit ruhig ihre Reize zeigen, ohne dabei zu erröten. Und wenn auch der Ehebruch streng verurteilt wird, so wird doch der geschlechtliche Verkehr außer der Ehe anders beurteilt wie bei uns. Er gilt nicht für sündhaft, sondern für etwas Natürliches.

In den größeren Städten gibt es in der Regel einen besonderen Stadtteil, Yoschiwara oder Freudenfeld genannt, der der öffentlichen Liebe gewidmet

ist. Das Bedürfnis nach einer geregelten Prostitution, die wir von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart bei allen Kulturvölkern der Erde finden, hat sich eben auch in Japan geltend gemacht. Die Häuser des Freudenfeldes sind in der Regel groß und stattlich. Ein norwegischer Marineoffizier, Coucheron-Aamot, beschreibt einen Gang durch das Yoschiwara in der Hauptstadt Tokio folgendermaßen: „Die Häuser in der langen engen Straße, die sich quer hindurch zieht, gleichen Palästen im Verhältnis zu den gewöhnlichen Bürgerhäusern. Und dann die Gärten, Alleen, alles glänzend beleuchtet durch unzählige bunte Laternen, die ihren milden schmeichelnden Schein auf das Ganze ausstrahlen. Eine Menge Menschen gehen auf und ab — meist Jugend. Aber keine Rohheit, nichts, woran sich das Auge in europäischen Großstädten stößt. Keine betrunkenen lärmenden Weiber, die sich aufdrängen. Nur gedämpfte lebhafte Gespräche, und durch die offenen Türen und Fenster können wir die bunten Schmetterlinge sehen, die sich damit vergnügen, Bonbons oder andere Leckereien zu verspeisen. Einzelne singen unter Begleitung der Samisen. Die sanften reinen Töne klingen so schön hinaus in die klare Abendluft, daß wir uns an die Feste der Mauren in der Alhambra versetzt glauben."

Auch nach dem Urteil anderer stehen die öffentlichen Dirnen in Japan niemals auf einer so niedrigen und rohen Stufe wie bei uns. Der Japaner empfindet Mitleid mit diesen unglücklichen Geschöpfen. Da sie in der Regel schon in zarter Jugend an die Besitzer der Yoschiwaras verkauft werden, so tragen sie meist keine Schuld daran, daß sie ihrem schmählichen Gewerbe obliegen. Wie die Geschas werden auch die Freudenmädchen (Yoro) jahrelang in verschiedenen Dingen unterrichtet, auch in einem wilden und leidenschaftlichen Tanz, der an die feurigen spanischen und italienischen Volkstänze erinnert und von lebhaften Armbewegungen begleitet ist.

Die Geschas sowohl wie die Yoschiwaras stehen in einem eigentümlichen Zusammenhang mit dem religiösen Kultus, der den Europäer verwundern muß, wenn ihm ähnliche Erscheinungen bei anderen Völkern unbekannt sind. Die Geschas müssen bei den großen Tempelfesten im vollen Schmucke als Festjungfrauen im Zuge aufmarschieren. Die Yoschiwaras befinden sich aber häufig in unmittelbarer Nähe von Tempeln. Der Weg zu dem größten Schinto-Heiligtum des Landes, dem Tempel der Sonnengöttin in Ise, führt durch ein Yoschiwara hindurch, das im ganzen Lande berühmt ist. In Niigata weist aber die Tempelstraße auf der einen Seite eine Reihe von Buddhatempeln auf, während auf

Im Garten eines Teehauses bei Tokio.
(Nach einer Photographie.)

Japanische Dame in großer Toilette.
(Nach einer Photographie.)

der andern Seite die Häuser des Freudenfeldes stehen. Diese Dinge begründen die Vermutung, daß sowohl die Geschas wie die Freudenmädchen in alten weit zurückliegenden Zeiten Tempeldienerinnen waren, und daß wir es hier mit den Resten einer früheren Tempelprostitution zu tun haben.

Die Tänzerinnen stehen unter dem Schutze der Göttin Uzume, von der die japanische Mythologie eine lustige Geschichte erzählt.

Izanagi, der Ahnherr des Göttergeschlechts, teilte sein Reich unter seine Kinder. Hierbei machte er seine Lieblingstochter Amaterasu zur Herrin der Sonne, während er dem wilden Susano die Herrschaft über das Meer übergab. Susano war der Meinung, daß er hierbei zu kurz gekommen sei, und grollte seiner Schwester.

Eines Tages stürmte er zu ihr hinauf nach dem Himmel, wo sie in der heiligen Webehalle saß, um Kleider für die Götter zu weben. Er durchbrach das Dach der Halle und warf ihr die abgezogene, noch nasse Haut eines Pferdes über den Webstuhl. Zornig über diese Gewalttat verwundete ihn Amaterasu mit dem Weberschiffchen. Am folgenden Tage schloß sie sich aber in eine Höhle ein und wälzte einen großen Stein davor. Nun war große Not. Das ganze Weltall lag in tiefer Finsternis. Niemand wußte, ob Tag oder Nacht sei. Einige boshafte Götter benutzten die allgemeine Verwirrung, um allerhand Torheiten auszuüben. Schließlich berieten die Götter, wie man die Sonnengöttin wieder aus ihrer Höhle herauslocken könnte. Eines Tages versammelte sich die ganze Götterfamilie vor der Höhle. Die schöne Göttin Uzume wurde gebeten, den Tanz zu leiten. Man zündete Freudenfeuer an und holte Sänger und Samisenspieler herbei. Es war allgemeine Fröhlichkeit und Ausgelassenheit. Am fröhlichsten und ausgelassensten war aber Uzume selbst. Sie sang ein Lied nach dem andern und entzückte die Götter durch ihre kecken, witzigen Worte. Zuletzt löste sie ihre Kleider und zeigte ihre Reize. Die Götter und Göttinnen lachten so laut, daß der Himmel zitterte. Als nun Amaterasu in ihrer Höhle das Jauchzen hörte, wurde sie neugierig. Sie lüftete den Stein, der ihre Höhle verschloß, ein wenig. Da brachten die Götter eine Edelsteinschnur an die Spalte. Amaterasu fragte, weshalb man denn so tanze und lache. Uzume antwortete, man habe eine Göttin gefunden, die noch schöner sei als Amaterasu. In diesem Augenblick hielt einer der Götter Amaterasu einen großen runden Spiegel vor die Augen, die Sonnengöttin sah zum erstenmal ihre eigene Schönheit. Als sie nun voll Begierde, die schönste Göttin leibhaftig zu sehen, den Stein noch

weiter hinwegschob, griff der stärkste Gott sie bei der Hand und zog sie aus der Höhle heraus. Nun blieb ihr nichts übrig, als sich den triumphierenden Göttern und Göttinnen zu fügen. Da hatte die Welt wieder Licht und Sonnenschein wie vorher.

Welcher Deutsche, der Freude hat an den unsterblichen Dichtungen des alten Homer, denkt bei dieser japanischen Sage nicht an das unauslöschliche Gelächter der Götter Griechenlands?

In Japan gibt es so viele Dinge, die an das klassische Altertum erinnern. Dazu gehören auch die öffentlichen Wettkämpfe der berufsmäßigen Ringer, die man wohl mit den römischen Gladiatoren verglichen hat. Sie bilden einen besonderen Stand und ihr Beruf erbt in der Regel vom Vater auf den Sohn fort. Weil nun ihre Hauptbeschäftigung darin besteht sich zu mästen, zu saufen und zu raufen, so sind die Ringer im Laufe der Generationen ein feister, roh aussehender Menschenschlag geworden, während die Japaner sonst in der Regel mager sind. Besondere Sorgfalt verwenden sie auf ihre Haartracht. Die meisten kämmen das Haar vom Hinterkopf nach vorne und binden es zu einem festen glatten Zopf zusammen, der vorn auf dem Scheitel befestigt wird. Andere lassen sich wie eine Dame frisieren.

Um in ein solches japanisches Ringtheater einzutreten, müssen wir an der Kasse ein Billet lösen, das die Gestalt eines mit Tusche bemalten Holzbrettchens hat. Das Theater ist schnell zusammengezimmert; es besteht aus Matten, die auf Bambusstangen hängen. In der Mitte ist der Ringplatz unter einem Baldachin etwas erhöht.

Rings um diese Arena sitzen die zahlreichen Zuschauer auf Matten. Längs der Wände des Zuschauerraumes zieht sich eine Tribüne. Nun ruft der Kampfwart die Namen der Streiter auf, indem er sich nach allen Seiten hin verbeugt. Er trägt über seinem Kimono noch ein Zeremonienkleid mit abstehenden Achselklappen. In der Hand hält er ein fächerartiges, mit Quasten behängtes Instrument. Die Kämpfer schöpfen noch mit kleinen Lackschalen Wasser aus bereitstehenden Behältern, um sich zu stärken, dann reißen sie einige Blätter Papier von einem hängenden Paket ab und trocknen sich die Hände. Nachdem sie sich feierlich begrüßt haben, die Arme mit gespreizten Fingern in die Höhe streckend, beginnt der Ringkampf.

Hören wir die Schilderung eines Augenzeugen von einem solchen Kampf. „Diese nackten Riesen scheinen Katze und Maus miteinander zu spielen. Auf

Verkäufer von Reiswein.
(Nach einer Photographie.)

und ab und im Kreise herum und — wips, da — doch nein, es glückt nicht. Die Katze hat plötzlich einen Hochsprung gemacht, aber die Maus ist geschmeidig, sie weicht zur Seite mit Blitzesschnelligkeit. Beide atmen schnell, stampfen zu Boden und schlagen klaschend die Hände gegen die Schenkel. Noch einen Sprung. Diesmal glückt es dem einen Riesen, seine Arme um den andern zu schlingen, und nun beginnt ein verzweifelter Kampf; ein spannender Augenblick. Tausende von Cents stehen auf dem Spiel. Die Augen der Zuschauer scheinen aus ihren kleinen schiefen Höhlen treten zu wollen. — — — Dort fallen die Kämpfer zur Erde. Der eine kommt wieder oben auf, befreit sich von dem Griff des andern — er ist Sieger."

Niemals wird ein Stoß oder Schlag geführt. Wer aus dem abgesteckten Kreise mit dem Fuße heraustritt, gilt als besiegt. Der Kampfwart läuft fortwährend neben den Streitenden einher und feuert sie durch Zurufe an. Es gibt Ringer, die bei der ganzen Bevölkerung beliebt sind. Viele erhalten von ihren Gönnern Ehrengaben in Geld, auch Fässer mit Sake verschmähen sie nicht.

Wie die Ringkämpfer, so erinnert auch das japanische Theater uns an das klassische Altertum. Doch davon will ich an einer andern Stelle erzählen. Hier sei noch ein anderes eigenartiges und echt japanisches Vergnügen erwähnt.

Der schon genannte norwegische Marineoffizier Coucheron-Aamot berichtet von der höchst interessanten Vorstellung eines japanischen Gauklers, der er in Asaksa bei Tokio beigewohnt hat. Als das Abendessen zu Ende war, wurde diese Vorstellung als Nachtisch gegeben. Der Künstler tritt auf und erklärt mit großem Redeschwall, er werde jetzt das Liebeswerben eines Schmetterlings zeigen. Er rollt ein Stück Papier zwischen den Händen und formt mit den Fingern

einen weißen Schmetterling. Darauf bewegt er einen Fächer sanft hin und her, bis er die Luft in schwingende Bewegung gebracht hat, und der Schmetterling fliegt so natürlich auf der Bühne umher, daß jeder darauf hätte schwören mögen,

Akrobatentruppe auf einem Platze in Tokio.
(Nach einer Photographie.)

es sei ein wirklicher. Das Insekt steigt mit ausgebreiteten Flügeln auf und ab, während der Künstler fächelt und seiner Bewegung mit gespanntem Blick folgt. Schließlich läßt er ihn sich auf eine Blumenvase setzen, die daneben auf dem Tische steht. Dann nimmt er noch ein Stück Papier. Der gleiche Prozeß geht

vor sich, wieder entwickelt sich ein Schmetterling. Der zweite auf der Blumenvase fliegt infolge einiger Fächerschläge auf und folgt seinem neuen Kameraden. Der Künstler erklärt knixend und lächelnd, daß dies der männliche Schmetterling sei, der die Auserkorene seines Herzens umkreise. Sie ist wohl eine richtige Kokette; denn zuweilen bleibt das Fräulein auf dem scharfen Rande des Fächers sitzen und gestattet dem Verfolger, sich zu nähern. Er flüstert ihr vermutlich etwas Schönes ins Ohr, vielleicht allzu schön; sie schwingt sich plötzlich in die Luft, der Kavalier folgt, und in dieser romantischen Umgebung wird alles klipp und klar zwischen ihnen.

Die Japaner sind ein lustiges und fröhliches Volk; fröhlich sind sie zu Hause, fröhlich auch in ihren öffentlichen Vergnügungen. Das zeigt sich auch bei ihren Volksfesten.

Die öffentlichen Feste in Japan sind zum großen Teil zugleich religiöser Natur. Dies gilt auch von dem Hauptfest, dem Neujahr. Wachend, rein gewaschen und festlich geschmückt begrüßt der Japaner an diesem Tage die aufgehende Sonne, dankt den Göttern des Himmels und der Erde und bezeugt seinen Ahnen seine Ehrfurcht. Dann erst wendet er seine Aufmerksamkeit den Lebenden zu. Man wünscht sich zehntausendjähriges Glück und ist verpflichtet, ein fröhliches Gesicht zu machen. Die Türen der Häuser sind mit immergrünen Baumzweigen und Bambusrohren geschmückt, die als Sinnbilder eines langen, gesunden Lebens und einer glücklichen Ehe gelten. Über dem Eingange wird eine Art Guirlande angebracht, die allem Unreinen den Eingang wehren soll. In der Mitte derselben sieht man einen gekochten Heuschreckenkrebs, der ein hohes, gebeugtes Alter andeutet, umgeben von Zweigen des Yusuribaumes. Der Yusuri, bei dem neue Blätter hervorsprießen, bevor die alten abgefallen sind, wird als Sinnbild der durch Kinder und Kindeskinder fortgepflanzten Familie angesehen. Das Haus darf nicht gekehrt werden, weil sonst das Glück fortgejagt werden würde.

Zur Feier des Neujahrs ißt man Mochi, eine Art Kuchen aus ungezuckertem Reis, und trinkt Toso, einen mit Gewürzen versetzten und gezuckerten Reiswein. Das Neujahrsfest dauert eine ganze Woche. Am 1. Januar gehen alle ohne Ausnahme ihrem Vergnügen nach. Die Läden sind geschlossen, alle Geschäfte werden auf die folgenden Tage verschoben.

Am Neujahrsfest spielt man Utakaruta, besonders in den Familien. Es ist ein belehrendes und unterhaltendes Gesellschaftsspiel, das mit Karten gespielt

wird. Auf der einen Hälfte der Karten stehen die beiden letzten Zeilen alter berühmter Gedichte; diese Karten werden an die Spieler verteilt, die sie vor sich ausbreiten. Auf der andern Hälfte der Karten stehen die drei ersten Zeilen derselben Gedichte; diese werden von einem der Anwesenden der Reihe nach vorgelesen. Wenn nun ein Spieler zu einem vorgelesenen Anfang auf einer seiner Karten den Schluß findet, so wirft er sie fort. Tut er das nicht sofort, so hat sein Nebenmann das Recht, die Karte für eigene Rechnung fortzuwerfen und ihm dafür eine andere zu geben. Bei dem Worte „Mensch" werden zwei Karten, bei den Worten „Blumen", „Mond" oder „Schnee" fünf Karten fortgeworfen. Wer keine Karten mehr hat, hat gewonnen, und der Verlierer muß zur Strafe irgend eine lächerliche Handlung ausführen.

In früheren Zeiten war das Neujahrsfest freilich noch von einem stärkeren poetischen Hauch umgeben wie heutzutage. Ehemals fing das japanische Jahr Mitte oder Ende Februar an und fiel mit dem Beginn des Frühlings zusammen. Seit Japan den europäischen Kalender angenommen hat, ist das anders geworden. Früher ging man zu Neujahr ins Freie, die Knaben spielten mit Pfeil und Bogen, die Mädchen mit dem Federball. Wandernde Künstler erheiterten in den Straßen jung und alt und in luftigen Buden wurden Tänze und Pantomimen aufgeführt.

Am 3. März ist das Mädchenfest, auch Puppenfest genannt. Alle Frauen und Mädchen legen Feiertagskleider an. Jedes kleine Mädchen erhält einige Puppen, die z. B. einen Kaiser und seine Gemahlin in ihrem Palast darstellen. Wenn die Puppen in einem Zimmer aufgestellt sind, kommen die kleinen Freundinnen, um sie zu bewundern und es wird für die Puppen ein Mahl angerichtet. Bei dieser Gelegenheit wird der ganze Hausschatz an Puppen hervorgeholt, unter denen öfter wertvolle alte Familienstücke sind.

Festwimpel beim Knabenfest.

Am 5. Mai wird das Flaggenfest gefeiert; es ist der Festtag für die Knaben. Die Bezeichnung „Flaggenfest" rührt daher, daß an jedem Hause, in dem während des letzten Jahres ein Knabe geboren wurde, an einer hohen Bambusstange eine Flagge weht. Die Flagge besteht aber nicht etwa aus einem Stück Zeug, sondern aus einem riesigen bemalten Karpfen, wie das Bild auf Seite 79 und auch das auf Seite 65 zeigen, aus Papier oder Seide, den der Wind aufbläst und hin und her weht. Wie der Karpfen sollen auch die Knaben

Straße in Tokio bei einem Volksfest.
(Nach einer Photographie.)

alle Hindernisse überwindend vorwärtsstreben. Abgesehen vom Neujahrsfest, ist dies das dekorativste Fest in Japan. Die Knaben bekommen dabei ebenfalls Puppen, die aber bewaffnete Krieger darstellen; ferner erhalten sie Fahnen, auf denen Ritter abgebildet sind. Auch gibt es Waffen, Rüstungen und Kriegsspiele. Das Fest der Knaben soll ebenso wie das der Mädchen zur Belehrung dienen. Die Mädchen sollen dabei ein gesittetes Benehmen lernen, in den Knaben sucht man aber einen ritterlichen Geist zu wecken.

An vielen Orten feiert man noch besondere Lokalfeste. So wird in der Hauptstadt Tokio die sogenannte Eröffnung des Sumidaflusses festlich begangen.

Sobald der Abend herannaht, sammelt sich auf den Brücken und an den Ufern des Flusses eine dichtgedrängte festlich gekleidete Menge, um das Schauspiel eines großen Feuerwerks auf dem Flusse zu genießen. Der Fluß selbst bietet an diesem Abend ein entzückendes Bild. Unzählige Boote, mit Laternen reich geschmückt, beleben ihn; auch am Ufer sieht man Tausende von bunten Lampen. Musik erhöht die Fröhlichkeit, der sich die ganze Bevölkerung heiter und harmlos hingibt.

Haus im Yoschiwara von Tokio (s. S. 70).
(Nach einer Photographie.)

Die Landwirtschaft.

Nachdem wir die Japaner bei ihren Vergnügungen kennen gelernt haben, wollen wir sie jetzt bei ihrer Arbeit aufsuchen.

Unter den Gewerben nimmt in Japan die Landwirtschaft weitaus die erste Stelle ein. Von den 7,8 Millionen Haushaltungen, die bei der Volkszählung im Jahre 1891 ermittelt wurden, betrieben 2,5 Mill. die Landwirtschaft als Hauptberuf, während 2 Mill. Haushaltungen die Landwirtschaft als Nebenberuf

betrieben. Man kann also mit Fug und Recht behaupten, daß der größte Teil des japanischen Volkes sich von der Landwirtschaft ernährt. Die Art, wie die Landwirtschaft getrieben wird, ist total verschieden von der Art, wie man in Europa, besonders bei uns in Mittel-Europa, diesem Gewerbe obliegt.

Das japanische Inselreich erstreckt sich bekanntlich durch eine große Anzahl von Breitegraden. Der südliche Teil von Alt-Japan gehört noch zur subtropischen Zone, ja die im letzten Kriege mit China erworbene Insel Formosa wird in ihrer Mitte vom Wendekreis durchschnitten und fällt also mit ihrer südlichen Hälfte noch in die heiße Zone. An Wärme fehlt es also dem Pflanzenwuchs nicht und ebensowenig an Feuchtigkeit, denn die Witterung ist feucht und zeichnet sich durch eine große Regenmenge aus. Man kann sich kaum eine üppigere Vegetation denken als die japanische.

Und doch ist nur ein geringer Teil des Grund und Bodens dem Ackerbau dienstbar gemacht. Während Japan im Jahre 1898 einen Flächeninhalt von etwa 38 Mill. ha hatte, wurden damals nur 5 Mill. ha Ackerland nachgewiesen. Der Grund liegt einfach in der Bodengestaltung. Japan ist ein Gebirgsland. Die bewaldeten Höhen, meist vulkanischen Ursprungs, nehmen den größten Teil des Landes ein. Der Ackerbau gedeiht aber hauptsächlich nur an dem Unterlauf der größeren Flüsse, wo sich die wenigen bedeutenderen Ebenen ausbreiten, die das Land besitzt. Die größte Ebene des Landes ist die von Kuwanto, welche die Bucht von Tokio rings umgibt. Außer diesen Flußtälern gibt es auch im Innern des Landes vereinzelt fruchtbare Flächen von größerer Ausdehnung, die rings von Bergen eingeschlossen sind.

Japan ist bekanntlich dicht bevölkert; es hat eine Einwohnerzahl von rund 40 Millionen. Wenn nun von diesen 40 Mill. etwa 70% entweder ganz oder teilweise von der Landwirtschaft leben, obgleich nur etwa der siebente Teil der Bodenfläche in Kultur genommen ist, so beweist diese Tatsache schon allein, wie ergiebig der Ackerbau in Japan an denjenigen Stellen ist, die sich überhaupt für ihn eignen. Die klimatischen Verhältnisse gestatten es, daß auf einem großen Teile des Ackerlandes in einem Jahre mehrere Ernten gewonnen werden. Daß der Ackerbau in Japan verhältnismäßig so viele Menschen ernähren kann, erklärt sich aber zum Teil auch daraus, daß die einzelnen Betriebe sehr klein sind.

Die japanische Landwirtschaft erhält ihren Charakter geradezu durch die Kleinheit der einzelnen Güter, die aber in der intensivsten Weise bearbeitet werden. Die japanischen Landwirte sind fast durchweg Kleinbauern, wenn wir

unsere Vorstellung und Begriffe auf sie anwenden wollen. Ein Gut von 5 ha gilt schon als groß. Der Bauer bewirtschaftet es in der Regel allein mit seiner Familie, meist ohne Gesinde. Im Durchschnitt kommt auf eine bäuerliche Haushaltung nicht ganz ein Hektar.

Der Ursprung der japanischen Landwirtschaft ist, wie überhaupt der Ursprung der japanischen Kultur, in China zu suchen. Dort steht der Ackerbau in hohen Ehren. Ein chinesischer Kaiser, der 2700 Jahre vor unserer Zeitrechnung den Ackerbau eingeführt und verbreitet haben soll, wurde dafür später unter die Götter versetzt. In der Nähe des ihm gewidmeten Tempels in Peking pflügt der Kaiser von China noch jetzt alljährlich im Frühjahr ein Stück Land und besät es mit den fünf Hauptfrüchten des Feldes: Reis, Gerste, Weizen, Hirse und Bohnen. In Japan schrieb man die Einführung des Ackerbaues der Sonnengöttin Amaterasu zu. Auch hier verschloß man sich nicht der Erkenntnis, daß die Landwirtschaft die beste und sicherste Grundlage ist für das Wohlergehen der Bevölkerung und des Staates. Sie hatte für die Ernährung des Volkes eine um so höhere Wichtigkeit, als Japan bekanntlich Jahrhunderte lang von dem Verkehr mit der Außenwelt so gut wie ganz abgeschnitten war.

Der Bauer stand im Range höher als der Handwerker und der Kaufmann. Auch der Samurai, der adelige Krieger, durfte, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, das Feld bestellen, wie auch im alten Rom die Beschäftigung in der Landwirtschaft als anständig galt und Cincinnatus vom Pfluge geholt wurde, um Diktator zu werden. Auch in den letzten Jahrzehnten haben sich zahlreiche ehemalige Samurais der Landwirtschaft zugewendet.

Für die Entwickelung der Landwirtschaft in Japan wurde es von der größten Bedeutung, daß das japanische Volk, besonders nach dem Eindringen des Buddhismus, eine im wesentlichen vegetarische Lebensweise führte. Die natürliche Folge hiervon war, daß die Viehzucht keine große Ausdehnung gewinnen konnte. Sie wurde weiter noch dadurch eingeschränkt, daß bei der Feldarbeit der Gebrauch von Spannvieh wenig üblich war. Die Acker sind klein, oft terrassenförmig angelegt, so daß schon wegen der Natur der zu bebauenden Flächen eine ausgedehntere Verwendung von Zugvieh nicht möglich war. Pferde und Rinder werden vorwiegend nur zum Tragen von Lasten und zum Reiten verwendet.

Der Umstand, daß die Fleischnahrung nicht begehrt wurde, stellte die japanische Landwirtschaft vor eigenartige Aufgaben und zwang sie, sich einseitig

Bei der Reisernte: Mahlen des Reises.
(Nach einer Photographie.)

zu entwickeln. Da sich das Bedürfnis nach nahrhafter, fleischähnlicher Kost und zugleich auch der Wunsch nach Abwechselung herausstellte, so produzierte der japanische Landwirt zahlreiche Sorten von Gemüse und Hülsenfrüchten.

Seit dem Eindringen europäischen Wesens beginnt auch die japanische Landwirtschaft sich allmählich zu verändern. Der Japaner, der in Europa gewesen ist und hier Fleisch essen gelernt hat — die Japaner aßen übrigens von jeher Wild und Geflügel — will auch, wenn er wieder nach Hause zurückkommt, sein Beefsteak haben. Die Zahl der Rinder ist in fortwährendem Steigen begriffen.

Außerdem läßt die japanische Regierung es sich angelegen sein, die europäische landwirtschaftliche Technik ihrem Lande nutzbar zu machen. Trotz der großen Mühe und Arbeit, die der japanische Bauer auf die Bestellung seines Ackers verwendet, ist sein Betrieb in mancher Hinsicht noch roh und unvollkommen. So sind seine Ackergeräte noch sehr primitiv und unzweckmäßig. In Kumaba ist eine landwirtschaftliche Akademie eingerichtet. Von den Europäern, die dort als Lehrer angestellt sind, wird erwartet, daß sie jede Gelegenheit wahrnehmen, um als landwirtschaftliche Wanderlehrer zu wirken und den japanischen Landwirten die im Auslande gemachten Fortschritte zugänglich zu machen. Auf diese Weise wird allmählich die japanische Landwirtschaft ein anderes Aussehen gewinnen.

Bis jetzt ist die landwirtschaftliche Betriebsweise gegen früher wenig verändert. Der japanische Bauer ist, wie alle Bauern der Welt, äußerst konservativ, d. h. er hängt am Hergebrachten. Er baut seine Feldfrüchte genau so, wie er es von seinem Vater gelernt hat und wie es einst seine Großväter und seine Urgroßväter gemacht haben.

Eigentliche Lohnarbeiter gibt es in der Landwirtschaft fast gar nicht. Wer ein großes Gut hat, verpachtet es in der Regel in kleinen Parzellen, und diese Parzellen bewirtschaftet der Pächter mit seinen Familiengliedern. Die Personen, die sich als Knechte, Mägde oder Tagelöhner vermieten, sind meist ebenfalls solche Pächter kleiner Parzellen, oder deren Angehörige, die in ihrer eigenen Wirtschaft zu wenig Beschäftigung haben, oder deren Einkommen nicht ausreicht, ihre Familie zu ernähren. Lohnarbeiter, die keinen Grund und Boden besitzen oder doch gepachtet haben, gehen in der Regel in die Städte.

Wie schon erwähnt, wird fast alle Feldarbeit durch Menschenkraft vollbracht, sehr wenig durch Gespanne. Deshalb wird auch Spaten und Hacke viel mehr benutzt als der Pflug. Auf die Lockerung und Reinigung des Bodens wird unsägliche Arbeit, Mühe und Geduld verwendet; nur so erreicht es der Landmann mit seinen einfachen und plumpen Geräten, daß die bepflanzten Felder immer locker und fast niemals mit Unkraut bewachsen sind, und daß alle Felder so sauber aussehen wie ein Gartenbeet.

In keiner Beziehung weicht die japanische Landwirtschaft so von der unserigen ab, wie in der Art der Bedüngung. Der von den wenigen Rindern und Pferden gewonnene Stallmist reicht bei weitem nicht aus, um die Erzeugungskraft des Bodens wieder herzustellen. Es ist daher nur natürlich, daß aller nur erdenkliche Kot und Unrat sorgfältig gesammelt und den Feldern zugeführt wird. Dies gilt namentlich auch von den menschlichen Fäkalien. Doch will ich mich mit der Beschreibung der Vorrichtungen für die Sammlung dieser Art von Dünger nicht weiter aufhalten. Nur sei noch erwähnt, daß neben dem Düngerbehälter, der in jedem Hause ist, sich noch ein anderer Behälter befindet, der die Küchen- und sonstigen Abwässer aufnimmt. Abgesehen von den Fäkalien werden

Bei der Reisernte: Sieben des Reises.
(Nach einer Photographie.)

die mannigfaltigsten Arten von Dünger gebraucht, so Laub aus den Wäldern, grünes oder zu Asche verbranntes Gras von den ausgedehnten Grasflächen, die jetzt noch öde liegen, weil sie als zum Ackerbau ungeeignet angesehen werden. Ferner werden Ölkuchen, Knochenasche und gebrannter Kalk als Düngemittel verwendet, besonders aber Fischguano.

Der Reichtum an Fischen ist in den japanischen Meeresteilen so groß, daß die Bevölkerung, trotz reichlicher Verwendung in der Küche, diese Masse nicht vertilgen kann. Besonders sind es verschiedene Heringsarten, die zu Dünger verarbeitet werden, aber auch der Lachs. Was von diesen Fischen nicht an Ort und Stelle, sei es frisch oder in Öl konserviert, verwertet werden kann, wird zunächst zur Gewinnung von Fischöl benutzt, während die Rückstände zu Fischguano verarbeitet werden. Die frisch gefangenen Fische werden in großen eisernen Kesseln gekocht; dabei sammelt sich das Fett auf dem Wasser und wird abgeschöpft. Dieses Fischöl (man kann es auch Tran nennen) wird in Japan zu den meisten Speisen verwendet und gibt diesen einen Geschmack, der für uns Europäer ziemlich unangenehm ist. Die Rückstände breitet man auf alten Matten an der Sonne aus, trocknet sie und versendet sie gepreßt oder lose. Später wird dieser Fischdünger zu Pulver zerstampft und mit Kompost vermischt. Unter allen künstlichen Düngemitteln, die in Japan gebraucht werden, ist der Fischdünger der wertvollste und verbreitetste. In den letzten Jahren hat man sogar aus dem Auslande Fischdünger eingeführt, nämlich Heringsguano aus Sibirien und getrocknete Sardinen aus Korea.

In der Regel wird der Fischdünger nur als Hilfsdünger verwendet; bei dem Bau des Indigobuchweizens aber als einziger Dünger. Auch der Teestrauch wird hauptsächlich mit Fischguano gedüngt. Überhaupt ist es erstaunlich, wie geradezu raffiniert der japanische Bauer bei der Anwendung des Düngers verfährt. So düngt man Tabak, Baumwolle und Zuckerrohr gern mit Ölkuchen. Die Düngemittel überläßt man aber meist nicht einfach ihrem Schicksal, sondern läßt ihnen eine liebevolle Behandlung angedeihen durch Vermischung mit anderen Stoffen, Verdünnung, Herbeiführung einer Gärung usw.

Bei uns in Deutschland wird, wie uns selbstverständlich erscheint, die ganze Fläche des Feldes gedüngt; sogar beim Gartenbau geschieht dies. In Japan mit seinen Zwergwirtschaften und seiner billigen Arbeitskraft wird dagegen der Dünger in flüssiger und pulverisierter Form unmittelbar an die einzelnen Pflanzen herangebracht; auf diese Weise kann den einzelnen Pflanzen

eine individuelle Pflege zu teil werden, die bei unserer Betriebsweise ganz unmöglich ist.

Innerhalb der einzelnen Teile von Japan weist die Landwirtschaft ziemlich starke Verschiedenheiten auf, die eine schlagende Bestätigung des berühmten Gesetzes liefern, daß v. Thünen in seinem Buch vom isolierten Staat aufgestellt hat. Thünen hat bekanntlich nachgewiesen, daß auf den Preis der landwirtschaftlichen Produkte und damit auch auf die Art der Wirtschaft in den verschiedenen Gegenden die Entfernung des Erzeugungsgebietes von dem Absatzorte von ausschlaggebender Bedeutung ist. Auch in Japan ist der Ackerbau in der Nähe der großen Städte natürlich am intensivsten. In größerer Entfernung von den Städten folgt ein intensiver Bau von Getreide und Handelsgewächsen; dann folgt ein extensiver Körnerbau, und endlich schließen sich daran die unbebauten Grasflächen, die nicht selbst bebaut werden, sondern aus denen der Bauer nur Gras zur Düngung in die landwirtschaftliche Region hineinholt. Die alten Urwälder gewähren nur noch den Jägern und Köhlern Nahrung, sowie den wandernden Drechslern, die mit ihrer Familie in den tiefen Wäldern von einem Ort zum andern ziehen und dabei das Holz zu Schalen und anderen leicht transportablen Gegenständen verarbeiten.

Unter den Feldfrüchten nimmt der Reis bei weitem die wichtigste Stelle ein, wie er ja auch in der Volksernährung etwa dieselbe Rolle spielt, wie bei uns in ärmeren Gegenden die Kartoffel. Der Reisbau erfordert eine besonders sorgsame Behandlung. Bekanntlich ist der Reis eine Sumpfpflanze; er will drei Monate lang im Wasser stehen und braucht dann weitere drei Monate wenigstens feuchten Boden. Bei der Wichtigkeit und Ausdehnung, die der Reisbau in Japan besitzt, teilt man die bebaute Ackerfläche geradezu ein in trocken Feld und nasses Feld: Das nasse Feld ist der Acker, der Jahr aus Jahr ein immer wieder mit Reis bestellt wird. Unter den 5 Millionen Hektar Ackerland, die es im Jahre 1898 in Japan gab, waren 2,8 Millionen nasses Feld und nur 2,2 Milionen trocken Feld. Das nasse Feld wird vielfach durch künstliche Bewässerung hergestellt, von der uralte Anlagen in Japan vorhanden sind. Die Reispflanze gehört zu den Gräsern. Je nach der Zeit der Ernte unterscheidet man Früh-, Mittel- und Spätreis. Die Aussaat geschieht in der Regel nicht direkt, sondern die jungen Pflanzen werden erst in besonderen Saatbeeten erzogen. Die Körner läßt man vorher im Wasser quellen, wodurch der Ertrag ein reicherer wird. Das Verpflanzen der Keimlinge geschieht in der Regel sechs Wochen

nach der Saat. Die Pflanzen werden ziemlich weit voneinander gestellt. Hierbei zieht man mit einem Reispflug Rillen in den Boden, in die dann die

Bei der Reisernte: Verpackung des Reises.
(Nach einer Photographie.)

Pflänzchen hineingesetzt werden. Hier wachsen sie schnell heran. Der deutsche Arzt Dr. Joseph Lauterer sagt, daß sie durch zartes Grün auf der glänzenden

ebenen Wasserfläche ein herrliches Bild gewähren, wenn der blaue Himmel sich über den bewaldeten Hügeln und den mit Stroh gedeckten Häusern in der Ebene ausdehnt. Derselbe Schriftsteller berichtet: „Ich sah praktische Reiskultur außer auf Japan noch in der Lombardei, in Brasilien, Spanien und im nordöstlichen Australien. Nirgends machen die Reisfelder einen so lieblichen Eindruck wie in Japan. Sie sind durch nicht gerade, sondern immer durch schön gebogene Linien voneinander getrennt, hier in stumpfen, dort in spitzen Winkeln zusammenstoßend und nicht das ewige Einerlei darbietend, wie sie es in Italien tun. Die Reisfelder liegen nie gleich hoch, sondern in leichten Abstufungen übereinander, durch schmale Dämme getrennt, die teils als Pfade dienen, teils mit Nutzpflanzen bestanden, z. B. mit Soyabohnen, welche dann im Herbste zwischen dem reifenden Getreide den Eindruck machen, als wäre fruchtbares Land durch unfruchtbares Riedgras unterbrochen." Bald nach dem Verpflanzen entwickelt sich eine überhängende Rispe, Ende August öffnen sich die grünen Blüten. Bald gilben und bräunen sich die Spelzen, das Reiskorn schwillt und die Ährenrispe schwankt auf dem etwa 120 cm langen Stengel im Winde. Bis dahin erfordert die Reispflanze aber ein großes Maß mühseliger Arbeit, durch Bewässerung wiederholte Düngung und Jäten des Unkrautes. Die Ernte findet in der Regel Anfang September statt. Der Reis wird wie alle Körnerfrüchte in Japan mit der Sichel geschnitten und dann in kleine Bunde gebunden. Der Ertrag beträgt das Dreißig- bis Hundertfache der Aussaat. Von einem Hektar werden in der Regel 60 Zentner Reis geerntet.

Bei der Reisernte: Eine Stampfmühle zum Enthülsen des Reises. (Nach einer Photographie.)

Um die Körner von dem Stroh zu trennen, bedient man sich nicht des Dreschflegels, sondern die Halme werden durch einen eisernen Kamm gezogen, wie man es bei uns mit dem Flachs macht.

Dann müssen die Körner von den sie umgebenden Spelzen befreit werden. Dies Enthülsen geschieht auf hölzernen Handmühlen; diese bestehen aus zwei übereinanderliegenden Holzblöcken, deren einander zugekehrte Flächen wie Mühlsteine mit Riefen versehen sind. Der entspelzte Reis wird Genmai genannt.

Dieser Genmai muß endlich noch geweißt werden. Diese Prozedur wird in hölzernen oder steinernen Trögen vorgenommen, in denen der Genmai mit einem hölzernen Stößer so lange bearbeitet wird, bis die Samenschale und der Mehlkörper sich voneinander trennen. Der an einem langen Hebel befestigte Stößer wird entweder mit dem Fuß getreten oder durch Wasserkraft bewegt.

Der japanische Reis gehört zu den besten Sorten, die es überhaupt gibt und steht ziemlich hoch im Preise. Deshalb ist er dem japanischen Bauer in der Regel zu kostbar, um ihn selbst aufzuessen; er begnügt sich mit Hirse oder einem Gemisch von Hirse und Reis. Bei der Wichtigkeit, die der Reis in der Volksernährung besitzt, wäre es für die Japaner in mehr als einer Beziehung — man denke nur an den Fall eines Krieges — sehr erwünscht, wenn sie ihren Reisbedarf ganz im eigenen Lande decken könnten. Dies ist ihnen aber bei einer Durchschnittsernte nicht möglich, und bei einer schlechten Ernte ist eine erhebliche Zufuhr aus dem Auslande erforderlich. Dabei ist die Tatsache interessant, daß die Japaner, während sie einen beträchtlichen Teil von ihrem guten und teueren Reis ausführen, auf der andern Seite geringere und billigere Reissorten dafür einführen, hauptsächlich aus Siam. Dieser Export von einheimischem und Import von fremdem Reis hat in den letzten Jahren einen fortwährenden steigenden Umfang angenommen.

Wenn heute schon die Erzeugung von Reis in Japan nicht ausreicht, um dem inländischen Bedarf zu genügen, so erhebt sich die Frage, was dann später werden soll. Vermehrt sich die Bevölkerung in den nächsten Jahrzehnten wie jetzt, erreicht sie beispielsweise die Ziffer von 50 oder 60 Mill., so wird die japanische Landwirtschaft das Ziel verfolgen müssen, durch Verbesserung der Wirtschaftsmethoden und Ausdehnung des Reisbaues auf Gegenden, die ihm jetzt noch nicht dienstbar sind, die Reisproduktion zu erhöhen. Denn, daß für den Reis als Volksnahrung ein Ersatz geschaffen wird, ist bei den eingewurzelten Gewohnheiten der Japaner wenig wahrscheinlich.

Da in Japan mehr als die Hälfte der landwirtschaftlich bebauten Fläche mit Reis bestellt ist, und ferner die Reisernte ihrem Werte nach ebenfalls mehr als die Hälfte der landwirtschaftlichen Erzeugung darstellt, so hat der Preis

des Reises, der naturgemäß von dem Ausfall der Ernte abhängig ist, für die Japaner eine ganz außerordentliche Bedeutung. Für den Bauer ist der Reis in erster Linie dasjenige Produkt, das er zu barem Gelde macht, um seine Steuern zu bezahlen; die Höhe dieser Steuern ist in der Regel feststehend, während der Preis des Reises starken Schwankungen unterworfen ist. Auch für den Städter, der den Reis nicht selbst baut, sondern für Geld kauft, hat es natürlich großes Interesse, ob der Reis, der den Hauptbestandteil seiner Nahrung bildet, billig oder teuer ist. Der Mittelpunkt des japanischen Reishandels ist Osaka. Hier, in Tokio und einigen anderen Plätzen, besteht eine Reisbörse, an der diese Getreideart Gegenstand einer lebhaften Spekulation ist.

Außer dem Reis werden noch verschiedene andere Getreidearten in Japan gebaut. Besonders verschiedene Sorten von Gerste, ferner Weizen, dieser jedoch in ziemlich geringer Qualität, so daß der japanische Weizen sich schwerlich eine Bedeutung erringen wird. Dazu kommen noch verschiedene Sorten von Hirse, Mais und Buchweizen.

Zahlreich sind die in Japan gebauten Hülsenfrüchte, unter denen die Soyabohne hervorzuheben ist. Ziemlich viel wird im Süden des Landes die Batate, die süße Kartoffel, angebaut. In den nördlicheren gemäßigteren Gegenden, wo die gewöhnliche Kartoffel gut fortkommt, wird diese Frucht doch nur wenig angebaut. Von den drei Pflanzen, die sich nach der Entdeckung Amerikas fast über die ganze bewohnte Erde verbreitet haben, dem Tabak, dem Mais und der Kartoffel, haben die Japaner nur die beiden ersten gern bei sich aufgenommen, während sie an der Kartoffel weniger Gefallen fanden. Der Tabaksbau nimmt stetig zu; es wird in Japan ein ganz leidliches Kraut hergestellt.

Unter den sonstigen Handelsgewächsen ist die Baumwolle hervorzuheben; doch kann die im Lande gewonnene Baumwolle den Bedarf der japanischen Industrie bei weitem nicht decken, so daß eine starke Einfuhr des Rohmaterials nötig ist. Auch seinen Bedarf an Zucker kann Japan nicht durch die eigene Landwirtschaft befriedigen. Das Zuckerrohr gedeiht nur in den südlichsten Teilen des Landes, und die Versuche, die im Norden des Reiches mit dem Anbau von Zuckerrüben gemacht sind, sind nicht sehr ermutigend ausgefallen.

Unter den Färbepflanzen ist besonders der Indigo zu erwähnen. Die Indigopflanze ist mit dem Buchweizen nahe verwandt. In Japan verlangt diese Pflanze eine sehr starke Bodendüngung, die so kostspielig ist, daß der größte Teil des Verkaufspreises dadurch verschlungen wird. Trotzdem ist die in Japan

Bauer mit Gemüse zur Stadt gehend.
(Nach einer Photographie.)

gewachsene Pflanze sehr arm an Farbstoff, und die Produktion deckt auch nicht den Bedarf des Landes. Die fehlenden Mengen werden aus China, von den Sandwichinseln, aus Indien und Java eingeführt; diese Länder arbeiten unter günstigeren Bedingungen. Dem Indigo dieser tropischen Länder ist nun aber neuerdings in dem künstlichen Indigo, der auf chemischem Wege hergestellt wird, eine scharfe Konkurrenz entstanden. Der künstliche Indigo wird besonders von Deutschland geliefert.

Das ist es, was hauptsächlich über den japanischen Ackerbau zu sagen wäre, und es bleibt nun noch übrig, noch kurz auf die Viehzucht einzugehen. Von dem Tee- und Seidenbau wird weiter unten die Rede sein.

Der Viehstand ist in Japan nur unbedeutend, weil die Fleischnahrung früher fast ganz ungebräuchlich war und auch jetzt nur langsam zunimmt. Der Bestand an Rindvieh ist von 1160000 im Jahre 1882 bis zum Jahre 1889 nur auf 1252000 Stück gestiegen. Früher wurde das Rindvieh niemals zur Gewinnung von Fleisch, Milch und Butter gehalten, sondern nur vereinzelt als Aushilfe für die menschliche Arbeitskraft. Deshalb hielt sich der Bauer gewöhnlich nur ein Stück Rindvieh, selten zwei.

Esel, Maulesel, Schweine, Schafe und Ziegen gab es früher in Japan überhaupt nicht, sie kamen erst dorthin, seit den Europäern das Land geöffnet worden ist.

Bei dem japanischen Rind sind mehrere Rassen zu unterscheiden. Die Gebirgsrassen sind meist einfarbig schwarz und haben einen gedrungenen und doch zierlichen Körperbau. Möglicherweise stammen diese Gebirgsrassen von indischen Typen ab. Die Niederungsrasse ist dagegen ein grobes, plumpes Vieh, das dem podolischen osteuropäischen Steppenvieh ähnlich ist. Es ist schwer zu sagen, ob dies die einheimische japanische Landrasse ist, oder ob auch diese

Niederungsrasse, was nicht unwahrscheinlich ist, eingeführt worden ist und zwar aus China. Die Niederungsrasse besitzt große Zugfähigkeit, die weit größer ist als die des japanischen Pferdes. Deshalb benutzt man den Bullen von altersher in den Städten fast ausschließlich vor Lastwagen. Die Rinder werden in Japan schlecht gefüttert und schlecht gepflegt. Sie bekommen alles was in der Hauswirtschaft übrig bleibt, gerade so, wie bei uns in Deutschland die Schweine.

Bei der Teeernte in Kobe.
(Nach einer Photographie.)

Im Sommer erhalten sie Grünfutter, im Winter zerschnittenes Reisstroh, während der Feldarbeit aber gekochte Gerste oder Bohnen. Es ist wohl anzunehmen, daß, sobald der Konsum von Rindfleisch, Milch und Butter stärker zunimmt, sich aus den jetzigen Rinderrassen eine Rasse züchten läßt, die Milchergiebigkeit mit Mastfähigkeit verbindet.

Der Bestand an Pferden ist natürlich für die Schlagfertigkeit des japanischen Heeres von der größten Bedeutung. In dieser Beziehung ist weniger die geringe Anzahl der in Japan vorhandenen Pferde bedenklich, als ihre Minderwertigkeit. Die Schilderung, die ein japanischer Gelehrter von dem japanischen

Pferd entwirft, ist wenig schmeichelhaft. Er sagt: „Es gehört zu der mongolischen Rasse, ist von kleiner, gedrungener Statur. Sein ganzer Habitus ähnelt dem Pony, es besitzt einen ziemlich dicken, schweren Kopf mit nicht intelligentem Ausdruck, starken Hals, verhältnismäßig dicke Knochen, dicken Bauch und eng gestellte Hinterbeine; Brust und Vorderbeine sind aber ziemlich gut. Es ist im allgemeinen schwach im Trabe und gerät schnell in sehr starken Schweiß und Schaum." An einer anderen Stelle sagt derselbe Schriftsteller: „Das Pferd in Japan ist klein und schwach, so daß es für manche Arbeitszwecke, wie zum Ziehen von Lastwagen, fast unbrauchbar ist; zum Reiten soll es sich auch wenig eignen, weil es einen großen Bauch hat und sehr bald in Schweiß gerät." Wenn es sich zum Reiten wenig eignet, so ist es natürlich als Kavalleriepferd unbrauchbar, und wenn es keine Lasten ziehen kann, so ist es auch als Artilleriepferd nicht zu gebrauchen.

Nach den Mitteilungen des deutschen Professors Fesca gibt es übrigens in Japan eine ganze Anzahl von verschiedenen Pferdeschlägen. Die besten von den japanischen Pferderassen, sagt er, sind die Nambupferde in der Provinz Rikuschiu, die noch als mittelgroße Rasse zu betrachten seien und hauptsächlich den Bedarf der Armee lieferten.

Wie in den meisten Staaten, hat man auch im militärischen Interesse die Pferdezucht zu heben gesucht. An verschiedenen Orten wurden Remontedepots errichtet, in denen auch etwas Pferdezucht getrieben wird; später wurde in Tokio ein Zentralgestüt gegründet. Auch fremde Pferderassen sind eingeführt und zur Zucht benutzt worden, doch sind diese Bemühungen noch in den Anfängen. Für die japanische Kavallerie sind die nötigen Pferde zum Teil ebenfalls aus dem Ausland bezogen worden, unter anderem aus Australien.

Das Pferd wird in Japan sehr reinlich gehalten, es wird äußerst sorgfältig gestriegelt und gerieben, auch nach der Arbeit gebadet oder vielmehr abgewaschen. Als Futter erhalten die Pferde gekochte Gerste und gekochte Sojabohnen, Reiskleie, Häcksel aus Reisstroh und Heu von den Blättern der Sojabohne, seltener Grasheu. Fast alle Pferde haben einen blutigen Rücken vom Drucke des harten, ihnen aufliegenden Tragsattels.

Die mit Schafen angestellten Versuche sind sämtlich fehlgeschlagen. Anfangs wollte man das feuchte Klima Japans dafür verantwortlich machen, da das dort wachsende Futter zu lang und zu saftig sei und die Schafe ein mehr trocknes Futter liebten. Doch ist dieser Grund wohl nicht durchschlagend, da

ja auch England, dessen Schafzucht berühmt ist, ein feuchtes Klima hat. An den Mißerfolgen ist vielmehr, wie sich herausgestellt hat, ein Parasit schuld, der sich im Darm ansiedelt, dort Geschwüre hervorruft, die Darmwand durchbricht, so daß die dadurch hervorgerufenen Erscheinungen mit Darmtuberkulose Ähnlichkeit haben.

Den Japanern ist es schmerzlich, daß ihre Schafzucht so ganz fehlgeschlagen ist. Der Grund, weswegen sie sich so lebhaft bemüht haben, die Schafe bei sich zu akklimatisieren, liegt einfach darin, daß der Verbrauch an Wolle seit der Eröffnung des Landes in fortwährendem Steigen begriffen ist. Je mehr die alte japanische Tracht abgelegt wird, desto mehr Wolle wird gebraucht; auch zu den Uniformen der Soldaten ist viel Wolle erforderlich. Indessen wird es auch Japan auf die Dauer nicht möglich sein, seinen Bedarf an allen wichtigen Artikeln durch eigene Produktion zu decken. Und wenn es keine Wolle im eigenen Lande gewinnen kann, so kann es doch an Stelle der importierten Wolle und Baumwolle Seide ausführen.

Daß in Japan ein so erheblicher Teil der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig ist und in der Feldarbeit sich abmüht, ist von der größten Bedeutung für die Zukunft der japanischen Rasse und des japanischen Staates. In erster Linie gilt dies von der Wehrkraft. Denn es ist ein alter Erfahrungssatz, daß diejenigen Teile eines Kulturvolkes, die auf dem Lande leben und sich dem Ackerbau widmen, die meisten und die besten Soldaten liefern. Aber die Landbevölkerung ist überhaupt das große Kraftreservoir, aus dem die übrigen Schichten des Volkes sich fort und fort ergänzen und verjüngen. In der ruhigen und geduldigen Arbeit des Landmannes wird die Nervenkraft aufgespeichert im Verlaufe von Generationen, die dann in der hastigen Kultur der Städte im Verlaufe weniger Geschlechter verbraucht wird.

Ferner eröffnet es günstige Aussichten für die Zukunft des japanischen Volkes, daß dem japanischen Bauer die Früchte nicht in den Schoß fallen, sondern daß er in mühseliger Arbeit sich abquälen muß, um durchzukommen. Man hat die Kriegstüchtigkeit der Spartaner darauf zurückgeführt, daß sie durch die Kargheit ihres Bodens genötigt waren, alle ihre Kräfte anzustrengen. Ebenso hat man das Aufkommen des brandenburgisch-preußischen Staates darauf zurückführen wollen, daß in der sandigen Mark ein Geschlecht emporgedieh, das durch die Bearbeitung dieses Landes, der „Erzstreusandbüchse des heiligen römischen Reiches" hart und zäh geworden ist. Ein solches Volk wird

nicht notwendig und nicht immer zu großen Dingen berufen sein; aber es ist unter allen Umständen ein vortreffliches Menschenmaterial in der Hand tüchtiger Heerführer und kluger und energischer Staatsmänner.

Freilich ist die soziale Lage des japanischen Bauernstandes durchaus nicht rosig. In früherer Zeit war die Hauptsteuer des Landes die Grundsteuer. Als nun die Regierung nach dem Sturze der Herrschaft des Schoguns, bei den Umwälzungen und Reformen, die sich daran schlossen, viel Geld brauchte, war es natürlich, daß man zunächst die Grundsteuer stärker anspannte. Hierdurch ge-

Japanische Landschaft bei Tokio.
(Nach einer Photographie.)

rieten viele Bauern in sehr mißliche Verhältnisse. Noch verderblicher waren aber dem Bauernstand die Schwankungen aller Werte und Preise, die mit den Währungsverhältnissen und ihrer Änderung zusammenhingen; auf diese Dinge wird später noch einzugehen sein. Es fehlt auch nicht an wucherischer Ausbeutung durch die Produkten- und Düngerhändler. Wenn man dazu nimmt, daß an Stelle der alten Naturalsteuern Geldsteuern eingeführt worden sind, daß der bäuerliche Grundbesitz, der früher vielfach rechtlich gebunden war, wie eine Ware beweglich und frei verkäuflich gemacht wurde, so begreift man leicht, daß die gesamten Verhältnisse des Grundbesitzes in ein Schwanken und Wanken geraten sind. Der Besitzwechsel hat in manchen Gegenden einen bedenklichen Umfang angenommen und auch die Verschuldung des Bauernstandes hat einen

ziemlich hohen Grad erreicht. Nun ist es volkswirtschaftlich betrachtet an sich noch kein Unglück, wenn an Stelle eines Besitzers ein anderer tritt, namentlich wenn der neue Besitzer ein besserer Landwirt ist und mehr Betriebskapital be-

Korbwarenhändler in einer Straße von Tokio.
(Nach einer Photographie.)

sitzt. In Japan ist es aber in der Regel so, daß der Grundbesitz in die Hand städtischer Kapitalisten und Kaufleute übergeht und daß der besitzende Bauer zum Pächter herabsinkt. So bildet sich auf der einen Seite eine Klasse von kleinen Pächtern, die sich in jammervoller Lage befinden, auf der anderen Seite

eine Klasse städtischer Grundbesitzer, die das natürliche Bestreben hat, von den Pächtern möglichst viel herauszupressen. Die Pacht ist in der Regel ziemlich hoch; sie ist gewöhnlich nicht Geldpacht, sondern Teilpacht. Die Teilpacht, die sich bei sehr vielen Völkern findet, so heute auch noch in Italien und Arabien, besteht darin, daß der Pächter dem Eigentümer einen Teil der gewonnenen Früchte in Natur abliefert. In Japan hat der Pächter sehr häufig die Reisernte abzuliefern, während er die andern Erzeugnisse behält. Freilich sind die Verhältnisse zwischen den Pächtern und den Eigentümern noch ziemlich patriarchalisch; aber es ist zu erwarten, daß sich dies mit der Zeit ändert.

In der Auffaugung der bäuerlichen Besitzer durch städtische Kapitalisten und Degradation der bisherigen Besitzer vom Eigentümer zum Pächter erblicken alle Kenner der japanischen Landwirtschaft eine Gefahr. Professor Fesca schreibt: „Der Stand größerer Grundbesitzer, welcher sich vorwiegend aus der Klasse der Nichtlandwirte bildet, die den Grundbesitz des Bauern durch Kreditgewährung verschulden und auf diese Weise an sich bringen, kann nur als ein Unglück für die Entwicklung der Landwirtschaft angesehen werden, das notwendig zu einer Krise führen muß. In den meisten Fällen erhält der verpachtende Grundbesitzer eine höhere Landrente als der Selbstwirtschaftende, weil eben der verarmte Pächterstand gezwungen ist, für einen ungebührlich niedrigen Lohn zu arbeiten."

Auch die Technik der japanischen Landwirtschaft ist in steter Umwandlung begriffen. Wie schon erwähnt wurde, hat die Regierung seit einer Reihe von Jahren alles nur mögliche getan, um die Fortschritte der europäischen Betriebsweise auch dem japanischen Landwirten zugänglich zu machen. Sie hat landwirtschaftliche Lehranstalten eingerichtet und keine Kosten gescheut, um europäische Lehrkräfte zu berufen und die erforderlichen Unterrichtsmittel zu beschaffen. Sie hat Maschinen und Geräte erworben und die Viehzucht durch gute Zugtiere zu verbessern gesucht, aber der Erfolg dieser Bemühungen war namentlich in der ersten Zeit kein sehr großer.

Professor Liebscher berichtet, daß allerdings der Landwirtschaft, als der wichtigsten Erwerbsquelle des Staates, von allen Behörden die größte Aufmerksamkeit geschenkt werde. Jeder Bezirk sei von der Regierung in Tokio verpflichtet worden, ein Museum anzulegen, um so dem Publikum unentgeltlich einen Überblick über die Produktion des Landes zu ermöglichen. „Von Tokio aus," sagt Liebscher, „werden die Museen auch noch meist reichlich ausgerüstet mit europäischen Ackerinstrumenten, Wandtafeln für den landwirtschaftlichen Unterricht,

z. B. Darstellungen der Entwicklungsgeschichte der Seidenraupe und Bienen; auch fehlen selten Vergleichssammlungen von Industrie-Erzeugnissen verschiedener Landesteile, eine Modellsammlung sowie Boden- und Gesteinproben. Unter den landwirtschaftlichen Bilderbogen fand sich auch mancher deutsche Bekannte wieder, und es nahmen sich die Gestalten deutscher Bauern mit den sie umgebenden Runen, welche ihren japanischen Kollegen Zweck und Art der dargestellten Arbeit erklären sollten, gar seltsam aus. Im allgemeinen kann man nicht leugnen, daß in diesen Museen ein Bildungsmittel für den japanischen Landwirt geschaffen ist, das uns alle Achtung abzwingen muß, so daß man gern über viele unvollkommene und unrichtige Einzelheiten fortsieht. Dasselbe läßt sich von der Einrichtung sagen, daß durch Ministerialverordnung jeder Bezirk verpflichtet ist, ein Versuchsfeld anzulegen, auf dem zur Demonstration für die Landleute Anbauversuche mit neu eingeführten Feldfrüchten angestellt und europäische oder amerikanische Geräte und Kulturmethoden vorgeführt werden sollen. Der Nutzen, den die japanische Landwirtschaft von diesen Einrichtungen haben könnte, liegt auf der Hand, und der rege Besuch, der mir stets bei der Besichtigung derselben auffiel, zeigte, daß die Bauern diesen Nutzen auch gern daraus ziehen möchten. Aber dies wird ihnen in fast allen von mir beobachteten Fällen durch die Gleichgültigkeit und Ignoranz der Beamten unmöglich gemacht. Diese Leute interessieren sich meist nicht im geringsten für die ihnen anvertrauten Gegenstände, so daß die Sammlungen durch Nachlässigkeit durcheinander geraten und verderben. Die modernen, in Amerika und Europa gekauften oder in den Maschinenfabriken der Regierung in Tokio und Sapporo gefertigten Pflüge und andere Ackergerätschaften sahen wir daher fast ausnahmslos sauber in Papier gewickelt, wie sie angekommen waren, in den Museen aufgestellt, während die Versuchsfelder daneben mit japanischen Geräten bearbeitet und zum Gemüsebau für die Beamten oder zu Experiementen benutzt wurden, über deren Anstellung wir besser kein Wort weiter verlieren. So vortrefflich die Idee der Regierung bei diesen Einrichtungen ist, so viel Nutzen die Landwirte daraus bei richtiger Leitung ziehen könnten, so kann doch daraus einstweilen der japanische Bauer schwerlich einen anderen Schluß ziehen als den, daß seine altjapanische Wirtschaftsweise ein ganz Teil besser sei, als die moderne Landwirtschaft oder wenigstens das, was ihn auf den Versuchsfeldern der Regierung unter diesem Namen vorgeführt wird."

Seit Liebscher dies schrieb, mögen die Verhältnisse sich wohl etwas gebessert

haben. Daß die in Europa gewonnenen Erfahrungen in der japanischen Landwirtschaft mehr und mehr verwertet werden, sieht man schon aus der einen Tatsache, daß im Jahre 1901 für 880000 Mark, im Jahre 1902 aber schon für 1,2 Millionen Mark Phosphat zum Düngen eingeführt worden ist.

Japan ist kein isolierter Staat mehr. Auch seine Landwirtschaft kann sich nicht darauf beschränken, den heimischen Bedarf zu decken, sondern muß die Verhältnisse des Weltmarktes beachten. Der Landwirt ist ebenso wie der Industrielle gezwungen, der ausländischen Konkurrenz zu begegnen. Die japanische Landwirtschaft muß sich den veränderten Verhältnissen anpassen. Sie ist noch längst nicht an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Große Flächen, die jetzt brach liegen, können in Kultur genommen werden. Felder, die jetzt wegen Abgelegenseins vom Absatzgebiete oder Unebenheit des Terrains unkultuviert sind, lassen sich zur Viehweide herrichten. Auf diesen Flächen entwickelt sich im Sommer, durch die feuchtwarme Atmosphäre und häufigen Regen begünstigt, ein prächtiger Graswuchs, oft bis Mannshöhe, freilich von schlechter Beschaffenheit, da saure Gras- und Schilfarten überwiegen. Aber wenn man diese Pflanzendecke abbrennt, kann man in die Asche nahrhafte Futterkräuter säen. Hand in Hand hiermit muß dann eine Vermehrung des

Der Fusiyama, der heilige Berg der Japaner.
(Nach einer Photographie.)

Viehstandes und namentlich des Rindviehs gehen, um die für einen intensiveren Betrieb nötigen Düngermengen zu gewinnen. — Die Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik, bessere Maschinen und Geräte, rationelle Düngung und Entwässerung lassen sich allerdings im allgemeinen nur in etwas größeren Wirtschaften mit Erfolg anwenden; doch können sich manche Dinge auch kleine Besitzer zu nutze machen, wenn sie nach deutschem Vorbilde unter verständiger Leitung sich zu Genossenschaften zusammenschließen.

Japanische Droschke (Rikschah).
(Nach einer Photographie.)

Der Bergbau.

An mineralischen Bodenschätzen ist Japan immerhin reich zu nennen, wenn man sich früher auch von diesem Reichtum übertriebene Vorstellungen gemacht hat. Gold ist nur in geringen Mengen vorhanden, Silber schon etwas mehr. Eisen fehlt nicht ganz, reicht aber längst nicht aus, um der japanischen Industrie ihren Bedarf von Rohmaterial zuzuführen. Von den Metallen hat das Kupfer die größte Bedeutung; im Jahre 1901 wurde für 28 Millionen Mark, im Jahre 1902 für 21 Millionen Mark Kupfer ausgeführt.

Von der größten Bedeutung ist der Besitz an Steinkohlen, den schwarzen Diamanten. Die japanische Kohle ist nicht von hervorragender Güte; sie ist eine stark qualmende Fettkohle, beschmutzt den Kessel, haftet an dem Feuerungsrost und hindert dadurch den Zug, backt also leicht zusammen. Aber wenn sie sich auch für Schiffsmaschinen nicht gut eignet, so gibt sie doch die durch nichts zu ersetzende Grundlage ab für die Entwicklung der japanischen Großindustrie. Jährlich werden außerdem für 35 Millionen Mark Kohlen nach dem Auslande

exportiert. In seinen Steinkohlen besitzt Japan allerdings einen großen Reichtum. Bis jetzt ist nur ein Teil der Kohlenlager erschlossen; bei großen und ergiebigen Fundstellen, besonders auf der Insel Jesso, ist mit der Ausbeutung kaum erst begonnen worden.

Im Jahre 1873 erhielt Japan sein erstes Berggesetz, das dem deutschen nachgebildet ist, aber der Willkür der Regierung weiten Spielraum läßt. Unter der alten Ordnung hatte der Bergbau den Schogunen und den Landesherren gehört. Jetzt gehört der überwiegende Teil der Bergwerke Privaten. Rechtlich sind jedoch alle Bergwerke Eigentum des Staates, der Privaten ihre Ausbeutung gestattet. Die Ausbeutung ist nur Inländern erlaubt; fremdes Kapital ist ausgeschlossen. Viele Bergwerksgesellschaften kranken an Kapitalmangel, während einzelne Unternehmungen erfreuliche Fortschritte machen und sogar noch einige reiche Magnaten unter den Grubenbesitzern sind. Von großem Nachteil ist es, daß es an einem gelernten Bergmannsstand mit festen Sitten und Traditionen fehlt. Die Bergarbeiter werden sehr schlecht bezahlt und wie Sklaven oder Verbrecher behandelt. Die Insel Takaschima, wo sich die größte Kohlengrube befindet, darf kein Arbeiter ohne Erlaubnis verlassen. In Aschiwo, der größten Kupfergrube, verkehren die Arbeiter mit der Außenwelt nur auf einer scharf kontrollierten Brücke, die über einen Bergstrom mit hohen, senkrechten Uferwänden führt.

Die Technik des Bergbaues hat in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, da die Japaner eine große Anzahl fremder Ingenieure ins Land gezogen haben.

Zu den mineralischen Produkten ist auch das Petroleum zu zählen. Die Ausbeute hat sich stark gehoben, seit die amerikanische Brunnenbohrung eingeführt worden ist. Trotzdem wird jährlich für etwa 30 Millionen Mark Petroleum aus Amerika und Rußland eingeführt. Denn der Verbrauch hat sich ungeheuer gesteigert; keine Errungenschaft unserer Kultur hat sich in Japan so rasch Freunde erworben wie die Petroleumlampe.

Auch Edelsteine und Halbedelsteine kommen in Japan zahlreich vor; auf den verschiedenen Weltausstellungen haben sie Aufsehen erregt. Lauterer schreibt darüber: „Auf der Ausstellung von Paris 1867 erregte ein überaus schöner Bergkristall allgemeine Bewunderung. Daneben sah man Malachite so prächtig und schön, daß sie die Eifersucht der Russen rege machten. Auf der Wiener Weltausstellung übertrafen die Schlifffachen aus Bergkristall Amethyst und

Chalcedon selbst die Herrlichkeit des feinen japanischen Porzellans. Das aufgestellte Haufwerk an Gesteins- und Metallarten, an Gold, Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber, Eisenerz und Kohlen-gab einen Begriff vom Reichtum des unterirdischen Japan. Noch schöner und besser waren diese Schätze auf der Ausstellung von Philadelphia und auf der in Chicago vertreten, da auf ihnen die durch Maschinerie gehobenen Mineralien der Tiefe zur Schau ausgelegt waren."

Feldarbeiter.
(Nach einer Zeichnung von Hokusai.)

Kunst und Kunstgewerbe.

„Das alte Japan sah in China sein Ideal", sagt Professor Rein. Wie alle höhere Kultur, haben die Japaner auch ihre Kunst und ihr Kunstgewerbe von den Chinesen erhalten und zwar durch Vermittelung der Koreaner. Doch sind sie über ihre Lehrmeister längst hinausgewachsen.

Über die Entwicklung und Eigenart des japanischen Kunstgewerbes ist schon viel geschrieben worden, und es möchte daher als eine undankbare Aufgabe erscheinen, hier noch ausführlich darüber zu reden. Arbeiten des japanischen Kunstgewerbes sind bis in die entlegensten europäischen Orte gedrungen, auch unsere Museen sind voll davon. Wenn jemand gesagt hat, allein in den europäischen Sammlungen seien so viel japanische Gegenstände aufgehäuft, daß sämtliche Haushaltungen Japans damit versorgt werden könnten, so ist dies freilich eine Übertreibung. Welchen tiefgreifenden Einfluß die japanische Kunst ferner auf das europäische Kunstgewerbe, besonders auf das englische, französische und deutsche im letzten Menschenalter geübt hat, ist gar nicht auszusagen. Auch die europäische Malerei verdankt ihr wichtige Anregungen.

Die japanische Kunst hat eine lange Geschichte hinter sich, wir können ihre Entwicklung über tausend Jahre zurück verfolgen. Sie hat Zeiten hoher Blüte gehabt und dann wieder Zeiten des Niederganges. Sie hat eine ganze Reihe verschiedener Schulen ausgebildet, deren Anhänger streng an bestimmten Grundsätzen und Kunstrichtungen festhielten. So zeigen die Erzeugnisse der japa-

nischen Kunst aus den verschiedenen Perioden und Schulen eine große Mannigfaltigkeit. Auf der einen Seite eine getreue Wiedergabe der Natur, die in ihrer Treffsicherheit oft verblüffend wirkt, auf der anderen Seite die Erzeugnisse einer lebhaften Phantasie. Auf der einen Seite ein hochentwickelter Schönheitssinn, auf der andern ein Hang zum Unsymmetrischen und Grotesken, zu Karikaturen und humoristischen Darstellungen. Die japanische Kunst verfügt über eine große Reihe von Tönen und Akkorden; sie kann den Beschauer feierlich stimmen, mit Sehnsucht erfüllen und zum Lachen reizen; auch das Gewaltige und Erschütternde gelingt ihr zuweilen.

H. Guérard del.

Buddhabild im strengen Stil.
Als Beispiel der alten japanischen Malerei.
(Nach Gonse, l'art japonais.)

Interessant ist es immer, dem Zusammenhang zwischen den eigentlichen schönen Künsten, der Malerei und der Bildhauerei, und dem Kunstgewerbe nachzugehen. Selten wird man einer Blüte des Kunstgewerbes begegnen, ohne daß es von den freien Künsten befruchtet worden wäre. In Japan ist es nicht anders. Namentlich die Malerei hat eine hohe Stufe der Vollendung erreicht. Je mehr unsere Kunsthistoriker sich mit der japanischen Malerei beschäftigen, desto mehr lernen sie sie schätzen und achten. Früher war die entgegengesetzte Ansicht verbreitet. Noch Rein schrieb im Jahre 1886, in Japan sei die freie Kunst hinter der Kunst im Gewerbe zurückgeblieben und

habe sich sehr einseitig entwickelt. Namentlich sei der Japaner in der malerischen Darstellung des menschlichen Körpers seit Jahrhunderten in konventionellen Formen befangen. Er male nach alter Art traditionelle Typen, so wenig sie auch der Natur entsprechen möchten.

Hören wir dagegen einen jüngeren deutschen Kunsthistoriker. Adolf Fischer schreibt in seinen Bildern aus Japan (Berlin 1897): „Der Schwerpunkt der japanischen Kunst liegt in der dekorativen Malerei. Auf diesem Gebiet hat man reichlich Gelegenheit, einen vornehmen, hoch entwickelten Farbensinn, ein schier unerschöpfliches Kompositionstalent, eine blühende Phantasie, originelle, kühne, ja verblüffende Ideen und eine geistreiche Art, die mit wenigem doch unendlich viel sagt, zu bewundern. Dem japanischen Landschafter ist ein feines Gefühl für Stimmung eigen, eine vibrierende Weichheit im Ausdruck, ein Auflösen der einzelnen Formen zu einem harmonischen Ganzen, eine zarte Poesie, und vergeblich sucht man nach Härten, an denen selbst vortreffliche europäische Künstler leiden. In vieler Hinsicht scheint mir der japanische Maler seinen westlichen Kollegen überlegen; er ist geklärter, freier, frischer, urwüchsiger, er wagt mehr und überrascht deshalb öfter. Meister sind die Japaner darin, wie sie einen Raum auszufüllen verstehen, einen blühenden Zweig oder Blumen arrangieren, wie sie Fische, Vögel, Schmetterlinge, Käfer, Insekten aller Art belauschen und die intimsten Vorgänge mit bewunderungswerter Naturwahrheit wiedergeben."

Auf der anderen Seite sollen die Schwächen der japanischen Malerei durchaus nicht verkannt werden. Ihre Darstellung der menschlichen und zuweilen auch des tierischen Körpers entspricht nur selten ganz der anatomischen Gestaltung und erscheint uns zuweilen krüppelhaft. Zum Teil haben diese Abweichungen von unserer Darstellungsweise vielleicht ihren Grund darin, daß der japanische Maler beim Malen auf der Erde hockt, während unsere Maler stehen; infolgedessen ist der Augenpunkt und die Perspektive für den Japaner eine andere. Zum Teil liegt es aber auch daran, daß die Japaner von Schönheitsbegriffen geleitet werden, die uns unnatürlich, ja abgeschmackt erscheinen. Wenn sie die Hände der Damen etwa in halber natürlicher Größe malen, oder einem Pferd einen ganz dünnen Unterschenkel ansetzen, so sind diese Abweichungen von der Natur beabsichtigt und auf das Bestreben zurückzuführen, die Natur zu verschönern und zu idealisieren.

Vor dem Eindringen des Buddhismus kann man in Japan von einer

Kunst der Malerei nicht sprechen. Erst als dieser im sechsten Jahrhundert nach Christus über China nach Japan gelangte, begleitete ihn dorthin eine religiöse Malerei. Die religiöse Kunst, die sich damals in Japan ausbildete, hat sich seitdem bis zur Gegenwart streng und starr fast unverändert erhalten. Einen besonderen Wert vermögen wir dieser religiösen Malerei nicht zuzugestehen. Anders lautet das Urteil mancher Japaner. Ein zeitgenössischer japanischer Schriftsteller, J. Hitomi, urteilt über jene Anfänge der japanischen Malerei folgendermaßen: „Diese Epoche war wahrscheinlich die bedeutendste und glorreichste von allen. Ihre Schöpfungen stehen in der ersten Reihe nicht nur der japanischen Kunst, sondern vielleicht auch in der der ganzen Welt. Die Wandmalereien des Kondo (Goldpalastes), das zum Tempel Horieu-ji gehört, wurden unter der Kaiserin Suike ausgeführt. Vier große Götter und einige untergeordnete Gottheiten sind auch jetzt noch in Überlebensgröße dargestellt zu sehen. Man kann wohl sagen, daß diese Figuren das Ideal der göttlichen Schönheit verkörpern. Die vollkommene Ruhe, der absolute Mangel jeder menschlichen Leidenschaft, ein wahrer, vornehmer Adel, ein heiterer und milder Ernst, die Zartheit im Vereine mit der Kraft sind mit rührender Vollendung daran ausgeprägt. Bei diesem Werke kann man sehen, bis zu welcher Höhe religiöser Begeisterung sich der Menschengeist zu erheben vermag."

Darstellung einer Göttin, im alten Stil.
(Nach Gonse.)

Im 13. Jahrhundert emanzipierten sich die japanischen Künstler von der religiösen Kunst und ergriffen auch weltliche Stoffe, nachdem schon vorher aus den Händen der Maler neben religiösen Bildern auch einige Landschaften und Blumenstücke, ja sogar Karikaturen und humoristische Darstellungen hervorgegangen waren. Jetzt hatte die künstlerische Phantasie den Trieb, Heldentaten zu verewigen. Die Tosaschule, die damals entstand, gilt als die bedeutendste von allen japanischen Malerschulen. Ihr Begründer, ein Nachkomme der Fujiwaradynastie, war Unterstatthalter der

Moderne Darstellung einer Göttin, die Sonnengöttin Amaterasu; von Hokusai.
(Nach Gonse.)

Provinz Tosa; daher hat diese Schule ihren Namen erhalten. Der Franzose Louis Gonse sagt in seinem berühmten Werke über die japanische Kunst: „Der Stil der Tosaschule nimmt in der japanischen Kunst eine Stellung für sich ein, er repräsentiert den Geschmack der Aristokratie, die von dem Hofe zu Kioto in Mode gebracht wurde und verkörpert gewissermaßen den offiziellen Stil. Er verdankt nichts dem chinesischen Einfluß, und sein hauptsächlichstes Charakteristikum ist seine kluge Technik und seine ausnehmende Sorgfalt in der Ausführung. Dazu kommt noch eine hohe Vornehmheit der Formen, eine äußerst feine Pinselführung, wie man sie auf den Miniaturen Persiens findet, mit denen der japanische Stil übrigens gewisse Berührungspunkte hat, eine zarte Andeutung der Konturen, wenig malerische Erfindung, ein ziemlich beschränktes Naturverständnis, ein klares, lebhaftes und glänzendes Kolorit und eine unvergleichliche Geschicklichkeit im Malen lebloser Gegenstände, wie Blumen, Rosenbouquets und blühende Kirschbaumzweige, die dem Pinsel eines vlämischen Miniaturisten Ehre gemacht hätten." Auch vortreffliche Porträts gingen aus dieser Schule hervor, die nach der Meinung des schon genannten Adolf Fischer so gewissenhaft und geistreich gearbeitet sind und auf einem so großen Naturstudium basieren, daß sie neben den Werken alter klassischer europäischer Meister, den Bildern eines Holbein, Dürer, Cranach oder Memling ebenbürtig und mit Ehren bestehen können.

Von der Tosaschule ging der Maler Iwasa Mattabei aus, der aber aus ihr ausgeschlossen wurde. Er beschränkte sich nicht wie die Tosas auf die Wiedergabe des aristokratischen Lebens, sondern malte auch Leute aus dem Volke. Seine Bilder hatten großen Erfolg bei den unteren Klassen, besonders bei den zu Reichtum gelangenden Kaufleuten.

Die zweite große Malerschule ist die Kanoschule. Während die Tosaschule rein japanisch ist, steht diese unter dem Einfluß der altchinesischen Kunst. Ihr Schwerpunkt liegt in der „Schwarzweißmalerei"; mit den einfachsten Mitteln wußte sie Werke von großer Kraft und Wirkung zu schaffen.

Von den späteren Malern sei noch Hokusai erwähnt, der bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts lebte. Er nimmt eine Sonderstellung ein. Nachdem er die verschiedenen japanischen Schulen studiert hatte, lernte er endlich auch die europäische Kunst von einem japanischen Maler kennen, der sie bei einem Holländer in Nagasaki studiert hatte. Er zeichnet sich durch große Kraft und eine tiefe Kenntnis der Form aus und hat namentlich Figuren gezeichnet.

Die meisten seiner Werke sind satirisch. Hokusai hat in Europa mehr Anerkennung gefunden als in Japan. Er ist ein Maler von wahrer Genialität und beispielloser Fruchtbarkeit. Kürzlich ist über sein Lebenswerk aus der Feder eines deutschen Schriftstellers ein besonderes Buch erschienen.

Die japanische Malerei der Gegenwart ist in mannigfache Richtungen gespalten. Es sind unter ihnen sehr tüchtige Kräfte und man kann nicht sagen, daß die heutigen japanischen Maler sich in ausgefahrenen Geleisen fortbewegten. Um unsern Lesern zu zeigen, wie ein japanischer Künstler lebt und arbeitet, wollen wir hier eine Schilderung aus der Feder Adolf Fischers von dem Meister Suzuki Schionen wiedergeben und von einem Besuch, dem er diesem Manne in seinem Atelier in Tokio gemacht hat. Fischer berichtet:

„Unter den japanischen Malern — es gibt übrigens eine ganz erkleckliche Anzahl Malerinnen — machte auf mich den weitaus bedeutendsten Eindruck der Meister Suzuki Schionen, den ich zuerst als Historienmaler kennen lernte.

„Als ich in der Kunstausstellung auf zwei Biyobus von ihm (bemalten Klappschirmen in der Art von spanischen Wänden) Einsiedler dargestellt sah, die von Zauberern und Göttern besucht werden und dann in den Wolken entfliehen, hatte ich sofort die untrügliche Empfindung, dies habe ein schöpferischer Geist, ein Künstler von Temperament geschaffen, der mit dem blutlosen orthodoxen Klassizismus gebrochen. Suzuki geht ohne Krücken, er ist eine sich selbst ausgebende Individualität. Daß dieser Mann bei den japanischen Philistern Anstoß erregt und ungleich mehr Feinde als Freunde zählt, brauchte ich mir nicht erst zu sagen; da müßte Japan überhaupt nicht auf diesem Erdball liegen.

„Mich drängte es, einen solchen Mann kennen zu lernen. Durch Vermittelung des Museumsdirektors Yamataka-san, eines sehr liebenswürdigen älteren Herrn, empfing ich Suzukis Einladung und fand mich eines Vormittags vor seinem Hause ein. Da Suzuki nur Kakemonos und keine Lacks malt, so lebt er in bescheidenen Verhältnissen. Sein Häuschen steht, durch eine Bretterwand von der Straße getrennt, inmitten eines Gärtchens. An der Papierschwelle des Hauses stehen bleibend, zog ich selbstverständlich meine Stiefel aus und betrat, die Papiertüre seitwärts schiebend, in Strümpfen das Entree. Auf den Matten des keinen Vorraums lagen sechs Jünglinge auf dem Bauche, die teils Blumen nach der Natur abmalten, teils Farbendrucke mit dem Pinsel pausierten, um einen guten Strich zu bekommen, wie ihn die alten Meister hatten. Einer dieser malenden Bauchkünstler kletterte auf einer leiterartigen, geländerlosen Treppe

ins erste Stockwerk, um mich dem Meister zu melden, der mich zu sich hinauf bitten ließ.

„Oben angelangt, betrat ich einen Raum, dessen hintere Schiebewände ausgehoben waren. Man sah in einen lieblich trauten Teil des Gartens, der zu langem Verweilen einlud. Suzuki-san legte jedenfalls seinen Gala-Kimono an, und so hatte ich Zeit, mich umzusehen. Im Wohnraume lehnten an den Wänden Dutzende angefangener Bilder, das heißt bemalte rechteckige, auf Holzrahmen gespannte Seidenstücke, darunter sehr schöne und vielversprechende.

„Da kam hinter einer Schiebewand ein kleines, ungefähr 45 Jahre altes Männchen zum Vorschein, mit klugen Augen, glatt rasiertem Gesicht und zurückgestrichenen Haaren. Es war der Herr des Hauses. Gegenseitige Verbeugungen und höfliche Redensarten begleiteten die Begrüßung. Er führte mich in ein Nebengemach, seinen eigentlichen Arbeitsraum, an dessen massiver Rückwand eine Anzahl niederer Wandschränke mit Schiebetüren angebracht waren. Tubenartige Gefäße, gefüllt mit Pinseln in allen Größen, standen umher, auf dem Boden lagen viele mit Erdfarben gefüllte Porzellantassen, daneben ein Tuschzeug mit Reibstein zum Anreiben der Tusche. Wir setzten uns auf die am Boden liegenden Polster vor einen langgestreckten, schemelhohen Tisch; neben jedem stand ein Feuerbecken. Während Suzuki Tee bereitete, kam einer seiner Jünger auf allen Vieren hereingekrochen und schob ehrerbietig einen Teller, der aus Reismehl und Zucker bereitete Kuchen enthielt, auf den Tisch. Natürlich kam das Gespräch bald auf die Kunst. Um meine Ansicht befragt, machte ich aus meinen ketzerischen Gedanken kein Hehl. „Sie sprechen mir aus der Seele," erwiderte Suzuki, „aber die Verhältnisse sind bei uns derartig, daß sich die Maler das ebenso schwierige als zeitraubende und vor allen Dingen kostspielige Studium des Menschen nach der Natur nicht leisten können. Aber in den Staatsschulen wenigstens müßten, wie Sie erwähnten, die Schüler dazu angehalten werden und auf Staatskosten arbeiten lernen." „Damit wäre schon unendlich viel gewonnen," warf ich ein, „und glauben Sie mir, daß dann der japanische Kunstkenner gewiß für ein ernsthaft durchstudiertes Bild, das ja einen qualitativ ungleich höheren Wert hat, auch einen viel höheren Preis bezahlen wird, so daß der Künstler für seine Mühen und Ausgaben entschädigt würde."

„Unverhohlen teilte ich ihm meine Freude mit, daß er mit dem alten Zopf gebrochen, daß er male wie er fühle und sehe, daß aus seinen Werken sein ureigenstes Empfinden spreche und mich gewaltig gepackt habe. „Sie glauben

Affe, von Sosen; 18. Jahrhundert.
(Nach Gonse.)

nicht," sagte er, „wie ich deshalb verlästert und angefeindet wurde und noch werde; ja vor kaum zehn Jahren da wollte mich gar kein Mensch verstehen. Aber jetzt habe ich doch die Genugtuung, durchgedrungen zu sein und vielfach Anerkennung gefunden zu haben, obwohl ich noch ungleich mehr Gegner als Anhänger zähle."

„Suzuki dankte mir für das Interesse, das ich ihm entgegenbrachte, und daß ich allenthalben seine Bestrebungen warm verteidigte. Er sitze, sagte er, gegenwärtig in der Jury: ein undankbares Geschäft, das ihm viel Feindschaft, ja sogar schon Prügel eingetragen habe, da man ihn vor mehreren Wochen nachts auf dem Heimweg aufgelauert hätte, was er mißvergnügten Künstlern zuschreibt. An solchen ist kein Mangel, da zwei Drittel der eingesandten Bilder abgelehnt worden sind; es gährt, und der Tag, wo man ausrufen kann: „Die Sezession, die alle Welt bedeckt, hat auch auf Japan sich erstreckt," ist ganz nah; ich höre schon ihre ehernen Schritte.

„Suzuki malt selten im Freien. Wie sich in seiner Phantasie das Bild, wenn er von einem andächtigen Spaziergange heimkommt, festgesetzt hat, so malt er es. „Zuerst beobachte ich," sagte er mir, „erst wenn alles in mir fertig ist, lasse ich den Pinsel sprechen." Je nach der Stimmung, die ihn beherrscht, richtet sich sein künstlerisches Schaffen. In weihevollen ernsten Stunden malt er religiöse Bilder oder wildromantische, düstere Gebirgszenerien; ist er heiter gestimmt, so entspringen seinem Pinsel idyllische Landschaften oder

humoristische Motive. Er ist ganz Stimmungskünstler, seine Kunst ist der Ausdruck seiner Empfindung, der Pinsel das Sprachwerkzeug seiner Seele. Dieser echte Künstler ist auch als Mensch ein unverfälschtes Original. Damit er nicht schlecht male, hat er in einem offenen Altarschrein seines Ateliers — natürlich ohne Oberlicht, da er bei ausgehobenen Schiebewänden malt — einen Teufelsgott stehen, einen grauenvoll dreinblickenden Dämon. „Sehen Sie," sagte er, „wenn ich mich einmal zu sehr gegen die Kunst versündige, dann holt mich Der," und dabei lachte er vergnügt. In seinem ganzen Wesen liegt überhaupt viel Humor; aus seinen Augen blitzen zuweilen tausend lustige Teufel, seinen Mund umspielt oft ein schalkhaft bezwingendes Lächeln, das ansteckend wirkt.

„Eines Tages, als ich wieder bei ihm und er besonders guter Dinge war, sagte er: „Ich will, was ich noch nie tat, vor Ihnen malen; es dürfte Sie vielleicht interessieren." Dabei klatschte er in die Hände, was im japanischen Hause die Glocke ersetzt. Ein Schüler kroch herbei, um nach dem Befehle des Meisters zu fragen. Alsbald rieb er die Tusche im Tuschbecken an, stellte die Pinsel und Wasserschalen zurecht und legte einen bespannten Rahmen auf den Boden. „Nie male ich," fuhr Suzuki fort, „ein Bild zweimal. Meiner Ansicht nach ist das unkünstlerisch, denn beim zweiten Mal muß es an Frische, Kraft und Ursprünglichkeit einbüßen. Ohne Skizze, ohne Entwurf schaffe ich, frisch von der

Der Windstoß, von Hokusai.
(Nach Gonse.)

Leber weg, wie es der Moment mir eingibt." Zweifellos wird auf diese Weise manches Verfehlte entstehen, aber auch Werke, so rein und klar wie Wasser aus kristallheller Quelle.

„Selbst zu seinen zwei großen Wandschirmen, die auf der Ausstellung waren, habe er keinen Entwurf vorher gemacht, sondern nur die Grundidee aus einem altchinesischen illustrierten Werke, das er mir zeigte, geschöpft; das andere sei ihm während des Schaffens eingefallen. „Mein Pinsel," fuhr er fort, „ist, wenn erst im Zuge, wie Soldaten, die gegen den Feind anstürmen. Da gibt's nur ein Vorwärts, und wie diese den Feind aus seinen Positionen vertreiben müssen, so muß auch mein Pinsel immer neue Flächen erobern und bezwingen."

„Originell war die Art und Weise, wie er malte. Auf dem Boden knieend, über den mit Seide bespannten Rahmen gebeugt, fing er das Gemälde mit dem Geäste des Baumes an, indem er den Pinsel so hielt, daß er mit der Spitze senkrecht auf die Malfläche zu stehen kam. Sein Pinselstrich war meisterhaft, von unfehlbarer Sicherheit und Geschicklichkeit. Diese saugen die Japaner sozusagen mit der Muttermilch ein, denn die Zeichen ihrer beiden Schriftarten, des Hirakana und Katakana, beruhen auf Malerei, und der Gebrauch des Pinsels von frühester Kindheit an verleiht dem Japaner eine Gewandtheit, die ein Europäer nur ausnahmsweise erlangen dürfte. Als das Geäst des Baumes fertig war, malte er in kräftigen, ungemein charakteristischen Strichen den knorrigen Baumstamm, hierauf mit großer Kühnheit das Terrain einer aufsteigenden Straße. Um den Vordergrund wirkungsvoller hervortreten zu lassen, legte er den Hintergrund mit matteren Tinten in feiner Abstufung an. Leider wurden wir in dieser Stunde unterbrochen, doch fand ich einige Tage später ein in Farben trefflich ausgeführtes Gemälde bei ihm, eben jenes, das er vor meinen Augen begonnen hatte.

„Auf seinen Landschaften ruht ein eigener Zauber, eine lyrische Stimmung, etwas Verklärtes, Weltentrücktes, eine Sicherheit und Ungesuchtheit, die einem tiefen Empfinden entspringt, etwas Unvergeßliches, bei dessen Anschauen den Betrachter das Gefühl seligen Glückes überkommt. Solche Landschaften, wenn auch nicht um ihrer selbst willen, hat viele tausend Meilen von Tokio an den Ufern der Seine ein anderer Prinz aus Genieland, Puvis de Chavannes, gemalt."

Was die Form der japanischen Malereien betrifft, so fehlen wegen der Eigenart der japanischen Wohnungen Rahmenbilder so gut wie ganz. Die häufigste Form sind die Kakemonos, rollbare Hängebilder, die man besonders

an der Wand des Toko, der an der Ecke des Salons befindlichen Nische, aufhängt. Wie die Malerei der Japaner überhaupt, geht auch diese Sitte, den Toko mit Kakemonos zu behängen, auf den religiösen Kultus zurück. Die Kakemonos wurden gewöhnlich zu dreien gruppiert — das eine war das Bild Buddhas, während die beiden andern Landschaften, Blumen oder Tierstücke darstellten. Später traten an die Stelle der Buddhabilder Bildnisse von Philosophen. Endlich kamen auch diese Porträts in Wegfall. Wie der Japaner überhaupt allen übertriebenen Prunk und alles Überladene haßt, so vermeidet er es auch, eine größere Zahl von Kakemonos in demselben Raum aufzuhängen. Wer auch viele Bilder besitzt, stellt doch nur zwei oder drei im Toko aus und ersetzt sie je nach den Umständen und Jahreszeiten. So hängt man zum Beispiel zu Anfang des Jahres Bilder auf von Gegenständen, die Symbole des Glückes sind, einer Tanne, eines Bambusbaumes oder eines blühenden Pflaumenbaumes. Im Sommer sieht man etwa einen Wasserfall, im Herbst eine Berglandschaft mit rotgefärbten Blättern.

Außer den Kakemonos kommen als Bildflächen noch die Fusumas in Betracht, die mit Papier überzogenen Schiebewände, ferner die Tsuitates, auf zwei Füßen stehende Setzschirme, die wie unsere Ofenständer aussehen, aber in der Regel viel größer sind. Die beliebteste Form außer den Kakemonos sind jedoch die schon erwähnten Biyobus, mehrteilige Wandschirme, die wie die spanischen Wände zusammengeklappt werden können. Man sieht hieraus schon, daß den japanischen Malern ganz große Flächen nicht zur Verfügung stehen und daß auch die Dimensionen ihrer Bilder bis zu einem gewissen Grade von vornherein gegeben sind. Alle die erwähnten Arten von Bildern werden mit Aquarellfarben auf Seide gemalt.

In den letzten Jahren haben einige junge Japaner versucht, die Ölmalerei in Japan einzubürgern. Sie gingen nach Paris und eigneten sich bei dortigen Meistern die europäische Malweise an. Als sie nun wieder nach Japan zurückkamen, malten sie in der Art der allermodernsten Franzosen. Sie hatten alles Nationale abgestreift, europäisch denken und fühlen gelernt, und ihre ganze malerische Ausdrucksweise war unjapanisch. Da es sich hier nur um die ersten nachahmenden Versuche handelt, so kann man nicht ohne weiteres sagen, daß nach dem Ergebnis derselben die Einführung der Ölmalerei in Japan überhaupt vom Übel wäre. Und wenn gesagt wird, daß eine größere Verbreitung der Ölbilder schon daran scheitern würde, daß das japanische Haus nicht zum Tragen

von schweren Rahmenbildern eingerichtet ist, so ist auf der andern Seite nicht zu übersehen, daß seit dem Eindringen der europäischen Kultur die Architektur

Konannon, die Göttin der Grazie, von Hokusai.
(Nach Gonse.)

in Japan dem fremden Einfluß vollständig erlegen ist. Ein ganzes Stadtviertel von Tokio ist nach europäischer Art gebaut, ebenso die Gebäude vieler Behörden

und große Kaufhäuser. In der vornehmen Gesellschaft besitzt man wenigstens einen Salon, der nach französischem, englischem oder deutschem Geschmack eingerichtet ist. Unter diesen Umständen darf man dem Ölbild in Japan nicht alle Existenzberechtigung absprechen. Es ist nur zu wünschen, daß die japanischen Vertreter der Ölmalerei, das was sie in der Fremde gelernt haben, gehörig in sich verarbeiten, sich auf ihre nationale Eigenart besinnen und mit der Kunst ihres Vaterlandes wieder Fühlung gewinnen. Dann kann ihnen die Kenntnis der französischen Malweise nur zum Vorteil gereichen. — Nur selten hat die japanische Malerei sich in den Dienst der Architektur gestellt. So war der Palast der Schoguns, der hundert Zimmer umfaßte, reich mit Malereien geschmückt. Es befanden sich darin zum Empfange der Daimios mehrere große Säle. Es gab da einen Chrysanthemumsaal, der mit Blüten dieser Pflanze verziert war, ferner einen Bambus-, Tannen-, Weiden- und Wildentensaal.

Japanische Landschaft.

Außer den Originalarbeiten der Künstler spielt auch die vervielfältigende Kunst in Japan eine große Rolle. Mit einfarbigen und mehrfarbigen Holzschnitten werden Wirkungen erzielt, die wirklich erstaunlich sind und dem Werte einer Originalarbeit ziemlich nahe kommen; diese Holzschnitte werden teils zur Illustration von Druckwerken verwendet, teils auch als selbständige Bilderfolgen herausgegeben. Während des Krieges zwischen China und Japan wurden zahlreiche Einblattdrucke von farbigen Holzschnitten zum Preise der Heldentaten des japanischen Heeres massenhaft in Japan verbreitet und auch nach Europa in großen Mengen ausgeführt, wo mancher sich diese Blätter als Merkwürdigkeit aufhob und auch die Kunstfreunde sie gern ansahen und sammelten. Der Kunstwert dieser Blätter steht unendlich viel höher als die Neuruppiner Bilderbogen und ähnliche Erzeugnisse der deutschen Industrie, die während des deutsch-französischen Krieges in unserm Volke verbreitet wurden. Auch während

des gegenwärtigen Krieges mit Rußland sind ähnliche Holzschnittblätter mit grausigen Darstellungen von See- und Landschlachten zahlreich entstanden, und wir haben einige davon unsern Lesern in verkleinerter Wiedergabe darbieten können. Sonst bevorzugt die japanische Mal- und Zeichenkunst friedliche Stoffe, besonders Landschaften und Tierstücke. Der häufigste Gegenstand künstlerischer Darstellung ist der heilige Berg Fujiyama, dessen Spitze mit Schnee bedeckt ist und dessen regelmäßige Kegelform den Beschauer entzückt. Von Tieren werden namentlich Kraniche häufig dargestellt, deren zierliche Bewegungen man getreu nach der Natur wiedergibt. Von anderen Vögeln sind zu erwähnen Fasanen, Enten, Pfauen, Hühner und wilde Gänse. Von Säugetieren sieht man Pferde, Rinder, Affen, Ratten und Mäuse, ferner Fische, Schlangen, Eidechsen, Schildkröten und anderes Getier.

Die japanische Plastik ist fast ausschließlich Bronzeplastik. Monumentale Aufgaben sind der japanischen Bildhauerkunst nur selten gestellt worden, wenn man von den Götter- und Buddhastatuen absieht. Die große Buddhastatue in Kamakura (s. S. 40), die nach dem Urteil aller unbefangenen Beschauer das erhabendste Denkmal ist, welches Japan besitzt und unter den Werken der japanischen Kunst einzig dasteht, wurde oben schon beschrieben. Die Figur besteht übrigens nicht aus einem Stück, sondern ist aus vielen etwa 3 cm dicken Platten zusammengesetzt und zwar so geschickt, daß man trotz der Einwirkungen des Wetters in mehr als acht Jahrhunderten nur an einzelnen Stellen die Näte erkennen kann. Die weltliche Plastik ist aber zum großen Teil Kleinplastik; die eigentliche Kunst ist hier gegen das Kunstgewerbe nicht fest abzugrenzen. Ihre bedeutendsten Arbeiten waren Darstellungen von Tieren. Über der Tür eines Daimios war ein goldener Tiger angebracht, etwa einen Meter lang. Auch heut-

zutage gibt es in Japan Künstler, die in der plastischen Wiedergabe von Tieren Außerordentliches leisten. Vor mehreren Jahren wurde in den europäischen Hauptstädten von einem japanischen Bildhauer eine Anzahl von Falken ausgestellt, die in Bronze gegossen waren. Der Künstler hatte daran mit seinen Gehilfen eine ganze Reihe von Jahren gearbeitet. Die kleinsten Kleinigkeiten des Gefieders waren peinlich genau der Natur nachgebildet, ohne daß das Ganze in Pedanterie ausartete, denn sein Hauptaugenmerk hatte der Bildhauer auf die Darstellung des Auges und die Haltung der einzelnen Tiere gelegt.

Im Kensington-Museum in London ist ein Adler von japanischer Arbeit, der mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Felsen steht. Der Vogel ist aus zahlreichen Eisenstücken zusammengesetzt, einige sind gegossen, andere gehämmert und ciseliert. Das Werk rührt von einem japanischen Meister des 16. Jahrhunderts her und gehört zu den bewunderungswertesten Leistungen der japanischen Schmiedekunst. Die Verwaltung des Museums hat für diesen Adler die Kleinigkeit von 20000 Mark bezahlt.

Heutzutage ist an Stelle der geschmiedeten und getriebenen Arbeit mehr und mehr der Guß getreten. Obgleich leider die künstlerische Behandlung der verschiedenen Metalle nicht mehr auf der früheren Höhe steht, so nimmt sie doch noch jetzt einen sehr hohen Rang ein; die japanische Bronzearbeit steht noch heute unerreicht da.

Als Material der japanischen Metallarbeiten kommen Bronze, Kupfer und Gußeisen, neuerdings auch Gold und Silber in Betracht. Es gibt kaum eine Art der Metallverzierung, die den Japanern nicht bekannt wäre und die sie nicht bis zu erstaunlicher Vollendung ausgebildet hätten. Sie sind Meister in der Färbung der Metalle und erreichen wunderbare Wirkungen durch Verwendung verschiedenfarbiger Metallarten an demselben Gegenstande. Besonders im Tauschieren sind sie allen übrigen Völkern voraus. Man versteht darunter die Einlage von Drähten und Streifen von Gold oder Silber auf unedlen Metallen. Die eingelegten Stücke ragen entweder über die Fläche des unterliegenden Metalles hinaus, so daß die aus ihnen gebildeten Figuren reliefartig aufliegen, oder sie liegen in der Fläche des verzierten Metalles.

Die Kunst der Metallbearbeitung ist in Japan von dem Schmieden des Eisens ausgegangen; Waffen und Rüstungen waren die ältesten Arbeiten dieser Technik. Die Japaner fertigten nicht nur treffliche Schwerter, sondern wußten sie auch künstlerisch auszuschmücken. Das Schwert war in früherer Zeit die

Frauen bei der Toilette, von Hokusai.
Als Beispiel der Darstellung des nackten Körpers.

Hauptwaffe und zugleich das Abzeichen des ritterlichen Kriegerstandes. Der große japanische Herrscher Tyeyasu hat es die lebende Seele des Samurai genannt. Später wurden auch in tauschiertem Gußeisen sehr schöne Arbeiten hergestellt.

Heutzutage stellt das japanische Kunsthandwerk aus Metallen namentlich die verschiedensten Arten von Gefäßen her, Teekessel, Büchsen und Dosen, flache Schalen aller Art. In erster Linie stehen aber die Vasen, die man in allen möglichen Formen und Größen herstellt. Auch die Form dieser Vasen ist edel und verrät einen guten, geläuterten Geschmack, wenn sie auch an die Anmut und Leichtigkeit der altgriechischen Vasen nicht heranreicht. Leider hat die japanische Metallindustrie in den letzten Jahrzehnten viel billige Massenware auf den Markt geworfen und in dieser Massenproduktion sind die westlichen Länder, Frankreich, Deutschland, auch Nordamerika, jetzt Japan überlegen. Ob diese Entwickelung zum Billigen und Schlechten hin in Japan anhalten und die edle und kunstvolle Technik, die trotzalledem heute noch in alter Weise vorhanden ist, mit der Zeit aussterben wird, ist schwer zu sagen.

Zu der Metallindustrie müssen auch die Cloisonés gerechnet werden. Cloisoné nennt man bekanntlich Arbeiten aus emailliertem Metall, bei denen durch Auflöten von Drähten auf den Metallgrund ein Netzwerk von einzelnen Zellen, „Cloisons", gebildet wird, die dann mit verschiedenfarbiger Emaille

ausgefüllt werden. Nachher wird das Ganze abgerieben und poliert. Hierbei verfährt man entweder so, daß die metallischen Umrisse der einzelnen Cloisons sichtbar bleiben, oder man stellt Bilder her, bei denen diese Grenzen verschwinden

Schiffsuntergang.
(Nach einer volkstümlichen Darstellung aus dem letzten Kriege Japans gegen China.)

und die wie Malerei aussehen. Die japanischen Emaillefarben sind von entzückender Leuchtkraft. Die Genauigkeit der Zeichnung, der Reichtum in der Ausschmückung und die Harmonie der Farben sind bei diesen Arbeiten wahrhaft bewundernswürdig, und japanische Arbeiten dieser Art werden deshalb auch in der ganzen Welt geschätzt. Die Japaner haben diese Kunst-

gattung, die schon den alten Ägyptern bekannt war, dann nach Griechenland kam und später auch in Deutschland weiter entwickelt wurde, zur höchsten Vollendung gebracht. Zur Verzierung wenden sie namentlich Blumen an. Im Jahre 1902 führte Japan etwa für 280000 Mark Cloisonéwaren aus.

Unter den verschiedenen Zweigen des japanischen Kunstgewerbes wird von den Japanern selbst der Lackindustrie der erste Platz eingeräumt. Sie legen für hervorragende Lackarbeiten fabelhafte Preise an. Auf die Ausbildung dieser Technik sind sie besonders deshalb stolz, weil diese nicht wie die andern ihnen von den Chinesen überliefert wurde, sondern auf japanischem Boden entstand. Schon im fünften Jahrhundert muß die Lackindustrie eine gewisse Höhe erreicht haben, denn damals war am Hofe bereits ein besonderer Beamter dafür angestellt. Viel hat zum Aufblühen dieser Technik aber das Eindringen des Buddhismus beigetragen, denn die Herstellung von Privataltären und anderen Gegenständen des religiösen Kultus erschloß diesem Kunstgewerbe ein neues Feld.

Der japanische Lack ist ein rein pflanzlicher Stoff, der aus den Wunden des Lackbaumes ausfließt. Nachdem das Rohprodukt filtriert ist, wird es mit Kampfer verdünnt und ohne weiteres aufgetragen. Im feuchten Raum trocknet es zu einer harten, fast unlöslichen Masse ein. Der japanische Lacküberzug wird weder durch kochendes Wasser noch durch Alkohol angegriffen; der Japaner trinkt aus einer Schale jahrelang seinen Sake oder seine Suppe, ohne daß der Lack dadurch angegriffen würde. Zu diesen wichtigen technischen Eigenschaften gesellen sich aber andere sehr wertvolle, die für die künstlerische Verwendung des Lacks von der größten Wichtigkeit sind. Man kann dem Lack nicht nur Gold- und Silberstaub, sondern auch alle möglichen Farben zusetzen und erhält so einen Glanz, der die beste europäische Politur weit übertrifft.

Bildhauer, von Hokusai.

Indem man verschiedene Farben schichtenweise übereinander aufträgt und dann abschleift, erhält man marmorierte und gebänderte Lackwaren.

In der Entwicklung der japanischen Lackindustrie spielt der Makie eine bedeutende Rolle; es ist dies die Kunst, mit Goldstaub auf Firniß zu malen. Man

bedeckt dabei die vergoldeten Zeichnungen mit einer zweiten Lage Firniß, reibt sie dann ab und poliert sie, bis die Goldmalerei in glänzender Schönheit hervortritt. Besonders schön sind die in dieser Technik mit Gold auf schwarzen Grund gezeichneten Landschaftsbilder, mit denen Möbel und Teller geschmückt sind. Hierbei wird der Lack zum Teil so dick aufgetragen, daß er erhaben wie ein Relief erscheint.

Der Lack wird zur Herstellung der verschiedensten Gegenstände verwendet. Es seien hier noch Büchsen und Kasten aller Art, darunter namentlich Tee- und Parfümbüchsen, erwähnt.

Die japanische Lackindustrie hat sich seit einer langen Reihe von Jahrhunderten stets auf einer künstlerischen Höhe gehalten; berühmte Maler der Tosaschule haben ihr für ihre Zeichnungen Modelle geliefert. Trotzdem hat auch auf diesem Zweig des Kunstgewerbes die billige Massenproduktion schädlich gewirkt. Der Japaner Hitomi schreibt: „Wenn der Fortschritt sich nach der Stärke der Produktion bemessen ließe, so könnte man sich über die augenblickliche Lage der Lackindustrie freuen, doch wir müssen aufrichtig sagen, daß die Lackkunst seit einer gewissen Anzahl von Jahren sehr wenig Meisterwerke hervorgebracht hat, die der japanischen Kunst Ehre machen. Heutzutage arbeiten die Lackierer zu hastig, sie wollen zu schnell ihr Geld verdienen. Die früher rein künstlerische Industrie ist unter dem Einfluß der Ansprüche des Auslandes, das die japanischen Lackwaren zu billigem Preise haben will, und des gewöhnlichen Volkes, das Luxusartikel nur billig kauft, zum Geschäft geworden. Trotzdem darf man die Lackkünstler nicht etwa nach den in Europa und Amerika verkauften Erzeugnissen beurteilen und etwa glauben, daß sie die Traditionen ihrer Vorgänger vollständig vergessen haben; sie besitzen im Gegenteil noch immer die gute Technik ihrer Kunst und die nötige Handgeschicklichkeit; nur ihre künstlerische Redlichkeit hat nachgelassen. Man bezahle sie angemessen, so daß sie ihren Werken die nötige Zeit widmen können, und es werden von neuem Lackwaren geschaffen werden, die ebenso schön wie die alten sind."

Der Export von Lackwaren hat allerdings bis zum Jahre 1900 noch eine Steigerung erfahren, ist aber seitdem nicht unerheblich zurückgegangen. Er betrug 1898: 1,56 Millionen Mark, 1899: 1,98 Millionen, 1900: 2,13 Millionen, 1901: 1,99 Millionen, 1902: 1,78 Millionen.

Von allen Zweigen des japanischen Kunstgewerbes hat sich die Kunsttöpferei am spätesten entwickelt. Auch auf diesem Gebiet haben die Japaner ihre Lehrmeister, die Chinesen, überflügelt. Nicht nur ihr Steingut ist vortrefflich; sie stellen auch Porzellan her, das in der Feinheit und in der künstlerischen Ausschmückung nirgends seinesgleichen hat.

Die meisten Arten des japanischen Steinguts gehören zu dem Halbporzellan oder der Fayence. Diese Geschirre werden nicht bei so hoher Hitze gebrannt wie das Porzellan und können leichter wie dieses farbig ausgeschmückt werden.

Schale mit Lackmalerei aus dem 9. Jahrhundert.

Das Porzellan ist eine spätere Erfindung der Chinesen; in Japan wurde es erst im dreizehnten Jahrhundert bekannt und erst seit dem sechzehnten Jahrhundert wird es in Japan selbst hergestellt.

Im achten Jahrhundert gab es in Japan wohl schon Ziegel mit grüner Emaille, aber noch keine irdenen Gefäße. Die ältesten japanischen Teetöpfe stammen aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Damals brachte ein Bonze Tee aus China mit und überreichte ihn dem Mikado als Geschenk. Dieser ließ von einem geschickten Töpfer namens Toschiro zu dem Tee, den er an seine Generäle verteilte, Töpfe herstellen. Einige Jahre später ging Toschiro nach China, um dort die Kunsttöpferei zu studieren und stellte nach seiner Rückkehr hauptsächlich Teetöpfe her, die meist auf khakifarbenem Grund Streifen aus

schwarzer und gelber Emaille zeigen und sich durch eine zierliche Form auszeichnen. Diese Erstlingsarbeiten der japanischen Keramik sind außerordentlich gesucht. Der Japaner Hitomi berichtet, daß die Vornehmen und Reichen sie mit Ehrfurcht unter ihren Schätzen aufbewahren und sie viel höher achten als das schönste Porzellan, ja selbst höher als Gold.

Falke aus Porzellan.

Später erhielt die Kunst der Töpferei einen neuen Aufschwung durch die Einführung der sogenannten Teezeremonien, die wir oben beschrieben haben.

Im Jahre fünfzehnhundertdreizehn kehrte ein Japaner in die Heimat zurück und stellte dort auf chinesische Weise Porzellan her, das er mit Kobalt blau färbte. Bald entwickelte sich die japanische Keramik immer mehr, begünstigt und gefördert von den Daimios. Viel tat der große Herrscher Hideyoschi am Ende des sechzehnten Jahrhunderts für das Aufblühen der japanischen Kunsttöpferei. Er ließ überall, in Asien, in Korea, China, ja angeblich selbst in Europa, Tassen, Vasen und sonstige Gefäße kaufen und stellte sie öffentlich aus, um durch diese Sammlung die japanischen Künstler anzuregen. Häufig machte er seinen Generälen Töpfe und Tassen zum Geschenk, und es wird erzählt, daß diese sie mit größerem Vergnügen annahmen, als wenn er ihnen tausend Goldstücke verehrt hätte.

Der Feldzug dieses Herrschers, den er in den letzten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts unternahm, um Korea zu unterwerfen, wurde für die Entwickelung der japanischen Töpferkunst im höchsten Maße bedeutsam. Der Fürst von Satsuma brachte aus diesem Kriege siebzehn koreanische Töpfer mit und rief mit ihrer Hilfe in seiner Provinz eine blühende Tonindustrie ins Leben. Auch mehrere andere Fürsten siedelten koreanische Töpfer in ihren Gebieten an.

Seit dieser Zeit hat die japanische Kunsttöpferei sich in reicher und mannigfaltiger Weise entwickelt und herrliche Arbeiten in Porzellan und Fayence hergestellt. Es bildeten sich eine ganze Reihe von Mittelpunkten für diese Industrie. Die Art der Färbung und Verzierung in den einzelnen Gegenden war sehr ver-

schieden, wobei zum Teil auch die Beschaffenheit des Rohmaterials von Bedeutung war. Die Japaner stellen einerseits das berühmte Eierschalenporzellan her, ein Erzeugnis, bei dem man darüber staunen muß, wie es möglich ist, so etwas im weichen Zustande auf der Scheibe zu drehen und es nachher im Ofen zu brennen, ohne daß es zerbricht. Und auf der andern Seite fertigt die japanische Kunstindustrie riesige Vasen und Blumentöpfe aus Porzellan und Steingut. Von den verschiedenen Arten von Tonwaren, die in Japan hergestellt werden, sei hier nur noch die Satsumafayence erwähnt, bei der man eigentümliche Wirkungen dadurch erzielt, daß man die Glasur rissig macht. Durch die zahlreichen Risse, die sich dabei in der Glasur bilden, werden Flächen, die sonst tot erscheinen würden, belebt.

Die japanische Kunsttöpferei steht heute viel höher als die chinesische. Besonders bei der Ausschmückung seiner Ware beweist der Japaner ein ästhetisches Feingefühl, einen Sinn für harmonische Farbenverbindungen, wie er sonst bei keinem Volke zu finden ist. Rein sagt: „Der Chinese verfügt in der Porzellanmalerei über glänzendere, lebhaftere Farben, aber er weiß sie heutigen Tages nur selten noch wirksam miteinander zu verbinden. Seine Leistungen sind mit seinem Kunstsinn in den letzten Jahrzehnten wie auf anderen Gebieten so auch in der Keramik zurückgegangen. Der Japaner dagegen rastete und rostete nicht. Die vielseitige Bewegung und Belehrung, die er auf internationalen Ausstellungen und durch gebildete Fremde im eigenen Lande empfing, sind auf guten Boden gefallen.“ Die Erzeugnisse der japanischen Kunsttöpferei erfreuen sich steigender Beliebtheit im Auslande. Während noch im Jahre 1885 die Ausfuhr in diesen Artikeln einen Wert von 2,8 Millionen Mark hatte, stellte sie in den Jahren 1901 und 1902 einen Wert von 5 Millionen Mark dar.

Schwebende Göttin.
(Nach einer Malerei aus der älteren Zeit.)

Wir können diesen Abschnitt über das japanische Kunstgewerbe nicht schließen, ohne kurz der Seidenwirkerei und Seidenstickerei zu gedenken. Die Brokate und andere gemusterte Seidenstoffe, die in Japan in überraschender Pracht hergestellt werden, müssen zum Kunstgewerbe gerechnet werden. Auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 bekam Europa diese mannigfaltigen reichen und geschmackvollen Gewebe zum ersten Male zu sehen. Der Handelskammerpräsident Heimendhal in Krefeld, der damals als Preisrichter tätig war, zollte den Leistungen der japanischen Seidenweberei die größte Anerkennung. Er schrieb in seinem Bericht: „Mag man noch so sehr geneigt sein, über vieles Burleske und Bizarre in der Zeichnung, über allerlei eigentümliche Stilrichtungen den Kopf zu schütteln, alle diese Unschönheiten werden gleichsam veredelt durch einen gemeinsamen Zug, der überall zu finden ist: Die Lust und Ausdauer in der Arbeit. Aber neben diesen erwähnten Übertreibungen macht sich wiederum ein so feiner Sinn für Form und Farbe geltend, zeigt man uns Stoffe in den zartesten Tönen, in den anmutigsten Mustern, in Ornamenten mit Gold und Silber gemischt, welche die Natur nicht nachbilden, sondern sie nur zu neuen phantastischen Neubildungen benutzen, so daß sie alles übertreffen, was die europäische Kunstweberei zur Ausstellung brachte."

Auch die Seidenstickerei ist ein hochentwickelter Zweig des japanischen Kunstgewerbes. Die Stickerei wird von altersher in den Häusern geübt und schon frühzeitig leiten die Mütter ihre Töchter dazu an. Aber diese allgemeine

häusliche Beschäftigung ist nur eine dilettantische. In ihren höchsten Leistungen wird die Stickerei als Berufsarbeit von Männern ausgeübt. Auch dieses Kunstgewerbe zeichnet sich durch eine souveräne Beherrschung der Technik aus, durch eine Sicherheit in der Linienführung und eine Korrektheit, die wahrhaft bewundernswürdig ist. Es werden eine ganze Reihe verschiedenartiger Stiche angewendet, Plattstich, Federstich, aufgenähte Kordeln und dergleichen. Durch eine Verbindung verschiedener Sticharten, durch die Auswahl, Zusammenstellung und Abtönung der Farben ruft man überraschende Wirkungen hervor, so daß die nachgebildeten Blumen, Vögel und Schmetterlinge Leben gewinnen.

Ein Kakimono aus dem 15. Jahrhundert mit Darstellung von Raben. (Nach Gonse.)

Münzwesen.

Das japanische Münzwesen hat die stärksten Schwankungen und Krisen durchgemacht. Ursprünglich hatte das Land Goldwährung, doch war die Golddecke nicht lang genug. Schon zu der Zeit, als das Land vom Fremdenverkehr so gut wie abgeschnitten war, war der vorhandene Vorrat am gelben Metall für den Verkehr nicht ausreichend und an seine Stelle trat mehr und mehr das Silber. Hierbei wurde der Wert des weißen Metalls künstlich erhöht. Daneben gab es aber auch viel Papiergeld, das von den Landesfürsten mit Genehmigung der Zentralregierung ausgegeben wurde.

Im Jahre 1860 ging man zu einem neuen Währungsverhältnis über, indem man neue Goldmünzen unter dem alten Namen, aber mit geringerem Gewicht ausgab. Auf diese Weise entsprach der Metallwert der Gold- und Silbermünzen ungefähr ihrem Nennwert und es war etwa dasselbe Wertverhältnis zwischen Gold und Silber hergestellt, das damals in der übrigen Welt herrschte.

Als die Herrschaft des Schoguns zusammengebrochen war, beschloß die

Junge Japanerinnen.
(Nach einer Photographie.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

neue Regierung im Jahre 1868 ein neues Münzsystem einzuführen. Hierbei sollte der mexikanische Silberdollar, der in ganz Ostasien als Handelsmünze im Gebrauch ist, unter der Bezeichnung Yen zugrunde gelegt werden. Japan wollte also, was auch für die damaligen Verhältnisse ganz vernünftig war, zur Silberwährung übergehen. Kaum hatte man aber die ersten Schritte in dieser Richtung getan, als man den bisherigen Plan umwarf und die Goldwährung einzuführen beschloß, verleitet durch amerikanische Ratgeber. Japan wollte auch auf dem Gebiet der Währung hinter den großen Handelsstaaten Europas nicht zurück-

Im Porzellanladen, von Hokusai.

stehen; während in ganz Ostasien Silberwährung herrschte, wollte Japan allein als Goldstaat seine vorgeschrittene Kultur beweisen. Dieses Experiment endete mit einem kläglichen Fiasko. Von 1871 bis 1876 sind im ganzen über fünfzig Millionen Goldyen geprägt worden, aber der größte Teil dieses Goldes floß in das Ausland ab. Nach der japanischen Handelsstatistik sind in den Jahren 1872 bis 1876 — für 1871 gibt es noch keine Statistik — rund dreißig Millionen Yen in Gold nach dem Auslande ausgeführt worden, während in dieser Zeit nur 2,76 Millionen Yen eingeführt wurden. Der Regierung ging das Gold zum Prägen aus und das geprägte Gold verschwand. Gleichzeitig wurde die Menge des Papiergeldes noch vermehrt. Im Mai 1878 war man bereits genötigt, den Silberyen als gesetzliches Zahlungsmittel dem Goldyen gleichzustellen.

Auf die Dauer freilich ließ sich diese Doppelwährung nicht aufrecht erhalten, sie ist im Jahre 1897 durch abermaligen Übergang zur Goldwährung beseitigt worden. Das hing mit der Preisbewegung des Silbers auf dem internationalen Markte zusammen. Von 1873 bis jetzt ist das Silber um etwa 60% seines Wertes gefallen, sodaß unsere Talerstücke jetzt nur noch einen Metallwert von 1,20 Mark darstellen. Der mexikanische Silberdollar, der früher gegen 5 Mark galt, hat heute nur einen Wert von etwa 2 Mark. Trotzdem hat dieser Preissturz des Silbers in Ostasien sich zunächst noch nicht bemerkbar gemacht, wenigstens im inneren Verkehr. In der ganzen Zeit von 1873 bis 1894 sind in China und Japan die Preise für die wichtigsten Waren und die Arbeitslöhne trotz der riesigen Entwertung des Silbers, die in Europa eingetreten war, unverändert geblieben. Auf die Dauer konnte dieses Verhältnis naturgemäß nicht so bleiben. Seit dem Jahre 1895 sind in Japan die meisten Preise und Löhne in die Höhe gegangen, zum Teil geradezu reißend. Die Kaufkraft des Silbers ging herunter, alle Bedarfsartikel wurden teurer. Diese Gestaltung der Dinge und die darauffolgende Einführung der Goldwährung haben in den Währungs- und Preisverhältnissen Japans eine vollständige Umwälzung herbeigeführt. Diese Entwickelung ist noch nicht als abgeschlossen zu betrachten. Es ist begreiflich, daß die Folgen dieser Währungsverhältnisse sich auch auf dem sozialen Gebiet zeigen und daß weite Kreise des japanischen Volkes dadurch wirtschaftlich in eine schwierige Lage gebracht worden sind. Manche Existenz ist vernichtet worden. Dagegen wird das Aufkommen der arbeitenden Klassen dadurch begünstigt.

Verkehrsmittel.

Im alten Japan war das Verkehrswesen nur wenig entwickelt. Der Warentransport im Binnenlande war ganz gering und vollzog sich meist mit der Hilfe von Packtieren oder Lastträgern. Die Schiffahrt wurde mit langsamen Fahrzeugen von geringer Größe betrieben. Etwas entwickelter war der Personenverkehr. Auch das Postwesen war sehr primitiv, und der Bau der Landstraßen ließ viel zu wünschen übrig.

Unter den Transportmitteln hat in den letzten Jahrzehnten die Jinrikscha, ein zweirädriger Wagen für eine oder zwei Personen, der von einem Mann gezogen wird, große Verbreitung erlangt. Das Wort heißt wörtlich übersetzt Mann-Kraft-Wagen, es ist ein Gefährt, das durch die Kraft eines Mannes bewegt

wird. Der Erfinder soll Goble sein, ein amerikanischer Schuhflicker und Missionar, der vorher Matrose gewesen war; im Jahre 1867 soll er zuerst ein solches Wägelchen hergestellt haben. Die Japaner behaupten dagegen, daß einer ihrer Landsleute in Tokio um 1870 die Erfindung gemacht hätte. Diese Rikschas, wie sie kurz genannt werden, ersetzen jetzt in Tokio und anderen Städten die Droschken; sie haben sich rasch über das ganze Land, auch nach China und Korea, ja sogar bis Singapore und Ceylon verbreitet. In Tokio allein existieren über 80000 von diesen Wagen. Der Europäer wird zuerst wohl etwas Scham empfinden, wenn er einen Menschen als Zugtier benutzt; aber bald gewöhnt er sich daran, wie an so vieles andere. Die Rikscha hat das Straßenbild völlig umgestaltet.

Das japanische Eisenbahnnetz hat sich mit wahrhaft erstaunlicher Schnelligkeit ausgebreitet. Während im Jahre 1883 nur 250 Kilometer Eisenbahnlinien im Betriebe waren, besaß Japan zu Anfang des Jahres 1901 5892 Kilometer; weitere 1980 Kilometer Staatsbahnen waren damals im Bau, und für 3997 Kilometer waren Privatgesellschaften Konzessionen erteilt.

Die erste Eisenbahn wurde zwischen Tokio und seiner Hafenstadt Yokohama erbaut. 1870 in Angriff genommen, wurde sie 1872 eröffnet. Sie ist etwas länger als die Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, die älteste Strecke in Deutschland, und etwa gerade so lang wie die Bahn zwischen Berlin und Potsdam, die älteste preußische Eisenbahn. Die meisten Eisenbahnen hat die Hauptinsel Hondo, die ihrer ganzen Länge nach von einer Eisenbahn durchzogen wird, die von Schimonoseki, der Hafenstadt, die dem Festlande am nächsten liegt, bis nach Tokio größtenteils an der Südküste der Insel entlang läuft. Von hier aus biegt die Bahn, der Gestalt der Insel folgend, nach Norden ab, hält sich aber nicht mehr in der Nähe der Küste.

Die japanischen Personzüge haben drei Klassen, von denen die dritte weitaus am meisten benutzt wird. Der Güterverkehr war gegenüber dem Personenverkehr anfangs von geringerer Bedeutung, doch hat er mit der Zeit eine immer größere Wichtigkeit erlangt. Infolgedessen verzinsen sich die japanischen Eisenbahnen ziemlich gut. Die Staatsbahnen haben in den letzten Jahren 8—10 %, die Privatbahnen 6—7 % des Anlagekapitals gebracht.

In militärischer Beziehung ist es wichtig, daß die Hauptlinien auf weite Strecken sich hart an der Küste entlang ziehen, im Schußbereich feindlicher Kriegsschiffe, und daß auch mehrere große Eisenbahnbrücken von der Landseite

aus beschossen werden können. Bei der japanischen Mobilmachung haben die Eisenbahnen ihre Schuldigkeit getan und es ist auch ein Mangel an Betriebsmitteln nicht in bemerkenswerter Weise hervorgetreten.

Die japanische Schiffahrt war schon vor dem Eindringen europäischer Zivilisation recht beträchtlich. Die einheimischen Fahrzeuge, Dschunken genannt, sind in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr durch Dampf- und Segelschiffe europäischer Bauart ersetzt worden. Die alten japanischen Fahrzeuge waren schwerfällig und eigentlich nur für die Küstenschiffahrt zu gebrauchen. Die nach europäischer Art gebauten Segelschiffe sind meist kleine Schoner, die jeden kleinen Hafen anlaufen und nur geringe Warenmengen aufnehmen können. Auch die meisten kleinen Dampfer sind für die Küstenschiffahrt bestimmt. Im allgemeinen hat die japanische Schiffahrt einen großen Aufschwung genommen. Die Großschiffahrt wird von Gesellschaften betrieben, an denen zum Teil auch die Regierung beteiligt ist. Die größte Dampfschiffahrtsgesellschaft ist die Nippon Yusen Kaischa, auf deutsch Japanische Postdampfschiffahrtsgesellschaft. Ihr Kapital betrug im Jahre 1900 44 Millionen Mark; sie besaß Ende 1901 68 Schiffe mit einem Gehalt von 27000 Registertonnen. Diese Gesellschaft unterhält einen regelmäßigen Schiffsverkehr nicht nur mit Wladiwostock, Korea und den chinesischen Häfen, sondern auch mit den Sandwichinseln, den Philippinen und Bombay. Nach dem Kriege mit China richtete sie außerdem regelmäßige Linien nach Europa, Amerika und Australien ein. Alle 14 Tage fährt jetzt ein Dampfer von Yokohama nach Antwerpen und London.

Hecht, von Sosen (18. Jahrhundert).

Der Aufschwung der japanischen Schiffahrt ist zum großen Teil den Bemühungen der Regierung zu verdanken. Der Reichtum Japans an großen Schiffen ist ihm in dem jetzigen Kriege für die Truppentransporte sehr zu statten gekommen.

Das Post- und Telegraphenwesen ist während des letzten Menschenalters ebenfalls nach

europäischem Muster eingerichtet oder umgestaltet. Im Jahre 1901 wurden von 4500 Postämtern mit 39000 Beamten 100 Millionen Briefe, 330 Millionen Postkarten befördert. Telegraphenämter gab es 1800, die 14,5 Millionen Telegramme ausfertigten; das Telegraphennetz hatte eine Länge von rund 30000 Kilometern. Telephonlinien gab es 3600 Kilometer mit 25000 Anschlüssen; besonders in den großen Städten ist der Telephonverkehr sehr lebhaft entwickelt. Natürlich sind alle diese Errungenschaften den fremden Angestellten zu verdanken. Noch im Jahre 1887 wurden nur 51 Millionen Briefe und 56 Millionen Postkarten befördert, die Zahl der Telegramme betrug 2,5 Millionen. Die Postsendungen haben sich also in dieser Zeit von 107 Millionen auf 490 Millionen, die Telegramme von 2,5 Millionen auf 14,5 Millionen vermehrt, also die Postsendungen um das Fünffache, die Telegramme um das Sechsfache! Es gibt wohl kaum etwas, was so geeignet wäre, den gewaltigen Fortschritt zu kennzeichnen, den Japan in diesen wenigen Jahren in Handel und Verkehr, in Bildung und Kultur gemacht hat.

Karpfen, von Hokusai.

Die Leistungen der japanischen Post, die anfangs noch manches zu wünschen übrig ließen, sind heute durchaus auf der Höhe. Der frühere Missionar Munzinger, der in den neunziger Jahren in Japan lebte, schreibt: „Wir Deutsche sind stolz auf Post und Telegraph; in Japan war ich damit in keiner Weise schlechter bedient und hatte es zudem wohl noch um die Hälfte billiger. In Tokio kam der Postbote an manchen Tagen, z. B. zu Neujahr, wo alle Welt sich zu begrüßen pflegt, wohl zehnmal in mein Haus, und selbst im Innern des Landes, sieben Stunden von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, erhielt ich zweimal täglich meine Post. Die Beförderung ist eine rasche, und selten habe ich einen Briefträger im Schritt gehen sehen, immer ist er in eiligem Laufen begriffen. Ich erledigte aus dem Innern des Landes wochenlang meine Korrespondenz, auch nach dem Ausland, und nie — während meines ganzen japanischen Aufenthaltes — ist mir ein Brief verloren gegangen. Ich schickte

einmal zu Neujahr eine Gratulationskarte an einen Japaner, aber unter ungenauer Adresse. Ende Februar erhielt ich den Brief zurück, beklebt mit 32 Zettelchen. Die Postverwaltung hatte sich die Mühe genommen, den Brief an 32 Adressen zu schicken."

Handel und Industrie.

Im wesentlichen gilt heute noch der Satz, den der bekannte Nationalökonom Karl Rathgen in seinem berühmten Buch über Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt im Jahre 1891 schrieb: „Japan ist ein Land der Handwerker und der Krämer." Im Handel und Wandel überwiegen die Kleinbetriebe.

Unter der alten Ordnung arbeitete das Land für den eigenen Bedarf; der Außenhandel war wenig entwickelt. Bei den unvollkommenen Verkehrsverhältnissen trugen die Märkte fast durchweg einen lokalen Charakter. Doch gab es schon damals einzelne Gewerbe, die in bestimmten Gegenden vorwiegend oder ausschließlich vertreten waren und für das ganze Land, ja auch für den ausländischen Export ihre Erzeugnisse herstellten.

Die Industrie war fast ausschließlich Hausindustrie. Vielfach werden noch jetzt gewerbliche Arbeiten, die mit der Landwirtschaft irgendwie zusammenhängen, wie verschiedene Arbeiten, die zum Seidenbau gehören, ferner das Flechten von Matten von den Bauern in ihren Wohnungen neben der Feldarbeit verrichtet. Eigentümlich war die Rolle, welche die Fürsten der einzelnen Provinzen, die Daimios, bei der industriellen Produktion spielten; sie waren es vorzugsweise, die die Gewerbetreibenden und Handwerker für sich arbeiten ließen und ihnen dann Rohstoffe oder Geld vorschossen. Darin, daß das japanische Gewerbe fast ausschließlich Handwerk war und noch heute vorzugsweise ist, liegt es begründet, daß die japanischen Erzeugnisse einen vielfach individuellen Charakter tragen, der ihnen einen besonderen Reiz verleiht.

Über die Entwicklung, welche die japanische Industrie seit der Öffnung des Landes genommen hat, gehen die Urteile recht weit auseinander. Manche sprechen nur mit Verachtung von der japanischen Industrie und stellen ihr keine günstige Zukunft in Aussicht. Ich halte diese Meinung für voreilig. Wenn die japanische Fabrikindustrie, wie allseitig zugegeben wird, nicht auf der Höhe steht, sondern mit zahlreichen Mängeln behaftet ist, so ist dabei zu bedenken, unter welchen Schwierigkeiten sie überhaupt ins Leben getreten ist und welche

Das Gebäude der Hauptpost in Yokohama.
(Nach einer Photographie.)

ungeheuren Fortschritte sie schon zu verzeichnen hat. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß durch die Einführung des europäischen Maschinenbetriebes und durch die Annahme der auf höherer Stufe stehenden Produktionsmethoden das Volkseinkommen und Volksvermögen in Japan ganz wesentlich vermehrt worden ist. Andererseits ist es ebenso zweifellos, daß die japanische Industrie mit der westeuropäischen sich noch nicht messen kann. Man kann auf die Erzeugnisse der japanischen Großindustrie das bekannte Wort anwenden, mit dem Professor Reuleaux die Leistungen der deutschen Industrie auf der Weltausstellung in Philadelphia 1878 abfällig beurteilte: Billig und schlecht. Es gibt eine ganze Reihe von Artikeln, wie Zündhölzer und Regenschirme, bei denen die Japaner es zum Teil auch mit Erfolg versucht haben, die europäische Konkurrenz aus andern asiatischen Märkten durch das Angebot billiger und schlechter Ware zu verdrängen. Für eine Industrie, die noch unentwickelt und in den Anfängen ist, gibt es kaum ein anderes Mittel, um einer überlegenen Konkurrenz wirksam die Spitze zu bieten, als das Unterbieten der Preise und das Herstellen schlechterer Ware. Ich bin eher geneigt, diese Erscheinung als eine Kinderkrankheit der japanischen Industrie zu betrachten. Es ist noch gar nicht so lange her, daß unsere deutsche Industrie sich auf vielen Gebieten der englischen nicht ganz gewachsen fühlte und nun durch billige und schlechte Ware diesem Lande den Rang abzulaufen suchte. Unsere Industrie hat diese Periode überwunden; die japanische wird sie nach meiner Überzeugung ebenso überwinden.

Ein Augenzeuge schildert die japanische Industrie von 1902 folgendermaßen: „Diesen wenigen Fabriken (den Staatsbetrieben und einigen Großunternehmungen der Privatindustrie) gegenüber steht die Masse der übrigen großen und kleinen Unternehmer. Sie fangen fast immer mit ungenügendem Kapital und mangelhaften Ingenieuren und Beamten an. Weil es an Fachkenntnis und Geschäftserfahrung fehlt, verstehen sie auch nicht zu kalkulieren. Sie sehen in den europäischen oder amerikanischen Katalog hinein und bieten dann ihre Waren billiger an als diese. Besonders kleine Unternehmer verkaufen — ohne Zeichnung, einfach nach dem Augenmaß — nachgemachte Maschinen zur Hälfte des bisherigen Einkaufspreises, wobei selbst das schlechteste Fabrikat nur so viel Verdienst abwirft, daß der Fabrikant eben sein Leben fristet, bis er nach Befriedigung des Marktes vor einer leeren Zukunft steht. Bei den Aktiengesellschaften kommt noch die Verteilung hoher Dividenden auf Kosten der Rücklage hinzu, wodurch bei jeder Geschäftsstockung Krisen entstehen,

die häufig das Eingehen des Unternehmens zur Folge haben. Im ganzen kann man von der Privatindustrie sagen: Sie ist verbummelt."

Vorläufig fehlt den meisten japanischen Industriellen auch noch die gründliche technische Durchbildung. Dafür ist eine Geschichte ungemein charakteristisch, die Alexander Tille erzählt (in seiner Schrift „Der Wettbewerb weißer und gelber Arbeit"): „Anfang der neunziger Jahre kamen zehn junge Japaner nach München-Gladbach, um sich dort in der europäischen Baumwollweberei ausbilden zu lassen. Sie galten als durchaus anstellige, begabte Leute und lernten rasch, was zu erlernen war. Nach ihrer Heimat zurückgekehrt, sandten sie sehr bald japanische Gewebe genau der gleichen Muster, die sie während ihrer Ausbildung gelernt hatten, nach Gladbach. Darüber entstand unter den dortigen Baumwollwebereien eine gewisse Beunruhigung, denn man sagte sich, daß man sich unbedachterweise in Ostasien einen neuen Mitbewerb großgezogen habe. Im folgenden Jahre erschienen die Gladbacher Webereien wie sonst alljährlich mit neuen Mustern auf dem Markte, von denen auch erhebliche Mengen nach Japan gingen. Es hat niemals etwas davon verlautet, daß diese Muster dort nachgemacht worden wären. Wohl aber ist es bekannt geworden, daß die betreffenden japanischen Webereien noch für Jahre die in Deutschland erlernten Muster webten, bis sie dafür keinen Absatz mehr finden konnten. Die japanischen Webereijünger konnten daheim wohl nachmachen, was sie in der Fremde mechanisch gelernt hatten, aber sie konnten nicht die theoretischen Webekenntnisse des Abendlandes auf die Lösung neuer Webereiaufgaben anwenden. Auch das Arbeitermaterial muß als minderwertig bezeichnet werden."

Es kommt vor, daß trotz der viel niedrigeren Löhne für dasselbe Geld ein niedrigeres Arbeitsquantum geleistet wird als in Europa. Auch das ist nicht wunderbar. Den japanischen Handwerkern und Hausindustriellen fehlt es gewiß nicht an ererbter Geschicklichkeit und Erfahrung.

Alte japanische Dschunke.
(Die hinten und an den Seiten sichtbaren Öffnungen sollten verhindern, daß die Schiffe die hohe See befuhren.)

Als man Fabriken in Japan einrichtete, hatte man aber diese wertvollen Arbeitskräfte nicht zur Verfügung, weil sie es vorzogen, in der gewohnten hausindustriellen Beschäftigung zu bleiben, die ihnen einen höheren Lohn gewährt und sie auch in sozialer Beziehung auf eine höhere Stufe stellt. Man sah sich daher auf die gewöhnlichen Kulis, die ungelernten Handarbeiter, angewiesen. Es ist nicht zu verwundern, daß es bisher noch nicht gelungen ist, aus diesen Elementen einen Stamm gelernter Arbeiter heranzubilden. Auch ist der japanische Arbeiter wenig geneigt, sich der soldatischen Disziplin zu fügen, die in der modernen Fabrik nach unseren Begriffen herrschen muß. Er nimmt sich seinen Feiertag wie es ihm gefällt, kommt an und geht, wie es ihm beliebt, und wenn man ihn deswegen ausschimpft, geht er seiner Wege. Auch diese Verhältnisse werden in Japan nicht ewig dauern. Die Löhne der Fabrikarbeiter sind dort im fortwährenden Steigen begriffen. Es ist deshalb anzunehmen, daß mit der Zeit den Fabriken leistungsfähigere und sozial höher stehende Elemente als Arbeiter zugeführt werden.

Bemerkenswert ist die Rolle, die in Japan der Staat auf dem industriellen Gebiete spielt. Der Staat hat einmal eine Reihe von gewerblichen Betrieben gegründet, die seine eigenen Bedürfnisse befriedigen sollten. Er hat für das Heer Waffen- und Pulverfabriken ins Leben gerufen, für die Marine Werften, für die Eisenbahnverwaltung Werkstätten für Reparatur und Wagenbau, ferner eine Münze in Osaka und die Staatsdruckerei in Tokio, in der die Post- und Stempelmarken hergestellt und auch das Papiergeld gedruckt wird. Alle diese staatlichen Werkstätten sind im politischen Interesse gegründet worden, ohne Rücksicht auf ihre Rentabilität, nur um Japans Wehrkraft und die Befriedigung seiner wichtigsten politischen Interessen vom Auslande unabhängig zu machen.

Aber hierauf hat sich der Staat in Japan nicht beschränkt. Wenn in Japan industrielle Großbetriebe geschaffen werden sollten, so konnte dies nach Lage der Dinge nur so geschehen, daß der Staat selbst die Sache in die Hand nahm. Von ihm mußte die Initiative ausgehen, und er mußte selber die ersten kostspieligen Versuche machen, weil es sonst an Kreisen fehlte, die zugleich intelligent und kapitalkräftig waren. Das Ziel hierbei war, Japan mehr und mehr von der ausländischen Einfuhr unabhängig zu machen, indem gewerbliche Massenartikel, die man bisher einführen mußte, im Binnenlande hergestellt wurden; auf diese Weise sollte zugleich auch der Wohlstand des Landes vermehrt werden. So hat sich in Japan der Staat mit den verschiedensten Dingen abgegeben, mit Papier-, Glas- und Zementfabriken, mit Gerbereien und Baumwollspinne-

reien. Die Experimente, die man machte, schlugen häufig fehl und kosteten dem Staate viel Geld. Rathgen sagt aber sehr treffend: „Ohne Versuche, ohne Lehrgeld konnte es überhaupt nicht abgehen. Einen kapitalkräftigen, tüchtigen Unternehmerstand besaß Japan nicht. Industrieschutz durch Zölle war nach Lage der Verträge nicht möglich. Wollte man überhaupt rasch auf gewerbliche Hebung hinarbeiten, so mußte eben der Staat selbst die Hand anlegen, selbst Versuche machen, das nötige Personal heranbilden und einstweilen die Mehrkosten auf sich nehmen. Nun ist es gar nicht zu leugnen, daß arge Mißgriffe vorgekommen sind, daß man ungeschickt verwaltete, daß man wie in allen anderen Verwaltungszweigen) den fremden Sachverständigen keinen wirklichen Einfluß auf die Geschäftsleitung gab und diese an Leute übertrug, die nur ungenügend Bescheid wußten, daß man mit einem Heer unnützer und vielfach fauler Beamten die Betriebskosten belastete. Es wird auch richtig sein, daß bei der kaufmännischen Leitung das Interesse der Staatskasse nicht wahrgenommen wurde.' Man beging häufig den Grundfehler, wobei auch mancher der fremden Angestellten nicht von Schuld frei ist, daß man gleich recht großartig sein wollte, anstatt sich den kleinen Verhältnissen Japans anzupassen. Den erziehlichen Zweck dieser Staatsunternehmungen ließ man so nur zu sehr aus dem Auge. Diese Staatsunternehmungen haben große Summen als Anlagekosten verschlungen und vielfach nicht einmal die Betriebskosten gedeckt. Von Verzinsung des Anlagekapitals war nirgends die Rede." Als später die Währungsverhältnisse die japanischen Staatsfinanzen in eine schwierige Lage brachten, stieß der Staat seinen Besitz an industriellen Werken allmählich wieder ab, wobei manche Fabriken für ein Butterbrot fortgegeben wurden. Im ganzen muß man doch sagen, daß dieses Vorgehen des Staates von großem Nutzen gewesen ist. Wenn seine eigenen Werke auch nicht ertragreich geworden sind, so haben sie doch der Bevölkerung gezeigt, wie es gemacht wird. Nach dem Muster der Staatsbetriebe wurden andere angelegt, die sich vielfach lebensfähig erwiesen. So hat die staatliche Seidenspinnerei, die im Jahre 1872 nach französischem Muster angelegt wurde, zur Gründung einer großen Menge privater Unternehmungen den Anstoß gegeben, da sie praktisch zeigte, wieviel höhere Erträge sich aus den Kokons gewinnen lassen, als bei der alten Handhaspelei.

Die japanische Industrie krankt heute immer noch an Geldarmut. Japan ist kein reiches Land. Die Frage der Einführung fremden Kapitals ist deshalb in den letzten Jahren immer von neuem öffentlich erörtert worden. Bald

Frauen am Webstuhl.
(Nach einer Photographie.)

handelt es sich um ausländische Anleihen für gewerbliche Unternehmungen, bald um Bildung von Syndikaten mit fremdem Kapital. Allerdings fehlt es nicht an einzelnen Amerikanern und Engländern, die auf diese Weise ihr Geld in der japanischen Industrie arbeiten lassen und damit auch zum Teil recht günstige Erfolge erzielen. Aber im ganzen gehört das doch heute noch zu den Seltenheiten und die japanische Industrie leidet immer noch darunter, daß ihr nicht genügendes Kapital zur Verfügung steht.

Trotzdem muß man sagen, daß Japan auf industriellem Gebiet ganz erheblich vorwärts gekommen ist. Sehr lehrreich ist die Entwicklung der Zündholzfabrikation. In den siebziger Jahren wurden verschiedene Fabriken zur Herstellung schwedischer Zündhölzer gegründet. Schon im Jahre 1880 wurde nicht nur der inländische Markt gedeckt, sondern es wurde auch bereits für 37000 Yen ausgeführt. Die Ware wurde aber immer billiger und schlechter und schließlich unverkäuflich; im Jahre 1884 sank der Wert der Ausfuhr auf 2800 Yen. Die Fabrikanten sahen nun die Notwendigkeit ein, bessere und gleichmäßigere Zündhölzer zu liefern. Seitdem stieg die Ausfuhr zuerst langsam, dann aber sehr schnell. 1892 betrug sie bereits 5 Millionen Yen, 1902: 8,2 Millionen. Heute versorgt Japan mit seinen Zündhölzern nicht bloß den gesammten Markt in Ostasien, sondern es gehen auch viele nach Indien und Australien.

Interessant ist es auch zu sehen, in wie geradezu zauberhafter Weise die Ausfuhr der Hafenstadt Osaka in den letzten Jahren zugenommen hat. Sie betrug nämlich

1896	1,1	Millionen Yen
1897	2,3	„ „

1898	3,2	Millionen Yen
1899	6,2	„ „
1900	9,6	„ „
1901	12,6	„ „

In den beiden Jahren 1900 und 1901 hat sich also die Ausfuhr dieses Platzes verdoppelt. Wenn man dabei bedenkt, daß gerade diese beiden Jahre

Zimmerleute bei der Arbeit.
(Nach einer Photographie.)

höchst ungünstig waren, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie diese regsame Industrie- und Handelsstadt im Aufblühen begriffen ist.

Die Kapitalarmut der japanischen Volkswirtschaft wird weniger fühlbar durch die zahlreich gegründeten Erwerbsgesellschaften, die mit unseren Aktiengesellschaften zu vergleichen sind. Diese Gesellschaften sammeln das kleine Kapital, um es in größeren Unternehmungen nutzbar zu machen. Der Zusammenfassung kleiner Kapitalien dient auch das Bankwesen, das sich in dem letzten Menschenalter günstig entwickelt hat. Die japanischen Banken hatten Ende 1900 348 Millionen Yen eigenes Kapital, und 561 Millionen Depositen; und sie hatten 500 Millionen Anleihen aufgenommen, die zusammen mit ihrem eigenen

Vermögen das Betriebskapital darstellten. Allzu glänzend sind diese Zahlen noch nicht, aber sie bedeuten einen guten Anfang.

Unter den Banken ist die japanische Nationalbank (Nippon-Ginko) von besonderer Wichtigkeit. Sie hat seit ihrer Gründung der japanischen Volkswirtschaft vortreffliche Dienste geleistet. Durch Ausgabe von Banknoten, die in Gold einzulösen sind, hat sie das wirtschaftlich so schädliche Papiergeld und die Banknoten der kleineren Zettelbanken ganz und gar aus dem Verkehr gedrängt. Sie ist das wichtigste Organ für die Regelung des Geldumlaufs geworden. Der Staat kann ihren Kredit beliebig in Anspruch nehmen.

Das Sparkassenwesen hat bereits erfreuliche Ergebnisse zu verzeichnen. Japan hat die Postsparkassen bei sich eingeführt. Im Jahre 1900 machten 2,3 Millionen Personen eine Einlage von 39,4 Millionen Yen; zurückgezogen wurden 14,7 Millionen. Sonstige Sparkassen gab es 681, die 26,1 Millionen Einlagen hatten und außerdem mit 38,4 Millionen Anleihekapital arbeiteten. Viel ist das noch nicht, aber immerhin etwas.

Unter den japanischen Industrien verdient die Baumwollindustrie in erster Linie genannt zu werden. Die erste mechanische Baumwollspinnerei errichtete der Fürst von Satsuma in Kagoschima. Doch gedieh dieses Unternehmen ebensowenig wie verschiedene andere, die auf Anregung der Regierung in das Leben traten. Erst in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre nahm dies Gewerbe einen bedeutenden Aufschwung. Die Zahl der Spindeln betrug 1886 65000, 12 Jahre später, im Oktober 1898, bereits 1230000. Die Hauptsitze dieser Industrie sind Tokio und Osaka. In Osaka allein bestehen 18 große Baumwollspinnereien. Die gefertigten Garne gehen, soweit sie nicht im Inlande verbraucht werden, besonders nach China und Korea. Im Jahre 1902 wurden Garne im Werte von 20 Millionen Yen ausgeführt. Daneben ist Japan auch schon dazu übergegangen, baumwollene Stoffe zu exportieren, meist gewöhnliche Ware, die ebenfalls in erster Linie nach China und Korea geht, und ferner auch Wäsche und andere Kleidungsstücke, die aus Baumwolle gefertigt sind. Die Folge davon ist, daß die Einfuhr von baumwollenen Stoffen in den letzten Jahren stark zurückgegangen ist; es sind hauptsächlich nur feinere Sorten, die noch eingeführt werden. Ferner hat der Bau von Rohbaumwolle in Japan eine Zunahme erfahren. Ausgeführt wurden unter anderem Schirting, Tischzeug, Handtücher, Flanelle und baumwollene Crêpe, ferner baumwollene Hemden und baumwollene Unterwäsche, die auch nach Indien, Australien und Amerika gehen.

Mit der Baumwollenindustrie hängt die Anfertigung von Regenschirmen europäischer Art zusammen. Es sind dies Schirme billigster Sorte, mit denen Japan ganz Ostasien und verschiedene andere Länder versorgt. Die Stahlrippen zur Anfertigung der Gestelle werden sämtlich aus Deutschland eingeführt, so daß die Japaner sich eigentlich darauf beschränken, die Gestelle zusammenzusetzen und mit ihrem billigen Baumwollenstoff zu beziehen. Im Jahre 1902 wurden von diesen Schirmen mehr als 2 Millionen exportiert, was einen Wert von mehr als 1 Million Yen ausmachte. Da also der Schirm durchschnittlich nur eine Mark kostete, so kann man sich denken, daß diese Schirme nicht gerade zu den feinsten und elegantesten gehören.

Von noch viel größerer volkswirtschaftlicher Bedeutung als die Baumwolle ist in Japan die Seide. Von der Gesamtausfuhr Japans im Jahre 1902, die 272 Millionen Yen betrug, fielen 114 Millionen, also nicht viel weniger als die Hälfte, auf Seide und Seidenwaren. Seit der Öffnung des Landes haben sich Maulbeer- und Seidenzucht gewaltig vermehrt. Da zugleich in dem inländischen Verbrauch die Seide vielfach durch baumwollnen Flanell und wollnen Mousselin ersetzt wurde, die man aus dem Auslande einführte, so war Japan in der Lage, immer größere Mengen Seide zu exportieren. Für den japanischen Bauer ist die Seidenzucht die gewinnbringendste Art seine Zeit zu verwenden, da die Haspelung jederzeit vorgenommen werden kann. Außer dem gewöhnlichen Seidenspinner wird in manchen Gegenden auch der japanische Eichenspinner (Yama-mai) gezüchtet. Die Yama-mai-Seide ist teurer als die gewöhnliche. Von den Erzeugnissen der japanischen Seidenindustrie wird besonders Rohseide ausgeführt; 1902 betrug die Ausfuhr in diesem Artikel fast 77 Millionen Yen. Sehr stark ist auch die Ausfuhr eines Seidengewebes, das Habutai genannt wird. Es ist ein eigenartig geripptes Gewebe von weißer Farbe und gehört zu den prächtigsten, ungemusterten Seidenstoffen, die Japan aufweisen kann. Dieser Stoff ist ein Mittelding zwischen Krepp und Rips; er zeichnet sich durch große Fülle und Geschmeidigkeit aus. Er war in Japan von jeher für die Festkleider des Adels beliebt, auch pflegte der Hof oft Geschenke damit zu machen. Im Jahre 1902 hatte die Ausfuhr in diesem Artikel einen Wert von 24,7 Millionen Yen. Die Seidenproduktion Japans ist mindestens so groß als die Italiens und wird nur von der Chinas übertroffen. Die Hauptseidendistrikte liegen nördlich von Tokio. Die Gegenden, in denen Seide gebaut wird, sind fast ausnahmslos solche, die durch ihre Lage im Binnenlande und ungünstige

Verkehrsverhältnisse gezwungen sind, ein Produkt herzustellen, das bei geringem Gewicht und Umfang großen Wert hat und deshalb die hohen Transportkosten tragen kann. Die Seidengegenden zeigen schon äußerlich ein blühendes Aussehen. Die japanische Seidenindustrie hat noch eine große Zukunft. Die Weberei ist überwiegend noch Handbetrieb. Die benutzten Webstühle sind mangelhaft und liefern kein fehlerfreies Produkt. Wird der Betrieb modernisiert, so wird die

Osaka.
(Nach einer Photographie.)

Qualität verbessert und ein gleichmäßigeres Gewebe hergestellt werden, das dann naturgemäß auch einen noch höheren Preis bringen wird.

Neben der Seide ist Tee ein wichtiger Exportartikel. Genaue Zahlen über die Größe der Produktion sind nicht zu erhalten, doch muß diese eine recht beträchtliche sein, da von der gesamten Bevölkerung, die über 45 Millionen zählt, täglich und zu allen Stunden Tee getrunken wird. Der Teestrauch wird in ganz Japan angebaut, in den nördlichen Provinzen aber nur wenig, da er dort nur von geringer Güte ist.

Elfenbeinschnitzerei.
(Nach Gonse.)

Das Teetrinken haben die Japaner von den Chinesen gelernt; erst zu Anfang des neunten Jahrhunderts wurde der Teestrauch von dort eingeführt. Die Anzucht geschieht aus Samen. Die Blätter werden in zwei Ernten gepflückt, zuerst im Mai und dann vier bis sechs Wochen später. Japan stellt fast nur grünen Tee her. Die Blätter werden zuerst in eisernen Kesseln oder Pfannen mit Wasser gedämpft, dann gedörrt, sortiert und gefärbt. Der Aufguß des japanischen Tees ist gewöhnlich sehr dünn und hat eine gelbgrüne Farbe. Da die Europäer den japanischen Tee nicht lieben, so wird in den europäischen Gasthäusern, die in Japan sind, durchweg importierter Tee verwandt. Der japanische Tee hat nur einen engbegrenzten Markt. Viel Tee ging nach den Vereinigten Staaten von Amerika, wo aber jetzt wegen des hohen Einfuhrzolls ein erfolgreiches Geschäft fast unmöglich ist. Wenn man in Betracht zieht, daß die Teepreise in den letzten Jahren stark gesunken sind, so ist es immerhin eine ansehnliche Leistung, daß Japan im Jahre 1902 für 10,4 Millionen Yen Tee exportiert hat.

Wie der Tee ist auch der Reiswein, Sake, ein landesübliches Getränk. Da ich nicht glaube, daß die Leser und Leserinnen geneigt sind, mit den Herstellungen dieses berauschenden Getränkes einen Versuch zu machen, so verzichte ich darauf, seine Zubereitung näher zu beschreiben. Sake wird, allerdings in geringerer Güte, vielfach in der Wirtschaft als Haustrunk gebraut, doch überwiegt an Bedeutung die gewerbliche Produktion. Es gibt auch eine Anzahl von Großbetrieben. Leider wird das sonst gesunde Getränk durch Beimischung von Alkohol häufig verfälscht, wodurch auch sein Geschmack leidet.

Eine noch sehr junge Industrie ist die japanische Bierbrauerei.

Zu den Kulturelementen, die Japan aus Europa bezogen hat, gehört natürlich auch das bairische Bier. In der ersten Zeit führte man das Bier aus Deutschland und Österreich ein; es wird bekanntlich, wenn es über den Äquator transportiert werden muß, nicht in Fässer gegossen, sondern in Flaschen abgefüllt und vor der Ausfahrt steriliſiert. Allmählich hat man auch in Japan

angefangen, Bier zu brauen. Zu diesem Zweck ließ man sich bairische Brauer kommen und führte auch Rohstoffe, Gerste und Hopfen, aus dem Auslande ein, besonders aus Deutschland und Österreich. In Tokio, Yokohama, Osaka und anderen Orten wurden größere Brauereien gegründet. Das in Japan gebraute Bier ist recht gut, besonders das Kirinbier wird gelobt. Seit die Japaner einen Schutzzoll für Bier eingeführt haben, kann das ausländische Produkt nicht mehr konkurrieren; von dem deutschen Bier kostete in Japan die Literflasche 70 Pfennig. So beherrscht das japanische Bier jetzt den inländischen Markt. Außerdem wird es aber auch in steigendem Maße nach dem Auslande, nach Korea, China und Indien, ja nach Sibirien und den Philippinen ausgeführt. Es ist anzunehmen, daß das japanische Bier in nicht allzulanger Zeit den ostasiatischen Markt beherrschen wird. Auch in Japan selbst wird der Gebrauch von Bier immer allgemeiner. Volksgetränk ist es allerdings noch nicht geworden, dazu ist es zu teuer.

Ein Deutscher, der unter dem Namen Globetrott ein Reisebuch über Japan herausgegeben hat, schildert, wie er dort in der Wohnung eines aus Baiern stammenden Braumeisters dessen köstliches Getränk getrunken hat. Der Braumeister äußerte hierbei: „Ich bin auf diesen Erfolg deshalb so stolz, weil ich dieses Bier ganz allein aus japanischer Gerste herstelle; diese ist an sich ungeeigneter, und anfangs bezogen wir ausschließlich deutsche Rohstoffe. Dann mußten wir japanische Ware dazwischen mengen und studieren, wie wir dem Erzeugnis den alten Wohlgeschmack erhielten. Jetzt kriegen wir nun Prämien, je mehr inländische Gerste wir verarbeiten; sie sind schlau, die Japs. Und neuerdings stellen wir aus rein japanischen Stoffen Kirinbier her. Ich stehe finanziell sehr gut dabei, weiß allerdings bestimmt, daß meine zur Zeit hoch anerkannten Verdienste meine sofortige Entlassung nicht verhindern werden, sobald die Affen überzeugt sind, daß sie nunmehr ohne mich fertig werden. Das ist vielen deutschen Geschäftsführern vor mir so gegangen, und anfangs war jedesmal allgemeine große Wut. Jetzt wissen wir, wie wir mit den höflichen Leuten dran sind; wir bedauern es nur immer, wenn wir hören, wie bei uns zu Hause diese Gelben verwöhnt und verzogen werden, — Dankbarkeit kennt der Ostasiate nicht."

Die Ahnung des wackeren bairischen Brauers ist in Erfüllung gegangen: jetzt sind die deutschen Braumeister fast alle entlassen und durch Japaner, die meist in Deutschland gelernt haben, ersetzt.

Werfen wir nun einen Blick auf die Metallindustrie. Diese hat viel Eifer entwickelt, leidet aber noch an starken Mängeln. Es gibt kaum etwas, was der Japaner nicht nachgemacht hätte, vom Zweirad bis zur Lokomotive. Aber es war auch danach. Die Fahrräder machten zum Teil den Eindruck, als wenn sie aus alten Wagenrädern gearbeitet seien. Häufig begnügten sich die Japaner damit, ausländische Maschinen zusammenzusetzen; in ihrer Eitelkeit gaben sie sie dann für ihr eigenes Fabrikat aus. Deutschland liefert nach Japan besonders Nähmaschinen, Maschinen für die Papierindustrie und Lokomotiven. In den übrigen Gattungen von Maschinen steht es hinter England und Amerika zurück; namentlich die amerikanische Einfuhr gewinnt immer mehr an Boden. In Japan selbst werden nur sehr wenig Maschinen gebaut. Die wenigen Firmen, die mit Erfolg arbeiten, sind solche, bei denen Engländer oder Amerikaner beteiligt sind. Trotzdem ist der Verbrauch der japanischen Industrie an Eisen und Stahl recht erheblich. Das Eisen wurde teils als Roheisen eingeführt, teils in Gestalt von Stabeisen, Eisenplatten und Eisenblech; teils gelangten aber auch fertige Fabrikate nach Japan, Eisenbahnschienen, eiserne Röhren, Telegraphendraht und Nägel. Der Bedarf Japans an Präzisionsinstrumenten kommt fast ausschließlich aus Deutschland. Eine leitende Stellung nimmt Deutschland außerdem ein für Mikroskope und musikalische Instrumente. Von letzteren wird jedoch ein großer Teil schon in Japan gebaut, namentlich Zimmerorgeln und Violinen.

Die Fabrikation von gewöhnlichen Wand- und Taschenuhren hat in Japan einen derartigen Aufschwung genommen, daß nur nicht der Bedarf des Landes gedeckt wird, sondern auch größere Mengen nach China, Indien und andern Ländern ausgeführt werden. Der Import von Uhren geht deshalb zurück; nur die feineren Qualitäten werden eingeführt, und zwar Taschenuhren aus der Schweiz, Standuhren aus Deutschland.

Auch in der Papierindustrie hat Japan große Fortschritte gemacht. Es ist bekannt, wie vortreffliche Sorten Papier Japan seit langer Zeit aus verschiedenen Faserstoffen herstellt, die von einheimischen Pflanzen, besonders aus dem Bast des Papiermaulbeerbaums und mehrerer anderer Bäume gewonnen werden. Dieses Bastpapier hat eine überraschende Zähigkeit und Geschmeidigkeit; es verbindet die Weichheit des Seidenpapiers mit der Festigkeit eines gewebten Zeuges. Die Herstellung des Bastpapiers ist ein Kleingewerbe, das in der Regel nur mit einer oder zwei Schöpfbütten in einem Hause, aber an Hunderten von Orten betrieben wird. Vielfach sind es einfache Bauern, die sich mit der Anfertigung

von Papier als Nebengeschäft befassen und sie monatelang ruhen lassen, wenn die Feldarbeit alle Hände in Anspruch nimmt. An Stelle des tierischen Leims benutzt man den Schleim verschiedener Pflanzen als Bindemittel.

Das Bastpapier ist sehr porös und mehr oder weniger durchsichtig. Mit Tinte kann man nicht darauf schreiben, weil diese sogleich ausfließen würde. Aber für den Japaner, der mit Pinsel und Tusche schreibt, ist es sehr wertvoll.

Drache aus Bronze,
als Beispiel der japanischen Metallplastik.
(Nach einer Photographie.)

Aus dem schon gebrauchten Papier werden geringere Sorten und verschiedene Arten von Pappe gemacht. Wie in China werden auch in Japan die unmöglichsten Dinge aus Papier gefertigt: Fächer und Wandschirme, Regen- und Sonnenschirme, Tapeten und Lederpapier, Taschentücher, wasserdichte Mäntel und Hüte, Tabaksbeutel, Puppenkleider und vieles andere. Mit Papier überzieht man Fenster und Laternen, Papier dreht man zu festen Fäden und benutzt es an Stelle von Bindgarn. Es wird bedruckt, bemalt, geölt und lackiert.

Für den Buchdruck und verschiedene andere Zwecke ist jedoch das japanische Papier schon deshalb wenig geeignet, weil es zu durchsichtig ist und nur auf einer Seite benutzt werden kann. Deshalb ist den Japanern heutzutage das nach europäischer Art hergestellte Papier unentbehrlich, und man ging denn auch in Japan dazu über, baumwollene und hanfleinene Lumpen zu sammeln und Maschinenpapier daraus herzustellen. Außer den Maschinen bezog man auch die Leiter der Fabriken aus Europa. Der Bedarf stieg reißend; die Folge war, daß die Fabrikation europäischen Papiers sich in Japan immer mehr ausdehnte. Schon im Jahre 1896 wurde europäisches Papier im Werte von 2,6 Millionen Yen in Japan hergestellt. Seitdem befindet sich die japanische Papierindustrie in beständigem Steigen. Es gibt jetzt elf Papiermühlen. Man beschränkt sich vorläufig auf die Herstellung von europäischem Druckpapier, billigem Buntpapier, sowie Packpapier und Pappe. Es liegt auf der Hand, daß der Import in diesen Artikeln zurückgeht, je mehr die inländische Produktion vermehrt wird. Im Jahre 1902 wurde noch für 1,4 Millionen Yen Druckpapier und für 2,3 Millionen Yen anderes Papier eingeführt. Unter dem „anderen Papier" steckt auch das aus Frankreich importierte Zigarettenpapier. Japan fabriziert ziemlich viel Zigaretten, die zum großen Teil im Lande selbst verbraucht werden. Es werden aber auch große Mengen Zigaretten exportiert, besonders nach China; im Jahre 1902 nicht weniger als für 2,2 Millionen Yen.

Zu den Industrien, die in letzter Zeit einen erheblichen Aufschwung genommen haben, gehört die Teppichweberei. Gemeint sind hier nicht die ordinären Teppiche aus Hanf und Baumwolle, die in Japan in großen Quantitäten hergestellt werden und nach England und Amerika gehen, sondern wollene Teppiche. Die japanische Wollteppichweberei ist im Aufblühen begriffen. Sie fertigt mit erstaunlichem Geschick alle gewünschten Muster, und ihre Fabrikate sind von den erheblich teureren europäischen und kleinasiatischen kaum zu unterscheiden.

Ein anderes europäisches Gewerbe, das sich in Japan eingebürgert hat, ist die Seifensiederei. Vor wenigen Jahrzehnten war sie in Japan noch unbekannt. Jetzt hat sich diese Industrie so entwickelt, daß sie nicht nur den inländischen Bedarf befriedigt, sondern auch nach China und Indien exportiert. Die japanische Seife kann sehr billig hergestellt werden, da als Fett die sehr wohlfeilen Fischrückstände verwandt werden. Sie ist recht gut, die ganz billigen Sorten freilich von geringer Beschaffenheit. Die Verpackung ist sehr gefällig und geschmackvoll.

Auch die Glasindustrie hat man in Japan eingeführt. Früher kannte man gar kein Glas; was bei uns daraus gefertigt ist, wird in Japan aus anderen Stoffen, wie Porzellan, Papier und lackiertem Holz hergestellt. Die Glasbläserei erfordert sehr geschickte Arbeiter, die eine langjährige Übung und Erfahrung besitzen. Es ist daher begreiflich, daß man in Japan eine hochentwickelte Glasindustrie nicht aus der Erde stampfen konnte. In der ersten Zeit führte man viel Bruchglas ein, aus dem man neues Glas herstellte, weil man es noch nicht gelernt hatte, das Rohmaterial gut zu verarbeiten. Jetzt hat diese Einfuhr fast ganz aufgehört, woraus schon zu sehen ist, daß die japanischen Glashütten einen großen Schritt vorwärts gekommen sind. Es werden jetzt in Japan namentlich kleinere Gegenstände, wie Lampencylinder, elektrische Glühlampen, Flaschen, Wasser- und Weingläser fabriziert; von diesen Waren wird ein Teil auch exportiert. Dagegen sind bisher noch alle Versuche, Fensterglas herzustellen, fehlgeschlagen, und die feineren Erzeugnisse werden durchweg aus dem Auslande eingeführt.

Diese Beispiele mögen genügen. Sie zeigen wohl deutlich genug, daß die japanische Industrie sich in aufsteigender Linie bewegt. Das beweist auch Japans Handelsbilanz. Die Ausfuhr in den meisten Waren nimmt zu, die Einfuhr geht allmählich zurück. Die japanische Industrie verdrängt also mehr und mehr die fremdländischen Konkurrenten von dem inländischen Markt und findet für ihre eigenen Erzeugnisse mehr und mehr im Auslande Abnehmer. Unter dem Rückgang der Einfuhr haben besonders England und Nordamerika zu leiden gehabt. Japans bester Kunde ist China; dorthin gehen fast drei Viertel seiner gesamten Ausfuhr. Im Jahre 1902 hatte Japans Ausfuhr einen Wert von 258 Millionen Yen, die Einfuhr einen solchen von 272 Millionen. Außer den schon erwähnten Artikeln, die Japan exportiert, sind besonders noch Matten zu erwähnen, von denen 1902 für 6,8 Millionen Yen, und Strohgeflechte, von denen in demselben Jahre für 2,9 Millionen Yen ins Ausland gingen.

Deutschland handelt nach Japan besonders folgende Waren (ich gebe überall den Wert für 1902 in Yen): Zucker 3,3 Millionen, Papier 1 Million, Indigo 1 Million, Eisen und Stahl zusammen 3 Millionen, Maschinen 1,1 Million, Rohwolle 1,2 Million, Wollmusselin 935000, Flanell 646000.

Dagegen liefert Japan nach Deutschland namentlich Seide, Reis, Fischtran, Kampfer, Kupfer und Pflanzenwachs.

Verfassung und öffentliche Zustände.

Seit dem Jahre 1600 herrschten in Japan die Schogune aus dem Geschlechte Tokugawa. In dieser langen Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erfreute sich das Land der Segnungen des Friedens; alles was die Japaner an eigenartiger höherer Kultur besitzen, haben sie während der Regierung der Tokugawa ausgebildet.

Der Schogun war, wie oben bereits gesagt wurde, eigentlich nicht Herrscher, sondern der erste Vasall des Kaisers und oberster Heerführer. Die Macht des Kaisers hatte sich aber in dieser ganzen Zeit zu einem bloßen Schatten verflüchtigt. Ja der Kaiser selbst wurde von dem Schogun sogar überwacht und kontrolliert.

Während der Schogun die Zentralregierung in Händen hatte, führten in den einzelnen Provinzen die Landesfürsten (Daimios) ein ziemlich unbeschränktes Regiment. Sie waren aber von dem Schogun abhängig, der als ihr Lehnsherr galt.

Die Bevölkerung war streng nach Ständen geschieden. An der Spitze stand der Adel, der bevorzugte Stand, der ausschließlich zum Militär- und Zivildienst fähig war, dem gegenüber die drei andern Klassen, Bauern, Handwerker und Kaufleute, das gemeine Volk darstellten; sie arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts nicht nur für ihren eigenen Unterhalt, sondern auch für den Unterhalt der Adelsklasse und waren von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Außerhalb dieser vier Volksklassen stand der Priesterstand; wer sich ihm widmete, trat aus der gemeinen Welt aus und sollte fortan nur der Religion leben. Unter den vier Volksklassen standen die Unreinen, die Schinder, Gerber und Lederarbeiter, die in besonderen Ortschaften oder Stadtteilen lebten. Höhergestellte betraten nie ihre Häuser und durften nicht mit ihnen essen und trinken. Auch die Geschas, die Freudenmädchen, Gaukler und Schauspieler hatten keine viel höhere Stellung in der gesellschaftlichen Rangordnung.

Der Adel war entweder Hofadel oder Militäradel. Unter letzterem nahmen die Fürsten (Daimios) die höchste Stufe ein; von ihnen gab es verschiedene Arten mit verschiedenem Rang. Dann folgten die Krieger, die Samurais, auch wieder mit mehreren Abstufungen. Die höchste Klasse von ihnen, die Ritter, die sich in der Regel Reitpferde hielten, hatten über die unteren drei Bürgerstände das Recht über Leben und Tod; das gemeine Volk war ständig von

ihrem Schwerte bedroht. Unter den Rittern standen die gemeinen Fußsoldaten. Die Samurais waren entweder Vasallen eines Landesfürsten und zugleich Aftervasallen des Schoguns, oder sie waren unmittelbare Vasallen des Schoguns; letztere hatten vor ersteren den Vorrang und benahmen sich ihnen gegenüber sehr hochmütig.

Der Hachiman-Tempel bei Kamakura,
als Beispiel der altjapanischen Holzbaukunst.
(Vergl. hiermit das Postgebäude auf Seite 135.)

Die Bauern waren an die Scholle gebunden. Bei einem Wechsel des Herrschers gingen sie ohne weiteres auf den neuen Herrn über. Hohe Grundsteuern wurden von ihnen erpreßt. Die Kaufleute galten als die unterste der drei bürgerlichen Klassen; sie hatten aber tatsächlich wegen ihres Reichtums stets die Oberhand. Daß ihr Stand so wenig angesehen war, hatte zur Folge, daß der Adel dem Handel fern blieb, während die Samurais sich mit Landwirtschaft beschäftigen durften.

So war das alte Japan ein Lehnsstaat, zersplittert in eine große Zahl von Landesherrschaften. Die ganze damalige Ordnung des Staates und der Gesellschaft erinnert lebhaft an das deutsche Mittelalter.

Allmählich verfiel das Schogunat der Tokugawafamilie, und es bereitete sich langsam eine Umwälzung vor. Den Anstoß dazu gab die Berührung mit Nordamerika und verschiedenen europäischen Staaten. Es kam zum Bürgerkriege. Von den Truppen des Kaisers geschlagen, unterwarf sich der letzte Schogun; seitdem hat der Kaiser die höchste Gewalt in Händen. Um der Zersplitterung und Kleinstaaterei ein Ende zu machen, verzichteten auch die Landesfürsten auf ihre Gewalt, sie blieben zunächst noch als Gouverneure an der Spitze ihrer Provinzen, wurden aber allmählich durch kaiserliche Beamte ersetzt. Der alte Lehnsverband wurde aufgehoben. An Stelle des alten Bundesstaates trat ein Einheitsstaat, in dem mehr und mehr die modernen Gedanken der Freiheit und Rechtsgleichheit Geltung gewannen.

Der Kaiser, den man Jahrhunderte lang wegen der unnahbaren Heiligkeit seiner Person in völliger Abgeschlossenheit von dem Volke gehalten hatte, trat plötzlich als ein moderner Monarch an die Öffentlichkeit. Er stand damals noch in dem jugendlichen Alter von 17 Jahren. Am 14. März 1868 gab er, von Prinzen und Daimios umgeben, während einer religiösen Ceremonie eine feierliche Erklärung ab, die folgendermaßen lautete:

1. Eine beratende Versammlung wird einberufen werden, und alle Angelegenheiten des Staates sollen im Einklang mit der öffentlichen Meinung entschieden werden.

2. Alle Staatsangehörige, Arme und Reiche, sollen die Verwirklichung der Pläne mit gleichem Herzen verfolgen.

3. Die Zivil- und Militärbeamten sollen in gutem Einvernehmen leben. Auch die Volksklasse wird befriedigt werden, und der öffentliche Geist soll in Tätigkeit erhalten bleiben.

4. Die früheren schlechten Gewohnheiten werden abgeschafft, und wir werden die Wege der Gerechtigkeit wandeln.

Schogunen-Ritter der alten Zeit.

5. Wir werden aus allen Ideen der ganzen Welt Nutzen ziehen, um den Wohlstand des Reiches zu mehren.

Die Prinzen und Daimios versetzten, von der Aufrichtigkeit dieser Worte bewegt:

„Wir werden Deinen Willen vollziehen oder sterben."

In den Worten des Kaisers, so unklar und verschwommen sie auch sind, kommt doch klar zum Ausdruck, daß mit der Vergangenheit gebrochen und ein neuer Geist in den Staat einziehen sollte. Man hatte zu deutlich gesehen, daß es so nicht weiterginge. Die aus dem Westen stammenden „Barbaren" hatten die Überlegenheit der von ihnen vertretenen Kultur den Japanern zu handgreiflich vor die Augen geführt, besonders durch die Kanonen ihrer Schiffe. So entschloß man sich denn dazu, lieber manche eingewurzelte Gewohnheit, manche liebgewordene Sitte aufzugeben, als die staatliche Selbständigkeit auf das Spiel zu setzen.

Der Name des jetzigen Kaisers ist Mutsuhito. Da er 1867 auf den Thron kam, so regiert er bereits 37 Jahre. Die japanische Bezeichnung für den Kaiser war früher Mikado (hohe Pforte); heute ist dafür Tenno (himmlischer König) oder Tentschi (Sohn des Himmels) im Gebrauch. Da sich jedoch bei uns in Deutschland das Wort Mikado einmal eingebürgert hat, so haben wir es noch jetzt unbedenklich angewendet. In Japan wird mit jedem neuen Herrscher eine neue Zeitrechnung angefangen; die Periode wird jedoch nicht mit dem Namen des Herrschers benannt, sondern erhält eine neue Bezeichnung. Die Regierung des jetzigen Kaisers trägt den Namen Meedschi, das heißt die Erleuchtete.

Mit der europäischen Kultur zog auch der höfische Brauch der europäischen Staaten in Japan ein, vor allem auch die europäische Tracht. Bei den großen Hoffesten weiß auch seine Gemahlin, die Kaiserin Haru Ko, ihre Stellung mit Anmut und Würde zu repräsentieren. Sie steht an der Spitze der Gesellschaft vom Roten Kreuz in Japan, die vortrefflich organisiert ist und schon in dem Kriege mit China, noch mehr aber in dem jetzigen Kriege mit Rußland sich bewährt hat. Außerdem stehen verschiedene Wohltätigkeitsanstalten unter ihrem Schutze. Es wird von der Kaiserin auch erzählt, daß sie eine große Vorliebe für die japanische Dichtung hegt, sogar selbst Verse macht, und daß die Ausbildung junger Mädchen aus dem Adelsstand ihr sehr am Herzen liegt.

Alte Rüstungen und Waffen.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Der Kronprinz Yoschihito, der jetzt 25 Jahre alt ist, ist nicht ein Sohn der Kaiserin, sondern einer Nebenfrau. Die Kaiserin hat keine Kinder. Der Kronprinz ist sehr sorgfältig erzogen worden. Er besitzt ein gutes Verständnis für die europäische Politik, spricht auch geläufig französisch. Seit mehreren Jahren ist er verheiratet, aus seiner Ehe sind mehrere Kinder hervorgegangen.

Der Kaiser Mutsuhito ist in Japan entschieden populär. Als die alte Ordnung zusammenbrach, fehlte es nicht an Leuten, die, von dem nordamerikanischen Vorbild begeistert, für Japan sogleich die Einführung der Republik erstrebten. Auch lange Zeit nachher dauerten bei einem Teile des Volkes die republikanischen Neigungen noch fort. Munzinger, der in den 90er Jahren in Japan war, berichtet, daß er schon über das Gesicht manchen japanischen Jünglings ein recht skeptisches Lächeln habe gleiten sehen, wenn von dem Kaiser die Rede war. Aber während des Krieges mit China verstand er es, sich die Herzen seiner Untertanen zu gewinnen. Er begab sich nach dem Hauptquartier. Nun brachten die Zeitungen täglich Notizen über seine anspruchslose Lebensweise, und erzählten, wie er alle Entbehrungen mit seinen Soldaten teile. Als das japanische Parlament einmal das Geld zum Bauen neuer Kriegsschiffe verweigerte, verzichtete der Kaiser auf den zehnten Teil seiner Zivilliste; in derselben Weise wurde das Jahreseinkommen sämtlicher Staatsbeamten um ein Zehntel verkürzt. Auch während des jetzigen Krieges hat der Kaiser es verstanden, durch patriotische Opferwilligkeit seine Beliebtheit sich bei dem Volke zu bewahren. Alles in allem ist Mutsuhito ein, wenn auch nicht genialer, doch wohlmeinender und rechtschaffener Monarch, der bedeutende Staatsmänner neben sich gewähren ließ.

Die Veränderungen, die seit dem Sturze der Tokugawas in dem öffent-

lichen Leben des japanischen Volkes eintraten, waren zu gewaltig, als daß sie sich glatt und geräuschlos hätten vollziehen können. Es gab fortwährend heftige politische Streitigkeiten. Mehr als einmal kam es zu blutigen Aufständen. Das Verlangen nach einer Volksvertretung, das in weiten Kreisen lebendig war, wurde zunächst aber noch nicht erfüllt. Etwa seit dem Jahre 1879 setzte eine planmäßige politische Agitation ein. Bald wurde Japan auch mit Parteien beglückt. Die Regierung verspürte jedoch keine große Lust, das Versprechen

Aus Japans alter Zeit: Seekampf während des Tatareneinfalles.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

wegen einer Volksvertretung, das der Kaiser im Jahre 1868 gegeben hatte, zu verwirklichen; man muß auch zugeben, daß die Einführung der notwendigen Reformen leichter unter einer absoluten Monarchie möglich war. Tatsächlich hatte sich die Sache so gestaltet, daß die Männer aus mehreren südwestlichen Landschaften, besonders aus Satsuma und Tschoschu, die Regierungsgewalt als ihr ausschließliches Vorrecht betrachteten. Diese Landschaften waren es gewesen, auf die der Kaiser bei der Wiederherstellung seiner Macht sich besonders gestützt hatte. Der erste Minister war in der Regel ein kaiserlicher Prinz oder eine Persönlichkeit aus dem hohen Adel. Die übrigen Ministerposten und die

meisten sonstigen Staatsämter wurden meist mit Leuten aus Tschoschu oder Satsuma besetzt.

Doch das Drängen nach Einführung einer Volksvertretung ließ nicht nach, sondern wurde immer heftiger. Im Oktober 1881 erließ der Kaiser eine Verordnung, worin die Eröffnung des Parlamentes auf das Jahr 1890 bestimmt wurde.

Zu Anfang der achtziger Jahre trat zuerst Hirobumi Ito hervor, der bedeutendste Staatsmann des heutigen Japan, den man wohl den japanischen Bismarck genannt hat. Im Jahre 1881 wurde er nach Europa geschickt, um die dortigen Verfassungen aus der Nähe zu betrachten. Er kam auch nach Deutschland, besprach sich hier mit verschiedenen Gelehrten und Staatsmännern und hatte auch mehrere Unterredungen mit dem Fürsten Bismarck. Für die Gestaltung der japanischen Verfassung hat hauptsächlich die preußische als Vorbild gedient. 1885 wurde Ito zum ersten Male zum Ministerpräsidenten ernannt. Er war damals nur ein einfacher Samurai; inzwischen ist er zum Marquis ernannt worden.

Endlich im Jahre 1889 wurde die Verfassung des Kaiserreichs Japan verkündet. Diese Tatsache wirkte befreiend und beruhigend auf die Bevölkerung. Doch der Parteihader war damit nicht begraben. In der Regel steht in Japan die Regierung mit dem Parlament auf dem Kriegsfuß. Nur wenn Augenblicke eintreten, wo wichtige Interessen des Staates auf dem Spiele stehen, herrscht patriotische Einmütigkeit. So war es als der Krieg mit China ausbrach, so war es auch jetzt, als der Krieg mit Rußland unvermeidlich schien. Da wurde aller Parteihaß begraben und alle privaten Interessen traten zurück gegen das allgemeine Interesse des Vaterlandes.

Das Hauptmittel für die politische Agitation sind heute die Zeitungen. Wie diese sich in Japan vermehrt und verbreitet haben, ist wahrhaft erstaunlich. Im Jahre 1872 wurde die erste japanische Zeitung von einem Engländer gegründet. Im Jahre 1897 gab es bereits 745 Zeitungen und Zeitschriften, die in 431 Millionen Exemplaren verbreitet wurden. Das japanische Zeitungswesen ist so organisiert, daß die Artikel der großen in Tokio erscheinenden Blätter in der Provinz nachgedruckt werden. Natürlich haben die verschiedenen Parteien alle ihre besonderen Organe; es gibt auch regierungsfreundliche und offiziöse Blätter. Auch mehrere unabhängige Zeitungen gibt es bereits; doch vermag ich nicht zu sagen, ob Herr August Scherl, der Verleger des Berliner Lokal-

anzeigers, an ihnen beteiligt ist. Von den Zeitungen und Zeitschriften, die in fremden Sprachen erscheinen, sind die englischen in erster Linie zu nennen. Diese englischen Blätter machen es sich vielfach in liebenswürdiger Weise zur Aufgabe, die Japaner gegen die Deutschen aufzuhetzen. Früher bestand in Japan die Zensur, seit 1897 ist aber die Preßfreiheit eingeführt.

Die politische Bewegung ist noch heute eine lebhafte, viel lebhafter als bei uns, denn die Politik wird von hoch und niedrig leidenschaftlich betrieben. Es gibt auch eine Klasse von Berufspolitikern, die nur von Politik leben. Das sind die sogenannten Soschi, oft verkrachte Existenzen, die im Dienste einer politischen Persönlichkeit, einer Partei oder auch der Regierung im Lande herumziehen. Sie halten politische Versammlungen ab und tragen die Lehren der Parteien in die breiten Massen; zuweilen sollen sie auch mit Faustschlägen, Knütteln und Schwertern ihre Politik machen. Munzinger erzählt von einem interessanten Erlebnis mit zwei Soschi, das wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Er schreibt:

„Ich hielt mich einmal zurzeit des Hochsommers in einem abgelegenen Fischerdorfe an der See auf. Neben meiner Wohnung war der Tempel des Dorfes, und mit dem buddhistischen Priester war ich persönlich bekannt geworden. Eines Abends lud er mich ein, mit ihm zum nächsten Dorfe, einem verlorenen Neste von ungefähr dreihundert Seelen, zu gehen; dort finde eine politische Vortragsversammlung der radikalen Partei statt. Ich ging mit ihm. In dem Dorfe hatte er einen guten Freund, den Doktor des Ortes. In Japan sitzt ein Doktor in jedem Ort; dieser war übrigens einer, dem ich mich nicht anvertraut hätte, denn seine Heilmethode war noch die alte chinesische mit einem Bißchen holländischer Anatomie. Der Doktor war gerade bei dem Abendessen und hatte — was eine Ausnahme ist — dem Sake etwas reichlich zugesprochen. Er lud uns ein, mitzuessen, aber wir begnügten uns mit einem Schälchen Sake. Schließlich kamen wir verspätet zum Versammlungslokal, dem Teehaus des Ortes. Die niedrige, rauchige Stube mit dem Feuerplatz in der Mitte, spärlich erhellt von zwei elenden Lämpchen, war schon dicht besetzt. Nur mit Mühe konnten wir noch ein Plätzchen finden, um uns gleich den andern auf den Boden niederzulassen. Die Bauern schauten mich verwundert an; denn daß ein Fremder eine japanische politische Versammlung besucht, ist selbst in Tokio unerhört, geschweige denn im Innern des Landes. Die beiden Redner, zwei Soschi von Yokohama, hatten sechs Themata bekanntgegeben, über die sie im ganzen etwa zweiundeine-

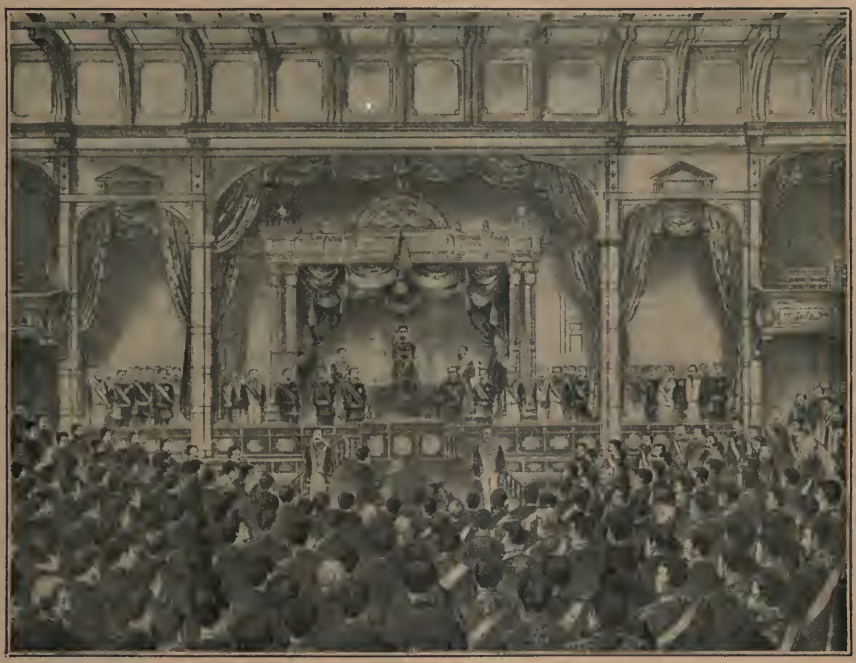
halbe Stunde lang sprachen. Der jüngere, ein Bursche von zwanzig und einigen Jahren, sah sich durch meine Anwesenheit veranlaßt, recht ausfällig zu werden. „Da beurt man überall die Fremden", meinte er. „Da heißt es geehrter Herr Barbar hinten und geehrter Herr Barbar vorn. Da macht man die tiefsten Verbeugungen vor den Herren aus dem Westen. Aber wahrlich, freie Bürger von Großjapan haben das nicht nötig! Ist Großjapan nicht die größte Nation der Welt?" Ich gestehe es gern, mir war nicht wohl dabei zu Mute. Die Bauern aber empfanden solche Reden als eine große Unhöflichkeit gegen mich, schüttelten mißbilligend die Köpfe und sahen mich dann freundlich lächelnd an. Der Doktor aber, der mich als seinen Gast betrachtete, war über solche Roheit tief ergrimmt, und der genossene Sake tat noch ein Übriges, sein Blut in Wallung zu bringen. Die Versammlung nahte sich dem Ende, da sprang er auf und fing mit den beiden Soschi Händel an, da sie des Kaisers geheiligte Person angegriffen hätten. Ich hatte die Vorträge genau verfolgt und wußte, daß das nicht der Fall war. Dem Doktor war es aber nur um einen Vorwand zu tun, und was er wollte, gelang ihm: überraschend schnell sah ich eng verschlungen ein paar Gestalten sich am Boden wälzen und aufeinander losschlagen — das erste und einzige Mal, daß ich in Japan eine solche Skandalszene sah. Jetzt ward es mir unheimlich. Das Abenteuerliche der ganzen Situation — ein christlicher Missionar an der Seite eines buddhistischen Priesters unter dem Schutze eines angetrunkenen Quacksalbers in einem Bauerndorf im Innern Japans in einer von Soschi berufenen politischen Versammlung! — kam mir scharf und unbehaglich zum Bewußtsein. Rasch sprang ich auf, dem Ausgang zu. Meine ganze Not waren jetzt meine Schuhe. Die hatte ich der Sitte gemäß beim Eintritt ausgezogen und auf dem Flur gelassen. Zum Glück fand ich sie leicht und lief nun, was ich konnte, um aus dem Dorf hinauszukommen. Es war stockdunkel, und der Weg war schlecht. Da hörte ich plötzlich jemand hinter mir rufen: „Krimi, krimi", „Kollege, Kollege!" Es war mein buddhistischer Stiefkollege, und beruhigt trabte ich mit ihm unserem Dorfe zu. Übrigens will ich noch hinzufügen, daß der Doktor am nächsten Nachmittag mit zerknirschter Miene zu mir kam und mich höflichst um Entschuldigung für seine „Roheit" bat. Auch mein geistlicher Nachbar war mitgekommen, und da er nun einmal ein eingebildeter Prahlhans war, so fing er sofort zu renommieren an, er habe mich am Abend zuvor gerettet!"

Werfen wir nun einen Blick auf die Bestimmungen der japanischen Ver-

Yoschihito, Kronprinz von Japan.
(Nach einer Photographie.)

Straße in Yokohama bei einem Volksfeit.
(Nach einer Photographie.)

fassung. Ich sagte schon, daß bei ihrer Abfassung die preußische Verfassungsurkunde als Vorbild gedient hat. Diese selbst ist aber durchaus nicht gerade originell, sondern im wesentlichen ein Abklatsch der belgischen Verfassung. Es versteht sich von selbst, daß mit Rücksicht auf die japanischen Verhältnisse viele eigentümliche Bestimmungen getroffen sind; im ganzen kann man aber sagen, daß die japanische Verfassung nach der konstitutionellen Schablone gearbeitet ist. Allein jeder Politiker weiß, daß auf den Wortlaut einer Verfassung nicht viel



Eröffnung des japanischen Reichstages.

ankommt, viel wichtiger und geradezu ausschlaggebend ist, welcher Geist in dem öffentlichen Leben eines Staates herrscht und wie die Machtverhältnisse tatsächlich verteilt sind.

Betrachtet man unter solchen Gesichtspunkten das japanische Verfassungsleben, so erhebt sich sofort die Frage: Welche Gewalt hat der Kaiser und seine Regierung und welche Gewalt übt das Parlament aus? Und da ist denn zu sagen, daß die kaiserliche Regierung weitaus der stärkste Machtfaktor ist. Wenn auch natürlich die Zustimmung der Volksvertretung zur Feststellung des Staatshaushaltes, zur Einführung neuer Steuern und zum Erlaß von Gesetzen er-

forderlich ist. Zwar gibt es auch in Japan Parteien, die von einer Herrschaft des Parlaments nach englischem Muster träumen, aber die Wirklichkeit entspricht ihren politischen Idealen nicht. Der Kaiser hat zu Ministern in der Regel Leute seines Vertrauens berufen. Nur vereinzelt ist es vorgekommen, daß Vertreter der parlamentarischen Mehrheit zu Ministern ernannt wurden; man hat damit aber keine guten Erfahrungen gemacht, da die parlamentarische Mehrheit nicht einig war und in mehrere Teile zerfiel.

Offiziell gilt der Kaiser als ein Nachkomme der Sonnengöttin Amaterasu; doch ist es begreiflich, daß die aufgeklärten Leute in Japan nicht mehr daran glauben. Doch tuen sich alle Japaner etwas darauf zu gute, daß ihre Dynastie seit dem Beginn der Geschichte, mehrere Jahrtausende hindurch ununterbrochen in Japan herrscht, was kein anderes Land der Erde von sich sagen könne. Hierbei ist freilich zu bedenken, daß der Fortbestand des Herrscherhauses nur dadurch möglich geworden ist, daß in zahlreichen Fällen, wo der Kaiser keinen leiblichen Sohn als Nachfolger hatte, ein Sohn adoptiert wurde.

Wahrhaft orientalisch ist die Tonart, in der in amtlichen Kundgebungen von der geheiligten Person des Kaisers gesprochen wird. Auch die ersten glücklichen Siege, die Japan in dem gegenwärtigen Kriege über die Russen davontrug, wurden amtlich auf die Weisheit und Tapferkeit des Kaisers zurückgeführt.

Der japanische Reichsrat besteht wie der preußische Landtag aus zwei Kammern, dem Herrenhaus und dem Abgeordnetenhaus. Die Zusammensetzung des Herrenhauses ist der des preußischen ähnlich. Da sind Mitglieder, die dem Hause durch ihre Geburt angehören, wie die kaiserlichen Prinzen, die Fürsten und Markgrafen. Ferner gibt es auch in Japan Personen, die vom Kaiser wegen ihrer Verdienste zu lebenslänglichen Mitgliedern ernannt werden. Endlich fehlt es auch nicht an Mitgliedern, die von verschiedenen Gruppen oder Verbänden gewählt werden. So wählen die Grafen, Vizegrafen und Barone aus ihrer Mitte eine Anzahl von Vertretern. Ebenso wählen in jeder Provinz die fünfzehn höchstbesteuerten Leute je einen Vertreter.

Das Abgeordnetenhaus wird in ähnlicher Weise gebildet, wie bei uns der Reichstag und eigenartig ist das Wahlverfahren. Lange bevor bei uns das sogenannte Klosettgesetz eingeführt wurde, wurden in Japan Wahlzettel von einheitlicher Form jedem Wähler vom Ortsvorsteher eingehändigt. Der Wähler hat auf diesen Zettel zunächst den Namen des Kandidaten und dann seinen eigenen Namen mit Angabe des Wohnortes niederzuschreiben und sein Siegel

beizudrücken. Am Tage nach der Wahl bringt der Ortsvorsteher in Begleitung von einem oder mehreren Beisitzern persönlich die Wahlurne auf das betreffende Wahlamt, wo das Ergebnis der Wahl von dem Wahlpräsidenten in Gemeinschaft mit einem Wahlausschuß festgestellt wird. Über Wahlproteste entscheidet das Oberlandesgericht, doch hat auch das Abgeordnetenhaus selbst das Recht, die Legitimation seiner Mitglieder zu prüfen. Bemerkenswert ist, in wie starkem Maße das aktive und passive Wahlrecht eingeschränkt ist. So dürfen nicht wählen Personen, die mit Gefängnis oder wegen Glücksspiels bestraft worden sind, wenn seit der Verbüßung der Strafe noch nicht drei Jahre verstrichen sind. Ebenso dürfen diejenigen nicht wählen, gegen die eine strafgerichtliche Verfolgung eingeleitet ist, oder die sich in Haft befinden. Ferner ruht das Wahlrecht für die Häupter der adligen Familien.

Alle genannten Personen sind auch von der Wählbarkeit ausgeschlossen. Ferner können nicht gewählt werden Hof-, Steuer- und Polizeibeamte, Priester und Religionslehrer. Die Beamten eines Verwaltungsbezirkes sind in diesem Bezirke nicht wählbar: Was würde wohl aus unseren Landräten werden, die sich in ihrem Kreise so gerne zu Abgeordneten wählen lassen, wenn bei uns eine gleiche Vorschrift bestände.

Da zu einem Gesetz der übereinstimmende Wille des Kaisers und der beiden Häuser des Reichsrats erforderlich ist, so kann ohne den Kaiser ein Gesetz überhaupt nicht zustande kommen. Daraus erfolgt, daß der Kaiser gegenüber den Gesetzvorschlägen, die aus der Initiative des Reichsrates hervorgegangen sind, ein absolutes Veto besitzt.

Entsprechend den modernen Grundsätzen sind heute alle japanischen Bürger privatrechtlich und strafrechtlich einander gleichgestellt. Auf dem Gebiet des öffentlichen Rechtes walten freilich noch einige Unterschiede ob. Man ist nicht so weit gegangen, die alten Stände, die in ihrer Abgeschlossenheit fast den Charakter von Kasten hatten, völlig aufzuheben, obgleich dies von radikalen Politikern verlangt wurde und noch heute verlangt wird. Zuerst wurden die Bevölkerungsklassen, die als unrein und ehrlos gegolten hatten, aus ihrer verachteten Stellung erlöst. Aus den Daimios und dem Hofadel wurde eine neue Klasse des hohen Adels gebildet, in die durch kaiserliche Verleihung auch neue Mitglieder aufgenommen wurden. Dieser Stand heißt die Kazoku, d. h. Blume der Familien; die Angehörigen desselben führen heute verschiedene Adelstitel, sie sind Fürsten, Markgrafen (Marquis), Grafen, Vizegrafen (Vicomte) oder Barone. Die ver-

schiedenen Arten von Samurais wurden zu einem Stande zusammengefaßt, den man Schizoku nannte, d. h. ehrbare Familien; die Bezeichnung Samurai ist bei uns aber immer noch gebräuchlich. Die Bauern, Handwerker und Kaufleute bilden zusammen das gemeine Volk, Hemin. Früher hatten die verschiedenen

Eine moderne japanische Prinzessin in europäischer Hoffeitkleidung.
(Nach einer Photographie.)

Klassen nur untereinander heiraten dürfen; diese Beschränkung wurde aufgehoben. Doch bedürfen die Mitglieder des hohen Adels zu einer Heirat die Genehmigung des Kaisers.

Während die Samurai jetzt den Bürgerlichen auch in staatsrechtlicher Beziehung gleichgestellt sind und nur das Recht auf gewisse Ehrentitel haben,

besitzen die Mitglieder des hohen Adels noch einige wirkliche Vorrechte. Sie haben das Recht, Fideikommisse zu errichten und unterstehen der Kontrolle des kaiserlichen Hofstaates. Ferner haben sie, wie erwähnt, unter bestimmten Voraussetzungen das Recht, Mitglied des Herrenhauses zu werden.

Dieses Recht wird nun zuweilen nicht gerade als ein Vorrecht empfunden. Das japanische Herrenhaus hat bei weitem nicht die politische Bedeutung, wie das Abgeordnetenhaus. Deshalb kann einem Manne, der im politischen Leben eine Rolle spielen will, sein Adelstitel, der ihn zum Mitglied des Herrenhauses

Junge Japanerin im Festgewande.
(Nach einer Photographie.)

macht, unter Umständen recht unbequem werden. Das mußte auch der japanische Staatsmann Marquis Ito erfahren, als er im Jahre 1898 sein Amt als Ministerpräsident niederlegte. In dem Demissionsgesuch, das er an den Kaiser richtete, führte er aus, daß ihm wegen Mangel an Talent nichts mehr gelinge. Er bitte deshalb um die Erlaubnis, seinen Posten verlassen und auch alle seine Orden und Auszeichnungen nebst dem Marquistitel dem Kaiser zurückerstatten zu dürfen. Dieser Schritt erregte das größte Aufsehen, und fand im Volke vielen Beifall. Der Kaiser willfahrte jedoch seiner Bitte nicht, sondern befahl Ito, Adel und Orden zu behalten. So mußte dieser sich fügen, und mußte folglich auch darauf verzichten, sich als freier Mann und gänzlich unbehindert sich am politischen Leben zu beteiligen, wie er gewünscht hatte. Das Interessanteste hierbei war,

daß Ito selbst es gewesen war, der im Jahre 1884 als Hofminister das neue Adelsgesetz abfaßte, auf Grund dessen zahlreiche Politiker mit hohen Adelstiteln bedacht wurden. So mußte er die üblen Folgen seiner damaligen Maßregel am eigenen Leibe verspüren.

Daß die Standesunterschiede in Japan heute noch von großer Bedeutung sind, beweist auf das schlagendste schon die eine Tatsache, daß bei den Volkszählungen die Angehörigen der verschiedenen Stände für sich gezählt werden, was in keinem europäischen Lande geschieht. Und wenn die Samurai ebenso wie die Adligen in Deutschland nur noch Ehrenrechte vor den Bürgerlichen voraus haben, so ändert dies doch nichts an der Tatsache, daß sie auch heute noch die meisten Beamtenstellen in Händen haben und in der Armee und Marine die meisten Offizier- und Unteroffizierstellen bekleiden.

Zum Schluß noch einige Worte über das Steuerwesen. Von der Grundsteuer wurde schon gesprochen. Sie nimmt auch heute noch unter den Staatseinnahmen eine hervorragende Stelle ein und ist die wichtigste Last, die der japanische Steuerzahler zu tragen hat. Früher machte die Grundsteuer mehr als die Hälfte aller steuerlichen Einnahmen des Staates aus. Es entsprach jedoch nur der Billigkeit und Gerechtigkeit, daß allmählich auch andere Steuerquellen eröffnet oder ergiebiger gemacht wurden. Den höchsten Ertrag bringt jetzt die Accise, die vom Alkohol und Zucker erhoben wird, und deren Ertrag für das letzte Etatsjahr auf 70 Millionen Yen veranschlagt war; der Ertrag der Grundsteuer war nur auf 47 Millionen geschätzt. Dazu kommen die Zölle mit 17 Millionen, die Einkommen- und Geschäftssteuer mit 13 Millionen, die Stempelsteuern mit 14 Millionen und andere kleine Steuern mit 7 Millionen. Im ganzen waren die Einnahmen aus Steuern auf 168 Millionen Yen veranschlagt. Unter den indirekten Steuern waren früher verschiedene, die uns etwas eigenartig anmuten und die vielleicht unsern Finanzkünstlern zur Nachahmung empfohlen werden könnten. So gab es eine Kuchensteuer, eine Medizinsteuer, eine Wagensteuer und eine Schiffssteuer. Auch von dem beliebten Getränk Sake und von der Bohnensauce, Soja, wurde eine Steuer erhoben.

Recht erheblich sind die Überschüsse, die der japanische Staat aus seinen eigenen Betrieben erzielt. Die Posten und Telegraphen lieferten im Etatsjahre 1902—1903 einen Überschuß von 26 Millionen Yen, gleich 52 Millionen Mark trotz der Billigkeit des japanischen Portos! Aus dem Tabakmonopol zog der Staat 12 Millionen, die Eisenbahnen warfen 8 Millionen, Staatsforsten

3 Millionen ab. Im ganzen betrugen die Einnahmen aus Staatsbetrieben 51 Millionen. Hierzu ist seit dem vorigen Jahre als neue Einnahmequelle das Kampfermonopol getreten. Darnach muß aller Rohkampfer und alles Kampferöl an die Regierung abgeliefert werden, die dafür eine Vergütung zahlt, deren Höhe vorher öffentlich bekannt gemacht wird. Zum Raffinieren des Kampfers ist allein die Regierung ermächtigt. Das Kampfermonopol ist von der englischen Firma Samuel & Co. gepachtet.

Während im Jahre 1902—1903 die gesamten Einnahmen des Staates 274 Millionen Yen geschätzt waren, waren die Ausgaben im ganzen 270 Millionen veranschlagt. Verglichen mit unseren deutschen Verhältnissen oder den Verhältnissen anderer europäischer Staaten sind diese Zahlen noch ziemlich bescheiden zu nennen. Doch ist die Höhe der Einnahmen und Ausgaben in fortwährendem Steigen begriffen. Die Staatsschulden beliefen sich im Jahre 1900 auf 508 Millionen Yen, also rund eine Milliarde Mark.

In anderem Zusammenhange wurde schon erwähnt, wie ungeheuere Summen der Staat es sich hat kosten lassen, um eine Industrie und eine moderne Handelsmarine großzuziehen. In den 13 Jahren von 1890—1902 wurden für diese Zwecke vom Staate nicht weniger als 128 Millionen Yen verausgabt. Von den 14,6 Millionen, die der Staat im Jahre 1902 an Beihilfen zahlte, entfielen 8,2 Millionen auf die Handelsmarine. Diese energische Unterstützung der Seeschiffahrt setzt jedoch erst mit dem Ende der 90er Jahre ein, seit Japan beharrlich das Ziel verfolgte, sich eine große und leistungsfähige Kriegsmarine zu schaffen.

In wie märchenhafter Weise trotz aller Krisen und schlechter Zeiten in den letzten zehn Jahren der Nationalreichtum Japans gewachsen ist, ergibt sich deutlich aus der Höhe des besteuerten Einkommens.

Dies betrug:

1893	91,3 Millionen Yen		1897	147,7 Millionen Yen	
1894	99,5 „	„	1898	168,5 „	„
1895	107,6 „	„	1899	277,6 „	„
1896	127,3 „	„	1900	356,1 „	„

1901 392,9 Millionen Yen.

Dementsprechend stieg der Ertrag der Einkommensteuer. Sie brachte 1893 1,2 Millionen Yen, 1902 aber 7,4 Millionen, was zum Teil aber darauf zurück-

zuführen ist, daß der japanische Miquel im Jahre 1899 eine erhöhte Besteuerung und eine verbesserte Methode der Steuererhebung durchgesetzt hatte.

Die mit allen Mitteln erhöhten Einnahmen hat Japan in den letzten Jahren, ohne die Kulturzwecke zu vernachlässigen, vornehmlich dem einen großen Ziele nutzbar gemacht: Das Heer und die Flotte für den großen Kampf vorzubereiten. Besonders der Bau der großen Kriegsschiffe erforderte große Opfer. Hierfür wurde auch die Entschädigung verwendet, die Japan von China nach dem letzten Kriege erhielt. Der Erfolg hat gezeigt, daß diese Summen gut angelegt waren.

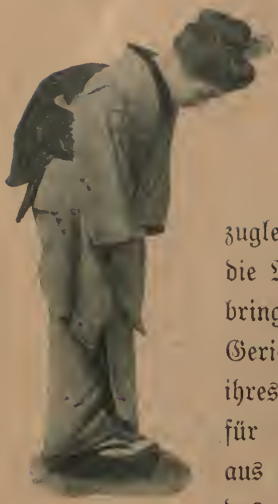
Recht und Rechtspflege.

Man darf sich die Rechtszustände, die in Japan bis zu der Zeit herrschten, wo die Herrschaft der Schogune aus dem Hause Tokugawa durch die des Mikado abgelöst wurde, nicht zu barbarisch und unvollkommen vorstellen. Eine Rechtswissenschaft gab es zwar nicht, aber das geltende Recht stand auf einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe. Da Japan damals ein Lehnstaat war, wie Deutschland zur Zeit des Mittelalters, so ist es begreiflich, daß das japanische Recht mit dem deutschen Recht des Mittelalters eine Reihe auffälliger Ähnlichkeiten zeigte. Außer den eigentlichen lehnrechtlichen Bildungen hatte das japanische Privatrecht jedoch eine große Anzahl von Instituten ausgebildet, die wir sonst nur in verhältnismäßig vorgeschrittenen Rechtsystemen finden. Es hatte Bestimmungen über Verschollenheit, Minderjährigkeit, Zession und Verjährung, über Pfandrecht und Hypothek, über Zwangs- und Bannrechte, Zünfte und Gilden. Es gab nicht nur Bestimmungen über Darlehen und Zinsen, über Bürgschaft, Kauf, Pacht und Miete; man hatte auch ein Gesellschaftsrecht entwickelt, das auf zahlreiche Erwerbsgesellschaften Anwendung fand. Es gab Bestimmungen zum Schutz gegen die Benachteiligung der Gläubiger. Daß das Familienrecht genaue Bestimmungen enthielt über Verlöbnis und Ehe, über väterliche Gewalt und Adoption, daß es eine Erbfolge gab mit und ohne Testament, versteht sich hiernach fast von selbst. Bei den ausgedehnten Bewässerungsanlagen ist es ferner begreiflich, daß das Wasser- und Deichrecht reich ausgebildet war. Ja man kannte längst Inhaberpapiere, Papiergeld und ein dem Wechsel ähnliches Institut.

Wenn es auch einzelne Gesetze gab, so lebte doch die große Masse des Rechts nur im Rechtsbewußtsein des Volkes und der Beamten; es war unge-

Landschaft am Yalu.
(Nach einer Photographie.)

Landhaus bei Kioto, als Beispiel des japanischen Villenstils.
(Nach einer Photographie.)



Japanischer Gruß.

schriebenes Gewohnheitsrecht. Die scharfe Trennung zwischen Justiz und Verwaltung, die für den modernen Staat so bezeichnend ist, war den Japanern ebenso fremd, wie sie in früheren Zeiten den meisten deutschen Staaten fremd war. Eine und dieselbe Behörde war zugleich Verwaltungs- und Gerichtsbehörde. Überall war aber die Möglichkeit gegeben, eine Sache vor mehrere Instanzen zu bringen. Die starre ständische Gliederung zeigte sich auch im Gerichtswesen. Die Samurai konnten grundsätzlich nur von ihresgleichen gerichtet werden. Für sie bestanden, ebenso wie für die Priester besondere Strafen: Hausarrest, Ausstoßung aus dem Samuraistand und Entziehung des Lehens, endlich das Harakiri, das Bauchaufschlitzen. Die höchste Strafe für Priester außer für Mord war die Ausstoßung aus dem Priesterstande. Auch der Sitzungssaal des Gerichts war nach Ständen abgeteilt; die gemeinen Bürger hatten die niedersten und entferntesten Plätze. Die Strafen, die gegen die Angehörigen der gemeinen Volksklassen Anwendung fanden, sind nicht eigentlich grausam zu nennen. Gefängnis und Zuchthaus kannte man nicht. An Freiheitsstrafen gab es besonders die Ausweisung aus dem Wohnort, die Landesverweisung und die Verbannung nach einer entfernten Insel. Auch Geldstrafen und die Einziehung des Vermögens kamen zur Anwendung. Leibesstrafen gab es nicht außer Prügel und Tätowierung; es fehlten also alle verstümmelnden Strafen, wie das Abhauen einer Hand, das Ausreißen der Zunge. Die Todesstrafe wurde nicht nur durch Enthaupten vollstreckt, sondern auch durch Verbrennen, Kreuzigen und Zersägen. Bei der Kreuzigung wurde der Verbrecher jedoch, sobald er ans Kreuz gebunden war, durch zwei Lanzenstiche getötet; bei dem Verbrennen wurde er vor dem Anzünden des Scheiterhaufens heimlich erdrosselt, und auch das Absägen des Kopfes mit der Bambussäge fand in Wirklichkeit nicht statt: der Verbrecher wurde enthauptet und neben seinem Leichnam die in seinem Blut getränkte Säge aufgestellt. Vergleicht man mit diesem Strafensystem das der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl V., so fällt der Vergleich nicht zugunsten unseres deutschen Gesetzbuches aus. Dieses kennt außer der Hinrichtung durch das Schwert noch folgende Todesarten: Vierteilung, Rädern, Erhängen, Ertränken, Lebendigbegraben, Schleifen zum Richtplatz. An verstümmelnden Strafen weist es unter

anderem auf: Abschneiden der Ohren, Ausschneiden der Zunge, Abhauen der Finger, Ausstechen der Augen. Übrigens ist das geschilderte japanische Strafensystem noch weniger milde, als das des japanischen Rechts, wie es im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung galt. Damals gab es an Todesstrafen nur das Erdrosseln und das Enthaupten; die verschärften Todesstrafen waren unbekannt.

Überhaupt hatte das japanische Recht schon in jener frühen Zeit einen hohen Grad der Entwicklung erreicht, und in den folgenden tausend Jahren hat die Rechtspflege auf manchen Gebieten keinen Fortschritt gemacht, sondern eher einen Rückschritt. Hierzu trug auch die Entartung bei, die durch das Lehnswesen herbeigeführt wurde, da das Richteramt in vielen Fällen mit dem Besitz eines Grundstücks ohne weiteres verknüpft war.

In den letzten Zeiten des Schogunats war der Zustand der Rechtspflege durchaus nicht glänzend. Es wurde vielfach darüber geklagt, daß die Justiz viel verweigert, verzögert und gemißbraucht werde. Auch wurde es je länger je mehr als ein Mißstand empfunden, daß das geltende Gewohnheitsrecht nicht einmal amtlich niedergeschrieben war.

Von den vielen Aufgaben, vor welche die neue Regierung in Japan sich gestellt sah, war die Neubildung des Rechts und des Gerichtswesens eine besonders schwierige. Es galt die berechtigten Eigentümlichkeiten der Japaner, ihre Anschauungen von Recht und Sitte in Einklang zu setzen mit den Forderungen des modernen Staatslebens. Diese große Reform, an der die japanischen Juristen in Gemeinschaft mit zahlreichen Ausländern ein Menschenalter hindurch angestrengt gearbeitet haben, ist jetzt als abgeschlossen zu betrachten. Die Justiz ist jetzt durchweg von der Verwaltung getrennt. Das Recht wird von rechtsgelehrten Richtern gesprochen, die nur im Disziplinarwege ihres Amtes entsetzt werden können. Die Gerichtsverfassung ist ähnlich der deutschen: es gibt ein Reichsgericht, sieben Oberlandesgerichte, 49 Landgerichte, 301 Amtsgerichte und über 1200 Gerichte, die von den letzteren detachiert sind. Von den Richtern und Staatsanwälten sind bereits mehrere Hundert aus der juristischen Fakultät Tokio hervorgegangen. Die Mehrzahl derselben ist allerdings nur auf Grund eines

Japanischer Gruß.

Examens angestellt, ohne regelrecht studiert zu haben, oder aus der Zahl der Advokaten entnommen.

Auf die Gestaltung der großen Gesetzgebungswerke, die seit dem Anfang der achtziger Jahre in Japan veröffentlicht wurden, hat der französische Jurist Boissonnade den stärksten Einfluß ausgeübt. Aus seiner Feder sind die Entwürfe zum Strafgesetzbuch und zur Strafgesetzordnung hervorgegangen. Beide

Nagasaki.
(Nach einer Photographie.)

Gesetze, die sich ziemlich eng an die entsprechenden französischen anschlossen, sind inzwischen bereits durch neue ersetzt, bei denen man die in der Zwischenzeit gesammelten Erfahrungen, wie auch die Fortschritte der Wissenschaft verwerten konnte.

Unter den Strafen nimmt jetzt die Freiheitsstrafe die erste Stelle ein, die in verschiedenen Abstufungen angedroht ist. Es gibt Zuchthaus, Gefängnis mit und ohne Arbeitszwang und als politische Strafen, die unserer Festungshaft entsprechen, die einfache Freiheitsentziehung und die Verbannung. Natürlich hat

Japan nun Gefängnisse bauen müssen, die nach europäischem Muster eingerichtet wurden, was dem Staate viel Geld gekostet hat. Die Zahl der Strafgefangenen beträgt durchschnittlich 60000.

Noch schwieriger als die neue Ordnung des Strafrechts und Strafprozesses war die Reform des Zivilprozesses, des bürgerlichen Rechts und des Handelsrechts. Die Zivilprozeßordnung trat im Januar 1891 in Kraft; sie enthält

Straße in Kobe.
(Nach einer Photographie.)

ebenso wie die Strafprozeßordnung das Prinzip der freien Beweiswürdigung und beruht ebenso wie jene auf den Grundsätzen der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens. Der Entwurf zu dem Handelsgesetzbuch rührt von unserem Landsmann Hermann Roesler her, der eine Reihe von Jahren in Japan war und dort sein Leben beschlossen hat. Der erste Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch, der ebenfalls den Franzosen Boissonade zum Verfasser hatte, zeigte große Ähnlichkeit mit dem Gesetzbuch Napoleons und fand wenig Beifall, weil er sich über die eingewurzelten Gewohnheiten des japanischen Volkes zu

leichten Herzens hinweggesetzt hatte. Schon waren beide Gesetzbücher von einem Ausschuß, der aus hohen Beamten bestand, festgestellt und wurden im Jahre 1890 als Gesetze verkündet. Da trat das erste japanische Parlament zusammen und setzte es durch, daß das Inkrafttreten beider Gesetzbücher hinausgeschoben wurde. Es wurde eine große Kommission gebildet aus Mitgliedern des Reichsrates, Professoren, Verwaltungsbeamten, Richtern und Rechtsanwälten. An ihre Spitze trat der bekannte japanische Staatsmann Marquis Ito. Man entschloß sich zu der Aufstellung eines neuen Entwurfs. Die Kommission arbeitete mit der größten Hingebung, mit unermüdlichem Fleiß und mit großem Geschick. Hierbei tat sich besonders der Professor Hozumi hervor, der jetzt Direktor der juristischen Fakultät der Universität Tokio ist. Auch für das Handelsgesetzbuch wurde ein neuer Entwurf aufgestellt. Am 1. Januar 1897 traten beide Gesetzbücher in Kraft.

Das japanische Handelsgesetzbuch lehnt sich an das deutsche an. Das bürgerliche Gesetzbuch für Japan hat aber von den Vorarbeiten zu dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch, die damals im Gange waren, den größten Nutzen gezogen. Es ist in seiner Fassung klar, kurz und knapp, in seiner Gliederung übersichtlich. Unser Landsmann Dr. Lönholm, damals Professor an der Universität in Tokio, hat sowohl das bürgerliche Gesetzbuch, wie das Handelsgesetzbuch in das Deutsche übersetzt.

Während das Handelsgesetzbuch einen rein europäischen Eindruck macht und auch bei dem bürgerlichen Gesetzbuch die ersten Teile wenig Besonderheiten aufweisen, sind im Familienrecht und zum Teil auch im Erbrecht die ursprünglichen japanischen Rechtsanschauungen am stärksten erhalten geblieben. In Japan war früher, wie noch jetzt in China, die Familie eine rechtliche Einheit, deren Mitglieder zivilrechtlich und strafrechtlich für einander verantwortlich waren. Diesen Standpunkt hat der japanische Gesetzgeber aber nicht streng festgehalten.

Das rechtliche Band der Familienzugehörigkeit erscheint bei ihm schon etwas abgeschwächt. Man sieht: das heutige Japan befindet sich in einer Zeit des Übergangs von der strengen Gebundenheit der einzelnen Familienglieder zu der Ungebundenheit des Individualismus. Bis vor kurzer Zeit bildete die Familie die gesetzliche Einheit, aus der der Staat sich zusammensetzte. Nur das Haupt der Familie konnte eine amtliche Stellung einnehmen, Kriegsdienste leisten oder Vermögen erwerben. Nur das Haupt der Familie zahlte Steuern. Dieses strenge Recht ist jetzt gemildert. Zwar bilden noch jetzt die Angehörigen eines Hauses eine Genossenschaft. Das Haus ist gewissermaßen ein Staat im Kleinen,

der Hausherr ist ein Monarch, der die Familie und das Vermögen patriarchalisch beherrscht, aber dafür auch die Pflicht hat, für den Unterhalt der Hausgenossen Sorge zu tragen. Jetzt haben auch die jüngeren Mitglieder des Hauses die Möglichkeit, öffentliche Ämter zu bekleiden. Nach den Bestimmungen über die Wehrpflicht ist der Hausherr ebenso wie seine Hausgenossen zum Militärdienste verpflichtet. Die Entwickelung von Handel und Industrie hat ferner dazu geführt, daß das Kapitalvermögen der Hausgenossen von dem Recht als ihr Sondereigentum anerkannt wird. Nach dem bürgerlichen Gesetzbuch haben die Hausgenossen völlige Freiheit, aus dem Hause auszuscheiden und ein neues Zweighaus zu begründen. Freilich trifft das Gesetzbuch auch gleichzeitig eingehende Bestimmungen, um die Fortsetzung des Hauses zu sichern; denn das japanische Haus ist nicht eine bloße Wohnstätte von Menschen, sondern ein Heiligtum, das durch den Hausgott geschützt wird. Es ist der Hort der Ahnenverehrung. Das Erlöschen des Hauses ist verboten, da es ein Erlöschen der Ahnenverehrung zur Folge hätte; deshalb kann nur derjenige, der ein neues Haus errichtet hat, es wieder aufheben und durch Heirat, Adoption oder sonst Mitglied eines anderen Hauses werden, denn er hat ja keine Ahnen, denen er Verehrung schuldig ist. Wer dagegen durch Erbschaft Hausherr geworden ist, würde sich nach japanischer Anschauung der schlimmsten Pietätlosigkeit schuldig machen, wenn er sich der Pflicht der Ahnenverehrung entziehen wollte. Dieser Anschauung trägt das Gesetzbuch dadurch Rechnung, daß es denjenigen, die durch Erbgang Hausherr geworden sind, die Aufhebung des Hauses verbietet.

Die hausherrliche Gewalt ist Gegenstand der Erbfolge. Wenn der Hausherr stirbt, muß eine Nachfolge stattfinden, ähnlich wie im Staate beim Tode des Monarchen. In der Regel wird der älteste Sohn Hausherr. Ist kein Sohn vorhanden, so tritt fast immer Adoption ein; der Adoptivsohn bleibt im Hause und sorgt für die Ahnenverehrung. Es kann aber auch die leibliche oder Adoptivtochter im Hause bleiben und sich einen Ehemann heimholen.

Die Bevorzugung des einen Sohnes hat in mancher Beziehung seine Schattenseiten. Der künftige Erbe wird von den Eltern in jeder Weise vorgezogen, von den Verwandten und Freunden des Hauses ausgezeichnet, von den jüngeren Geschwistern als eine Respektsperson angesehen. Es ist daher nur natürlich, daß er sich oft für etwas Besseres hält als die Geschwister, daß er glaubt, er brauche sich nicht sonderlich mit Lernen zu bemühen, da ihm ja ohnehin alles zufallen müsse. Er bleibt daher in vielen Fällen unwissend und

träge, und ein japanisches Sprichwort sagt: „Hans Narr der älteste Sohn.“ Die jüngeren Geschwister dagegen, denen frühzeitig klar gemacht wird, daß sie vom Hause später nichts mehr zu erwarten haben und daß sie darauf angewiesen sind in fremde Häuser einzutreten, müssen sich bemühen, tüchtig zu werden, da sie nur so in einem guten Hause Platz finden können.

Nach heutigem Recht kann der Hausherr durch Testament über sein Vermögen verfügen, doch haben seine Kinder ein Recht auf den Pflichtteil. Die Familienurkunden, die für den religiösen Dienst bestimmten Hausgerätschaften und die Familiengräber werden jedoch Eigentum des Hauserben.

Die Hauserbfolge kann auch schon bei Lebzeiten des bisherigen Hausherrn eintreten, wenn der Hausherr sich zur Ruhe setzt. Es ist dies ein ähnlicher Fall, wie wenn ein deutscher Bauer sich auf das Altenteil zurückzieht. Solange der japanische Lehensstaat bestand, war in der Samuraiklasse nur der Hausherr zum Kriegsdienst verpflichtet und zwar solange als er Hausherr war. Nur der Hausherr konnte auch öffentliche Ämter bekleiden. Es war daher natürlich, daß der Hausherr, wenn er ein gewisses Alter erreicht hatte, den Wunsch hegte, sich von seiner Stellung zurückzuziehen und die mit ihr verbundenen Lasten jüngeren Schultern aufzuladen. Es war auch begreiflich, daß der Vater seinen Sohn in einer geehrten und geachteten Stellung zu sehen

Straßenbild aus Tokio: Windmühlenverkäufer.
(Nach einer Photographie.)

Familienbesuch am Neujahrstage in Tokio.
(Nach einem Holzschnitt von Shin-Sei.)

Aus: Graf E. Reventlow, Der russisch-japanische Krieg. Intern. Welt-Verlag, Berlin-Schöneberg.

Teegesellschaft in einem japanischen Garten.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

wünschte. Der bisherige Hausherr mußte dann freilich seine hausherrliche Gewalt niederlegen, aber er erfreute sich doch in der Familie und bei den Bekannten noch eines gewissen Ansehens, brauchte nicht zu arbeiten und ließ sich von seinem Sohn ernähren. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Sitte wirtschaftlich schädlich war. Deshalb hat auch das neue bürgerliche Gesetzbuch für Japan vorgeschrieben, daß der Hausherr erst wenn er das sechzigste Lebensjahr vollendet hat sich zurückziehen darf.

Zum Schluß will ich noch mit einigen Worten auf das heutige Eherecht der Japaner eingehen. Wie in allen zivilisierten Staaten besteht jetzt in Japan die Einehe, während es früher dem Manne gestattet war, sich neben seiner Frau eine oder mehrere Nebenfrauen zu halten. Die Ehe wird jetzt rechtswirksam durch Anmeldung bei dem Standesbeamten. Bei dieser Anmeldung müssen alle Beteiligten und mindestens zwei Zeugen ein Protokoll unterschreiben. Die japanischen Hochzeitszeremonien, bei denen das gemeinschaftliche Saketrinken die Hauptsache ist, haben also ihre rechtliche Bedeutung verloren; so wird das Recht nüchterner und farbloser.

Früher durfte in einem Hause nur der älteste Sohn heiraten, seine

Brüder konnten keine vollgültige Ehe schließen. Jetzt dürfen sie ebensogut heiraten wie der Erstgeborene, bedürfen aber bis zu ihrem dreißigsten Jahre der Einwilligung der Eltern.

Die Leichtigkeit der Ehescheidung ist auch in dem heutigen japanischen Recht beibehalten. Es ist dazu nichts weiter nötig als gegenseitiges Einverständnis. Man geht einfach zum Standesbeamten und erklärt, daß man die Ehe scheiden will; darüber wird dann ein Protokoll aufgenommen, genau wie bei Abschluß der Ehe. Wer von den Ehegatten das fünfundzwanzigste Lebensjahr noch nicht vollendet hat, bedarf zur Scheidung die Einwilligung der Eltern. Abgesehen von der gegenseitigen Einwilligung gibt es jedoch auch eine Scheidung durch das Gericht. Der Ehebruch gilt nur bei der Frau als Scheidungsgrund. Sonst sind als Scheidungsgründe unter anderem festgestellt: Böswillige Verlassung, Verurteilung wegen Verbrechen, Mißhandlung und schwere Beleidigung. Bei dem zuletzt genannten Grunde tritt die große Autorität zutage, welche die Eltern im japanischen Hause genießen. Die Klage auf Scheidung der Ehe ist nicht nur dann gegeben, wenn die Mißhandlung oder schwere Beleidigung von dem andern Ehegatten ausgegangen ist, sondern auch dann, wenn einer seiner Eltern sich derselben schuldig gemacht hat. Die junge Frau wird also gegen die Ohrfeigen und Schimpfreden ihrer Schwiegermutter vom Gesetz geschützt; sie braucht sich eine solche Behandlung nicht gefallen zu lassen. Es ist nur recht und billig, daß dann umgekehrt auch die Schwiegermutter gegen ihre Schwiegertochter geschützt wird: Der Mann kann auf Scheidung antragen, wenn seine Frau sich soweit vergessen hat, seinen Vater oder seine Mutter zu mißhandeln oder schwer zu beleidigen.

Zieht man die Summe, so muß man sagen, daß die Japaner auf dem Gebiet der Gesetzgebung im letzten Menschenalter Großes geleistet haben. Es mag sein, daß man in dem Reformeifer hier und da ein wenig weit gegangen ist, und daß das heutige japanische Recht zum Teil mehr der Überzeugung einer kleinen aber einsichtsvollen Minderheit entspricht, als den Anschauungen der großen Masse des Volkes. Dennoch war der Weg, den man eingeschlagen hat, gewiß der richtige und Japan besitzt schon heute einen Richterstand, der seiner Aufgabe im wesentlichen gewachsen ist, der sich durch Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit auszeichnet. Nur ein Beweggrund könnte bei den japanischen Richtern noch mächtiger sein, als ihr Gerechtigkeitsgefühl: das ist ihr Patriotismus. Ich glaube, daß sobald das politische Interesse des japanischen Staates in Frage

kommt, man sich auf die Unparteilichkeit japanischer Richter nicht unbedingt verlassen kann. Der Prozeß gegen den japanischen Gesandten in Korea, Baron Miaura, der die Königin von Korea ermorden ließ, ist nicht geeignet, in dieser Beziehung günstige Vorurteile zu erwecken.

Verwaltung und Polizei.

Die japanische Verwaltung ist zu einer straffen Einheit zusammengefaßt. An der Spitze stehen neun Ministerien; die einzelnen Verwaltungszweige sind ähnlich abgegrenzt wie bei uns. Es gibt ein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ein Ministerium des Innern, ein Finanzministerium, eins für öffentlichen Verkehr, dem Eisenbahn, Post und Telegraph unterstellt sind, ein Ministerium für Ackerbau und Handel, eins für Unterricht, eins für Justiz und — das, was im Kriege das Wichtigste ist, kommt zuletzt — ein Kriegsministerium und ein Marineministerium. Die Minister haben ziemlich häufig gewechselt, aber doch nicht so schnell wie in Frankreich.

Das ganze Land zerfällt in dreiundvierzig Bezirke, an deren Spitze ein Bezirkshauptmann steht, und die zum Teil zusammenfallen mit den alten Landschaften, die von den Daimios regiert wurden. Die einzelnen Bezirke sind in Kreise geteilt, die sich aus den einzelnen Gemeinden zusammensetzen. Die Bezirke sowohl wie die Gemeinden, nicht aber die Kreise, sind zugleich Selbstverwaltungskörper. Die ganze Verwaltungsorganisation, auch die Ordnungen für die Städte und sonstigen Gemeinden, sind im wesentlichen nach preußischem Muster zugeschnitten.

Die Selbstverwaltung beschränkt sich auf das eigentliche Japan, also die Inseln Hondo oder Nippon, Kiuschiu und Schikoku nebst ihren Neben-inseln. Die übrigen Teile des Reiches werden als Nebenländer angesehen. Sie haben teils eine abweichende Verwaltungsorganisation, teils werden sie einfach von einem Gouverneur regiert. Zu den Nebenländern gehört auch die Insel Hokkaido, früher Jesso genannt, die nördlich von der Hauptinsel Hondo gelegen, von dieser durch die Tsugarustraße getrennt ist. Diese Insel ist sehr dünn bevölkert. Der von den Japanern hierher zurückgedrängte Stamm der Ainos stirbt infolge des Trunkes sehr schnell aus und zählt nur noch etwa 17000 Seelen. Dieses Land betrachten die Japaner als ein Kolonialgebiet. Sie haben in der Besiedelung desselben auch schon große Erfolge erreicht. Früher war nur der westliche Teil der Insel mit sieben größeren Städten einiger-

maßen bevölkert, ebenso einige Punkte an der übrigen Küste. Jetzt haben sich die dortigen Verhältnisse völlig geändert. Die steigende Einwanderung aus Altjapan, der rapide Aufschwung von Ackerbau, Handel und Industrie hat etwas Märchenhaftes an sich und erinnert ganz an die Entwickelung Nordamerikas. Rindvieh- und Pferdezucht wird jetzt in großem Maße betrieben.

Japanischer Garten.
(Nach einer Photographie.)

Auch Obst wird jetzt gebaut, es gedeihen dort Früchte, für die im südlichen Japan das Klima zu heiß ist. Mit seinen Äpfeln versorgt Hokkaido jetzt das ganze übrige Japan, während sie früher aus Amerika eingeführt wurden. Eine Unmasse bester Kartoffeln steht für die Spiritusbrennerei zur Verfügung. Die Regierung hat die Insel früher häufig als Versuchsobjekt behandelt und allerlei industrielle Experimente auf ihr angestellt, die zum Teil fehlschlugen. Sie hat aber auch viel getan, um das Land mit seinem natürlichen Reichtum an Holz und Kohlen aufzuschließen, namentlich durch den Bau von Eisenbahnen.

Auch die Insel Formosa, die nach dem letzten Kriege von China an Japan abgetreten wurde, gehört zu den Nebenländern. Sie ist etwa so groß wie die Schweiz. Von den Einwohnern sind ungefähr $2^1/_2$ Millionen Chinesen. Die Zahl der dort ansässigen Japaner beträgt nicht mehr als 10000, während die wilden Malaienstämme im Innern auf 100000 geschätzt werden. Der ganze Westen wird von einer breiten Ebene eingenommen, die sehr fruchtbar ist und von zahl-

Im Garten des Mikado zu Tokio.
(Nach einer Photographie.)

reichen Flüßen bewässert wird, die auch für kleinere Fahrzeuge schiffbar sind. Geht man weiter nach Osten, so stößt man bald auf das Gebirge, das bis zu 4300 m ansteigt, und dann schnell zur Ostküste abfällt, die überhaupt keinen Hafen besitzt. An manchen Stellen steigt das Ufer dort 200 m hoch aus den donnernden Wogen des Meeres auf. Das Gebirge ist zum großen Teil mit tropischem Wald bedeckt, der mit Palmen, Lorbeeren und Myrthen geschmückt ist. In den höheren Regionen folgen Cedern und Fichten, die höchsten Berge sind ganz kahl. In der Ebene an der Westküste sieht man chinesische Bauern-

höfe und schöne Weiler. Man baut dort Reis, Zuckerrohr, Ananas, Bananen und Bataten. Die Feldarbeit wird von den Frauen verrichtet, während die wohlbeleibten Männer den Eindruck von Tagedieben machen.

Auch in Formosa hat die japanische Verwaltung tüchtige Arbeit getan. Vor allem wurden die gesundheitlichen Verhältnisse verbessert. In den Städten wurden zweckmäßige Entwässerungsanlagen eingerichtet; durch Bohrung artesischer Brunnen und Einrichtung von Wasserwerken wurde reines Trinkwasser geschaffen und die Zahl der Moskitos und anderer schädlicher Insekten vermindert. Nicht weniger als elf Krankenhäuser wurden gegründet. Auch dem Unterrichtswesen, Telegraphen, Eisenbahnen und Häfen wandte sich die Fürsorge der Regierung zu. Zugleich wurde für eine wirksame Besteuerung gesorgt. Der Exporthandel der Insel ist denn auch allmählich gestiegen; er betrug 1897 31 Millionen Yen. Die gesamte Volkswirtschaft der Insel ist im Aufschwung begriffen, dank der rührigen und sachgemäßen Förderung, die ihr zu teil wird. Auf diesem Boden haben die japanischen Beamten sich vortrefflich bewährt.

Ein Beamtentum als besonderer Berufsstand bildet sich in Japan erst allmählich heraus. Wie in früherer Zeit die höchsten Beamten durch ihre Samurais unterstützt wurden, die ihnen zur Lehnstreue verpflichtet waren, so brachte auch unter dem neuen Regiment jeder hohe Beamte einen Schwarm von Landsleuten und Schützlingen mit, die später mit ihnen die Behörde auch wieder verließen. Es galt der Satz, der in Nordamerika praktisch geübt wird: Dem Sieger gehört die Beute. Allmählich tritt in diesen Zuständen ein Wandel ein, besonders auch dadurch, daß für die einzelnen Arten von Ämtern ein bestimmter Bildungsgang vorgeschrieben wird, und bestimmte Staatsprüfungen abzulegen sind.

Auch in der Verteilung der Ministerposten haben sich die Dinge gegen früher sehr geändert. Während unter dem Schogunat der Nordosten von Japan derjenige Teil des Landes war, der den vorherrschenden Einfluß besaß, ging unter der neuen Ordnung die Macht an den Südwesten über. Zu Ministern wurden fast ausschließlich Adlige und Samurais aus den südlichen und westlichen Landschaften ernannt, besonders aus den Bezirken Satsuma und Tschoschu. Seit der Einführung der Verfassung nahm jedoch der politische Einfluß der bürgerlichen Elemente und der übrigen Bezirke zu. Die Herrschaft der südwestlichen Landsmannschaften ließ sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten, weil die Minister sich nicht auf eine zuverlässige Mehrheit im Parlament stützen konnten

und deshalb des nötigen Haltes entbehrten. In einigen Jahren werden wohl die letzten Spuren von dieser Vorherrschaft der Satsuma- und Tschoschuleute beseitigt sein.

Man hat gesagt, die beste Verwaltung ist der arbeitende Staat. Legt man diesen Maßstab an, so ist die japanische Verwaltung eine gute zu nennen, denn sie hat eine gewaltige Menge Arbeit geleistet und auf vielen Gebieten Einrichtungen von bleibendem Werte geschaffen. Das japanische Volk erwartet noch heute von seiner Regierung eine starke Initiative. Es ist sehr gefügig und leicht zu regieren, aber sehr geneigt, zu jedem Fortschritt den Anstoß von oben abzuwarten, eine Folge der jahrhundertelangen staatlichen Bevormundung.

Was der japanische Staat alles zur Förderung der Volkswirtschaft getan hat, wurde oben schon berührt, ebenso die Förderung des Post- und Eisenbahnwesens.

Das Polizeiwesen ist zweckmäßig eingerichtet, anfangs nach englischem, später nach preußischem Muster. Die Polizei ist im ganzen Lande staatlich; es gibt keine Ortspolizei. Die Polizisten gehören überwiegend dem Samuraistande an; sie sind freundlich und entgegenkommend gegen das Publikum und tragen eine schmucke Uniform.

Auf dem Gebiet der Gesundheitspflege ist man sehr rührig gewesen. Im Jahre 1900 gab es in Japan 16 staatliche, 248 sonstige öffentliche Krankenhäuser neben 624 Privathospitälern. Die Zahl der eingeschriebenen Ärzte betrug fast 44000, so daß etwa auf 1000 Einwohner immer ein Arzt kommt. Natürlich sind nicht alle diese vielen Ärzte nach europäischer Art wissenschaftlich ausgebildet; es gibt viele, die nur recht dürftige Kenntnisse haben.

Für die Unterstützung der Armen braucht in Japan aus öffentlichen Mitteln nur wenig getan zu werden. Es gibt sehr wenig Arme, auch Bettler sind selten. Im allgemeinen handelt es sich nur um Krüppel, Greise und kleine Kinder, die keine Angehörigen haben. Die übrigen Bedürftigen werden meist von ihren Angehörigen unterstützt. Doch macht sich in Tokio mit seiner großen, häufig wechselnden Bevölkerung die Notwendigkeit ausgedehnterer Fürsorge immer mehr geltend. Dort gibt es daher auch verschiedene öffentliche Wohltätigkeitsanstalten.

Ein großes Gebiet der Verwaltung ist in Japan noch unbebaut: der Arbeiterschutz. In dieser Beziehung sieht es in Japan noch sehr traurig aus. Schutzvorschriften, die uns ganz selbstverständlich vorkommen, fehlen, von einer Versicherung gegen Krankheit, Unfälle, Invalidität und Arbeitslosigkeit ganz zu

Flußlandschaft bei Nagoya.
(Nach einer Photographie.)

schweigen. Der japanische Arbeiter wird in vielen Betrieben ausgebeutet durch übertriebene Länge der Arbeitszeit und Versagung der Sonntagsruhe, so daß seine Arbeitskraft sich schnell abnutzt. Die Gründe für diese Verhältnisse sind mannigfacher Art. Vor allem ist die industrielle Entwickelung noch zu jung. Man fürchtet, daß die noch um ihre Existenz kämpfende Industrie größere Lasten, wie sie mit einem wirksamen Arbeiterschutz notwendig verbunden sind, nicht zu tragen vermöchte. Meist wird die Fürsorge für die Arbeiter wohl gar nicht als eine moralische Forderung empfunden. Die Arbeiter sind aber noch nicht politisch organisiert, haben auch wohl meist kein Wahlrecht, da dieses nur den Bürgern zusteht, deren Jahressteuer einen bestimmten Betrag erreicht. Der vor einigen Jahren unternommene Versuch, so etwas wie eine sozialistische Partei zu gründen, wurde von der Regierung unterdrückt. Daß die Löhne allmählich etwas gestiegen sind, wurde schon in anderem Zusammenhange erwähnt, und es ist wohl zu erwarten, daß mit der Zeit der japanische Staat sich der arbeitenden Bevölkerung in höherem Maße annehmen wird. Dann wird auch die deutsche Arbeiterversicherung, die schon in so vielen Ländern Nachahmung gefunden hat, in Japan ihren Einzug halten.

Kosaken von japanischer Infanterie beschossen.
(Nach einem japanischen Farbendruck.)

Elfenbeinschnitzerei: Behälter für eine Tabakspfeife.

Heerwesen und Flotte.

In den letzten Jahrhunderten beruhte die Heeresverfassung Japans auf dem Lehnsrecht. Die Krieger waren Lehnsmannen, entweder der Landesfürsten, Daimios, oder unmittelbar des Schoguns. Die Daimios saßen in der Provinz auf ihren Schlössern und Burgen, die zugleich als Garnisonen dienten, und hatten dem Schogun auf dessen Verlangen Heeresfolge zu leisten. Die direkten Vasallen des Schoguns waren die Hatamoto, die zu den Samurais gehörten; sie waren achtzigtausend Reiter stark. Die meisten von ihnen wohnten in der Nähe des Schogunpalastes in Yeddo (Tokio). Sie bildeten die Leibwache des Schoguns und waren in kriegerischen Zeiten stets in seiner Nähe. Sie mußten ihm unbedingten Gehorsam leisten und sollten auf seinem Befehl ins Wasser wie ins Feuer gehen.

Die Unzulänglichkeit dieses mittelalterlichen Heeres stellte sich jedoch mehr und mehr heraus. Es war unmöglich, den erblichen Kriegerstand der für die moderne Fechtweise nötigen Zucht zu unterwerfen. Schon in den letzten Jahren des Schogunats beschloß die Regierung, europäische Instruktionsoffiziere zu engagieren und japanische Offiziere zu ihrer Ausbildung europäischen Heeren zuteilen zu lassen. Im Jahre 1866 trafen die ersten französischen Instruktionsoffiziere in Yokohama ein. Es waren damals die fröhlichen und glänzenden Tage des zweiten Kaiserreiches; Napoleon III. galt als der mächtigste Monarch Europas und sein Heer als das beste der Welt. Energischer wurde die Heeresreform in die Hand genommen, als das Schogunat beseitigt und der Kaiser wieder in seine alte Macht eingesetzt worden war. Der Heeresdienst konnte nicht wie bisher das Vorrecht eines einzelnen Standes bleiben; er mußte allen Bürgern, dem ganzen Volke als Pflicht auferlegt werden. Dies geschah durch eine kaiserliche Verordnung vom 28. Dezember 1872. Um dem Volke diese moderne Maßregel schmackhafter zu

Schwertstichblatt aus Bronze.

machen, wurde in der Verordnung gesagt, man müßte zum Altertum zurückkehren, wo jedermann Soldat und der Kaiser Oberfeldherr gewesen sei.

Im Frühjahr 1873 wurde mit der Organisation der neuen Armee begonnen. Die gesetzlichen Vorschriften über den Heeresersatz wurden wiederholt geändert. Das Gesetz von 1889, das jetzt in Kraft ist, lehnt sich an die deutsche Wehrordnung an. Die Dienstpflicht dauert vom 17. bis zum 40. Lebensjahre,

Lehrer und Schüler einer buddhistischen Priesterschule.
(Nach einer Photographie.)

drei Jahre im stehenden Heere, vier Jahre in der Reserve, fünf Jahre in der Landwehr. Was man irgend von den deutschen Heereseinrichtungen nachmachen konnte, hat man nachgemacht, sogar das Institut der Einjährig-Freiwilligen hat man übernommen. Sie tragen natürlich rot-weiße Schnüre an ihrer Uniform und werden, wenn sie Glück haben, später Reserveoffiziere.

Die Uniformen der Fußtruppen wurden ebenfalls nach preußischem Muster, die der Kavallerie nach französischem Muster entworfen. Im Jahre 1885 kamen die ersten deutschen Instruktionsoffiziere nach Japan, um in den folgenden Jahren der gesamten japanischen Armee deutsches Gepräge aufzudrücken. Auch

die Felddienstordnung und andere Reglements wurden aus Deutschland bezogen. Die japanische Armee hat, wie die unsrige, einen Generalstab, der von Japan und Korea bereits wertvolle topographische Aufnahmen hergestellt hat.

Für die Offizierschule, die den Nachwuchs für die aktiven Offiziere liefert, ist das Vorbild der französischen in St. Cyr maßgebend gewesen. Ferner gibt es eine Unteroffizierschule, eine Schieß- und Turnschule und eine Kriegsakademie.

Der Bestand der aktiven Armee vermehrte sich anfangs nur langsam. Er betrug 1877 34000, 1887 55000 Mann. Jetzt beläuft sich die Gesamtstärke des Heeres im Frieden auf 228500 Köpfe. Überhaupt hat die japanische Armee, nachdem erst einmal eine sichere Grundlage gelegt war, sich schnell nach allen Richtungen hin ausgewachsen und vermehrt. Als im Jahre 1894 der Krieg mit China ausbrach, war sie schon so weit erstarkt, daß die letzten Instrukteure vorher entlassen werden konnten.

Über die heutige Beschaffenheit des japanischen Heeres, seine Einteilung und Ausrüstung ist an dieser Stelle nicht zu reden, da dies bereits in einem andern Kapitel des vorliegenden Werkes geschehen ist. Dasselbe gilt von der japanischen Flotte. Nur über die Entwickelung der letzteren sollen noch einige Worte gesagt werden.

Die japanische Flotte ist hauptsächlich nach dem Vorbild der englischen organisiert. Eine größere Anzahl japanischer Offiziere ist in der englischen Marine ausgebildet worden. Wie Japan für sein Heer ein Rekrutenmaterial zur Verfügung hat, das zwar nicht allzu kräftig, aber zähe und von kriegerischem Geist erfüllt ist, so stand ihm für die Bemannung der Flotte in seiner zahlreichen seemännischen Bevölkerung ein vortrefflicher Ersatz zu Gebote. Denn die Japaner sind bei ihrer reichen Küstengliederung geborene Seefahrer. Die Flotte ist in Japan sehr populär, zahlreiche Freiwillige dienen auf ihr.

Wie das Heer, so hat sich auch die Flotte anfangs langsam entwickelt. In dem Kriege mit China konnte sie aber bereits eine glänzende Probe ablegen von ihrem Können und von dem Geist, der in ihr lebte. Die letzten zehn Jahre haben dann einen weiteren schnellen Aufschwung gebracht, wobei auch an die finanziellen Kräfte des Staates sehr starke Anforderungen gestellt wurden. Durch den Bau mehrerer Kriegshäfen, verschiedener Docks und Werften erhielt die Seemacht die für den Fall eines Krieges notwendigen Stützen.

Shinno, der Gott des Heilwesens.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Unterrichtswesen.

Als die große Staatsumwälzung erfolgte, die den Untergang des Schogunats zur Folge hatte, drang in Japan die Erkenntnis durch, daß die europäische Kultur auf vielen Gebieten der japanischen überlegen war. Deshalb wollte man sich die Bildung der westlichen Völker aneignen, und zwar Hals über Kopf, so schnell wie nur irgend möglich. Der Beweggrund hierbei war ein politischer; es galt Japan wehrfähig zu machen und auch in Wissenschaft, Handel und Industrie seine Kraft und Bedeutung so zu erhöhen, daß es in den friedlichen und kriegerischen Wettkämpfen der Nationen, deren Herannahen man mehr dunkel ahnte als klar voraussah, konkurrenzfähig wurde und seine Selbständigkeit behauptete. Es ist daher kein Zufall, daß die japanische Regierung während des letzten Menschenalters für das Unterrichtswesen besonders viel getan hat. Die Aufgabe, die auf diesem Gebiete der Verwaltung gestellt war, bot unendliche Schwierigkeiten. Man wollte und konnte nicht ganz mit der japanischen Vergangenheit brechen und wollte auf der andern Seite einen breiten Strom europäischer Bildung in das Land hineinfließen lassen. Auch war es gewiß nicht leicht, aus den sehr verschiedenartigen Bildungselementen der europäischen Völker diejenigen herauszufinden, die Japan brauchte und die seinem eigenen Geiste und Charakter sich anpassen ließen.

Es ist daher begreiflich, daß auf diesem Gebiet, namentlich im Anfang, viele tastende Versuche gemacht wurden, von denen manche fehlschlugen.

Wie Preußen nach der Schlacht bei Jena die Gründung der Universität Berlin in Angriff nahm, um durch geistige Kraft zu ersetzen, was der Staat an materieller verloren hatte, so faßte auch Japan, das zu seinem Schrecken erfahren hatte, wie sehr es hinter den europäischen Völkern an Wehrkraft zurückstand, den großen Entschluß, sein gesamtes Bildungswesen in neue Bahnen zu lenken. Nicht ohne Absicht nannte der jetzige Mikado seine Regierung die Periode Mehdschi, d. h. die erleuchtete. In seiner Verordnung vom Jahre 1872,

die den Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht aufstellt, sagte er: „Alles Wissen, sowohl das, was man im alltäglichen Leben braucht, als auch das, was erforderlich ist, um Offiziere, Ärzte, Landwirte, Handwerker und Kaufleute zu bilden, wird durch Lernen erworben. Obgleich nun das Lernen unbedingt erforderlich ist, um erfolgreich im Leben wirken zu können, so erachtete man es doch bisher für das gewöhnliche Volk als überflüssig, und auch in den höheren Studien wurden

Kinderspiele.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

meist nur zwecklose Erörterungen und wertlose Aufsatzübungen gepflegt, die wenig praktischen Nutzen brachten. Die Folge davon waren Armut und Mißgeschick im Leben. Darum muß der Unterricht so verteilt werden, daß künftig in keinem Orte mehr eine unwissende Familie und in keiner Familie mehr ein unwissendes Glied gefunden wird."

Schon damals gab es in Japan ein entwickeltes Schulwesen. Die Elementarschulen waren durchweg Privatanstalten. Ferner unterhielten verschiedene Landesfürsten höhere Schulen für den Samuraistand, in denen chinesische

Literatur und Philosophie gelehrt wurden. In Yeddo, dem heutigen Tokio, bestand eine Art Hochschule. Daneben hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts auch schon allerlei europäisches Wissen, besonders Medizin, Mathematik und Naturwissenschaften in Japan seinen Einzug gehalten. Schon 1856 wurde in Yeddo eine „Anstalt zur Prüfung barbarischer Schriften" gegründet, an der europäische Sprachen gelehrt wurden. Sie wuchs sich im Laufe der Jahre

Schulkinder der Jetztzeit beim Kriegsspiel.
(Nach einer Photographie.)

immer mehr aus zu einem Institut für europäische Wissenschaften und hat später für die Errichtung der Universität Tokio die Grundlage gebildet. Seit 1858 wurden auch mehrere europäische Medizinschulen gegründet.

Das waren die Fundamente, auf denen der stolze Bau eines modernen Schulwesens aufgeführt werden sollte. Was zunächst die Volksschulen betrifft, so wurde ihre Unterhaltung den Gemeinden zur Pflicht gemacht. Vielfach übernahmen sie die alten Privatschulen. Da es überall an Lehrern fehlte, so wurden Seminare, oder — wie man es nach französischem Vorbild nannte — Normalschulen zu ihrer Heranbildung gegründet.

Solche Anstalten gab es im Jahre 1900 bereits 52 mit über 15000 Zöglingen. Die Zahl der Elementarschulen betrug in demselben Jahre rund 27000. Der Schulbesuch läßt immer noch zu wünschen übrig, besonders bei den Mädchen. Schulpflichtig waren im Jahre 1900 7,4 Millionen, von denen aber nur 4,7 Millionen die Schule besuchten. Der Schulzwang ist auf vier Jahre beschränkt.

Aus alter Zeit: Kinder beim Kriegsspiel.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Außer den Volksschulen gibt es eine große Anzahl von Mittelschulen, deren Unterhaltung Sache der Provinzen ist, Hochschulen und höhere Mädchenschulen.

Wenn gegen früher auch schon viel erreicht ist, so gibt es doch heute noch im Schulwesen manches Unvollkommene und Unfertige. Vor allem müssen die vielen Privatschulen — gerade die höheren Schulen sind vielfach Privatanstalten — als ein wahrer Krebsschaden bezeichnet werden. Aus ihnen geht ein zahlreiches halbgebildetes Proletariat hervor und auch die Disziplin wird in ihnen in bedenklicher Weise untergraben. Munzinger schreibt darüber: „Hier (in den

Privatschulen) haben sich nicht die Schüler nach den Lehrern, sondern die Lehrer nach den Schülern zu richten. Geschieht das nicht, so treten die Schüler aus. Sie riskieren ja nichts dabei. Sie finden immer wieder ihre Unterkunft in einer Konkurrenzschule, die sie mit Freuden und ohne jegliche Nachfrage nach ihrem sittlichen Charakter aufnimmt. Schulstreike sind an der Tagesordnung. Der Lehrer kommt eines schönen Tages in die Schule und von den fünfzig Schülern der Klasse ist keiner erschienen. Oft kann man davon hören, daß sie ihren Willen durchsetzen, sei es, daß es sich um die von ihnen beantragte Entfernung eines mißliebigen Lehrers handelt, sei es, daß man sich irgend einem ihrer Wünsche nicht willfährig zeigte. Nicht selten schreiben die Schüler vor, was der Lehrer unterrichten soll, und wenn sie es nach ein paar Wochen überdrüssig sind, so befehlen sie wieder etwas anderes. Unter dem Beispiel der Privatschulen lernen es auch die Lehrer der Staatsanstalten, nach der Pfeife der Schüler zu tanzen. Dem heutigen japanischen Schüler kann man bei all seinen Vorzügen den Vorwurf der Flegelhaftigkeit nicht ersparen."

Wie anders war in früherer Zeit die Stellung der Lehrer in Japan. Man achtete seinen Lehrer sehr hoch und sagte: „Die Eltern erzeugen mich, der Lehrer macht mich zum Manne!" Oft wurde der Lehrer als väterlicher Freund und Ratgeber verehrt. Die jungen Samurais bezahlten ihren Lehrer nicht, sondern brachten ihm nur, der herrschenden Sitte folgend, zu verschiedenen Zeiten des Jahres Geld und Lebensmittel als Geschenk. Man ging von der vornehmen Anschauung aus, daß der wertvollste Dienst, den die Erziehung leistet, nämlich die Entwickelung des Charakters, nicht in Geld abgeschätzt werden kann. Und die Lehrer rühmten sich ihrer ehrenvollen Dürftigkeit, sie waren zu würdig, um mit den Händen zu arbeiten und zu stolz, um zu betteln. Die heutige japanische Schule teilt ihren Zöglingen in der Hauptsache nur nützliche Kenntnisse mit und hat die Erziehung darüber vernachlässigt.

Auf der höchsten Stufe des japanischen Unterrichtswesens stehen die beiden Universitäten in Tokio und Kioto. Die ältere ist die in Tokio, die in den Jahren 1880 bis 1886 aus einer Reihe einzelner Anstalten zusammengewachsen ist. Die Universität in Kioto wurde erst am Ende der neunziger Jahre eingerichtet. Beide Universitäten hatten zusammen im Jahre 1900 339 Lehrer und 3644 Studenten. Jede hat eine juristische, medizinische, philologische und naturwissenschaftliche Fakultät; ferner die Universität in Kioto eine Ingenieurfakultät, die in Tokio eine Ingenieur- und Ackerbaufakultät. Die Organisation

dieser Hochschulen ist der der amerikanischen Kolleges nachgebildet. An der Spitze der Universität steht ein ernannter Präsident, dem ein Ausschuß der Professoren zur Seite steht. An der Spitze der einzelnen Fakultäten ein Direktor. Die Professoren dürfen nicht lehren was sie wollen, sondern der Lehrplan ist bis in die Einzelheiten vorgeschrieben. Die Vorlesungen sind entweder pflichtmäßige oder wahlfreie; die pflichtmäßigen müssen von allen Studenten besucht werden.

Frühlingsspaziergang.
(Nach einer Photographie.)

Am Ende des Studienjahres haben die Studenten eine Prüfung abzulegen. Wenn sie hierbei durchfallen, so müssen sie den Jahreskursus wiederholen. Es findet also eine Art Versetzung statt.

Unter den Professoren waren anfangs viele Ausländer, namentlich zahlreiche Deutsche, aber auch Engländer, Amerikaner und Franzosen. Die Japaner sahen dies von vornherein als einen Notbehelf an, schon deshalb, weil die fremden Professoren in ihrer Landessprache lehrten und für die Studenten deshalb zu den sachlichen Schwierigkeiten des Stoffes noch die des sprachlichen Verständ-

nisses hinzutraten. Allmählich sind fast alle fremdländischen Professoren durch Japaner ersetzt worden.

Die japanische medizinische Wissenschaft lehnt sich besonders an die deutsche an. Viele junge Mediziner haben in Deutschland studiert, und auch unter den Professoren in Tokio, war eine Anzahl Deutsche. Auch auf die japanische Rechtswissenschaft übt Deutschland fortgesetzt einen großen Einfluß aus. Anfangs waren nur Kurse für französisches und englisches Recht eingerichtet; die Studenten hatten dabei die Wahl, welchen von beiden Kursen sie außer dem japanischen Recht durchmachen wollten.

Jetzt ist zu dem englischen und französischen Recht das deutsche getreten, nebst seiner römisch-rechtlichen Grundlage. Da jedoch viele japanische Gesetze und Gesetzbücher den entsprechenden deutschen nachgebildet sind, und das japanische Recht in manchen Teilen geradezu als ein Tochterrecht des deutschen bezeichnet werden kann, so ist es verständlich, daß das Studium des deutschen Rechtes immer mehr Freunde gewinnt. Besonders das neue bürgerliche Gesetzbuch für Japan, das der deutschen Wissenschaft und Gesetzgebung so viel verdankt, wird die jungen Juristen in Japan dazu treiben, sich mit dem deutschen Recht näher bekannt zu machen.

Für die Volksbildung ist in den letzten Jahren in Japan viel geschehen. Während es im Jahre 1887 nur 16 dem Publikum zugängliche Bibliotheken gab mit zusammen 7200 japanischen und chinesischen und 6500 europäischen Werken, zählte man im Jahre 1900 34 öffentliche Bibliotheken mit 52600 Bänden.

Sprache, Schrift und Literatur der Japaner.

Natürlich kann es uns nicht in den Sinn kommen, unsern Lesern das Wesen der japanischen Sprache, die verschiedenen Arten der japanischen Schrift und die Entwicklung der japanischen Literatur ausführlich zu erläutern. Wenige allgemeine Bemerkungen müssen hier genügen.

Die japanische Sprache gehört zu der altaischen Gruppe und ist außerordentlich schwierig zu erlernen. Als die chinesische Kultur nach Japan verpflanzt wurde, kam nicht nur die chinesische Bilderschrift dahin, die ebenso wie die ägyptischen Hieroglyphen für jedes Wort oder jeden Begriff nur ein Zeichen hat, sondern es drangen auch viele chinesische Worte in die japanische Sprache ein. Aus den chinesischen Zeichen entwickelte sich nun in Japan eine einfachere

Silbenschrift, bei der nicht jedes Wort, sondern jede Silbe, z. B. su, mi, ta, ein besonderes Zeichen hat. Das ist die Kanaschrift, von der es zwei Arten gibt, die eckige, Katakana, und die mehr runde, Girukana.

Nun wird aber die Kanaschrift nur selten ausschließlich gebraucht, sondern in der Regel nur als Lückenbüßer; die gebräuchliche Druck- und Schreibschrift ist ein Gemisch aus der chinesischen Bilderschrift und der japanischen Kanaschrift. Wenn man bedenkt, daß die Kanaschrift etwa 300 Zeichen hat, und daß außerdem der gemeine Mann in Japan etwa 1000—1500 chinesische Zeichen braucht, während der Gebildete 3—6000 kennt, so sieht man leicht ein, daß schon das Schreiben und Lesen in Japan eine schwierige Kunst ist.

Die japanische Sprache zeichnet sich aus durch ihre große Anschaulichkeit. Der Japaner liebt es, seine Rede durch kleine Geschichten, durch packende Bilder, durch den Hinweis auf Vorgänge aus dem alltäglichen Leben zu schmücken. Er ist ein liebenswürdiger Plauderer und ein geborener Erzähler. Die japanische Höflichkeitssprache, die uns geschraubt und lächerlich vorkommt, ist eine kunstvoll ausgebildete steife Etikette auf dem Gebiete des Sprechens. Die Umgangssprache der Gebildeten ist sehr verschieden von der des gemeinen Mannes. Sie ist durchsetzt mit zahlreichen chinesischen Wörtern, die von den Japanern aber so ausgesprochen werden, daß die Chinesen sie nicht verstehen können. In der Dichtung sind aber die chinesischen Wörter streng verpönt und nur die rein japanischen zugelassen.

Die Blütezeit der japanischen Poesie liegt tausend Jahre zurück. Als die höchste Gattung der Dichtkunst gilt die Lyrik. Besonders beliebt sind die kleinen Gedichte, die aus 31 Silben in fünf Zeilen bestehen. Die ersten drei Zeilen haben fünf, sieben und fünf Silben, die beiden letzten je sieben Silben. Rhythmus oder Reim ist nicht vorhanden. Trotzdem haben die Japaner diese Form, die uns steif und pedantisch vorkommt, zu einer solchen Bestimmtheit des Ausdrucks und einer so scharfen Bildprägung gesteigert, daß eine Übersetzung nur den ungefähren Sinn wiedergeben, uns aber nicht von dem Künstlerischen des Gedichtes eine Vorstellung verschaffen kann. Eins fehlt jedoch der japanischen Dichtung — die Größe. „Das Liebliche und Anmutige der Natur," sagt Franz Blei, „kann mit einfacheren Mitteln keiner besser wiedergeben als der Japaner; aber ihren Schrecken und Gewalten geht er in der Darstellung aus dem Wege, oder er wird, wie die neueren, grotesk, indem er mit dämonischen Fratzen symbolisiert. Menschliche Größe findet er nur in einem Heldentum schrecklicher

Reine Hirakanaschrift.
(Ohne Vermischung mit chinesischen Zeichen.)

Kämpfe; da geht die Darstellung sofort ins Unmenschliche. Die ganze japanische Literatur ist eine Rokokoliteratur: gutmütig, leichtsinnig, vergnügungssüchtig, formverliebt; Sentimentalität für Leidenschaft, Grazie für plumpe Energie. Die schüchternen lebensunfähigeren Naturen, die Müden oder geborenen Schwachen gehen in die Wildnis der Berge und werden Einsiedler."

Auch an Novellen und Romanen ist die japanische Literatur reich. Das Drama gilt für eine niedere Gattung der Literatur. Merkwürdigerweise werden die Theaterstücke nicht wörtlich aufgeschrieben. Was der Dichter davon niederschreibt, ist nicht viel mehr als das Regiebuch, das die Szenen und Situationen angibt, auch vielleicht noch die Schicksale der Personen vermerkt. Das Wort ist ganz dem Talent des Schauspielers überlassen. Es wird als seine Angelegenheit betrachtet, genau wie Gebärde und Kostüm. Der Schauspieler ist also eigentlich der Theaterdichter, von seiner Begabung hängt es ab, ob das Stück gut oder schlecht ist.

Deutsche in Japan.

Die Kulturarbeiten der Deutschen in Japan sind nicht erst von heute und gestern; ihre Anfänge liegen mehr als zweihundert Jahre zurück.

Im Mai 1690 kam dorthin der deutsche Gelehrte Engelbert Kämpfer, den man mit Recht den wissenschaftlichen Entdecker Japans genannt hat. Obgleich er nur zwei Jahre und zwei Monate in Japan blieb, so war er doch bei seinen reichen Kenntnissen und seiner reichen Erfahrung imstande, in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit alles Wissenswerte über das Land zusammenzustellen. Sein großes Werk über Japan ist ein Meisterwerk zu nennen.

Kämpfer wurde 1651 in Lemgo geboren. Schon in seiner Jugend zeigte er einen merkwürdigen Trieb zu reisen, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete.

Er besuchte die Gymnasien in Lübeck, Lüneburg, Danzig und studierte dann an den Universitäten Krakau, Königsberg und Upsala zuerst Philosophie und fremde Sprachen, später Medizin.

In Schweden lenkte er die Aufmerksamkeit des berühmten Pufendorf auf sich. Die Folge war, daß er die Stelle eines Legationssekretärs bei der schwedischen Gesandtschaft erhielt, die an den russischen und persischen Hof ging. Als die Gesandtschaft Teheran verließ, wollte Kämpfer nicht nach Hause zurück, sondern zog es vor, sich noch weiter in der Welt umzusehen. Er schreibt: „Ich

befunde es in meinem Gemüthe erträglicher zu sein eine noch fernere Reise und also die privat und freywillige Unruhe anzugehen, als meinem Vaterlande zu nähern und mich dessen allgemeinen Übel und gezwungenen Kriegsraisons zu unterwerffen. Nahme Derohalben von unserer Ambassade (die mihr die Ehre thäte, eine Meile außert der Residenz zu begleiten) meinen Abschied mit Vorsatz, in Beschauung anderer Länder, Völker, Höffe des fehrneren Asiens noch einige Jahre durchzubringen."

Er trat als Arzt in die Dienste der Niederländischen Ostindischen Kompagnie, die nach Indien einen lebhaften Handel betrieb und auch in Japan, in der Hafenstadt Nagasaki eine Niederlassung hatte. Japan hatte sich in jener Zeit gegen alle Ausländer streng abgesperrt. Die Holländer, die man ausnahmsweise zum Handel zugelassen hatte, durften sich nur auf der kleinen Insel Deschima aufhalten, die vor Nagasaki liegt und durch eine Brücke mit ihr verbunden ist. Sie wurden dort fast wie Gefangene gehalten. Die ganze Insel, die nur 120 m lang und 75 m breit ist, war mit einer hohen Bretterwand umgeben. Wenn ein Schiff der Holländer in die Nähe von Nagasaki kam, ließ der Kapitän alle Bücher, besonders die Gebetbücher und das Geld des Schiffervolkes in ein leeres Faß packen. Bei der Ankunft wurde das Schiff genau untersucht; alle Angekommenen wurden nach der Musterrolle aufgerufen. Dann wurden sechs Schiffsleute über die Reise einzeln vernommen. Überall stellte man japanische Wachen auf.

Ein intelligenter junger Japaner wurde Kämpfer als Diener zugewiesen, der zugleich die Arzneikunst bei ihm erlernen sollte. Dieser Japaner lernte bald Holländisch und konnte Kämpfer eine Menge japanischer Bücher übersetzen. Zweimal begleitete Kämpfer den Residenten der holländischen Gesellschaft auf dessen Huldigungsreise an den Hof des Schoguns in Yeddo, im Jahre 1691 den Residenten Henrich van Bütenhem, einen wohldenkenden Mann, der Sitte und Sprache der Japaner vortrefflich kannte, im nächsten Jahre Cornelius Outhorn, der belesen, erfahren und sprachkundig, sich durch seine Leutseligkeit bei den mißtrauischen Japanern beliebt gemacht hatte. Im Anfang des Jahres 1694 kehrte Kämpfer nach Europa zurück, erwarb in Leyden die medizinische Doktorwürde und ließ sich dann in seiner Vaterstadt Lemgo nieder, wo er Leibmedikus des regierenden Grafen zu Lippe wurde. Die Muße, die ihm von der medizinischen Praxis übrig blieb, verwandte er dazu, seine reichen Sammlungen zu bearbeiten. Unter seinen zahlreichen Schriften, die aber fast alle noch ungedruckt

sind, hat sein Werk über Japan die größte Berühmtheit erlangt. Der auch als deutscher Dichter bekannte Naturforscher Haller sagt, daß Kämpfer als Reisebeschreiber von niemand übertroffen wird. Er setzt hinzu, Kämpfer habe auf seiner japanischen Reise eine ungeheure Menge der wichtigsten Bemerkungen gesammelt, vieles selbst gezeichnet und überhaupt keine Mühe gescheut, wo er nur hoffen durfte, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Der Jesuit Charlevoix, der später eine Geschichte Japans schrieb, ist voll Rühmens über Kämpfers Werk, das so gut wie alles enthalte, was in den früheren Büchern über Japan nicht enthalten sei.

Leider fand Kämpfer keinen Verleger für sein Werk. Die Kleinlichkeit der deutschen Verhältnisse, die es ihm nicht ermöglichte, die Früchte seiner langjährigen Arbeit zu ernten, hat vermutlich ebenso an seinem Lebensmark gezehrt, wie die Streitsucht seiner zänkischen Frau, von der seine Biographen berichten. Wie er selbst sagt, fingen seine Manuskripte schon an, im Schranke von den Motten benagt zu werden. Als er 1716 gestorben war, verkaufte sein Neffe eine Abschrift des Japanwerkes nebst verschiedenen wertvollen Originalhandschriften Kämpfers an den Engländer Sloane, aus dessem Nachlaß später die Bibliothek des Britischen Museums in London diese Schätze erwarb. Nach Sloanes Abschrift wurde 1727 auf dessen Veranlassung die englische Übersetzung des Japanwerkes hergestellt, der dann später eine französische folgte. Die deutsche Ausgabe wurde viel später, im Jahre 1777, von dem Schriftsteller Christian Wilhelm Dohm nach dem deutschen Original besorgt.

Dieses Werk Kämpfers ist ein wahres Meisterwerk; es behandelt in zwei starken Bänden die Eigentümlichkeit des Landes, die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner, ferner die Geschichte und Verfassung des japanischen Reiches. Besonders wertvoll ist die Beschreibung der Tier- und Pflanzenwelt. Länger als ein Jahrhundert hat es den Europäern, die sich genauer unterrichten wollten, die Kenntnis des japanischen Landes und Volkes vermittelt. Der berühmte Montesquieu zitiert es öfter in seinem Buch vom Geist der Gesetze.

In unseren Tagen hat ein anderes Werk eines Deutschen über Japan eine ähnliche Bedeutung erlangt, wie das von Kämpfer: Das große monumentale Werk, das Philipp Franz v. Siebold in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts herausgab. Es führt den Titel: „Nippon-Archiv zur Beschreibung von Japan." Siebold wurde 1796 als Sohn eines Professors in Würzburg geboren. Im Jahre 1822 trat er als Sanitätsoffizier in die niederländische

Armee, in der Absicht, im fernen Osten sprach- und naturwissenschaftliche Studien zu treiben. Kaum war er einen Monat in Java, als sich ihm die seltene Gelegenheit bot, das für alle Welt verschlossene Japan kennen zu lernen. Er sollte die nach Japan abgehende holländische Gesandtschaft begleiten.

Es war beabsichtigt, daß er als Arzt auf der Insel Deschima bei Nagasaki bleiben und sich im Auftrage der Regierung mit wissenschaftlichen, namentlich

Japanische Flußlandschaft: Die Katsuyarmen Stromschnellen.
(Nach einer Photographie.)

naturwissenschaftlichen Studien beschäftigen sollte. Die Gesandtschaft hatte den Zweck, die Handelsbeziehungen für Japan zu verbessern. Da man wußte, daß die Japaner wißbegierig waren und einzelne von ihnen europäische Wissenschaften schätzten — Medizin, Naturgeschichte und Mathematik waren bei ihnen von jeher beliebt —, so hoffte man, durch die Sendung eines Arztes und Naturforschers zugleich die handelspolitischen Interessen zu fördern.

Im August 1823 kam Siebold in Nagasaki an. Als die japanischen Dolmetscher seinetwegen Verdacht schöpften, weil sie besser holländisch sprachen

Japanischer Priester.
(Nach einer Photographie.)

als er selbst, wurde ihnen erklärt, Siebold sei nicht ein Niederdeutscher, sondern ein Hochdeutscher, oder — wie man es den Japanern klar zu machen suchte — ein Bergholländer. Er entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit. Die japanischen Regierungsbeamten drückten ein Auge zu und gestatteten ihm nach und nach, täglich die Faktorei von Deschima zu verlassen. In einem Landhause versammelten sich seine Schüler, denen er in holländischer Sprache Vorlesungen über Natur- und Heilkunde hielt. Aus allen Landesteilen strömten die Lernbegierigen zusammen, um den fremden „Meester" zu sehen und zu hören. Auch

Handelsschiff der alten Zeit.
(Nach einem japanischen Holzschnitt.)

Kranke fanden sich zahlreich ein. „Es war eine geistige Mission im wahren Sinne des Wortes," schreibt sein Sohn Alexander v. Siebold. „Die den japanischen Ärzten ganz unbekannten Staaroperationen stempelten Siebold in den Augen des Volkes zu einem wahren Wunderdoktor. Heute noch zirkulieren im Volksmunde die fabelhaftesten Legenden von Kuren, die er vollbracht und über die Zahl von Menschenleben, die er durch seine Geschicklichkeit gerettet hat. Da viele seiner Schüler selbst ältere Mediziner waren, die bereits einen Kreis von eigenen Schülern besaßen, so schwollen die Anhänger der neuen „holländischen" Schule (im Gegensatz zu der chinesischen Schule, die von ihnen heftig bekämpft wurde) schneeballähnlich an und drangen bis in die entferntesten

Provinzen und Schutzländer Japans. Nur so war es möglich, daß die während eines siebenjährigen Aufenthaltes gestreute Saat in den Boden eindringen und sich verbreiten konnte. Bis in die jüngste Zeit findet man, selbst in den höchsten Regierungskreisen, noch Männer, die durch Schüler Siebolds ihre ersten Begriffe vom europäischen Wesen und abendländischer Wissenschaft erhielten, und diesen Männern verdankt Japan seinen überraschenden Umschwung und Fortschritt. Siebold besaß aber auch in seiner vielseitigen Bildung die Elemente, welche die wißbegierigen Japaner anzog, und in seinem leutseligen Wesen, verbunden mit einer sorgsamen Rücksicht auf alles, was dem Japaner heilig und hehr ist, Eigenschaften, die ihm den Erfolg sichern mußten."

Auch die Schutzpockenimpfung führte er in Japan ein. Zugleich nahmen seine wissenschaftlichen Forschungen raschen Fortgang. Drei Monate nach seiner Ankunft hatte er bereits 25 neue Tierarten gefunden und schreibt: „Ich habe noch viele zoologische Entdeckungen und bei weitem mehr botanische gemacht. Unter sechs Jahren verlasse ich Japan nicht und auf keinen Fall eher, als bis ich eine ausführliche Beschreibung von Japan geliefert habe." Seinen Schülern erteilte er ein Doktorzeugnis; um es zu erlangen, mußten sie eine Dissertation in holländischer Sprache fertigen, wissenschaftliche Beiträge zur Kenntnis des Landes, seiner Geschichte, seiner Sitten und Gebräuche.

Im Jahre 1826 begleitete er die Gesandtschaft an den Hof der Schogun in Yeddo. Dort trat er zu den Leibärzten des Schoguns und verschiedenen Gelehrten in freundschaftliche Beziehungen. Auf der Hin- und Rückreise hatte er heimlich bei wichtigen geographischen Punkten Längen- und Breitenmessungen vorgenommen, ferner eine hydographische Aufnahme der Meerenge von Schimonoseki, der japanischen Dardanellen. Auch Höhenmessungen stellte er an. Welche Schwierigkeiten sich ihm dabei boten, ist unglaublich. Die magnetischen Instrumente wurden im Hutfutter mitgeführt. Das Höhenbarometer hatte sich Siebold selbst mit vieler Mühe konstruieren müssen. Als die japanischen Beamten die Beobachtungen mittels Sextant und Chronometer argwöhnisch betrachteten, wurde ihnen erklärt, daß sie zur Regulierung der Reiseuhren nötig seien.

Mit großer Freude pflegte Siebold den in Deschima angelegten Garten. Zahlreiche neue Arten von Pflanzen sind von hier nach Europa ausgeführt worden. Es gelang ihm, die ersten Sendungen von Teesamen nach Java zu schicken, indem er die Samenkörner in eisenhaltigen Lehm verpackte. Vorher war die Versendung nicht gelungen, weil der Same unterwegs austrocknete.

Auch seine zoologischen Sammlungen mehrten sich. Eigens angestellte Jäger durchstreiften die Wälder und seine Assistenten präparierten die Bälge und Skelette.

Schon war der Zeitpunkt bestimmt, in welchem Siebold wieder nach Batavia zurückreisen sollte; ein Teil seiner Sammlungen war schon an Bord gebracht, als eine gefährliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. Durch den Hofastronomen Takahasi war er in den Besitz wichtiger Karten von Japan gekommen, besonders von Jesso und den Kurilen. Dies wurde der Regierung verraten, der Besitz der Karten galt als Landesverrat. Er selbst und viele seiner Schüler wurden ins Gefängnis geworfen, seine Dienstboten gefoltert, der Hofastronom Takahasi wahrscheinlich zum Harakiri verurteilt. Siebold selbst wurde schließlich für ewig aus dem Lande verbannt. Die niederländischen Behörden hatten sich gehütet, für ihn zu intervenieren und hatten ihn seinem Schicksal überlassen. Im Jahre 1830 nach Europa zurückgekehrt, gab er außer dem schon genannten Nipponarchiv namentlich ein Werk über die japanische Tier- und Pflanzenwelt, sowie einen Atlas des japanischen Reiches heraus.

Besonders seine geographischen Entdeckungen machten viel Aufsehen. Seine Karten, die nach japanischen Originalaufnahmen und nach seinen eigenen Untersuchungen gearbeitet worden, galten bis in die neueste Zeit als mustergültig und bildeten auch die Grundlage für die englischen Admiralitätskarten.

Seine Mitteilungen über die Insel Jesso, die Kurilen und Sachalin, sowie Korea und die Liu-Kiu-Inseln eröffneten der Völkerkunde völlig neue Gebiete. Auch der Sprachwissenschaft lieferte er wichtige Beiträge.

Als im Jahre 1854 die ersten japanischen Häfen dem Verkehr eröffnet wurden, beschloß Siebold, noch einmal Japan aufzusuchen, das Land seiner Zuneigung und seiner Hoffnungen. Das gegen ihn ausgesprochene Verbannungsurteil war inzwischen zurückgenommen worden. Bald verbreitete sich in Japan das Gerücht von der Ankunft des alten „Meesters". Es gab rührende Szenen des Wiedersehens. Die Zahl seiner Schüler wuchs von Tag zu Tag und aufs neue drang seine segensreiche Wirksamkeit in immer weitere Kreise. Doch sein Aufenthalt in Japan sollte diesmal nur von kurzer Dauer sein. Es waren für die japanische Politik damals gewitterschwüle Zeiten. Auch Siebold wurde in das Spiel der Diplomatie hineingezogen. Die Folge war, daß er auf Betreiben der diplomatischen Agenten der Niederlande von der japanischen Regierung ersucht wurde, Yeddo, wo er sich aufhielt, zu verlassen. Er ging über

Java nach Holland zurück. Schon war Siebold im Begriff, zum dritten Male nach Japan zu gehen, als er am 18. Oktober 1866 in München starb.

In Nagasaki erhebt sich ein mächtiger Stein, der zu seinem Gedächtnis von den letzten Überlebenden seiner Schüler, sowie den hervorragendsten japanischen Staatsmännern und Mitgliedern des japanischen hohen Adels errichtet worden ist. Er trägt die Worte: „Daß in den Jahren des Zyklus Kajé und

Yokohama.
(Nach einer Photographie.)

Ansei die Partei, welche die Europäer aus dem Lande zu vertreiben und das Reich aufs neue abzuschließen trachtete, nicht den Sieg davongetragen und ein glückliches und friedliches Einvernehmen mit Europa zustande kam, ist einzig und allein Verdienst der Männer, welche Kenner und Vertreter der europäischen Wissenschaft waren; folglich ruht der Ruhm der großen Tat der Einführung der Zivilisation im heutigen Japan auf Siebold, dessen Andenken dieser Stein gewidmet ist."

Das dritte große deutsche Werk über Japan rührt von dem Professor

J. J. Rein her. Ehe er im Jahre 1874 nach Japan ging, wo er sich zwei Jahre aufhielt, war er Oberlehrer in Frankfurt a. M.; später wirkte er als Professor der Geographie in Marburg und Bonn. Er hatte von dem preußischen Handelsministerium den Auftrag, die eigenartigen und auf einer hohen Stufe der Vollendung stehenden japanischen Industriezweige, die kurz vorher auf der Wiener Weltausstellung so großes Aufsehen erregt hatte, sowie den japa-

Das Gebäude des deutschen Klubs in Yokohama.
(Nach einer Photographie.)

nischen Handel zu studieren und darüber zu berichten. Er hat dies in mustergültiger Weise getan. Die dem preußischen Handelsministerium erstatteten Berichte sind im zweiten Bande seines Werkes abgedruckt, während der erste die Natur des Landes schildert und die geschichtliche und soziale Entwicklung seiner Bewohner behandelt. Dieses Werk von Rein bildet heute die wichtigste Grundlage für die Kenntnis des japanischen Reiches.

Es kommen nun die Zeiten, wo die Ausländer, namentlich auch die Deutschen, scharenweis nach Japan zogen, um in den Dienst der dortigen Regierung zu treten. Sie erhielten in der Regel ein reichliches Gehalt, doch

Haru-Ko, Kaiserin von Japan.
(Nach einer Photographie.)

waren die meisten, wenn sie nach Ablauf ihres Kontraktes wieder nach Deutschland zurückkehrten, verärgert und verdrossen.

Nach dem anmutigen japanischen Ausdruck wurden sie nur „gemietet". Es waren Gelehrte der verschiedensten Fächer, Juristen- und Verwaltungsbeamte, Ärzte und Ingenieure. Sie wirkten als Ratgeber bei den gesetzgebenden Behörden, als Lehrer an Universitäten und Schulen, als technische Leiter von industriellen Betrieben. Einer von ihnen, Karl Rathgen, schreibt: „Die direkte Ausführung, die Leitung der Geschäfte haben die japanischen Beamten sich stets vorbehalten, ein Grundsatz, der begreiflich ist, dessen Durchführung aber den Sachverständigen und Fremden, auf deren Rat man doch nur halb hört, oft halb zur Verzweiflung bringt. Es wird in späterer Zeit schwierig sein, der stillen Tätigkeit dieser fremden Ratgeber gerecht zu werden. Die Männer, welche neue technische Verfahren eingeführt, Gesetzentwürfe gemacht, die Schulen organisiert, wissenschaftliche Sammlungen angelegt, das Eisenbahnnetz traciert haben usw. usw. — wer spricht von ihnen noch nach einigen Jahren?"

Auch ein Japaner, Graf Fusamaro Tsugaru, äußert sich über diesen Punkt. Er sagt: „Es ist sehr oft behauptet worden, daß die Japaner fremde Ratgeber und Lehrer, die dem Lande viel genützt hätten, erbarmungslos aus dem Dienst entlassen hätten, woraus man auf Haß und Abneigung der Japaner gegen die Europäer schließen zu können glaubte. Demgegenüber ist zu erwidern, das keine Regierung der Welt zögern wird, sobald es die Umstände gestatten, die Ausländer durch einheimische Kräfte zu ersetzen. Außerdem ist im Kontrakt die Zeitdauer des Engagements vereinbart, und wenn nach Ablauf dieser Frist kein Bedürfnis mehr vorhanden ist, wird der Kontrakt nicht erneuert und die entlassenen Fremden hätten, nach meiner Meinung, keine Veranlassung sich zu beschweren, denn sie erhalten stets je nach ihren Verdiensten entsprechende Orden und Auszeichnungen, ja sogar oft eine lebenslängliche Pension."

Außer den Deutschen waren namentlich im Anfang auch viele Engländer, Franzosen und Amerikaner in Japan beschäftigt. Die Zahl der Franzosen wurde später ganz gering, die Engländer und Amerikaner sind aber heute noch zahlreicher als die Deutschen. Doch haben die Deutschen bei der Gesetzgebung den größten Einfluß geübt und auch als Lehrer an der Universität Tokio mehr geleistet als die Gelehrten anderer Nationen. In Tokio wurde eine deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens gegründet, die in ihren Mit-

teilungen wertvolle Forschungen deutscher Gelehrter über Japan, sein Land, seine Sprache und seine Geschichte veröffentlicht hat. Es ist mißlich, einzelne von den deutschen Gelehrten, die sich um Japan verdient gemacht haben, hier namentlich zu erwähnen, denn die meisten von ihnen sind noch am Leben, und sie alle an dieser Stelle aufzuführen, ist unmöglich. Aber Rathgens Buch über Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt, ein gründliches, umfangreiches Werk, das im Jahre 1891 erschien, und die staatliche Entwicklung des Landes bis zu diesem Zeitpunkte vortrefflich behandelt, muß doch erwähnt werden. Die Professoren Liebscher und Fesca haben die japanische Landwirtschaft in tüchtigen Werken behandelt und sich um diesen Zweig des Wirtschaftslebens Verdienste erworben.

Am längsten sind die beiden medizinischen Professoren Bälz und Scriba in Japan geblieben. Sie sind jetzt beide pensioniert, verzehren aber ihre Pension in Tokio und setzen ihre einträgliche medizinische Praxis dort fort.

Von den deutschen Juristen hat Rudorff sich als Schriftsteller an meisten verdient gemacht; er schrieb ein ausgezeichnetes Werk über die Tokugawa Gesetzsammlung.

Nicht vergessen dürfen wir an dieser Stelle die deutschen Instrukteure der japanischen Armee, vor allen die Generale Meckel und v. Blankenburg.

Auch eine deutsche Missionsgesellschaft arbeitet in Japan, der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein, der 1884 in Weimar gegründet wurde. Einer ihrer Missionare, Karl Munzinger, hat ein Buch über Japan geschrieben, das namentlich über das geistige und religiöse Leben des japanischen Volkes gute Beobachtungen enthält.

So dürfen wir denn sagen, daß unsere deutschen Landsleute in Japan eine vielseitige und von reichen Erfolgen begleitete Kulturarbeit geleistet haben.

Hiermit verlassen wir das japanische Inselreich. Im nächsten Bande führen wir den Leser nach Korea, der Mandschurei und dem asiatischen Rußland.

DS
517
R58
Bd.1

Reventlow, Ernst Christian
Einar Ludwig Detlev
Der russisch-japanische
Krieg

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY